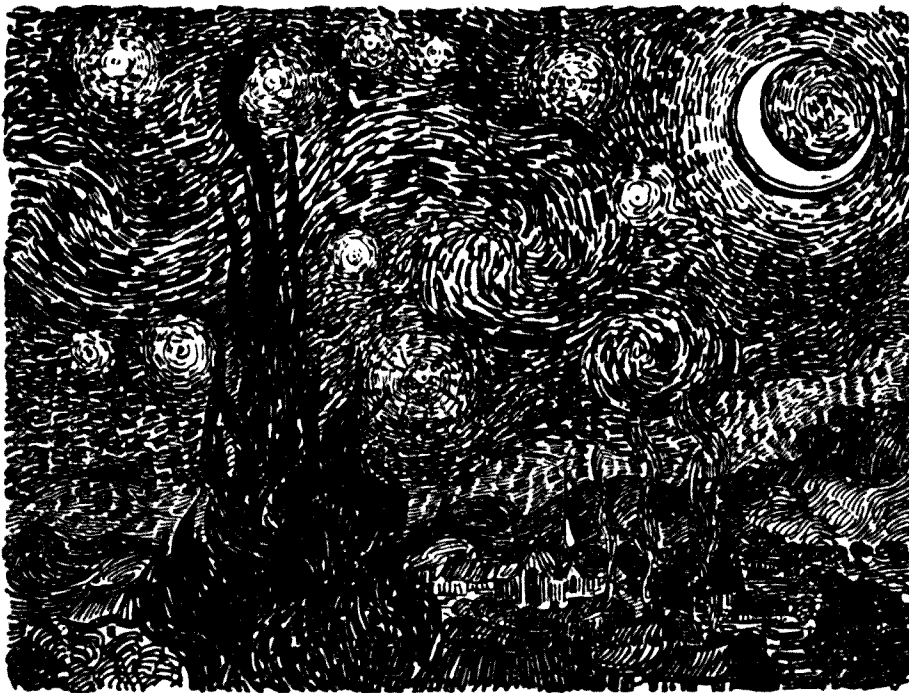


# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{1}{2}$

INHALT: Vincent van Gogh: Rohrfederzeichnung (Titelblatt) / Ludwig Rubiner: Der Maler vor der Arche (André Derain) / Francis Jammes: Ueber den Schnee / Emile Zola: Eine verschollene Skizze / Hans Richter: Studie / Wilhelm Klemm: Erscheinung / Albert Ehrenstein: Flöhe zwitschern auf Gestirnen / J. T. Keller: Der Pfad der Erlösung / Ludwig Meidner: Porträtskizze / Paul Kraft: Vor der Fahrt in die Heimat / Rudolf Fuchs: Skizze zu einem Gedicht / Ferdinand Hardekopf: Sublimierung; Das Café-Sonett / R. von Walter: Ein Gespräch / Jomar Förste: Zeichnung / S. Friedlaender: Sylvesterrede / Rudolf Börsch: Traum / Emmy Hennings: Aus dem Gefängnis. Skizze / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
Deutsch von Georg Hecht

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t  
H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—  
D I E L Y R I S C H E N A N T H O L O G I E N  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
L E O N . T O L S T O I  
B e s i n n e t E u c h  
100 Seiten Preis 30 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

T H E O D O R D Ä U B L E R

Dr. Schmitt in seiner bei Georg Müller in München  
erscheinenden Däubler-Monographie: Der erste große  
Europäer. Sein Werk hält dem mechanistischen Zeit-  
alter das Gegengewicht. Der Naturalismus der Sprache  
ist bei ihm überwunden. Ein solches Unternehmen,  
das eigene Reich der künstlerischen Sprache zu be-  
gründen, ist vielleicht das Kühnste und Erschütterndste,  
was in der Geschichte irgendeiner Kunst je erlebt wurde.  
La Plume: Le grand poète allemand Theodor Däubler.

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Die AKTION: Dokument einer neuen Lebensrhythmi-  
sierung, einer neuen Art, Assoziationen zu knüpfen,  
einer neuen Bemühung um Sprachform und Sprach-  
logik. Das Buch leitet mit einem ersten Gelingen jene  
neue Bewegung des „Simultanismus“ ein.

D e r s t e r n h e l l e W e g

Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

Zeit-Echo: Schlägt also die Stunde, wo Däublers Name  
als ein Losungswort, eine Richtung, ein Protest endlich  
den Offiziellen geläufig wird? Ach, nicht unpassender  
konnte er den Augenblick wählen. Denn wer bemerkt,  
will es heute bemerken, daß hier ein ebenso Wichtiges  
vorgeht wie an den geographischen, Schützengraben ge-  
füllten Rändern Deutschlands?

M i t s i l b e r n e r S i c h e l

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Im Druck. Erscheint in etwa vier Wochen. Handelt  
vom Mond, vom Meer, von der Stadt der Städte, von  
der Landschaft, von Sternen, vom Paradies und von  
jedem Menschen.

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

R O B E R T M U S I L

Die Verwirrungen des Zöglings Törleß  
Zweite Auflage. Geheftet Mk. 4.

V e r e i n i g u n g e n  
Zwei Erzählungen  
M. 3,—

F R A N Z B L E I  
L o g i k d e s H e r z e n s  
Lustspiel  
Geh. M. 2,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m  
Geschichte eines Knaben  
M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
M. 3,—

G E O R G E M E R E D I T H S R O M A N E  
Richard Feverel  
Die tragischen Komödianten  
Der Egoist

T H E O D O R F O N T A N E  
G e s a m m e l t e W e r k e  
Auswahl in 5 Bänden  
Geb. M. 20,—

F I S C H E R S R O M A N B I B L I O T H E K  
Werke von Laurids Bruun, Fontane  
Knut Hamsun, J. V. Jensen, Björnson  
L i e , S t e h r , B a n g u . a .  
Jeder Band gebunden M. 1,—  
Als Feldpostbrief durch  
S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 8. JAN. 1916

DER MALER VOR DER ARCHE

André Derain † im Kriege

Von Ludwig Rubiner

Dem Naturforscher Jakobus van Rees in Hilversum gewidmet

Der Prophet steht auf. Der Mantel der Erde ist nur schwarzer Schaum. Hindurch stößt der mächtige Breitstirnige, sein glatter blonder Scheitel und ohne zu zittern seine riesigen glattrasierten Bäckchen, rosig. Darnach empor die furchtbare Säule seines Leibs (voller Blutumlauf und Verdauung). Unten rollt die Erde um, er sieht; Prophet: noch Donnerer, noch Droher, noch fürchterlicher Warner des Montparnasse; die Stühle der Terrasse schlagen Wellen, die Tische tapen hinab ins Meer, klein, flach, plump wie blecherne weiße Fische. Erde, wohin wälzest du? Was versteht unsereins vom Kosmos! Nur einmal hier aufrecht stillstehen, eine breitstirnige Verdauungssäule und die Erdschale wie einen wehenden Transmissionsriemen vorbeizittern hören! Prophet, Prophet. Es sehert ihn. Nun reißt er die blauen Äugelchen auf, der Dicke: Hier kommt es in grauen Blitzen angerast, Länder zugewölkt vom üblen Atem der Leute mit bösem Gewissen, die tiefenden finsternen pestigen Urwälder aus den Haaren verhungerner Frauen, heiß stinkend schwärmt ein ungeheurer breit aufgetriebener Äquator von ermordeten Männern empor, ein blutiges Band von Brei klatscht schlotternd um die eilige Erde. Aber dort, ein Funke, ein Strahl, hell, liebliches Licht, ein neuer Tag, ein kleiner rötlicher, angenehm nicht störender Tag, ein Himmelslicht: O Wunder aller Meteore, ein Trabant der Erde, ein neuer Trabant! Ein neuer lieblich rötlicher Mond, der freundlich sprühend mit dem Lauf der Erde trudelt: die brennenden Dächer des Landes sind das, zusammenschweißend zum neuen Himmelslicht.

Prophet, siehst du nicht falsch? Warum sind seit Jahrhunderten alle Prophetengesichte Verdammnis und Mord?

Aber die Erde — sie wird so bleich, wird dürr, staubig rippenhaft wie ein Schleier von Draht — sie schrumpft weiß-grau ein, schnell in geblähter Eile schwillt sie geschwürrhaft auf und fällt zu-

sammen, ein klebriger wirbelnder Schleimhaufen, sie ist durchfressen, abgenagt sind die Erdknochen von den letzten Gierigen, durchgesogen von den Kriegssyphilissen.

Prophet, du bist so groß und mild, du bist so wohlthätig und hast sie alle so lieb. Deine Herzgüte ist so sehr groß. Du sagst es ihnen nicht. Du darfst es nicht sagen. Seit der üblen Legende „Kassandra“ fühlt ein jeder sich genötigt künftiges Unglück zu schreien. Und vielleicht ist's gar nicht wahr. Vielleicht stehst du nur, weil alle Propheten dasselbe sehen; vielleicht nur, weil dich sehert, siehst du das schwarze Reich? und deine Menschenend-Vision kommt nur von deiner Prophetenmiene?

Du einzelner Mensch, was kannst du dagegen tun? Wie kannst du ihnen denn helfen? Kannst du deine Prophetie zunichte machen, um die Zukunft zu wenden? O tiefstes, fürchterlichstes Röcheln eines Atemholens, ein Entschluß bebzt durch die Metallnetze der Erde. Der Prophet wird nicht künden. Er tut den Seher ganz ab. Nicht wird er, publikumsbeklatscht, von der Drohung seiner Visionen wettern. Oh er macht sich so klein, er steigt auch von der letzten Erhöhung, er beißt die Zähne zusammen und steckt ein seliges Gesichte auf, er hat nun zu tun für eine Ewigkeit, bescheiden und hartnäckig wie ein Ziehhund: Er wird es nicht zu dem Unglück kommen lassen. Er wird — etwas — dagegen — tun —. Er wird die Menschen schützen, von vornherein. Er wird — er wird (o allerletzter, allerdemütigster, niedrigster, fürchterlichster Entschluß) — er wird

die Welt ändern.

Er wird die Welt ändern, ganz von Anfang an. Er wird sie unsterblich, unmörderisch, unverwesbar machen. Er wird Pläne entwerfen, für Häuser, Wolken, Bäume, paradiesische Dinge die nicht Geld wert sind, drum zu morden. Führt man etwa Krieg um Eisblumenwälder? Paradiese zu bauen, so fruchtbar schießend wie Eisblumen, Palmen des Kristalls, und leuchtend wie assyrische

Ufer. Die Menschen wird er ändern, die Menschen darin, jeder wird eine Lichtsäule, jeder schießt seine Lichtstrahlen aus. Aber die Arche aus der diese Welt quellen wird, ist noch verschlossen.

Fürchterliche Stunde der Prophetenexistenz! Er kann nicht einfach vorstoßen ins Kommende, er kann ja nicht einfach Denker sein oder einfach Seher — wie jammervoll erstellt würden dann seine Wesen, wie nur „Phantasie“, wie ärmlich Zukunftsgebilde nur zum Schau-Spaß! nicht anders als die dünnen, von flatternden Tüchern lächerlich umhangenen Typen irgendwelchen Zukunftsromanautors.

Der Prophet will ändern? so muß er mitten durch die Welt. Mitten in das Getümmel des befriedigt sich Wälzenden. Er will zum Geist? so muß er hindurch durch die klebrige Schlaraffenmauer der Körper, durch die Verwesungsgebirge des Gegebenen, durch die grünliche Leichennacht des Daseins. In die Zukunft will der Prophet: hinunter muß er, sausender Sturz vorbei an den letzten schwimmenden Regenbogenrändern der Zeit; durch finster aufklaffende Vergangenheit, er eilt durch trübwarmer Unterwelt, Sarghöhlen schwärzlich gilbend im schwachen Funzeln von Großmutterlampen; er keucht durch die widerliche Anmut des Gewesenen, er fährt durch die Abgestorbenheit der Welt mit der scheuen Eile wie durch eine riesige staubige fremde Wohnung die Vermieter möbliert vermieten.

Hier ist die ungeheure Probe für ihn. Wird er bleiben? Wird er herauskommen? vielleicht belastet mit lauter kleinen, runden gemütlichen Weihnachtsäpfelchen des Entschwundenen, wie ein gebildeter Gelehrter? Oder nimmt er die Dunkelheit mit, die Einsamkeit auch herauf, und wird ein Jammerer, ein Rückschauer, oder noch schlimmer: ein Obskurant, der stolz ist, daß er einsam und im Dunkel war, ein Propagandist des Verlorengehens, ein Nabelbeschauer, Theosoph, Versenkungsmime, Medialschwamm? Hier ist die Entscheidung. Denn, nicht wahr, es gibt nur eine Erfahrung in der Welt, eine einzige: Wer ins Künftige will, muß die ganze Vergangenheit auf sich nehmen.

Von da kommen Holzschnitte Derains. Sie sind zu dicklicher Simpeltätigkeit gedruckt mit dem schwärzlichen Eiter der Vergangenheit; alle Abbilder des Gewesenen kauern dem Menschen auf dem Buckel, damit nur ja Gliedmaßen aus Glasfensterfrommheit in Papierdimensionalität umquellen können. (Und Primitivlerkunstgewerb bliebe dabei stehen.)

Aber. He! Wo sind wir? Ein Ruck. Es stockt. Die Welt ist abgelaufen. Mehr kann man nicht. Grenze. Aus.

Knall. Ein Flammenschlag spritzt auseinander. Blaue Feuertrümmer in die Höhe. Ho, Derain,

Derain! Auf silbernen Strahlen zischt er hoch, hinter ihm flammendes Dunkel, unter ihm nichts mehr. Er steht noch im Dunkel, schon schmeißt er mit Sonnen. Neue Planeten pfeffert er rein: so kreisen rote Goldfische. Sterne fliegen lautlos sacht wie gelbe Kanarienvögel. Schimmernde Kugeln in quickweißen Funken schwimmen umher. Aus seinen Händen schießen in breit lohender Palmenstrahlen die Sterne schwirrend hinaus. Neu, Neu, Neu. Er schafft neu. Neue Welten, neue Körper, neue Wesen. Ist er denn noch? Seine Adern sind gigantische glühende Sternrunden, seine Blutstropfen steigen licht auf und fallen wie rötlich kreisende Planetenbahnen.

Derain ändert die Welt. Die alte Welt ist vorbei. Er macht die neue.

Wissen wir denn, wie es geht, daß wir ihn als Menschen sehen, und wie lange es dauert, bis so ein Mann mild das Auge aufschlägt und ans Geschäft des Bildermalens geht! Wissen wir denn, welche enormen kosmischen Milliardenjahrzyklen wir versäumen, zwischen zwei Entschlüssen: für uns, uns die Unbekannten, Pläne eines neuen Lebens aufzusetzen! Oh begriffen wir nur, was das ist! Dieser Mensch verzichtet drauf, seine Erlebnisse auszunutzen, seine Erfahrung in Esoterik auszuschlachten! Sähen wir nur endlich einmal diese Explosion, die völlige Zerschmetterung des Gewesenen; dies ungeheuerlich neu Aufgetane. Die neue Welt. Und den Lawinenabgrund zur alten: Hier wird Erlebtes — Erfahrung, Gewesenes — nicht mehr irgendwie „umgesetzt“, oder „sublimiert“ zu etwas vorgetäuscht Subtilerem. Nicht. Tief erlebnislos, tief unabhängig vom zufälligen Anstoß der Weltmechanik, ganz aufgelockert schafft der Geist.

Etwas ganz anders ist es, wenn wir erfahren, daß sich die Mechanik rächt; daß der ausgeschaltete Zufall zurückschnellt und den Menschen selbst vernichtet: daß dieser Geistige, dieser Schöpfer als Soldat auf dem Schlachtfeld abgeschossen wurde. Aber dies sagt uns nicht: so geht es allen Schöpferischen. Sondern es sagt im Gegenteil: seid Ihr Geistige, seid Ihr Schöpfer, so müßt Ihr nicht nur die Welt, sondern auch die Rache der Welt ausschalten. Ihr müßt weniger Medium und mehr Magier sein. Ihr müßt selbst die Beherrscher eures Schicksals sein. Das ist keine Angelegenheit der Mystik sondern eine des Willens. Die Welt hat den Mythos vom Erlebnis aufgestellt, um euch leichter unter ihre Maschinengewehr-kugeln zu kriegen. Wenn Ihr erst glaubt an die Notwendigkeit der Beweise, der Dokumentationen, der Belege für das Leben, an die Erforderlichkeit des Erlebnisses: dann seid Ihr schon hilflos eingewickelt, dem Sklaventode verfallen. Seid Ihr

denn nicht Wesen, durchschienen vom Strahlen des Geistes? seid Ihr nicht da, das Göttliche zu verwirklichen? Ihr habt nicht das Leben zu dokumentieren, denn da bliebet Ihr immer noch bloße Vegetation. Ihr habt den Geist zu dokumentieren, mit der Durchsetzung, der Realisierung des Geistigen in der Welt, in der Vegetativwelt, gegen sie. Ihr seid Menschen, das heißt Schöpfer. Ihr dürft nicht straflos abgeschnitten werden wie Gewächse: Ihr habt das Hebelwerk des Geistes zur Verfügung, den Willen!

Denn es ist nur ein Fehler, ein unausdenkbar irreparabler Fehler, wenn der Schöpfer nicht länger lebt als diese Welt, die er ändert. Unsere Trauer um den toten Menschen ist auch die Trauer um den fürchterlichen Fehler den er gemacht hat. Ja, das Längerleben ist nicht bloß sein Recht. Mehr: es ist seine erste Aufgabe! Die zu vergessen, unter der Überrumplung des Erlebnisses, ist Ende, Ende und letzter Jammer.

Tragik? Nur hier beim Tode, beim Nichtmehrsein des Menschen, diese hohen Worte nicht. Bitte sprechen wir da nicht von Tragik; das würde die einfachsten Tatsachen deklamatorisch zu decken.

Ja, es gibt eine Tragik des Schöpfers, aber sie liegt noch zu seinen Lebzeiten. Er will neue Lebenspläne aufstellen, und die Zeitgenossen nehmen sie als bloßen Abschluß, als bloße blütenhafte Vollendung. Während der Schöpfer den Umbruch der Welt vornimmt, glaubt die Welt nur das Schaustück eines Farbenspielers zu sehen. Ein Erbauer, ein Agitator fürs Gottesreich, ein Gesetzfinder gilt der Welt als Künstler; Derain, ein Neuwoller, höchstens als kubistischer Giorione. Und das letzte: der Schöpfer hat die Welt vernichtet — sie bezahlt ihn dafür mit Schecks. Daher: der Schöpfer will neue Menschen züchten, und er schafft nur Nachfolger. Die wirkliche Tragik des Schöpfers ist, daß er bloß Jünger hat. Daß er im höchsten Fall nur zeugt. Homunkuli. Statt sich selbst zu vervielfältigen.

Nach allen Katastrophen schlägt André Derain sein mildes Auge auf, und will die Welt lieblich haben, in trübeloser Temperaturhöhe. So heiß wie Paradiese sind, so perlmutterleuchtend Palmlichtes süß von Paradiesen; so geklärt zum Dasein, so sicher zum Dasein, so brüderlich dargeboten wie nur in Paradiesen. Hier steht er vor der Arche der Schöpfung und läßt aus ihr gehen, was in der Welt einmal wachsen soll.

Wer wagt denn noch zu denken, so ein Mensch zerbräche sich den Kopf über Formen: des Besitzspaßes wegen eines schieberischen Sammlers, oder zuliebe der Augenlust eines gerührten Gafers, oder für das langatmige Gemurmel von an-

gereizten Liniendeutern? Nein, jeder Bogenstrich dieses Mannes sagt: so sollt ihr leben; ich habe euer Unglück hinter mir; hier steht der Entwurf fürs Paradies, eingekocht in Farbe und Pinselrühren. Und dazu da, daß Ihr ihn aufnehmt und euer Leben danach richtet! Kann so ein Mann anders benannt werden, als „Politiker“? Ja, er ist Utopist. Aber ist das nicht unglaublich viel? Oder sollen etwa Güte und Zartheit des Wunsches und Weite solcher Entwürfe unvereinbar sein mit dem Ton „Politik“! Gut, es ist Prophetenpolitik. Dann sind wir für Prophetenpolitik.

Der dicke, große, blonde, blaue, glattbackige Derain hat diesen Krieg einmal vorhergesehen, die Verwüstungen seines französischen Landes, die Vernichtung des Bodens, der Hügel, des Grünen, der Häuser, der Bäume. Den Mord, die Wurmexistenz der Überlebenden in Urhöhlen. Und seinen eigenen Tod, das Niewieder; die Unterirdischkeit, Abgesperrtheit, Tonlosigkeit, die Himmels-Sonnen-Stern-Luftlosigkeit des Endes.

Da schuf er schnell und viel, Jahre noch vor der Tatsache des Krieges, seine Paradiesbilder für Menschen. Hier sind die Bäume Kristallgewächse, die einzigen Bäume die wir lieben können. Dabei Kristallhäuser, die einzigen in denen wir wohnen mögen. Kristallkräfte schließen wie Lichtleiter von allen Dingen aus, und etwas glitzernd Sprießendes tieft sich kurvend, brüstet sich in weißer Hitze eckig um zu neuen Räumen, heraus aus denen sprudeln Stalaktitensonnen wie Weifontänen: hier fehlt der Mensch, der selige Mensch!

Derains Mensch kommt. Der Mensch des Wunsches: o könnte er so leben, Wesen des Glanzes, der Lichtzeugung, des höchsten Nur-Wollens! Die Beine Säulen zum Gehen, der Leib Säule des Wachsens und der Fortpflanzung; Kopf kegelschnittartige Funktion des göttlichen Willens, Nase zylindriger Befehl in die Welt einzudringen. Dies alles ist Überwindung, Befreiung von der Billigung des Gegebenen. Untertanlosigkeit gegen alle bloße Dolmetschung des Lebens. Nein, hier sind Zuchtpläne für ein Menschengeschlecht, das in den Paradiesplänen dieses utopischen Genies einzig wohnen darf. Eine noch nicht ersehene Entschleierung unserer Kräfte ist da vorgenommen, ein Wissender zeigt sie uns: Wenn Ihr wirklich sein wollt, sein, sein, sein! so müßt Ihr ganz unzufällig, ganz unbedingt sein; nicht Sklaven, Bürger, Kanailen, Gewächse; nicht interessant, absonderlich; nicht Wesen eurer Umwelt, nicht „in den Raum gestellt“. Ihr müßt sein eure eigenen Schöpfer, ganz göttlich. Ganz Willen. Ihr Menschen, göttliche Glanzwesen, geschaffen für Paradiese!

Derains Werke sind reine Kulminationen unseres

Willens, nur aufgeschossen aus unseren Kräften. Den Kräften: Weit mit Widerwillen weg Stoßen, oder tief Lieben. Und, großer André Derain! O Prophet, Gütiger, zartestes Herz: er nahm fort alles was wir hassen, und ließ nur was uns strömen und lieben macht.

Derain hatte den Plan, den Grundriß, die Leidenschaft des Geistes, den Willen. Die Ursprünglichkeit; und — nach Abwerfen tausendjähriger mythischer Belastung — die Erstmaligkeit. Dies Kneten in neuer Unbefangenheit fanden seine Nachfolger bei ihm. Die ganze neue Malerei steht auf Handgriffen Derains. Othon Friesz, Delaunay, Braque, Vlaminck, die Entscheidungsstunde Picassos; der Beginn des deutschen, russischen, schwedischen, des jungen übereuropäischen Expressionismus: Das alles ist Umwandlung in mutige Malprobleme, was für Derain, ganz ohne Erwähnung des Muts, Selbstverständlichkeit des Moralischen war. Zeichensetzung einer neuen Welt. Seine Nachfolger brachten eine neue Optik in die Welt. Aber Derain hat diese Welt selbst gemacht. Ihm ging es ja nicht um den bloßen neuen Gesichtswinkel, nicht um den schönen Aussichtspunkt. Was sind hier noch Angelegenheiten des Ateliers? Ihm galt allein das Menschenleben selbst. Er schuf neue, umstrahlend helle, unendlich weit geklärte, unendlich streitlose Räume für das kommende Menschenleben.

## ÜBER DEN SCHNEE

Von Francis Jammes

Der Schnee entsteht, man weiß nicht recht wie. Aber während die Flaumhaare der Distel die Brisen des Sommers brauchen, damit der Wind sie aussät, brauchen die des Schnees die Winterstürme. Ferner: der Flaum der Distel braucht den Sang des Distelfinks, daß er reift, und die süße Erde und die schönen Wasser. Die Schneeflocken brauchen, um die Hülsen der Wolken zu durchbrechen, das Schweigen der Adler, den Abgrund der Luft, die Furche des Blitzes.

Die Distel sät die Distel, die Rose die Rose, die Immortelle die Immortelle, und das junge Mädchen sät Küsse unter seine Schritte. Doch was sät der Schnee, wenn seine Achänen in die graue Watte des Mysteriums fallen? Denn die Achänen sind Früchte, die des Schnees so gut wie die der Distel oder des Löwenzahns, auf den man bläst, um zu erfahren, ob die Liebe ewig dauert.

Wenn uns die Wetterkunde von mehreren Sorten von Flocken berichtet, und daß bei jeder Art sechs Kelchblätter zu zählen sind, können wir da nicht

diese Flocken mit den Amaryllis und den Lilien, den Narzissen der Dichter und im allgemeinen mit den Lilienarten zusammenbringen?

Warum nicht unter ihnen all diese weiß erblühten Kelche einreihen, zusammen mit der ganzen Flora in der Sahara des Himmels?

Ja, was sät der Schnee? Er sät den Tod.

Giftiger als der Saft des Eisenhutes und der Tollkirsche vereist sein Saft das Blut der Elenden ohne Unterkunft. Und im Augenblick, wo seine sitzenden Blüten sich loslösen, findet man auf dem Pflaster, auf den Bänken, auf der Schwelle der Kirchen Leichen, die von dem feinen Gift violett angelaufen sind. Wenn der Duft des australischen Sumach gefährlich ist, so ist es das unmerkliche Aroma des Schnees nicht weniger. Es gab Tage in der Geschichte, wo Völker starben unter dem Überschwang dieser phantastischen, weißen Blumensträuße, die die Unendlichkeit überdeckten, die sich berührten, die an die Flanke der alten Erde einen blassen Flügel hefteten, geschwellt von Qual.

Als der aus Moskau fliehende Napoleon den Kopf erhob, vielleicht zürnte er da Gott, daß die bleichen Schneernten im Überfluß von den himmlischen Feldern auf sein Heer herabfielen, ohne daß man aus ihnen ein anderes Brot als ein Brot des Todes kneten konnte.

(Deutsch von August Brücher)

## DIE LIEBE UNTERM DACH

Von Émile Zola

Eine Probe der heute verschollenen „Pariser Skizzen“ aus Zolas Frühzeit, die den Romanband: „Das Gelöbnis einer Toten“ (1867) abschließen.

Grämliche Leute, die alt werden und auf unsere Jugend böse sind, behaupten, die Rosen seien längst verwelkt und uns blieben nur noch die Dornen. Mit hämischer Freude sagen sie zur jungen Generation: „Die Grisette stirbt, die Grisette ist tot!“

Ich aber erkläre, daß sie lügen, daß Liebe und Arbeit nicht sterben können und daß die lustigen Mansardenvögel nicht weggeflogen sind.

Ich kenne einen dieser Vögel.

Martha ist zwanzig Jahre alt. Eines Tages fand sie sich im Leben allein. Sie war ein Kind dieser großen Stadt, die ihren Töchtern einen Fingerhut oder Brillantringe an allen Fingern zur Wahl bietet. Sie hat den Fingerhut gewählt und ist Grisette geworden.

Der Beruf ist einfach. Er verlangt nur ein Herz und eine Nähadel. Es handelt sich darum, viel zu arbeiten und viel zu lieben. Hier rettet die

Arbeit die Liebe, und die Finger sichern die Unabhängigkeit des Herzens.

Am Morgen ihres Lebens hat Martha ihre Stirn zwischen ihre Händchen genommen und sich in sehr ernsthafte Erwägungen versenkt: „Ich bin jung, ich bin hübsch, und es hängt nur von mir ab, ob ich seidene Kleider, Spitzen und Juwelen tragen will. Ich würde üppig leben, leckere Dinge essen und im eigenen Wagen ausfahren. Aber eines Tages würde ich im Schmutze aufwachen und mein Herz klagen hören. Da will ich ihm lieber schon jetzt gehorchen; es soll mein einziger Führer sein. Ich werde Röcke aus Kattun tragen, und während langer Arbeitsstunden werde ich der Stimme meines Herzens lauschen. Ich will den lieben, den mein Herz mir bestimmt.“

Und so etablierte sich das schöne Kind als freie Bürgerin der Republik.

Seitdem bewohnt Martha eine kleine, sonnige Stube hoch unterm Dach. Ihr kennt es, dieses Nest, das die Dichter besungen haben. Der einzige Luxus des Haushalts besteht in Sauberkeit und Frohsinn. Alles ist blank und nett. Sogar die uralten Möbel singen ein Lied vom zwanzigsten Jahre.

Das Bett ist klein und ganz weiß, wie das eines Pensionsmädchens. Aber zu Häupten des Lagers lächelt eine Gipsbüste von Béranger, dem Dichter der Dachstuben. An den Wänden hängen ein paar Stiche aus abenteuerlichen Büchern; und auf einem Sims entfaltet sich eine ganze Welt aus Porzellan und Glas, lauter Dinge, die Martha auf ländlichen Jahrmärkten gewonnen hat.

Weiter sind da noch: eine Kommode, ein Büfett, ein Tisch und vier Stühle. Das kleine Zimmer ist zu sehr möbliert.

Das Nest ist öde, solange der Vogel nicht da ist. Kaum tritt Martha ein, so lächelt die ganze Dachstube. Sie sitzt vor ihrem kleinen Tisch. Beim Nähen singt sie, und die Spatzen auf dem Dache antworten ihren Liedern. Sie hat es heute eilig mit der Arbeit; denn morgen will sie ausfliegen zu den waldigen Hügeln von Verrières.

Ihr Herz hat gesprochen. Seit zwei Monaten ist sie nicht mehr allein, sie hat einen guten Jungen gefunden. Und da sie ein braves Mädchen ist, hat sie sich lieben lassen und hat selbst geliebt.

Seht sie doch auf der Straße, ihre Arbeit in der Hand! Leichtfüßig springt sie über die Gossen, hebt die Röcke und zeigt reizende Knöchel. Ihr Gang ist keck und scheu, sie hat ganz die Frechheit und die Furcht der Sperlinge aus dem Jardin du Luxembourg. Sie ist der muntere Vogel des

Pariser Pflasters. Das ist ihr Erdreich, das ist ihre Heimat.

Und am nächsten Tage, welche Freude im Walde bei Verrières! Da gibt es Erdbeeren und Blumen, weite Rasenflächen und schattiges Gebüsch. Martha versorgt sich für eine ganze Woche mit guter Laune. Sie berauscht sich an Luft und Freiheit, der blaue Himmel und das grüne Laub rühren sie zu Tränen. Wenn es dann Abend wird, kommt sie leise wieder zu sich. In der Hand trägt sie einen Fliederzweig, im Herzen neue Liebe und neuen Mut.

So hat sie sich ein Leben der Arbeit und der Zärtlichkeit eingerichtet. Sie verdient ihr Brot und liebt den, der ihr gefällt.

Wer wollte dieses Kind schelten? Es gibt mehr, als es empfängt. Sein Leben hat die ganze Würde wahrer Leidenschaft und die ganze Tugend unermüdlicher Arbeit.

Arbeite und liebe weiter, kleine Grisette! Du bist ewig, denn du bist die Jugend und die Liebe.

(Uebersetzt von Ferdinand Hardekopf)



Hans Richter: Studie

## ERSCHEINUNG

Die Schatten sitzen beim Gastmahl —  
Schweben wie weiße Felle in der Nacht.  
Freunde, stoß an! Das sind Becher, die nicht  
tönen!

Ein vergeßner Stern funkelt mitten in unserem  
Kreis.

Tor, wer glaubt zwischen Sohle und Scheitel  
Sei alles beschlossen, was Mensch genannt wird!  
Des Herzens unauslöschlicher Drang, die Geister-  
arme,

Die hinausgreifen nach den Ringen an den Pforten  
Gottes!

Du mit dem Fabelblick, — atmest du Ewigkeit?  
Und du schönes Profil voll Schwermut, neigst  
du die Stirn

Tiefer lauschend in die Schneckenwindungen des  
Himmels?

Herkules, streckst du die Glieder auf den Stein-  
bänken des Ewigen?

Was ist jetzt Anfang, Ende und Wiederkehr?  
Wir lächeln nicht mehr darüber. Alle Irrtümer  
versöhnten sich.

Ganze Welten fallen lautlos herab  
In den dämmernden Furchen unserer Gewänder.  
*Wilhelm Klemm*

## FLÖHE ZWITSCHERN AUF GESTIRNEN

In schwarze Himmel hat die Sonne  
ein Messingauge sich geglotzt.  
Ob dort das dunkle Dickicht wohne,  
sie hat sich doch hinangetrotzt.

In Qualen zwar und Bitternissen,  
zerrissen und auf Vieren wankend,  
doch kam er an. Und Flinke drangen nach,  
schon rings ausschweifend, wolkengierig,  
in Freude hoch der Gipfellüste,  
dem Talgestank der Täler fern.

Wohl ihm, der so von Meer zu Meere,  
den sturmgespülten Kahn doch trieb,  
sich noch aus jedem Sternenheere,  
der Sterne Menge herabhiel.

Der aber nie zu Sternen sprang,  
ihm dient der Drang.

Und tadelt nicht den Bürger!  
Er bezahlt den Bazillenwürger.

In jeden Himmel hat das Rohr,  
Schiff, Bahn, Aeroplan  
ein Guckloch sich geglotzt.  
Zum Rinnsal ward der Ozean,  
zum hygienischen Spucknapf.  
Wolken von Butterstullenpapier umhüllen  
den sterbenden Gaurisankar.

*Albert Ehrenstein*

## DER PFAD DER ERLÖSUNG

Als ausgegerbt vom Schlag der Kanonaden  
Ihm sein Gehirn in Eiter schaukelnd schwankte,  
Als mit dem Dunst von Aas und Kot beladen  
Sich das Gerinnsel seiner Venen fremd  
Wie Schierlingsaft durch sein Gerippe rankte,  
Die steife Haut wie ein verfaultes Hemd  
An die Verwesung seiner Wunden schlug,  
Trieb sein Kadaver in ein Meer von Trug,  
Wo alle Dinge nackt wie Schären staken  
Von tauber Unversöhnlichkeit umspült.  
Und ihrer Häßlichkeiten Schnabelhaken  
Zerstückten ihn und ließen ihn zerwühlt.  
Da strich er als ein Fledderer umher  
Und suchte seine Wut in allen Sträuchen.  
Er leckte sie als Blut von jedem Speer  
Und preßte sie als Wind in seinen Schläuchen.  
Dann ließ er sie an das verschwärte Hirn,  
Das er noch war, wie eine Meute prallen,  
Und gab den Leichnam, der an seiner Stirn  
Noch baumelnd hing, an seines Zornes Krallen.  
Da brach der Krieg in seine Eingeweide.  
Durch seine Kehle trieben Ströme Blut.  
Dem Regen bitterer Tränen ward er Weide.  
Und jede Leiche hat in ihm geruht.  
Die Ruhmgeschmeide wirkten wie Gebreste  
Und wanderten wie Stein durch sein Gedärm.  
Und aller Krämer feile Heldengeste  
Verklang in seinem Bauch wie eitel Lärm.  
Die grauen Heere zogen seinem Munde  
Wie Seuchen zu und füllten ihn mit Rauch.  
Sie wimmelten als trunkne Bienenbunde  
In seiner Lungen süßem Doldenstrauch.  
Und seine Poren waren ausgeweitet  
Wie Waben, gastlich wie ein Bienenhaus.  
So ward der goldne Honig ihm bereitet.  
Dann schied er sich wie eine Drohne aus.  
Er schälte sich aus seiner Puppenhülle,  
Die wie der Kräben Betten ekel war  
Und Abfall barg wie eines Schwammes Fülle,  
Und hängte sich dem Wind ins Haar.

\* \* \*

Aus dem tollwutgeilen Traum gerissen  
Wusch er seine Stirn im Himmelslichte  
Trieb auf Windes schwanken Seidenkissen  
Ohne Gegenstand und Gliederdichte.  
Ohne Farbe die gespannten Wiesen.  
Ohne Duft die aufgerollten Täler.  
Reiselüstern gegen Morgen bliesen  
Seines Weges leichtgeschürzte Wähler.  
Über jungem Schilf und frischen Flüssen  
Taumelte sein aufgelöstes Leben  
Unbegabt den luftigen Genüssen  
Vogelflinken Flüchtigseins ergeben.



Über krausem Klee und Roggenwellen  
Schlieferte die schwere Mittagsstunde.  
Wandermattigkeit trug ihn auf schnellen  
Herbstkadenzen wie ein Blatt zu Grunde.  
Landete erschüttert wie ein Nachen.  
Hob die Lider auf zu erstem Schauen.  
Lag in wundergläubigem Erwachen  
Auf den Knien unsrer lieben Frauen.

\* \* \*

Er kam zu dir als ein Versprengter  
In Strähnen, mit verklebtem Mund  
Und stierte in zu nichts gedrängter  
Versunkenheit in seinen Grund.  
Er nahm sich in sein Wehrgehänge,  
Versagte fröstelnd sich dem Licht  
Und wies dir sein im Traumgedränge  
Des Wahns verfangenes Gesicht.  
Da nahmst du ihn bei mürben Händen  
Und zogst ihn in der Gärten Nacht.  
Und seiner Not war dein Verschwenden  
Von Schweigsamkeiten dargebracht.  
Du bargest seiner Blicke Flüchten  
Im Firmament, das tief geschah,  
Und legtest seinen Zweifelsüchten  
Die Wanderschaft der Sterne nah.  
Du führtest ihn zu schlanken Bächen  
Und ihres Tänzertumes Lauf,  
Und unter blanken Weiherflächen  
Glomm ein verzücktes Auge auf.  
Vor deinem Winke stieg ein Grünen,  
Nicht mehr besorgt, sich zu verfrühn.  
Gebirge drehten sich wie Bühnen  
Und krönten sich mit Firmenglühn.  
Es neigten sich vor dir die A stern.  
Die Birnen fielen dir bereit.  
Ein Schmetterling mit scheuen Tastern  
Versuchte deine Duldsamkeit.  
Du aber legtest Frucht und Blume  
Dem bald Verlockten in den Schoß.  
Dann bandest deinem Frauentume  
Du selbst den keuschen Gürtel los.  
Du schütteltest den Schaum der Schleier  
Von deiner Glieder Spiegelschliff  
Und lehntest deines Leibes Leier  
In des Verführten trunknen Griff.  
Da kam sein Lied aus irren Bildern  
In deine tiefe Stimme heim  
Und rauschte, deinen Wald zu schildern,  
Und ward um deine Tiere Reim.  
Da quollen alle Wesenheiten  
Und mündeten in dich zurück.  
Im Pendel schlief der Gang der Zeiten  
Und tief im Blute schrie das Glück.

\* \* \*

Wehen Abschieds Morgenstunde  
Stand im Herzen wie Geläute.  
Aus der Nacht versöhnter Runde  
Stieg er, scheelen Tages Beute.  
In der Stadt verrenkten Kanten  
Gleißten die Fassaden scheckig.  
Die Grimassen der Passanten  
Zuckten spitz und grüßten eckig.  
Hunde humpelten auf dreien  
Beinen an die Abfallkästen.  
In den Achsen rang ein Schreien  
Mit Geplärr von Kleinbahngästen.  
Aber deine Scherze klirrten,  
Jeder Häßlichkeit genügend,  
Die Entgleisung der verirrtten  
Umwelt in die Landschaft fugend.  
Der verschachtelten Zerstückung  
Widerstand dein einig Schauen.  
In geduldiger Beglückung  
Lehrtest du ihn Bilder bauen.  
In das letzte Sichumspannen  
Wirkte deiner Hände Stärke.  
Und er ging gestählt von dannen,  
Gläubig und gewillt zum Werke.

*J. T. Keller*



*Ludwig Meidner: Porträtskizze*

## VOR DER FAHRT IN DIE HEIMAT

Der Tag liegt vor mir, wo mein altes Leben auf-  
ersteht,

Ich fühle heute nichts als Glühn auf dem Gesicht.  
Nichts als Verwirrung, die nach innen geht  
Und bleiern hinschlägt über Lenz und Licht.

Der Tag liegt vor dir. Bist du nun bereit  
Zu bohrenderem Aug in Herz und Hirn hinein,  
Zu spähn und spannen in die nun versunkene Zeit  
Und des gelebten Jahres Wind und Wein?

Bist du bereit? Was sagt der Prüfungs Augen-  
blick?

Schwangst du dein Wollen vor? Glitt es zurück?  
Bist du bereit? Und sagst, was dich befällt,  
Da brausend dich erschlägt die vorige Welt?

Da jeder Ort, den deine Strophen singen,  
Und jeder Tag, den du unendlich lebstest,  
Da alle Liebes-Blicke, die du bebtest,  
Vergoldeter in dir nun wiederklingen?

Sangst du dein letztes Lied? Die Seel' verneint.  
Da sie noch nicht die letzte Liebe weinte,  
War auch das Lied, das Trän' und Liebe einte,  
Das letzte goldene nicht, daraus sie scheint.

Jedoch die Götter sind dir mild. Du fühlst  
Sie auch den wirrsten Stunden angegliedert,  
Und was dein Lied, dein seliges Lied erwidert,  
Wenn du in seinen tausend Klängen wählst.

Jedoch die Götter sind dir mild, und wer dich  
hört,

Den darfst du auf ein anderes Lied vertrösten,  
Auf jenes Lied des ganz und gar Erlösten,  
Durch dessen Überschwang Gott selber fährt,  
Durch dessen Donner die Ersehnte bricht,  
Die über jeden deiner Blicke fällt —  
Die glänzt aus jedes goldenen Waldes Licht  
Und stellt dein Lied für ewig in die Welt.

Dies Lied, ein tönendes Unendliches,  
Drin jedes Wort von deren Namen tönt,  
Die mich mit der Unsterblichkeit versöhnt:  
Bei ihr und meinem Gott: Ich singe es!!!

*Paul Kraft*

## SKIZZE ZU EINEM GEDICHT

Sieben Uhr abend und die Jahreszeit kühl —  
Der Park steht weithin leer — Auf dem Teiche  
zwischen Rosenwolken zieht ein Schwan — Unter  
einer Ulme (*ulmus campestris*) ruht ein alter Mann  
aus — Ich setze mich neben ihn, um mir eine  
Weile die Gärtner zu betrachten, die mit gezähl-  
tem Schwung den feinen von blauen Blumen  
durchwobenen Rasen hinhähen —

Die Kappe auf der Bank, sitzt jener alte Mann  
barhaupt da — Eine wollene Decke schützt ihm  
die Füße vor Kälte — Er bewegt über einem  
ganz braunen, dicken Bande die Lippen —  
„Die drei Männer im Feuerofen“ sagt er —  
Ein Holzschnitt zeigt Daniel und die drei Ge-  
heiligten — Es ist dunkel, ich kann den Spruch  
darunter nicht unterscheiden —

„Ob sie ihn dennoch segnen?“

„Wen?“ fragt er —

„Den Versucher —“

„Wofür ihn segnen?“ ruft er — „Sie verfluchen  
ihn!“

Es wird sehr rasch finster — Schon zittern Sterne  
auf — Ein Windstoß stäubt zwei Takte Musik  
in die Luft — Der alte Mann packt zusammen —

„Ich habe,“ sagt er, „auch drei Söhne im  
Feuer“ —

Sein Schatten gleitet das Wasser entlang —  
Der Schwan folgt ihm —

*Rudolf Fuchs*

## SUBLIMIERUNG

Ich sah dich Grenadine schlürfen,  
dein Wildgeruch ergriff mich schon —  
und hab nur stockend murmeln dürfen:

„Wer ist die scharfe . . . Attraktion?“

Dann ließ ich drucken: „Komm, du Dirne!  
Ein Später wittert Dunst und Bau.

Du hast die hellste Kinderstirne  
und bist die dunkel-tollste Frau!“

Vergeblich. Doch der Nicht-Genehme  
war schon phantastisch angesteckt —  
Du hast mich völlig, Unbequeme;  
Und . . . ich hab dich, als mein Objekt.

O: dein von Mörderhand gekürzter  
Polaire-Wulst, du zerwühlter Kopf,  
durchreizt das Dasein mir gewürzter  
als jüngster Judith Doppelzopf.

Was willst du, Fremde, noch verhindern?  
Ich bau dich auf aus Kunst und Schaum.  
Du wirst mir Unerhörtes lindern,  
du bist ja mein in jedem Traum.

Wie gern in mystischer Verschwörung  
dein Linien-Tiefstes sich mir gibt . . .  
Laß uns allein! Du . . . Erd-Empörung,  
bleib ferne, knäbisch angeliebt!

Ächz unter Assessoren-Küssen — —  
Indes in Spuk- und Geisterwelt  
mit zugespitztesten Genüssen  
dein kluger Schatten mich umstellt.

*Ferdinand Hardekopf*

## DAS CAFÉ-SONETT

*Für L. R.*

Den Marmortisch umsprühen Manieristen,  
erregt vom Beichtwort Mauds, der Künstlerin:  
„Weiß nicht, ob Weib ich, ob ich Knabe bin!“  
Sie steigern sich in überhitzte Listen.

Der Dame liegt die letzte Nacht im Sinn.  
Dem John, dem dunkelsten der Morphinisten,  
dem Welt-Abbé, dem Décadence-Artisten  
hält sie die gleiche klare Stirne hin.

Da: Jack, Gorilla, erster Fußball-Preis.  
Der Geist bestellt die sechste Schnaps-Karaffe.  
Wie Maud, erkannt, ihr süßes Schicksal weiß!

Es fällt die Festung vor dem Bild der Waffe.  
Dem Football-Monstrum bringt man Huhn mit  
Reis.

Maud, sachlich: „Schaufle was du kannst, mein  
Affe!“

*Ferdinand Hardekopf*

## EIN GESPRÄCH

*Von Reinhold von Walter*

Die Dirne: Ich spüre, daß du mir folgst.

Der Knabe: Ich folge dir.

Die Dirne: Weißt du wem? Du bist außerordent-  
lich zierlich in der Bewegung. Deine Stimme ist  
dem Ton einer Flöte zu vergleichen. Ich glaube,  
— du bist recht fromm.

Der Knabe: Ich folge dir.

Die Dirne: Du weißt deine Worte nicht zu stellen.  
Ein Knabe hat viele Gefühle. Sie gehn von Tiefe  
zu Tiefe und sind ihm fremd. Es kommt vor, daß  
man etwas im Spiele zerbricht. Was tut man mit  
den Scherben? Verstehst du?

Der Knabe: Ich verstehe, daß man die Scherben  
vor das Haus trägt.

Die Dirne: Ja. Auch gibt es Menschen, die zer-  
brochen sind. Ich lebe vor den Toren der Stadt.

Der Knabe: Warum lebst du vor den Toren der  
Stadt?

Die Dirne: Verstehst du?

Der Knabe: Ich verstehe, daß man vor den Toren  
der Stadt lebt, wenn man unglücklich ist.

Die Dirne: Ja, da lebe ich. Ob ich unglücklich  
bin, ist langweilig zu wissen. Mein Haus hat  
einen kühlen Garten mit einem Springbrunnen  
und vielen Rosen. Ich liebe die rötlichen Blumen  
und das rötliche Licht.

Der Knabe: Meine Freunde sagten, du wärest  
eine Dirne. Was ist das?

Die Dirne: Deine Freunde sagten das Richtige.  
Doch ich weiß nicht, was eine Dirne ist. Ein  
Tier lebte im Walde. Ein Tier starb im Walde.

Der Knabe: Was tat es — das Tier?

Die Dirne: Es lebte hin. Viele Tiere gab es im  
Walde. Sie hatten Zähne und Hörner. Aber dieses  
Tier hatte nichts dergleichen. Da erfand es die  
Liebe und verkaufte sie. Da buhlten alle um seine  
Liebe. Wenn sie es geliebt hatten, stießen sie  
es doch.

Der Knabe: Ich glaube, es ist immer so. Ist die  
Liebe nicht eine Münze, um die man schöne Dinge  
kaufen kann? Ist sie nicht rosenrot, daß man sie  
gerne hätte, und etwas Staub in der Hand, wenn  
man sie hat?

Die Dirne: So ist sie. Etwas Staub in der Hand.  
Und alle Dinge sind so. Ich, und du, und die  
andern. Etwas Staub.

Der Knabe: Es ist wahr, die schönste Frau  
lebt am schwersten. Wo fände sie einen Ge-  
liebten, der sie umspannte?

Die Dirne: Du bist klug. Wo fände sie einen  
Geliebten? Zu groß ist ihre Schönheit. Sie sucht,  
ob sie einen fände.

Der Knabe: Es gibt schöne Knaben. Wenn  
eine Frau häßlich ist, ist sie dann eine Frau?

Die Dirne: Nein. Es kommt vor, daß sie Kinder  
gebiert.

*Jomar Förste: Zeichnung*

Der Knabe: Hast du Kinder?  
 Die Dirne: Ich habe keinen Geliebten.  
 Der Knabe: Wie? Du hast keinen Geliebten?  
 Die Dirne: Ich habe keine Kinder.  
 Der Knabe: Wird er kommen? Du wartest auf ihn? Ah — ich verstehe dich.  
 Die Dirne: Er wird nicht kommen. Doch ich warte auf ihn. Alle liebten mich. Er nicht. Ich haßte alle. Ihn nicht.  
 Der Knabe: Du tust recht, einen zu lieben, der nicht ist. Auch die großen Männer lieben Frauen, die nicht sind. Die andern heiraten und trinken Wein. Kinder werden geboren.  
 Die Dirne: Es gibt ein Verlangen im Volk nach der heiligen Mutter. Sie durfte einen Sohn haben. Sie war erdacht.  
 Der Knabe: Sie ist wirklicher, als wir und die andern. Der Sohn ist dein Geliebter.  
 Die Dirne: Vielleicht, daß er es ist. Man sagt, er hätte für uns gelebt. Es war Nacht. Mich fror. Er war in jeder Beziehung unendlich. Ich fühlte eine Verwandtschaft, und war, als wäre ich nicht. Meine Sinne lösten sich in seiner Gegenwart, daß ich außer mir war.  
 Der Knabe: Wenn man sehr erstaunt ist über ein rundes Wort; oder über die gläserne Biegung der Welle vor dem Bruch, dann ist man bewußtlos, als gehörte man in die Einheit. Ist es das?  
 Die Dirne: Ich höre seine Stimme als eine leise Fülle.  
 Der Knabe: Es ist besser, die Erwartung zu lieben.  
 Die Dirne: Käme er.  
 Der Knabe: Er trägt einen heiligen Schein. Er ist schön und großartig. Seine Gebärde ist ein Schlag. Verstehst du ihn?  
 Die Dirne: Käme er.  
 Der Knabe: Du und ich — wir lieben nur den Entfernten. Merkwürdig ist der Entfernte. Das Meer ist unendlich in der Ferne, und Wasser, wenn du darinnen bist.  
 Die Dirne: Eine Quelle erfrischt mich.  
 Der Knabe: Die Pfütze wird dem Durstigen zur Quelle.  
 Die Dirne: Du bist böse.  
 Der Knabe: Du bist eine Dirne.  
 Die Dirne: Warum sagst du das?  
 Der Knabe: Du bist eine Heilige.  
 Die Dirne: Was sagst du? Es ist Glanz in deinen Augen und Sünde.  
 Der Knabe: Alles glänzt. Alles ist Sünde. Ich sehe keine Sünde.  
 Die Dirne: Wie kühn du sprichst. Du bist un-

glaublich. Ich liebe deine ebenmäßigen Worte. Doch du vergift das Alltägliche. Es folgt der Sohle wie Hunde der läufigen Hündin. Deine Hände sind so geformt, daß sie nach kostbaren Gefäßen greifen. Sünde ist das tägliche.  
 Der Knabe: Wer zwingt dich daran? Suche die Spur der Sünde, du findest ihren Anfang nicht. Suche den Glanz —, sein Ende erreichst du nicht. Zwei Ringe gehn ineinander. Wer heißt dich wählen?  
 Die Dirne: Ihr werdet sein wie Gott.  
 Der Knabe: Das Rätsel löst sich zu einem Rätsel. Sein Bild ist die Schlange. Begreifst du?  
 Die Dirne: Du bist schrecklich.  
 Der Knabe: Ich fürchte mich vor diesem Bilde. Der Kreis zerbricht in eine Linie. Steige. Stürze.  
 Die Dirne: Ich sehe. Ich sehe.  
 Der Knabe: Was siehst du? Das blanke Metall? Ein grünes Holz wird Kohle an der Glut des Metalls. Das ist Sünde: sie reißt den Glanz in das Unendliche, und der Glanz vernichtet sie.  
 Die Dirne: Er ist ein Gott und sich selber ein Widerstand. Er ist so stark, daß er sich selbst erträgt. Er ist die Form den Gebilden. Er geht durch die Welt.  
 Der Knabe: Er hat nie gelitten. Sei still. Sei still.  
 Die Dirne: Wohin denkst du?  
 Der Knabe: Seine Mutter glaubte, und ER war Gott.  
 Die Dirne: Du schlägst mich. Wie weh das tut.  
 Der Knabe: Dir fehlt der Glaube an deinen Schoß.  
 Die Dirne: Wie? Ich verstehe dich nicht. Was sagst du?  
 Der Knabe: Du bist zu schwach.  
 Die Dirne: Ich bin zu schwach? Ich bin sehr schwach.  
 Der Knabe: Ergreife dich der Glaube, den Göttlichen zu gebären . . .  
 Die Dirne: Wer bist du? . . . Wer bist du?

#### SYLVESTERREDE, VOR SCHWERHÖRIGEN GESPROCHEN

*Von S. Friedlaender*

Es gibt eine Menge Esel, daran wird nur ein Esel zweifeln. Ein schöner, oft vorkommender Esel ist auch der Esel der sympathisierenden Vorliebe. Er sagt z. B.: „blonder Esel“ und wiehert freudig, so laut er kann, blonde Zähne fletschend. So lange diese Esel ihr Spiel für sich selber treiben, lassen wir sie gewähren. Machen sie aber die alberne Miene, im Namen aller Welt zu erklären:

bloß die hellen Esel — edel, vornehm; der dunkle Rest vulgär, letzten Ranges; so nehmen wir sie bei den langen Ohren und demonstrieren ihnen wie folgt ihr Eseltum.

Der Mensch ist solange höchstens ein Esel als er in das Licht vergafft ist und alles Nicht-Lichte für ein Manko an Licht hält. Ihr Esel! Ihr haltet das voll ebenbürtige Gegenteil, den Widerpart, streithaften Kontrahenten des Lichts für dessen bloßes Manko und abschwächende Verminderung? Diesen blödgesichtigen Irrtum entdeckte Goethe bei Newton. Aber bis zum heutigen Tage sind die Eseldoktoren viel zu gelehrt, um auch nur hinzuhören. Gradezu fürchterlich und lächerlich zugleich sind die Folgen dieser Halbheit, dieser einseitigen Vorliebe für das, was alle Sinne weckt und aufreißt; wohingegen man das, was das Gegenteil tut, eben nicht als dieses Gegenteil, sondern als ein bloßes mattes Verdünnen und Nachlassen der Erregung empfindet und abschätzt. So ist es z. B. ein markanter Unterschied: ob das Weibliche kein ebenso energisches Gegenteil, sondern eine bloße Abschwächung, ein „Minus“, ein *sexus sequor* des Männlichen bedeuten soll. Ja, man verdirbt schließlich das echt Weibliche zu etwas abgeschwächt Männlichem! Vier ist weniger als fünf: aber „minus“ fünf ist dem plus fünf im Range gleich geltend. Violett ist „weniger“ licht als Gelb: aber nur halbgesichtige Hinterlist erblickt in diesem Weniger nicht das Minus des gleichen Ranges. Violett ist das negative, das umgekehrte Gelb und vice versa. Das Weib ist der Gegen-Mann; und nur die Esel und Eselinnen seiner Emanzipation oder Subordination werden es zum Mann oder zu dessen Sklavin machen wollen. Die Urteilskraft soll unterscheiden können und zwar nach der ganzen Spannweite des Unterschiedes. Etwas Dunkleres als das Licht, ein weniger Lichtes gibt es doch überhaupt nur kraft der positiven Existenz eines wahren Gegen-Lichtes, der Finsternis. Und allenthalben, in jeder Beziehung spürt, wer kein Esel ist, die Analogien dazu heraus. Alles scheinbar bloß Abschwächende rührt aus dem echten Contra dessen her, das abgeschwächt wird.

Die Geschichte der Esel, die sich gutmütig Menschen nennen, ist eine einzige Geschichte der schnödesten Verkennung und Ungerechtigkeit gegen solche Contras, die oft auch Schimpfnamen kriegen, wie: „Teufel“, „böse“, „Sünde“, „Feigheit“, „Laster“, „häßlich“. Die wahre Sachlage ist aber diese, daß es nichts gibt als das exorbitant göttlich Vollkommene — nur daß dieses, wegen

seiner Überschwänglichkeit, gleich einer Mitte, zwischen seinen eignen Gegengewalten schwankt, die es, wenn es geistesgegenwärtig will, contrebalanciert. Es manifestiert sich also notwendig polar. Es manifestiert sich also niemals „blond“, sondern wesentlich blond gegen brünett, hell gegen dunkel, mit dieser verschiedenen Betonung des gleichen Ranges. Das ewig Schöne manifestiert sich nicht etwa: Schön contra Häßlich, sondern durch eine Gegenseitigkeit, durch ein Widerspiel, das glücklich stimmen oder „häßlich“ mißlingen kann. Das Lichte, Blonde, Männliche, Starke, Offne ist keineswegs vorzüglicher als das Gegenteil; sondern es ist die Art der gegenseitigen Beziehung dieser ebenbürtigen Pole, die Lob oder Tadel verdient, je nachdem in ihr grade diese Ebenbürtigkeit harmonisch getroffen oder disharmonisch verfehlt worden ist. Ausatmung ist genau so gesund wie Einatmung: aber ihre Proportion kann den Asthmatiker oder den leicht atmenden Gott ergeben. Brünett ist so herrlich wie blond, die Nacht ein solches Labsal wie der Tag, der lindere Gott so göttlich wie der rohere. Bloß die eselhaft parteiliche Vorliebe für das Eine zu ungunsten des Andern versündigt sich an der Proportion und verdirbt in der Tat den rauhen Esau zu Ungunsten des glatten Jakob; so daß die halbe Welt um ihr Erbteil betrogen wird. In der Tat, alle Esel sind eifrig bereit, Partei zu ergreifen: daß nur der reine Neutralgeist Partei ergreifen, daß er sie nur polar ergreifen kann, das mißverstehen sie bis zu dem fratzenhaften Unsinn, den sie ihre Welt nennen, eine absurde Welt voll Streit, die vergessen hat, daß sie um Harmonie streitet; und daß diese Harmonie nicht anders realisierbar ist als dadurch, daß man den Widerpart überall als ranggleich ehrt und anerkennt. Welche Irmusik, in der das Leise, das Moll, die Pause vom Dur, vom Laut, vom ununterbrochenen Ton verhöhnt, verachtet, wenn es ginge, vernichtet würde. Wenn es ginge! Es geht eben nicht, Esel! Obgleich ihr die Welt regiert, so regiert ihr eben deshalb eine Fratzenwelt. Wohl bekomm's! Die Bibel bereits macht aus Eva ein Deminitivum Adams. Oh über diesen schmähhlichen Hang, das Nachfolgende in so einseitige Abhängigkeit vom Vorhergängigen zu bringen, indem man, um eine schiefe Kontinuirlichkeit zu gewinnen, das Gelenk, den Balancierpunkt verliert, von dem das Funktionieren der Gegenseitigkeit abhängt! Ja, würde man das bei der Zeit respektieren, daß ihre Angel die persönliche Ewigkeit ist, so wäre der sonst schauerliche Zeit-Unter-

schied, den man bloß strömen, statt meerhaft, sphärenhaft ebbend und flutend läßt, zum Sinnbilde jener Ewigkeit harmonisiert. —

Aber Eseln zuzuschauen, hat für Menschen, wo nicht gar für Götter, amüsante Reize; insonders gelehrten Eseln! Auch eine Zerrwelt ist schön für den, der den Zylinderspiegel besitzt, in dem sie proportioniert erscheint. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident.“ Aber des gelehrten Esels ist fast nur der Okzident. Sie schreien ihr Yah gegen das Nein, das göttliche Contra-Ja. —

#### TRAUM

*Von Rudolf Börsch*

Die Staffage der Landschaft war symmetrisch geordnet. Um ihre Phantastik schlängelten schuppenschillernde Schlangen einen Rahmen. Im Hintergrund reckte ein Drache indischen Stils sein Haupt in die Höhe. Dem glutroten Getöse seines Rachens schienen die Kulissen beiderseits, Flammenschwert-Tänzende, entstrahlt zu sein. Plötzlich war ein Schweigen da und grünliches Schimmern. Sechs allzu langbeinige Tänzer wiegten sich langsam nach vorn, waren mit einmal in Ruhe und standen rechts und links Spalier in tiefer Verbeugung. Ein Sturmwind ergriff dich und mich, hob uns spielerisch in das Drachentor hinein. Wir glitten immer tiefer. — Und hinter uns schloß sich die Welt. —

Kleine Sternmücken belästigen uns immer weniger. Wir sind jetzt stark genug, die Zeit zu übereilen. Der Kosmos wird zum Feuerwerk und wir sind sanfte Zuschauer. Im Lächeln unserer Gesichter spiegelt sich das Verzucken von Sternwelten. Immer neue gebiert unser jubelndes Händeklatschen. Und die Gedanken der Ewigkeit werden ein Spielzeug unserer Liebeständelei. —

Wir hatten das Gefühl ziemlichen Steigens in Füßen und Schulterblättern. Ein überirdischer Wille war der Klavierstuhl, auf dem wir uns jenseits der Sterne schrauben wollten. Unser Siegesbewußtsein trieb uns steilerer Höhe zu. Und unser Lachen war ein Steinwerfen auf alle Dinge, damit sie, also beschwert, tiefer von uns hinuntersanken. Bis wir uns nicht mehr übersteigern konnten. Da wurde das Suchen der siegreichen Farbe zur Verkrampfung in sich, die schließlich klirrend zersplitterte. Schlaffe Glieder hingen nur noch herunter und ordneten sich zu harmonischen Mustern, aus denen ein angenehmer Wind Fahnenflattern hervorrief. So starb

die Emotion einer siegwollenden Geste im harmlosen Idyll eines Kriegervereinjubiläums. —

Als wir uns in Alltagsworten wiederfanden, war eine Dämmerwehmut darin die einzige Erinnerung unseres Sternentaumels. Das übrige schien die Unmittelbarkeit des Erlebnisses verloren zu haben und eine ergrübelte Gedankenspielerei zu sein. Doch war auch die Anwesenheit all der Dinge um uns nicht minder rätselhaft. Unsere Augen suchten Hilfe und Antwort beieinander und fanden nur resignierte Erwartung. Wir fühlten unsere gestrandeten Schiffe zerschellen. Die Rettung der Küste war ein Trost mit Entbehrung. Unser Kummer schlich sich geduckt ans Land und vergrub sich in den Mißmut, mit dem wir auseinander gingen. —

#### AUS DEM GEFÄNGNIS

*Von Emmy Hennings*

In fünf Tagen hat der König Geburtstag. Wir erwarten alle die Begnadigung. Auf dem Gefängnishofe sprechen wir leise von der Amnestie. Wir freuen uns und hoffen alle. Die Eine sagt: „Der König begnadigt keine Sittlichkeitsverbrechen.“

„Ja, weshalb denn nicht?“ fragt ein kleines Mädchen.

„Weil er des net mag,“ sagt eine schwarze Schmale, „er kaans halt net leidn.“

Eine andere seufzt tief auf: „Ja ja, des is scho fad.“

„Wie er wohl über Blutschande denkt?“ fragt ein hübsches Kind schüchtern und ziemlich besorgt.

„Nix is,“ antwortet eine alte Hausierererin. „Na, Blutschande, des is doch aa a Sittlichkeit.“

Der Spaziergang ist zu Ende. Wir grüßen uns mit den Augen. Auf Wiedersehen morgen!

Wir stehen morgens um sechs Uhr auf. Es ist noch dunkel. Es ist sehr kalt. Nach der Brennsuppe kommt der Kirchgang. Die Schlüssel rasseln. Türen werden geöffnet. Alle stellen sich auf im langen Korridor. Zwei für zwei. Es wird leise geplaudert, obgleich es streng verboten ist.

„Nu, was ist,“ schreit die Aufseherin, „seid's mal ruhig. Ihr wart wohl in der Stadt, weil ihr gar so viel zu erzähle habt.“

Alles lacht, findet den Witz ausgezeichnet.

In der Kirche ist es eisig kalt. Ein Tannenbaum ist da mit brennenden Lichtern. Kinder singen im Chor. Man kann sie nicht sehen. „Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich, Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod.“

Neben mir sitzt ein altes Mütterchen mit abgearbeiteten Händen. Sie singt zaghaft mit.

Dann kommt die heilige Messe. Mit großen hungrigen Augen hängen die Gefangenen an der heiligen Hostie. Alle Hände sind hoch erhoben. Dann wird das Weihnachtslied gesungen. „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Die Lichter tanzen und schwimmen. Meine Knie zittern. Die Betschemel sind schmal und hart. Ein hohes Gitter ist vor uns. Wie ein großes Netz.

„Auch euch ist heute der Heiland geboren.“

Das Jesuskind steht überm Altar, auf einem Sockel, von Lilien und Lichtern umgeben. Das Jesuskind streckt mir die kleinen Hände entgegen. Sein Kleid ist weiß und licht. Und man sieht Sonnenstrahlen und die blonden Locken. Und ich sehe an mir hinunter. Ich trage ein graues, kurzes Kleid, eine graue Schürze und große schlechte Holzpantoffel. Auch die andern sehen alle grau und unendlich ärmlich aus. Aber die Aufseherinnen sind adrett gekleidet. Sie haben gestreifte Hemdblusen an und jede hat eine schöne Brosche und eine schwarze Schürze. Sie sind so unnahbar. An der Seite hängt eine Stahlkette und daran ein großes Schlüsselbund. Ach, wenn das mein wäre! Alle Schlüssel mein — —

Weihrauch steigt auf. Alles flimmert und flirrt.

Vor mir kniet ein junges Mädchen. Das halbe Ohr fehlt ihr. Ist von der schlimmen Krankheit zerfressen. Ihr Haar ist leicht gewellt. Des Nachts trägt sie es in kleine Zöpfe geflochten. Ihr Gesicht ist fahl und hat blaue und rote Flecke. Sie stiert vor sich hin, gedankenlos.

Die Litanei schreit. „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner.“

Eine bricht ohnmächtig zusammen und wird hinausgetragen.

Die Kinder singen: „Harre, meine Seele“ und „Rett' auch meine Seele, du treuer Gott“.

Leises Schluchzen, unterdrückt. Einige rutschen hin und her, können sich nicht aufrecht halten.

Jetzt ist alles zu Ende. Der Priester hat die Kirche verlassen. Die Gefangenen können sich nicht losreißen von der Madonna, die ihren Mantel ausbreitet, unter den sich alle Armen flüchten.

Ein letzter Blick auf das weiße Jesuskind und dann klirren Schlüssel. Die Kirchentür wird aufgeschlossen. Wir verlassen die Kirche.

Holzpantoffel klappern. Wir gehen den kurzen Weg über den Gefängnishof. Wir atmen tief frische Luft. Man sieht die beiden Mönche, die

den Gottesdienst abhielten, heimgehen. Sie tragen schöne große Bücher in den Händen, ganz sauber.

Wir sehen ihnen nach, solange wir können. Die gehen fort und wir bleiben da, müssen wohl dableiben.

Wir werden in unsere Zellen geführt, um sie heute nicht mehr zu verlassen. Heute ist Sonntag.

#### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Neue deutsche Welt, in Kriegswehen geboren, erfüllt von einem neuen gewissen Geist, wie wirst du aussehen?

Vertrauten wir jenen Trugpropheten, so dürften wir freudig den Wandel als schon vollzogen anstaunen . . . Wirklich? Wer behauptet dies? Eben jene Wortführer von gestern und vorgestern, jene in ihrer tiefsten Wesenheit Undeutschen, die Männer mit dem weiten völkerumfassenden Gewissen, die das heranrollende Weltgewitter bis zum letzten Augenblick für Theatergemurmel hielten. Aber was ficht sie ihr Irrtum an! Sie lassen sich nicht einschüchtern und verfahren wie gewandte Althändler, indem sie ihren unmodisch gewordenen Kram mit neuen Bezeichnungen aushängen. Nein, diese Geschäftsleute weichen nicht so leicht vom Platze und räumen anderen den Markt ein . . . Das gilt vornehmlich für Literatur und Kunst.

Hier als auf dem geistigsten aller Gebiete versagen alle Täuschungsversuche, hier hilft kein Umlernen, denn mechanische Kraft ist wohl einer Steigerung fähig, nicht aber die Begabung und die ihr entspringende Wirkung . . .

Ähnlich lag die Sache in der bildenden Kunst, auch hier das Geraufe der verschiedensten Richtungen, wobei die im Atelierkauerwelsch bewanderten Richter mit gelehrten Fachausdrücken eine nach Kunstverständnis lechzende Menge über die Vorgänge aufklärten. Allerdings vermochten die wenigsten diese Erläuterungen zu verdauen, denn nicht jeder besitzt einen Entenmagen, wie er zur Bewältigung der Münchhausischen Speckbrocken der Kritik nötig ist . . . Was da jetzt alles schleunigst umsatteln will in Kunst und Literatur, kann den neuen Gaul doch nicht finden, und dies Gebahren wirkt ebenso widerwärtig wie das Umschwenken jener Witzblätter, die vor dem Kriege unermüdlich den deutschen Offizier und den deutschen Militarismus durchhechelten, um jetzt in eine üble Grimasse von Patriotismus zu verfallen.

„Deutsche Tageszeitung“, Berlin, 18. 12. 1919, in einem Feuilleton: „Der alte und der neue Geist“.

#### KLEINER BRIEFKASTEN

W. R. Marburg. Sie haben mir in der letzten Woche neun Gebirge „politischer Glossen“ zugefügt. Wie kann ich es Ihnen schonend beibringen, was ich seit dem August 1914 an dieser Stelle bis zur Langweiligkeit wiederholt habe? Nämlich: „Die AKTION beschäftigt sich in dieser Zeit nur mit Dingen der Literatur und der Kunst.“ Vielleicht (nach den Glossen vermute ich das) verwechseln Sie die AKTION mit dem „März“? oder dem „Türmer“? Geben Sie mir Ihre Adresse, damit ich Ihnen die Sachen zurtücksenden kann.

S. L. Mein Aufsatz „Karriere-Revoltier“ erschien 1913 in Nr. 49 der AKTION, in derselben Nummer ist die heitere August Stech-Geschichte gedruckt. Der Kunst waren bisher folgende Sonderhefte gewidmet: Ludwig Meidner, Schmidt-Rottluff, Richter-Berlin und das Heft „Neue Secession“. Ein Max Oppenheimer-Heft ist in Vorbereitung, ein Hans Richter-Heft und ein Heft für Else von zur Mühlen.

F. M. Erstens: Van Goghs Briefe sind, in der Uebersetzung von Carl Einstein, bei P. Cassirer erschienen. Zweitens: Kaufen Sie das Rehlen-Buch „Goethe der Bildner“ (Hyperion-Verlag, Berlin). Drittens: Hans Reimanns Grotosken werden gesammelt bei Georg Müller in München erscheinen. Viertens: Eine schöne Ausgabe der Gedichte von Hölderlin hat S. Fischer, Berlin, verlegt.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Hans Richter: Die Esel. Holzschnitt (Titelblatt) / César Klein: Im Stall zu Bethlehem (Zeichnung) / Wilhelm Klemm: Weihnachtslied / Alter Weihnachtssang / Stern-Singerlied / Friedrich Rückert: Adventlied / Robert Prutz: Christnacht / Wilhelm Klemm: Die heilige Stadt / Agéro: Heilige Mutter und Kind (Zeichnung) / August Strindberg: Leontopolis / R. Sachs: Verkündigung (Zeichnung) / Alain: Weihnacht / Christian Schad: „Stille Nacht“ (Holzschnitt) / Paul Adler: Der Seelensturm. Eine tragische Szene / Karl Jakob Hirsch: Verkündigung bei den Hirten und Ruhe auf der Flucht (Zwei Holzschnitte) / Else von zur Mühlen: Nacht auf der heiligen Stadt / Marie Laurencin (Paris): Weihnachtsbescherung (Zeichnung) / Jules Renard: Der bestrafte Christus / Kleiner Briefkasten / Inhaltsverzeichnis des V. Jahrgangs der AKTION

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**  
**Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{3}{4}$

INHALT: Marie Laurencin: Zeichnung (Titelblatt) / Aldo Palazzeschi: X-Strahlen. Autorisierte Übertragung von Theodor Däubler / Yeats: Die Anbetung der Könige / M. Slodki: Original-Holzchnitt / François Villon: Grabschrift / Martin Gumpert: Der Alternde / Alfred Wolfenstein: Verknennung / Henriette Hardenberg: Der Flüchtling / Wilhelm Klemm: Mittagsstunde / Richter-Berlin: Tuschzeichnung / Ernst Blumberg: An die Zeit / Goll (Lausanne): Gebirge / Otto Pick: Der Dichter. Eine Novelle / Picasso: Studie / Hans Flesch von Brunningen: Die Heilung des Fabian Werbel. Eine Novelle / Ferdinand Harderkopf: Franz Bleis „Logik des Herzens“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Neue Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
Deutsch von Georg Hecht

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t  
H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

D I E L Y R I S C H E N A N T H O L O G I E N  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
L E O N . T O L S T O I  
B e s i n n e t E u c h  
100 Seiten Preis 30 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

T H E O D O R D Ä U B L E R

Dr. Schmitt in seiner bei Georg Müller in München  
erscheinenden Däubler-Monographie: Der erste große  
Europäer. Sein Werk hält dem mechanistischen Zeit-  
alter das Gegengewicht. Der Naturalismus der Sprache  
ist bei ihm überwunden. Ein solches Unternehmen,  
das eigene Reich der künstlerischen Sprache zu be-  
gründen, ist vielleicht das Kühnste und Erschütterndste,  
was in der Geschichte irgendeiner Kunst je erlebt wurde.  
La Plume: Le grand poète allemand Theodor Däubler.

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geb., M. 6,— in Halblederband

Die AKTION: Dokument einer neuen Lebensrhythmi-  
sierung, einer neuen Art, Assoziationen zu knüpfen,  
einer neuen Bemühung um Sprachform und Sprach-  
logik. Das Buch leitet mit einem ersten Gelingen jene  
neue Bewegung des „Simultanismus“ ein.

D e r s t e r n h e l l e W e g

Gedichte. M. 2,— geb., M. 3,— gebunden

Zeit-Echo: Schlägt also die Stunde, wo Däublers Name  
als ein Losungswort, eine Richtung, ein Protest endlich  
den Offiziellen geläufig wird? Ach, nicht unpassender  
konnte er den Augenblick wählen. Denn wer bemerkt,  
will es heute bemerken, daß hier ein ebenso Wichtiges  
vorgeht wie an den geographischen, Schützengraben ge-  
füllten Rändern Deutschlands?

M i t s i l b e r n e r S i c h e l

Prosa. M. 3,— geb., M. 5,50 in Halblederband

Soeben erschienen. Handelt vom Mond, vom Meer,  
von der Stadt der Städte, von der Landschaft der  
Seele, von Sternen, vom Paradies und von jedem  
Menschen.

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

R O B E R T M U S I L  
Die Verwirrungen des Zöglings Törleß

Zweite Auflage. Geheftet Mk. 4.

V e r e i n i g u n g e n  
Zwei Erzählungen  
M. 3,—

F R A N Z B L E I  
L o g i k d e s H e r z e n s  
Lustspiel  
Geh. M. 2,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
Die schmerzliche Scham  
Geschichte eines Knaben  
M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
M. 3,—

G E O R G E M E R E D I T H S R O M A N E  
Richard Feverel  
Die tragischen Komödianten  
Der Egoist

T H E O D O R F O N T A N E  
G e s a m m e l t e W e r k e  
Auswahl in 5 Bänden  
Geb. M. 20,—

F I S C H E R S R O M A N B I B L I O T H E K  
Werke von Laurids Bruun, Fontane  
Knut Hamsun, J. V. Jensen, Björnson  
L i e , S t e h r , B a n g u . a .  
Jeder Band gebunden M. 1,—  
Als Feldpostbrief durch  
S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 22. JAN. 1916

X-STRAHLEN

*Von Aldo Palazzeschi*

ATLANTIS (eine Königin):

Vermöchte doch um Mitternacht ein Sonnenstrahl  
für mich allein zu leuchten  
und bloß den blonden Flechtenkranz  
mit Tau, wie eine Goldblume befeuchten.

EDELHERZ (eine Betschwester):

Den Tag vom Herrn  
erleide ich gern,  
mir winkt von fern  
mein Tränenstern.

ALBINE (eine Hundertjährige):

Als die Nacht sanft war, da stachen drei Nachen  
in See.  
Und es waren drei Geigenspieler in jedem und  
brachten  
Sternen am Himmel, dem Mond, die holdeste  
Huldigung dar.

ERAK (der Hexenmeister):

Mit zwei gleichen  
bübischen Streichen  
wirst du keine Himmelszeichen  
wie auf Schwingen erreichen.

EINE ASTRALE FACKEL:

Es sammelt sich auf verloschenen Kerzen  
Geträufel bleicher Tränen,  
die sanft dahinsterben.  
Und sie fallen nicht,  
sie gleichen ausgedrückten Tropfen,  
die sich über Herzen hinabstürzen  
wollen und daran hängen bleiben.

ARA (eine Papageiin):

Wer fragt nach Ara?  
Ara ist weg,  
Araaaaah.

WANDA (eine Pilgerin):

Diomedis! Praxedis!  
Beim steilen Karmel aller Wege zum Heil!  
Wer aus Glauben gibt, ergibt sich.

MAGDA (eine Gräfin):

Inmitten meines Weinens Weiher möchte ich ein  
Haus haben:  
aus Tränen seine Mauern, aus Leiden der Himmel.  
Und ich möchte lauschen, lauschen einer einzigen  
Klage.

KERЕК (ein Astronom):

Ich sehe, dort flattert  
ein fahler Planet:  
Er regt sich im Traum eines blassen Kometen.

ZIRUS (ein Fischer):

Ich führe dem Segelergolden den Nachen ent-  
gegen,  
vom Winde erwarte ich wispernde Hauche  
Auf silbernem Segel.

EINE DAME AUS NAZARETH

Trostlose Tränen stechender Schmerzen  
entfalten der Rose blutende Herzen  
und duften am Sonntag zwischen den Kerzen.

VIOLÄNE (eine Königin):

Als Spielzeug möcht ich ein hüpfendes Herz,  
dann stäch ich hinein mit der spitzigsten Nadel  
und ich beblumte damit mein gelbes Brokatkleid.

MARZIO (ein Page):

Einen brennenden Kuß will ich abreißen,  
auf kirschischen Lippen die funkelnde Blume aus  
Blut.

Und es werde nie der runde Verlust  
der zerblättern Blüte verwunden.

AGEES (eine Pilgerin):

So betet, ihr himmlischverschleierten Himmel-  
wärtssteigenden,  
hoch oben im Heile und blickt auf die Erde:  
Auf heiligem Weiheweg schreitet ihr Himmlisch-  
verschleierten.

EINE ERMÜDETE GRÄFIN:

Schlafen möchte ich im langsamen Träufelgetrippel  
einer schwächlichen Quelle,  
einer leise und gleichgültiggehenden Quelle.

JUDITH (eine Weberin):  
Schwingeraschwang,  
spinne zum Sang,  
kein Faden ist lang.

BENEDIKTA (eine Spulenaufwinderin):  
Sticht dich auch bei jedem Schritt ein Dorn,  
wird selbst am Fuß die Haut zu Horn,  
du kommst zu köstlicher Speise, zu fröhlichem  
Born.

FANTEA (eine Königin):  
Übers Meer mit der Mondsichel möcht ich  
still und allein auf Schimmeln dahinziehn,  
auf Schimmeln so weich wie die Milch.

PRUPRU (ein Papagei):  
Prupru, mein guter Prupru,  
wer ist schöner als du  
Prupru, mein guter Prupru.

METILLA (eine Andächtlerin):  
Ward die Sünde vergeben,  
soll ich für die Beichte leben,  
von der Beichte leben, an der Beichte kleben.

STEPHAN (ein Kirchendiener):  
Kerzen für und für: Schlüssel einer Tür.  
Kerzen sollst du entzünden: Frieden kann ich  
dir künden.

Für jede Kerze, die brennt, ein Auge, das dich  
erkennt.

*Aus dem Italienischen übertragen von Theodor Däubler*

## DIE ANBETUNG DER KÖNIGE

*Von Yeats*

Ich saß lesend spät nachts, als ich ein leises  
Klopfen an meiner Haustür vernahm und auf  
der Schwelle drei Greise erblickte mit derben  
Stecken in den Händen. Die sagten, sie hätten  
gewußt, daß ich wach und bereit sei; und sie  
hätten mir Wichtiges zu erzählen. Ich führte sie  
in mein Arbeitszimmer; als die Vorhänge mit dem  
Pfauenmuster sich hinter uns geschlossen hatten,  
rückte ich ihnen Stühle dicht an das Feuer heran,  
denn ich sah den Reif auf ihren Friesmänteln und  
auf den langen Bärten sitzen, die ihnen fast bis  
auf den Leib hingen. Sie legten die Mäntel ab  
und beugten sich über das Feuer, um sich die  
Hände zu wärmen; und ich sah, daß ihre Kleider  
am ehesten der Bauertracht unsrer Zeit, doch,  
wie mir schien, ein wenig auch der städtischen  
Kleidung einer höfischeren Zeit glichen. Nach-  
dem sie sich gewärmt hatten — und es dünkte  
mich, sie wärmten sich nicht so sehr ob der  
nächtlichen Kälte als aus Lust an der Wärme und  
nur der Wärme halber — wandten sie sich mir zu,  
so daß der Schein der Lampe auf ihre verwitterten

Gesichter fiel, und begannen die Geschichte, die  
ich nun erzählen will. Bald sprach einer von  
ihnen, bald ein anderer, und oft unterbrach einer  
den andern, wie Bauern, die eine Geschichte  
erzählen, aus dem Drang, auch nicht ein Ge-  
ringes zu verschweigen. Nachdem sie geendet  
hatten, ließen sie mich alle Gespräche, die sie  
berichtet hatten, aufzeichnen, damit ich den ge-  
nauen Wortlaut besäße, und bereiteten sich zum  
Fortgang; und da ich sie befragte, wohin sie  
gingen und was sie täten und welche Namen  
sie führten, wollten sie mir nicht antworten; nur:  
ihnen sei befohlen, immerwährend durch Irland zu  
wandern, zu Fuß und bei Nacht, und sich in der  
Nähe von Steinen und Bäumen aufzuhalten in den  
Stunden, wenn die Unsterblichen wachen.  
Ich ließ Jahre vorübergehn, ehe ich diese Ge-  
schichte niederschrieb, denn ich lebe in bestän-  
diger Furcht vor Wahnbildern, die der Schleier des  
Tempels in uns aufweht, wie dies Mallarmé als  
ein Zeichen unsrer Zeit ansieht, und schreibe  
sie jetzt nieder, weil ich allmählich einsehe, daß  
es keine noch so gefährliche Vorstellung gibt, die  
nicht weniger gefährlich würde, wenn man sie  
in reinem und sorgfältigem Englisch nieder-  
schreibt.

Die drei Greise waren drei Brüder, die seit ihrem  
frühen Mannesalter auf einer der westlichen Inseln  
gewohnt und sich ihr Leben lang nur mit solchen  
klassischen und alten keltischen Schriftstellern be-  
schäftigt hatten, die ein heldenhaftes und ein-  
fältiges Dasein ausdrücken. Im Winter pflegten  
Nacht für Nacht keltische Geschichtenerzähler  
ihnen beim Whisky alte Lieder vorzusingen; im  
Sommer, wenn die keltischen Geschichtenerzähler  
auf den Feldern arbeiteten oder fischten, lasen sie  
einander Nacht für Nacht Homer vor, denn sie  
mochten sich der Einsamkeit nicht anders freuen,  
als die Alten sich ihrer gefreut hatten.

Schließlich kam ein Mann in einem Fischerboot  
zu ihnen, der sich Michael Robartes nannte, wie  
St. Brandanus durch eine Vision herbeigezogen  
und von einer Stimme gerufen; und er redete zu  
ihnen von der Wiederkunft der Götter und der  
alten Dinge; und ihre Herzen, die niemals die Last  
und den Druck unserer Zeit, sondern nur die  
vergangner Zeiten ertragen hatten, fanden nichts  
Unwahrscheinliches in allem, was er redete, son-  
dern ergriffen es in Einfalt und waren zufrieden.  
Jahre vergingen, und eines Tages, als der älteste  
der Greise, der in seiner Jugend gereist war und  
bisweilen anderer Länder gedachte, auf die graue  
Wasserfläche hinaussah, auf der man den vagen  
Umriß der Inseln der Jugend sieht — der Glück-

lichen Inseln, wo die keltischen Helden das Leben der homerischen Phäaken leben —, kam eine Stimme aus der Luft über den Wassern und kündete ihm den Tod des Michael Robartes. Während sie noch trauerten, fiel der zweitälteste Greis in einen Schlaf, als er die fünfte Ekloge Virgils vorlas, und eine sonderbare Stimme sprach aus ihm und gebot ihnen, sich nach Paris aufzumachen, wo eine Frau im Sterben läge, die ihnen die geheimen Namen der Götter offenbaren würde; diese können vollkommen ausgesprochen werden, wenn die Seele in bestimmte Farben und bestimmte Klänge und bestimmte Gerüche getaucht ist; aber bei solchem vollkommenen Besprechen hören die Unsterblichen auf, ferner Schrei und Schatten zu sein, und gehen und reden mit uns wie Männer und Frauen.

Sie verließen die Insel und waren anfangs von allem, was sie in der Welt sahen, beunruhigt; sie kamen nach Paris, und da begegnete dem Jüngsten im Traum jemand, der ihm sagte: sie müßten aufs Ungefähr herumwandern, bis, die ihre Schritte leiteten, sie in eine Straße und ein Haus brächten, wie es ihm im Traum gezeigt war. Viele Tage wanderten sie, hierhin und dorthin, bis sie eines Morgens durch enge und ärmliche Straßen südwärts der Seine kamen, wo Frauen mit blassen Gesichtern und wirren Haaren aus den Fenstern auf sie herabsahen; und gerade, da sie umkehren wollten, weil die „Weisheit“ in solch törichter Nachbarschaft sich nicht niederließe, erreichten sie die Straße und das Haus. Der älteste Greis, der noch ein wenig die moderne Sprache kannte, die er in der Jugend verstand, ging an die Tür und klopfte; danach sagte der Zweitälteste: es wäre kein gutes Haus, und es könnte das Haus nicht sein, nach dem sie ausgingen, und drängte ihn, nach einem zu fragen, der nicht darin sei, und dann zu gehn. Die Tür wurde von einem alten geputzten Weib geöffnet, das sagte: „Oh, ihr seid die drei Blutsverwandten aus Irland. Sie hat den ganzen Tag auf euch gewartet.“ Die Greise sahen einander an und folgten ihr hinauf, an Türen vorbei, aus denen blasse und schmutzige Frauen die Köpfe steckten, in ein Zimmer, in dem eine schöne Frau schlafend im Bett lag. Zu ihrer Seite saß eine andre. Das alte Weib sagte: „Ja, sie sind endlich da; nun wird sie in Frieden sterben können“ und ging hinaus.

„Wir sind von Dämonen betrogen worden,“ sagte der eine der Greise; „denn die Unsterblichen reden nicht durch solch eine Frau.“

„Ja,“ sagte ein anderer, „wir sind von Dämonen

betrogen worden und wir müssen schnell davongehen.“

„Ja,“ sagte der dritte, „wir sind von Dämonen betrogen worden, aber wir wollen eine Weile niederknien, denn wir sind am Sterbebett einer, die ehemals schön war.“ Sie knieten nieder, und die Frau, die an dem Bett saß, und von Furcht und Schrecken überwältigt schien, beugte den Kopf. Sie betrachteten eine Weile das Antlitz auf dem Kissen und staunten über den Blick eines unstillbaren Verlangens und über die porzellanhafte Gebrechlichkeit des Gefäßes, in dem eine so bösartige Flamme gebrannt hatte. Plötzlich krähte der älteste wie ein Hahn, bis das Zimmer vom Krähen zu beben schien. Die Frau im Bett schloß ihren totenähnlichen Schlaf fort, aber die Frau, die neben ihr saß, bekreuzigte sich und erblaßte, und der jüngste der Greise schrie: „Ein Dämon ist in ihn gefahren und wir müssen fliehen, oder er fährt auch in uns.“ Bevor sie sich von den Knien erheben konnten, kam eine tönende klingende Stimme von den Lippen, die gekräht hatten, und sagte:

„Ich bin kein Dämon, sondern Hermes, der Hirt der Toten! Ich lief die Botengänge der Götter und ihr hörtet mein Zeichen, das mein Zeichen in alten Tagen war. Neigt euch vor ihr, von deren Lippen die geheimen Namen der Unsterblichen und der Dinge, die ihren Herzen nahe sind, kommen wollen, damit die Unsterblichen in die Welt zurückkehren. Beugt euch und wisset: wenn sie beginnen die heutigen Dinge umzustürzen und das Gestern zu bringen, so finden sie keine Hilfe, als bei ihr, die die Dinge von heute ausgestoßen haben. Beugt euch sehr tief, denn sie haben diese Frau zu ihrer Priesterin erwählt, in deren Herzen alle Torheiten sich sammelten, und in deren Körper alle Begierden erwachten; diese Frau, die ausgestoßen wurde aus der Zeit, und im Schoß der Ewigkeit gelegen hat. Wenn ihr euch gebeugt habt, werden die alten Dinge wieder da sein, und eine zweite Argo wird Helden über die Tiefe tragen und ein zweiter Achilles ein neues Troja belagern.“

Die Stimme endete mit einem Seufzer und augenblicklich erwachte der Greis aus dem Schlaf und sagte: „Redete eine Stimme durch mich, wie am Tag, als ich über dem Virgil einschlief, oder habe ich nur geschlafen?“ Der älteste sagte: „Eine Stimme redete durch dich. Wo war deine Seele während die Stimme aus dir redete?“

„Ich weiß nicht, wo meine Seele war, aber mir träumte, ich sei unter dem Dach einer Krippe, und ich sah nieder, und ich sah einen Ochsen und

einen Esel; ich sah einen roten Hahn auf der Raufe sitzen; und eine Frau ein Kind lieblosen und drei Greise in rubingeschmückter Rüstung mit tiefgeneigten Köpfen vor der Frau und dem Kinde knien. Während ich sah, krächte der Hahn und ein Mann mit Flügeln an den Fersen schwang sich durch die Luft und schrie, als er an mir vorüberkam: Törichter Greis, einstmals besaßest du alle Weisheit der Sterne. Ich kann meinen Traum nicht verstehen und nicht, was er von uns fordert, aber ihr, die ihr die Stimme aus der Weisheit meines Schlafes vernahmt, wisset, was zu tun ist.“

Dann sagte ihm der älteste Greis, sie müßten die Pergamente, die sie mit sich gebracht hätten, aus den Taschen nehmen und auf den Boden breiten. Nachdem sie sie auf den Boden gebreitet hatten, nahmen sie ihre Schreibfedern aus den Taschen, die waren aus drei Federn gemacht, die dem Flügel des alten Adlers entfallen sind, der mit St. Patrick Weisheit geredet haben soll. „Er meint, glaub ich,“ sagte der jüngste, als er ihre Tintenfässer neben die Pergamentrollen stellte, „daß, wenn jemand gut ist, die Welt ihn liebt und ihn ganz hält, und so kommt die Ewigkeit durch Jemanden, der nicht gut ist und der vergessen ward. Vielleicht war das Christentum gut und die Welt liebte es, so geht es nun fort und die Unsterblichen beginnen zu erwachen.“

„Was du sagst, ist ohne Weisheit,“ sagte der älteste, „weil es nicht einen Unsterblichen geben kann, wenn viele Unsterbliche sind.“

Da richtete die Frau im Bett sich auf und blickte mit wilden Augen um sich. Der älteste Greis sagte: „Frau, wir sind gekommen, um die geheimen Namen niederzuschreiben“ und bei seinen Worten kam ein Blick großen Entzückens in ihr Antlitz. Augenblicklich begann sie langsam und doch begierig zu sprechen, als wußte sie, daß nur noch eine kleine Zeit ihr blieb, und nannte ihnen im Keltischen ihrer Heimat viele geheime mächtige Namen, redete über die Farten, Gerüche, Waffen, Musikgeräte und Handwerksgeräte, die den Besitzern jener Namen zugehörten; am meisten jedoch über die Sidhe von Irland und ihre Vorliebe für den „Kessel“ und den „Wetzstein“ und das „Schwert“ und den „Speer“. Dann hustete sie eine Weile schwach und seufzte; als sie wieder redete, war es ein so schwaches Gemurmel, daß die Frau, die am Bett saß, sich niederbeugte um zu hören; und während sie hörte, verließ der Geist den Körper.

Da sagte der älteste Greis in französischer Sprache zur Frau, die sich noch über das Bett neigte:

„Es muß noch ein Name dagewesen sein, den sie uns nicht genannt hat, denn sie murmelte einen Namen, während der Geist den Körper verließ,“ und die Frau sagte, „Sie murmelte nur den Namen eines symbolistischen Malers, den sie liebte. Er pflegte zu einer Sache zu gehn, die er Schwarze Messe nannte; er war es auch, der sie lehrte, Gesichte zu sehen und Stimmen zu hören. Sie begegnete ihm vor wenigen Monaten zum ersten Male, und von dem Tage an hatten wir keine Ruhe mehr durch ihre Reden über Gesichte und Stimmen. Ei! erst in der vergangnen Nacht träumte mir, daß ich einen Mann mit rotem Bart und rotem Haar und rot gekleidet neben meinem Bett stehen sah. Er hielt eine Rose in der einen Hand und zerplückte sie mit der andern, und die Blumenblätter wehten durch das Zimmer und wurden schöne Männer und Frauen, die langsam zu tanzen begannen. Als ich erwachte, lag ich vor Entsetzen im Fieber.“

Dies alles erzählten mir die Greise, und wenn ich ihre Rede und ihr Schweigen, ihr Kommen und Gehn bedenke, bin ich beinahe überzeugt: wäre ich aus dem Hause gegangen, nachdem sie verschwunden waren, ich hätte keine Fußstapfen im Schnee gefunden. Sie könnten — bei allem, was ich oder irgendwer sagen kann — selbst unsterblich gewesen sein; unsterbliche Dämonen, gekommen, um mir eine sagenhafte Geschichte einzuprägen, zu irgend einem Zweck, den ich nicht verstehe. Was sie auch waren — ich gehe einen Weg, der mich von ihnen und von dem Orden der Mystischen Rose wegführt. Ich lebe kein planmäßiges und stolzes Leben mehr, sondern suche mich in den Gebeten und Sorgen der Menge zu verlieren. Ich bete am liebsten in ärmlichen Kapellen, wo mich Friesröcke streifen, wenn ich kniee; und wenn ich gegen die Dämonen bete, sage ich ein Gebet, das vor wievielen Jahrhunderten gemacht ist, um armen keltischen Männern und Frauen zu helfen, die ein Leid gelitten haben wie meines.

Seacht b-páidreacha fó seacht  
Chuir Muire faoi n-a Mac,  
Chuir Brighid faoi n-a brat,  
Chuir Dia faoi n-a neart,  
Eidir sinn 'san Slnagh Sidhe,  
Eidir sinn 'san Slnagh Gaoith.  
Sieben Väter sieben Male  
Sende Maria durch ihren Sohn,  
Sende Brigitte durch ihren Mantel,  
Sende Gott durch seine Stärke  
Zwischen uns und das Geisterheer  
Zwischen uns und die Dämonen der Luft.



*M. Slodki*

*Holzschnitt*

## GRABSCHRIFT

in Form einer Ballade, die François Villon für sich und seine Kumpane gemacht, als er erwartete, mit ihnen gehängt zu werden.

Ihr Menschenbrüder, die ihr nach uns lebt,  
Laßt euer Herz nicht gegen uns verhärten,  
denn alles Mitgefühl, das ihr uns gebt,  
wird Gott dereinst euch um so höher werten.  
Ihr seht uns hier gehängt, fünf, sechs Gefährten,  
und wenn das Fleisch, das wir zu gut genährt,  
verfault sein wird, von Elstern aufgezehrt  
und wir Skelette, Asche, Staub und Bein —  
Dann haltet uns mehr als des Spottes wert,  
und bittet Gott, er möge uns verzeihn.

Das eine bitten wir: habt dann  
vor uns nicht Abscheu, weil uns das Gericht  
den Garaus machte. Weiß doch jedermann,  
gesetzten Sinnes sind wir alle nicht.  
Und sind wir tot, seid nicht auf uns erbost,  
legt Fürsprach bei dem Sohn Mariens ein,  
daß unsre Seele flieh der Höllenpein  
und nicht versiege seiner Gnade Trost,  
und bittet Gott, er möge uns verzeihn.

Der Regen wäscht uns ab und spült uns rein,  
die Sonne trocknet uns und dörrt uns braun,  
die Raben hacken uns die Augen ein,  
und Elstern rupfen Bart und Augenbraun.  
Und niemals sind wir festgehängt, wir wiegen  
bald hin, bald her, so wie im Übermut  
der Wind mit uns ein Spiel treibt zum Vergnügen,  
zerpickt von Vögeln wie ein Fingerhut.  
Drum, Brüder, laßt euch dies zur Lehre sein,  
und bittet Gott, er möge uns verzeihn.

Geleit:

O Jesus, der du Herr bist von uns allen,  
verhüte, daß der Hölle wir verfallen.  
Ihm stehn wir Rechenschaft, nur ihm allein, —  
Hier, Menschen, lasset allen Leichtsinns fallen  
und bittet Gott, er möge uns verzeihn.

(Deutsch von Franz Blei)

## DER ALTERNDE

I  
Mein Frauenhimmel zerstürzt  
Mein Freundeswille erstickt  
Unnatur ist der Kampf.

Und war doch einst ein Fließen  
Und Händereichen  
Und Hingeben.

Meine Tage verstreut  
Mein Blut zu Ende  
Meine Zärtlichkeit tot.

Schwäche besteigt das Haupt,  
Darauf ruht keine Hand.

## II

Die Nächte stehen leer von Tanz,  
Die höchsten Feste sind versäumt,  
Die Kette der Freundschaft ist einender Haß,  
Der macht unseliger noch verloren.

Die Männer sind vor Scham verwüstet,  
Sie wagen nicht, sich zu erkennen  
Überall sind Freunde einzeln  
Ohne Frau, Gewalt und Inbrunst.

Der Mensch ist entzweigeteilt!  
Er will Erniedrigung  
Aber ich lasse den Himmel nicht los.

Ein hohes Feuer ist meine Not,  
Es hüllt die Erde ein  
In edle Trunkenheit!

*Martin Gumpert*

## VERKENNUNG

An den Anstieg seiner Gestalt  
Reicht kein Arm, kein Schlag, kein Kuß,  
Seine eigene flatternde  
Seele findet innen empor  
Keinen Halt.

Vor dem Felsen seines Gesichts  
Weichen Aller Augen aus,  
Seine engen Augen  
Gleiten schmerzlich seitwärts, —  
In ein Nichts.

Seht —, in sichtbarsten Körper haben  
Falsche Götter und Eltern ihn  
Unsichtbar verschwinden lassen,  
Daß ihn Alle nur hassen,  
Lebend begraben.

*Alfred Wolfenstein*

## DER FLÜCHTLING

Und seine Augen weiteten sich, als stürbe er,  
das war in der dritten Schlacht;  
vom Himmel stürzten die Bajonette,  
bis auf die weißen Knochen senkten sie sich.

Und Körper tanzten in Schaum und Staub,  
unter den Sohlen sumnte Musik;  
wild von der Einsamkeit in diesem Meer  
bissen sie sich zum Paar für das ferne Land.

Er sah eine Blume  
und fühlte sein Herz und zerrissen den Sinn,  
Zweifel wie Wellen warfen ihn hin,  
da rannte er aus der Schar;  
an einer Nacht im Walde schief er ein.

Und Leuchten schien aus seinem Haar.

*Henriette Hardenberg*



## MITTAGSSTUNDE

Die ewige Sonne schläfert ein.  
 Das Licht überflimmert die Landschaft.  
 Eine purpurne Wiege ist der Körper  
 Inmitten des Mittags weißen Flammen.

Frauen ziehen vorüber. Schwarze Silhouetten  
 Zeigen ihrer Schlankheit holde Glieder,  
 Haben auf einmal überraschend schöne Augen,  
 Um die Schläfen Mohn, welcher träumend sich  
 neigt.

Und vergehen. Der Äther atmet Glanz.  
 Im grenzenlosen Raum schwebt die Insel  
 Einsam und still. Rings im Kreis  
 Bauschen sich rot die Fahnen der Zeit.  
*Wilhelm Klemm*

## AN DIE ZEIT

Im Trüben atme ich.  
 Bin allein.  
 Und hebe die Augen,  
 Und hebe die Stimme.  
 Schreie  
 Endlose Schreie,  
 Blutige,  
 Nur in den Regen,  
 Nur in den Wind.  
 Ausgesetzt bin ich Mensch,  
 Um zu sterben  
 Zwischen Fenster und Tür.

*Ernst Blumberg*

## GEBIRGE

Nicht daß eine Gletscherin  
 Mir die Milch der Sterne gab —

Aber die Adler,  
 Die am Windfels mich beherbergen,  
 Brachten mir das Brot der Wahrheit,  
 Und das schwarze Fleisch der Gemsen  
 Machte mich gesund.

Umgekehrt  
 wie ein ewiger Säugling  
 Sah ich die Erde im Spiegel des Himmels.

Als ich die Architektur  
 Der Unendlichkeit ermessen hatte,  
 Baute ich den Sonnenturm  
 Meines Geistes in das Gewölk  
 Meiner zerflatternden Seele.

Also ward ich  
 Bauherr meines Lebens:  
 In den Schluchten aber wächst mein Sarg.  
*Goll (Lausanne)*

## DER DICHTER

*Von Otto Pick*

Der Hausmeister steckte die erhaltene Nickelmünze ein, versperrte das Tor wieder und entfernte sich. Der Dichter stieg zur Wohnung seiner Eltern empor. Der Vollmond, blendend weiß, schüttete Strahlengarben auf die Stiege. Nicht mehr tastend stieg der Zwanzigjährige wie in ein Lichtbad hinan.

Im ersten Stockwerk hielt der Dichter inne und lehnte sich nachdenkend an die Wand. Eine Idee, die ihm den ganzen Abend hindurch vorgeschwebt war, begann feste Unrisse zu gewinnen. Ein warmes Dankgefühl, das er fast gleichzeitig empfand, machte ihn beinahe sentimental. Durch das blanke Stiegenfenster schaute er hinunter auf die lichten Gärten und schattenbedeckten Höfe. Ein Hund bellte zornig irgendwo. Dann ertönte ein schriller Pfiff, ein dumpfes Knurren, und in der eintretenden neuen Stille störte das ferne Spiel einer Violine kaum.

Vor der Wohnungstür warf der Dichter einen langen letzten Blick auf die Mondlandschaft.

„Strahlenverklärte Alltäglichkeit, im rüden Treiben zwischen Morgen und Abend übersehen, wie bist du nun eingestimmt in meinen Gedankenlauf ...“  
 Entschlossen öffnend, entzündete er ein Streichholz.

Unverändert die Unordnung im Vorzimmer. Der alte Glasschrank mit zerbrochenen Scheiben, da-



*Richter-Berlin: Tuschezeichnung*

hinter viele seiner älteren Bücher, auch Schulhefte und Zeitungen. Daneben die Wasserleitung, ein offener Kleiderkasten und der alte, große Koffer mit Eisenbeschlag. Unmutig wandte er sich ab.

Ein Geräusch kam aus dem Innern der Wohnung.

„Wer kommt? — Bruno . . . ? Franz . . . ? Schieb' den Riegel vor!“

Immer wieder diese furchtsame Mahnung. Als wenn jemand keine wohlhabendere Familie und vornehmere Wohnung zu bestehlen fände!

„Zum Teufel! Ins versperrte Haus kommt doch niemand, und zu uns erst recht nicht! —“ Dann schob er den Riegel vor, öffnete die Türe neben dem Zimmer, aus dem die Mahnung erschollen, und strich ein neues Hölzchen an. Die Lampe war nicht zu finden.

„Natürlich, der hat wieder im Bett gelesen.“

Mit geringschätzigem Gesichtsausdruck trat er gegen das Fenster zu, wo die Lampe auf einem Sessel neben dem Bett seines älteren Bruders stand. Dieser lag halb entblößt da, die Decke berührte den Fußboden, die Kissen waren faltig und schweißfeucht.

Von rechts her sagte jemand verschlafen: „Bruno, laß ihn und geh endlich schlafen. Wie spät ist's? Leg' dich doch auch nieder!“

Der Jüngling schwieg hartnäckig. Rechts ward es still. Schnarchen ertönte. Er stellte die Lampe auf den Tisch. Als die gelbe Helle sich zögernd ausbreitete, schlich er in das andere, dunkle Zimmer. An sein Büchergestell hin. Natürlich erwachte man.

„Bruno? . . . Ja . . . ? So sprich doch! Mutter, wer ist hier . . . ?“

Jetzt erwachte auch die alte Frau.

„Schweig doch, Mädchen, Franz liegt ja schon. Bruno, so antwort' ihr doch. Immer erschreckst du sie.“

Er knurrte etwas, und sie schwiegen.

Zeitschriften, Briefbögen und Löschpapiere lagen auf, zwischen und unter den zahlreichen Büchern. Voll Hast zerrte er alles durcheinander, einen bestimmten Band suchend. Staub und winzige Papierflocken stiegen auf, wimmelten nieder.

„Bruno, geh doch schlafen!“ rief wieder die Mädchenstimme. „Keine Nacht haben wir Ruhe, du kannst ja morgen lesen.“

„Schweig!“

Mit zwei Schritten war er in dem anderen Gemach.

Laut: „Franz, wo ist das Buch!“

Ein schlafgeröteter Kopf hob sich aus den Kissen.

Blinzelnden Blickes die Frage: „Was willst du?“

„Mein Buch will ich haben, wo ist's?“

„Was erlaubst du dir, Junge! Was kümmern mich deine Scharteken!“

Der Dichter bebte schon:

„Wo hast du das neue Buch? Ein unaufgeschnittenes Buch wegzunehmen! Her damit!“

Franz stierte ihn an und überlegte verlegen. Dann fuhr er trotzig wütend mit der Hand unter das Kopfkissen.

„Da, nimm deinen Schmarren! Friß es auf, du Schuft! Mich zu wecken . . . Ich werde doch deine Bücher lesen dürfen, du . . .“

„Kinder, nehmt doch Rücksicht!“ klagte es wieder von nebenan. Franz schrie:

„Na warte, wie viel von meinen Sachen hast du schon gehabt, Bücher und anderes, und ich hab' kein Wort gesagt.“ Er schrie sich in wachsende Erregung hinein.

Der Jüngere nahm das Buch und setzte sich gemächlich an den Tisch. Die Situation reizte ihn.

„Reg' dich nur ab, morgen folgt Fortsetzung. Ich will dich lehren, Bücher von meinem Gestell fortzutragen. Ein neues Buch, das ich speziell vor dir versteckt hatte. Natürlich hat's dir wieder jemand gezeigt . . .“

„Aber, Bruno!“ ruft's gequält aus dem Nebenzimmer; „er hat es selbst gefunden. Franz, ich habe dich gewarnt.“ — —

Der Radau ist unabwendbar, ja eigentlich schon vollkommen. Alles schreit durcheinander. Der Dichter kämpft mit sich: Fassung, Sammlung! Wäre das Gekeife schon vorüber . . .

Laut: „Hätte er es gelesen und wieder an Ort und Stelle geschafft — kein Wort hätte ich gesagt. Aber sich's unters Bettkissen zu legen, damit ich es nur ja nicht finde! Na warte, von morgen ab wird jedes Buch eingesperrt!“

— „Du Frechling, was alles hätte ich vor dir einsperren müssen! Meine Anzüge hast du getragen, ohne mich überhaupt zu fragen, meine Kragen und Krawatten . . . Von morgen ab hüte dich! Wehe, wenn ich dich erwische. Nicht eine Stecknadel kriegst du mehr von mir.“

Franz reckt sich im Bett empor und ballt die Hand, während er den Bruder fixiert. Indem er vergangene Missetaten aus Brunos Knabenzeit heraufbeschwört, will er mit erhobener Stimme den Ton des Gerechten erklingen lassen.

„Ruhe!“ kommt es vom Tische her. Das Buch aufgeschlagen vor sich, hält der Dichter die Finger in die Ohren und will lesen. Jetzt aber verstummt das mahnende, ängstliche Zureden aus dem Zimmer der aufgestörten Schläfer nicht so bald.

Seine Gedanken irren ab. Er sieht einen Mondstrahl durch eine Türritze blinken und als Silberfaden sich bis an des Bruders Bett hinziehen. Wehmut und ein Wille zur Milde werden in ihm rege. Die Mondstunde bannt ihn. Doch hört er seine Stimme sagen:

„Schweig' doch, Franz. Das tun wir morgen alles ab. Ich will noch schreiben.

„Bruno, um Gottes willen, was habt ihr angestellt, schläft doch!“ wimmert es aus dem anderen Zimmer. Etwas schnürt ihm die Kehle zusammen, wirft einen Schleier rostrot vor seine Augen. Und er klappt das Buch verzweifelt zu. In der Küche räuspert sich das horchende Dienstmädchen.

Bruno bläst das Lampenlicht aus, tastet in das andre Gemach, sein Buch an sich gedrückt. Er entkleidet sich. Das Buch hat er unter das Kopfkissen gesteckt. — Es wird ihm, gleichsam gegen seinen Willen, beinah wohl zumute.

„Noch habe ich meinen traumlosen Schlaf. Oh, nicht denken zu müssen! — Wie ekelhaft war der ganze Auftritt. Hätte er das Buch draußen gelassen, alles wär' gut gewesen . . .“

Sein weiches Gemüt läßt ihn die Öde des gehabten Streites schmerzlich empfinden. Schon fühlt er sich mitschuldig, fast allein schuldig.

Stille. Er möchte vergessen und an den dichterischen Einfall, den er auf der Treppe gehabt hat, denken, um ihn am Morgen niederschreiben zu können. Da: ein Geräusch, als bäumte sich im ersten Zimmer jemand gegen die Wand.

„Mutter, ich halt' es nicht mehr aus, mich von dem Jungen schikanieren zu lassen. Ob ich ihm je was gesagt habe, wenn er meine Sachen hatte?! Was zuviel ist, ist zuviel. Um ein lumpiges Buch . . .“

Bruno hört zu, und ihn belustigt der Jammer des Bruders. Die milde Regung ist vorüber; er muß sticheln. Kurze und scharfe Zwischenrufe:

„Lumpiges Buch? Natürlich, weil es kein Sherlock Holmes ist . . .“

Franz rast:

„Nun, hört ihr ihn! Du Lümmel, ich kann lesen, was ich will. Und wenn ich keine Bücher lese, kannst du nur froh sein. Mutter, wenn ich dem Burschen das ewige Sticheln austreiben könnte! Aber ihr unterstützt ihn ja noch. Warte nur, morgen —“

Der Dichter liegt ruhig. Die Bruderrede setzt sich fort. Die dünnen Stimmen flüstern, rufen, beschwören . . .

Er lauscht, wie im Theater, und läßt plötzlich eine wuchtige Einrede ertönen:

„Lutz' Kriminalromane, — ,Der Hund von Basker-

ville' . . ., warum nicht ,Die blutige Jungfrau um Mitternacht'.“

Kichern die im andern Zimmer nicht?

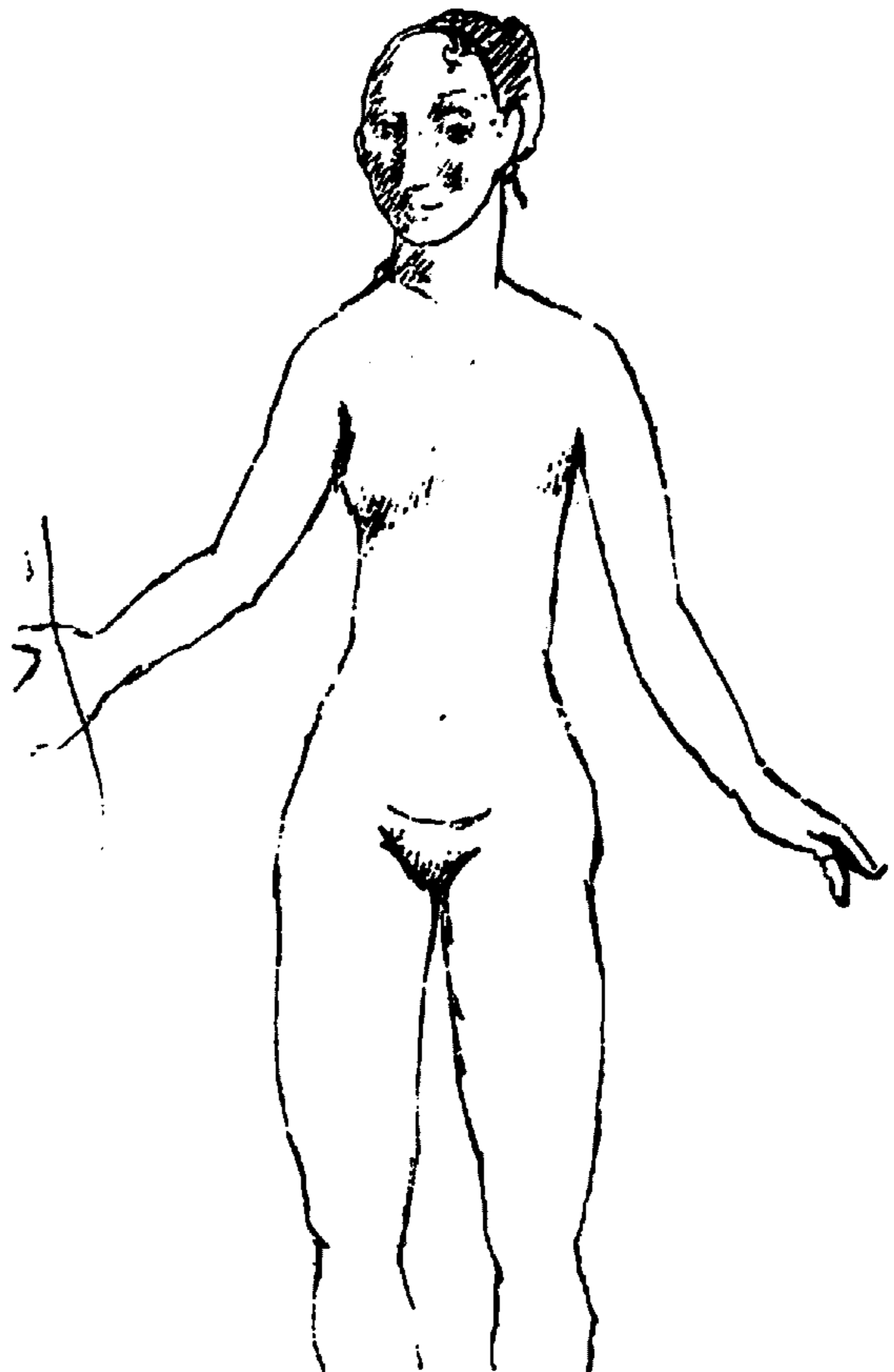
Franz beherrscht sich nicht mehr und springt auf: „Wart', ich werde dir etwas beweisen. Sicher hast du meine Krawatte angehabt!“

Er tastet zum Tisch und schwankt mit der angezündeten Lampe ins andre Zimmer.

„Weh ihm, Mutter, wenn ich sie finde. Das ist genau so wie vorhin; jetzt kann ich auch Lärm schlagen, weil er meine Sachen versteckt.“

Er tastet auf dem Tisch herum, schaut unter die Zeitung, welche die Mutter über Brunos kaltes Abendessen gebreitet hat, und zieht sich stumm wütend zurück . . .

Der Dichter schläft lächelnd ein. Aber ein müder, herber Zug umspielt im Schlaf seine Lippen. Franz wettet weiter. Die klagenden Stimmen flehen, wimmern aus dem Dunkel der Wohnung. Es schlägt zwei Uhr. Allmählich tritt Stille ein. Der Mond ist weitergewandert. Darum sind alle Zimmer finster geworden.



Picasso: Studie

## DIE HEILUNG DES FABIAN WERBEL

*Novelle von Hans Flesch von Brunningen*

„Weißt du, wie ich jüngst über den Heidenschuß gehe, wo alle Wagen und Autos so viel Lärm machen, habe ich auf einmal geglaubt, ich müsse mit hineinbrüllen in das Trompeten und Gerassel. Ich werde schon den Mund offen gehabt haben. Und überhaupt seitdem mehren sich die Anzeichen — —“

Fabian Werbel strich sich einige Male verlegen über die Stirn und lachte. Sein Freund meinte:

„Also, als Arzt und Mensch muß ich dir sagen: du mußt heraus! Das viele Bureauarbeiten ruiniert dich vollkommen. Fahre doch nach dem Süden. Italien zeigt unglaubliche Wirkungen. Eine seelische Neubelebung ist zu konstatieren — — — —“

Handschütteln. Der Lift. Unten auf der Gasse dachte sich Fabian:

„Haben nicht Hergers gesagt, daß sie in vierzehn Tagen in irgendein italienisches Nest fahren? Ich könnte mich anschließen — na — die Frau wird mir nicht gefährlich werden — —“

Er lachte schon wieder, der brave Fabian, und erst einem Hustenanfall gelang es, seine breiten Lippen wieder normal zu ziehen. Braver Fabian, die ganze Kollegenschaft im Ackerbauministerium, die ganze Gesellschaft von Kärntnerstraße und Tangotea kannte ihn unter diesem Beinamen. Wirklich, er war immer so normal, gemessen, brav und nett gewesen. Als Jüngling keine Schulden und keine Weiber, als Mensch überhaupt ein Charakter.

Blond und adrett der Schnurrbart und das ganze Gesicht, ein Zwicker und immer angezogen, wie es sich gehört. Erst seine Verlobung mit Else Rother hatte ihn etwas aus dem Geleise gebracht. Nichts schien da vor einem halben Jahr der Heirat im Wege zu stehen; da gingen sie auf einmal aus gänzlich unbekanntem Gründen auseinander. Etliche munkelten von einem angeblichen, rein seelischen Betrug; die Nächststehenden aber schienen überzeugt zu sein, daß es nur Fabians hysterische und gar nicht zu ihm passende Eifersucht gewesen sei, die seine Verehelichung verhindert habe. Niemand aber hätte ihm angesehen, wie er jetzt gemächlich über die maiblusenvolle Mariahilferstraße schlenderte, die Augenbrauen friedlich geglättet und nur die Finger nervös am Stocke, niemand hätte bemerkt, daß in diesem scheinbar bürgerlichsten Hirn wie immer so auch in dieser Minute der furchtbare und aussichtslose Kampf einer übertriebenen Sexualität mit einer geord-

neten Erziehung, die fast — aber nur fast — im Blut saß, ausgetragen wurde. Dieses Triebleben, das immer nur scheu die Hintertreppen hinabgeschlichen war und von Jugend auf als entwicklungsstörend abgelehnt wurde, hatte in dem körperlichen Zusammensein mit einem ganzen Mädchen nicht geahnte Dimensionen angenommen. Eine gesellschaftliche Katastrophe war glücklich vermieden worden, und im richtigen Moment meldete sich auch in Fabian jener österreichische Takt, der am Schluß „no ja“ sagt. Aber die Dirnen sämtlicher Bars und Bordelle sagten aus, daß dem Herrn Ministerialsekretär jetzt nicht über den Weg zu trauen sei.

Fabian Werbel war sehr erfreut, als er erfuhr, Hans von Herger mit Frau hätten sich entschlossen, die Reise nach Italien in ganz primitiven Urzuständen anzutreten. Dritter Klasse, kein Hotelleben, hinabtauchen und heraus aus dem Strudel der Verpflichtungen!

„. . . doch sehr interessant und lustig, nicht?“

Hans zwinkerte mit seinen fidelen Augen, und seine Beweglichkeit und Spontanität ließ den andern gar nicht zu Wort kommen.

„Und du fährst natürlich mit! Das heißt, wenn du willst. Die Helga wird sich riesig freuen. Riesig. Weißt du, man wird sich zu zweien so leicht langweilig. Wir werden uns glänzend vertragen. Du, Helga, Helga! — sie ist nämlich gegen die Primitivität, eigentlich — na, du verstehst, die Damen —“

Fabian fühlte sich zu einem verständnisinnigen Nicken verpflichtet. Dabei dachte er, daß die Leute sicher nicht recht hätten, die sagten, Hergers würden nur durch einen gewissen Geiz veranlaßt — — — —

Da ging die geschmacklos angestrichene Türe auf, und vor einem Sonnenzimmer erschien etwas Braunes, das eine sehr gepflegte Hand hinreckte, und ein fast zärtliches „Grüß Sie Gott, Fabian!“ machte den Raum lebendig.

„Sie werden braun und gut ausschauen, wenn Sie zurückkommen — — — —“

„Übrigens, die beste Reisezeit für Italien, jetzt, Mitte Mai — —“

Fabian nahm einem Bureaudiener eine Handtasche ab, „Servus! Servus!“ und dann kurbelte sich schon der Motor eines Autotaxis munter der Westbahn zu. Ja, denn Frau Helga hatte es sich ausgebeten, noch ein paar Tage, nur ein paar Tage vor der Primitivität in München und eventuell Genf zu verbringen. In München waren es schon ihrer sechs, in denen man sich zwischen

Wagneroper, Museen — schau Sie, der Böcklin, doch prachtvoll? —, Hofbräuhaus und andern Sehenswürdigkeiten herumschlug. Dann kam eine Fahrt durch die eben zum Sommer erwachende Schweiz. Der Zug fuhr über dem Neuchâtel-See hin, dort hielt sich ferne im Mond eine Alpenkette an der Hand, dort wuchs ein Schloß in den Himmel, und Fabian Werbel konnte nicht schlafen, sondern war in den Gang des sleeping cars getreten, geängstet und bedrückt durch die Nähe eines glücklichen Paares, das Wand an Wand mit ihm sich in Armen hielt.

Kurz und gut, bei einem Feuerwerk, das am 17. Mai in Genf abgebrannt wurde, da küßte er der braunen Frau Helga rosarote Kleiderschleife; aber es war im Gedränge, und niemand bemerkte es außer ihr, und von ihren Lippen fiel auch nur ein „Na!“ in die erschreckten Ohren Fabians. Ansonsten vertrug man sich wahrlich vortrefflich. Als dann die Fahrt nach den oberitalienischen Seen weiterging, da mußte Fabian gar mit seinem Italienisch aushelfen, war überhaupt unentbehrlich, und auch im Bädeler kannte er sich am besten aus. Allerdings, er mußte oft seine ganze maßvolle Gelassenheit aufbringen, um zwischen Lorbeer und *isola bella* und himmlischen Gärten über ein Gefühl friedlich hinwegzukommen, das eigentlich eine Leidenschaft war oder werden wollte. Nur hie und da fiel seine posierte Kühle auch äußerlich als zu schroff und ungesellschaftlich auf, nur hie und da protegierte er allzu eifrig den jungen Engländer, der sich in Genf angeschlossen, in den Augen Helga von Hergers, nur hie und da sagte er, sie seien schon zwölf Tage auf der Reise, und ob man nicht vielleicht jetzt zur Erholung schauen solle.

In Mailand, wo sich Mr. Elkins, ohne über einen Handkuß hinweggekommen zu sein, von den Wienern trennte, wurde nach einigen Besuchen in der Scala und einem Jour bei Mascolinis — Bekannte von einem Aufenthalt in Karlsbad — das Programm der Natürlichkeiten aufgenommen. Gerade als Frau Helga ihre Seidenstrümpfe über die elfenbeinernen Füße zog und Hans sich in ihre Umarmung begab, begann damit bereits der brave Fabian. Dieser hatte einen unwahrscheinlichen Hut über seinen Scheitel gestülpt und schlich um die *piazza dei mercanti* und *maisons* herum.

Am nächsten Morgen wurde allerdings vor dem irren Getümmel eines italienischen Hauptbahnhofs der Plan der dritten Klasse aufgegeben. Aber auch in der zweiten stak man tief genug im sprudelsten Volke. Dort lasen Jesuiten in ihrem

Brevier, dort trieb eine Berliner Familie ihr Unwesen, dort umfingerte ein Herr im nonchalanten Girardihut die feste Taille eines rabenschwarzen, kitschigen Mädchens; dabei „*Acqua giacata! Wer-mouth! Corriere della sera!*“ zum Fenster herein, und alles andere nur voll gieriger Sonne. Hans hatte sich angepaßt; er hatte sich gleich in Piacenza eine strohumflochtene Flasche roten Weines gekauft und trank ordinär aus ihr. Seine gutmütige Stirn, über der der Hut frech hinaufgeschoben war, zeigte Striche voll Schweiß und Kindlichkeit. Bei einem Ruck, den der Zug machte, wurde die rote Flüssigkeit über den Coupéboden geschleudert, und ein allgemeines Gelächter entstand. Helga blickte belustigt in das warme, überfüllte Land, und Fabian schien Studien zu machen. Alle waren erheitert, rußunkenntlich und ein bißchen zerschlagen, als der Zug mit nur einundeinhalbstündiger Verspätung in Riccioni hielt. Der Ruf „*Facchino!*“ verhallte ungehört; aber hinter mondübertünchten Häuserreihen roch man das Meer.

Nun wurden die Herzen der drei Nordländer voll Fröhlichkeit und ganz gelöst von früherem Kram. Da war auch nichts, was nicht zur abenteuerlichsten Lust beigetragen hätte. Eine Allee ging zwischen niedern Dingen vertraut und gerade zum Meer, um das Capannen gestreut waren und Sand. Angeschmiegt, gelber Sand, den schöne Kinder, die die Haare halbmondförmig geschnitten trugen, für sich beanspruchten. Und das Leben war im Bademantel, und im Bademantel schien das Glück. Das *albergo di lido*, das in der Nacht der Ankunft unheimlich und fremd durch Dialekt und dunkle Gänge über einer fischverzehrenden Terrasse aufgestiegen war, entpuppte sich als Hort der Sonne, in dem *gelato*, *patenaggio* und der *cavalier dela luna* sich um die Herrschaft stritten. Da war das Zimmer Fabians mit einem großen, zenitberührenden Fenster, in das der ganze Himmel konnte, und außerdem noch eine silberne Pappel, die von Mond-Märchen sprach. Da war ein Graf aus Imola, da waren die sogenannten „*musconi*“, Bretter mit Rudern, mit denen man tief ins Meer hinausfuhr, da waren Rufe „*Lydia! Lydia!*“, Leichtathletik am Strand, Hinausschwimmen mit der Brust gegen gütige Wogen. Frau Helga wurde braun und hatte ein paar Franzosen um sich, Hans wurde lebhafter denn je, schoß, schwamm, trank und wurde ganz toll, Fabian aber war konstant begeistert. Er war begeistert, seitdem am ersten Abend vor seinem Fenster sich über Pinien und anderes Gehölz von weicher

Tenorstimme die ersten Takte des Triumphmarsches aus „Aida“ geschwungen hatten. Aber nur die ersten Takte. Und dazu schrie eine Katze. Er war begeistert von der Katze. Und von den Häusern und vom Risotto und von allen Italienern. Von dem Badedirektor, der wie ein Römer war. Nicht rasierte Bartstoppeln vermochten nicht den Eindruck der Erhabenheit und Güte zu verbergen. Von den zarten Bologneserinnen, die aus Tanagra zu sein schienen, und vor allem von Laura Calavatti. Laura mit dem klaren Ton auf dem a. Laura war den dreien gleich am ersten Tage aufgefallen.

„Questa sera si balla!“ und jenes Mädchen tanzte vor allem himmlisch den Tango. Sie war mit ihrer Mutter hier, einer Frau, die taub schien und eine Habichtsnase besaß; beide waren aus Parma, und man verliebte sich eilends in die Italienerin.

Fabian ursprünglich aus Opposition gegen gewisse Anwendungen, die jetzt abendlich und heftig unter dem Teppich des Südens sich breit machten. Hans aus überströmender Sinnlichkeit. Fabian voll Eleganz und Forcierungskraft, Hans komischer Weise mit einer melancholischen Note. Frau Helga aber fuhr in Segelbooten, und um sie waren nackte, braungebrannte Jünglingsbeine. Sie war es zufrieden. Fabian aber hatte zuerst mit Laura Tango getanzt, war dann rasch und selbst vom Tempo überrascht über Handküsse, Muscönefahrten, Wettschwimmen zu der ursprünglich nicht ernst gemeinten, aber durch lauwarmer Mondluft entschuldigen Frage: „Liebst du mich?“ übergegangen. Mit Mund und Kuß wurde ihm entgegengekommen, Sinn schien Seele zu schlagen; schon runzelte er nicht mehr die Augenbrauen, wenn im One-step Helga an des Franzosen Bein sich hinschob, er gab sich dem Süden gefangen, er vergaß sein Blut und ließ sich von fremdem betäuben. Und mit dem eigentümlichen Gefühl einer Liebe zu allem Weiblichen in der Brust nahm er die Hingabe Lauras für sich. Unten spielte ein halb wahnsinniger Lautenspieler „A Tripoli!“ und drehte sich wie ein Kreisel um sich und wieder um sich, schmutzige Landkinder hüpfen auf und ab, der Himmel war stahlblau und vibrierte wie ein angeschlagener Gong, im Zimmer aber summt eine träge Nachmittagsfliege über Liebende hinweg, und die Augen des österreichischen Bürgers trugen ein Licht.

Nächte, herrliche Nächte, Abende, an denen der volle Sommer in glänzender Allegorie über den Apennin zog, Morgenstunden voll schlaftrunkenen Glücks. Da kamen Partien im Auto mit einem

kleinen, blassen Russen nach San Marino und Gradara, Lampion-Feste, und eines Tages schien sogar die Tragödie aus dem Schaum des Meeres ihr Haupt zu erheben.

Es hatte sich nämlich gefügt, daß ausnahmsweise wieder bei dem allabendlichen Spaziergang Fabian und Helga zusammengingen. Die Franzosen waren heute und morgen drüben in Rimini, Laura war angeblich krank, und Hans hatte eine Radtour mit unbestimmter Rückkehr unternommen. Die beiden andern aber gingen nun da — gar nicht Hand in Hand — miteinander, blickten in die Fäden der verrinnenden Wellen und sprachen sogar von einem Verdikonzert. Das Leuchtfeuer von La Catolica schickte wie ein schläfriges Meerungeheuer Lichtbündel aus, in einer Strandchenke tanzte man, die Nacht war hell. Helga blickte zu Boden und machte sich oft mit ihren Schuhen zu schaffen, in denen der Sand haften blieb. Fabian war diese Braune da neben ihm momentan wirklich höchst gleichgültig; er dachte an einen Mund, den er zu küssen liebte, und manches andere. Jetzt machte die Sandfläche dem Meere zu eine ziemliche Vertiefung, in der plötzlich zu seiner größten Überraschung Fabian ein Paar in höchster Gemeinsamkeit beisammen sah. Die Bestürzung wich einem noch immer vorhandenen Gefühl der Beschämung; er sagte zu Frau Helga:

„Wir wollen umkehren, nicht?“

Sie hatte in den letzten Minuten immer zu Boden geschaut, er aber erkannte plötzlich. Er erkannte seinen Freund und sein Mädchen. Die gelbe Wut trieb ihm das Blut ins Gehirn, ließ ihn Fäuste ballen, schon setzte er zum Sprung an — erwürgen, ah, erwürgen! — da, in dieser Sekunde des drohenden Durchbruchs, hörte er:

„Was haben Sie denn, Fabian?“

Einen Augenblick wankte er noch — oh, ihr Hunde!! — dann besiegelte ein kaum hörbarer Seufzer: „Nichts, nichts . . .“ den Sieg der Selbstbeherrschung.

— — — — In der Adria draußen zogen Fischerbarken mit roten Segeln in die Nacht. Im Hotelhof sang wieder der Wahnsinnige, der die Gäßchen unheimlich machte, sein „A Tripoli!“, und der brave Fabian nahm spielerische, kühne Rache an seinem besten Freund.

Als aber der Zug nach sechs Wochen in Wien einlief, da waren die drei braun und gereift wie wertvolle Früchte. Hans von Herger half seiner Frau beim Aussteigen und rief „Servus! Servus!“ dem nach Dornbach hinausfahrenden Fabian ins

Auto nach. Dieser blickte sehr zufrieden in Regenschauer, die sich allerdings nur schwer seiner Mißbilligung entzogen. Er war jetzt ganz anders und galt bei allen als geheilt.

#### LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

FRANZ BLEI: „Logik des Herzens“, Lustspiel in vier Aufzügen. (Berlin, S. Fischer, 1916.)

Es wäre nicht ganz richtig zu sagen daß hier eine Rokoko-Komödie geschrieben worden sei. Vielmehr hat, aufspanische Anregung, ein Rokoko-Herr eine Komödie hineingeschrieben in das Preußen des Kurfürsten Friedrichs des Dritten, in eine Zeit wo noch eine klassische, wenn auch merklich verblassende Sonne auf die Wasserbecken von Versailles herniederschien. So ist ein anmutiges Büchlein Mathematik entstanden; vier reizende Akte Schachbrett; ein gelungenes Stück galanter Conspiration, taktvoller Taktik. Dieses Lustspiel ist ganz anspruchslos hingekritzelt, in Sätzen ohne Perioden und ohne Perücken, in Einfällen die soviel wiegen wie bunte Watte wiegt. Gern verzichtet der Autor auf die Erfindung unvorhergesehener Gefühle, er verharrt höflich in polierter Ebene, läßt den Dingen ihren zierlich vorbereiteten Ablauf, schiebt Kavaliers in Mädchenzimmer in die sie nicht gehören und dann, im raschen Arrangement des Schlusses, in die Herzen die ihnen gehören werden. Ist man nicht glücklich, wenn man erwartete Überraschungen exakt eintreffen sieht? Daß einer heute, wo selbst die Philosophie drommetet, so unaufdringliche Kunst vermag, ist hübsch; hübscher noch, daß einer sie so leichtthin, so nebenbei vermag, wie der Doktor Franz Blei, dieser ausgezeichnete Urheber Vermischter Schriften (grauer Pappbände) und kluge Einführer der besten europäischen Werte. Das Zeitalter des Sonnenkönigs habe, steht in Breitingers französischer Literaturgeschichte, weniger wirken, als gefallen wollen. Auch der Lustspiieldichter Blei meint wohl, am wirksamsten sei das Gefällige. Vielleicht ist Grazie, ist Kunst wirklich nicht ganz so verächtlich, wie neuere Skythen verordnen möchten. Übrigens steckt selbst in diesem traditionellen Kunst-Stück ein Quantum Sozialkritik: der feudale Ehrbegriff wird ernstlich mikroskopiert, also daß zur Weihnacht die Dresdner, mit aller Lust, immerhin eine kleine Nachdenklichkeit aus ihrem Hoftheater heimgetragen haben.

Ferdinand Hardekopf

#### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Wiener Brief aus Zürich. Von Ludwig Hirschfeld. Nein, das ist durchaus kein Irrtum und auch kein Widerspruch. Der Briefumschlag trägt zwar eine Schweizer Marke und den Poststempel Zürich, aber der Inhalt ist wienerisch. Das ist bei mir so. Ich mag ans entlegenste Ende und in den exotischsten Winkel reisen und werde doch nur Wiener Briefe schreiben. Ich weiß nicht, wie das kommt, aber ich bleibe leider überall derselbe, der ich bin, und zeige gar kein Talent zum internationalen Allerweltmenschen . . .

Jetzt bin ich zum Beispiel seit drei Wochen in Zürich. Und was glauben Sie, wo habe ich den größten Teil der Zeit verbracht: im Wiener Kaffeehaus . . . Natürlich, dieses Wiener Kaffeehaus im Ausland ist ja immer nur eine recht unzulängliche Kopie, aber doch ein Surrogat und für das obdachlose Gemüt eine Art zu Hause. Dieser Meinung sind offenbar auch andere, ebenso regelmäßige und dauerhafte Gäste, die ich sogleich, ich weiß selbst nicht woran und bevor ich sie noch reden höre, als Österreicher oder Ungarn erkenne. Sie sind nicht so gemütvoll wie ich, sie suchen hier keine Wiener Stimmung und keinen Feuilletonstoff. Viel besser verstehe ich mich mit dem Wiener Kellner . . . Die Zeitungen sind wohl schon einige Tage alt, und die neuesten Kriegsnachrichten kenne ich bereits, aber deshalb lese ich sie dennoch aufmerksam und bin jetzt erst da-

von überzeugt, wo ich sie an gewohnter Stelle in den gewohnten Lettern sehe. Dann die Personalmeldungen . . . Und was ich erst in den Theatern versäume . . . Noch wichtiger und interessanter als die neuen Stücke und die Aufführungen ist dem richtigen Wiener die andere, die unbemalte Seite der Kulisse, die persönlichen und intimen Theaterdinge. Ich überfliege die Notizen, die Interviews und Plaudereien und sehe mit Beruhigung, daß man sich, obwohl alle Gedanken und Gefühle vom Krieg in Beschlag genommen sind, noch immer diesen lebhaften wienerischen Sinn für die Küchegeheimnisse des Theaters bewahrt hat . . .

. . . Jetzt sollte ich aber doch endlich auch etwas über Zürich selbst schreiben. Da gibt's hochinteressante Dinge zu schildern: im Landesmuseum die berühmte Tischplatte von Holbein, im Kunsthaus Bilder von Böcklin und Hodler. Ich bin nur leider bisher nicht dazu gekommen, das zu sehen, aber dafür war ich in sämtlichen Kinos . . .

„Prager Tagblatt“, 29. 12. 1915.

Biologische Grundlagen der Kulturpolitik.

Kein Vorgang in der Welt hat nur Schaden oder nur Nutzen für einen Kulturorganismus in seinem Gefolge, auch nicht der gegenwärtige Krieg. Dürfen wir zwar den Krieg nicht als geeignetes Mittel zur Förderung der Kulturentwicklung betrachten, das zu vollkommenerer Anpassung der Kulturorganismen an ihre Lebensbedingungen führt, so wäre es doch andererseits ebenso verkehrt, vor all dem Furchtbaren und Entsetzlichen, das er mit sich bringt, das Gute ganz zu übersehen, das er uns zum Teil jetzt schon gebracht hat. Das ist das Ergebnis, zu dem der Bonner Physiologe Verworn in einer Betrachtung über den Krieg gelangt. Er ging dabei von Studien über die Entwicklung des menschlichen Geistes aus und hat vom biologischen Standpunkte die Probleme der Gegenwart zu erfassen versucht. Ihm ist der Krieg ein erregender Reiz, und wie die Physiologie die Methode erregender Reize auf Schritt und Tritt verwendet, um durch Steigerung die besondere Leistung eines Organs deutlicher hervortreten zu lassen, so hat auch der Krieg eine Fülle von Erscheinungen in der Kultur der verschiedenen Völker, von denen man sich vorher keine genügende Rechenschaft gab, klar beleuchtet. Uns Deutschen hat er die Augen geöffnet über manche Eigenschaft der anderen Nationen, aber auch über unsere eigene Kultur, und diese neuen Erkenntnisse schaffen uns wieder die Möglichkeit für einen neuen Kulturfortschritt.

„Berliner Tageblatt“, 28. 5. 1915, unter der Generalüberschrift „Kunst und Wissenschaft“.

#### KLEINER BRIEFKASTEN

R. E. Die angekündigten Sondernummern werden jetzt in schneller Folge erscheinen. Außer den Hefen: „Deutschland“, „Belgien“, „Italien“, Wilhelm Klemm, Karl Otten, Max Oppenheimer, Else von zur Mühlen und Hans Richter bereite ich vor: ein Theodor Däubler-Heft, ein M. Slodki-Heft und ein Heft für Paul Adler. Auch die „Ergänzungshefte“ sollen nicht lange auf sich warten lassen. Schließlich sei ausgeplaudert, daß ich die Schaffung einer „Lyrischen Bibliothek der AKTION“ plane. H. S. Lesen Sie das vor zwei Jahren bei Langen in München erschienene Werk von Müller-Lyer „Soziologie der Leiden“, lesen Sie das Kapitel 13 („Aktivismus“) und das Kapitel 15 („Das Ziel“). U. Gaday. Ihre hübsche Grotteske „Der Superlativ-Litterat“ wird erscheinen, sobald ich Raum habe. Aber weshalb umschreiben Sie Nietzsches Wort?

#### NEUE BÜCHERLISTE

THEODOR DÄUBLER. Mit silberner Sichel. (Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau.)

PAUL ADLER. Nämlich. (Ebenda.)

EBERHARD BUCHNER. Kriegsdokumente. Vierter Band. (Verlag Albert Langen, München.)

HANNS JOHST. Wegwärts. Gedichte. (Delphin-Verlag, München.)

WILHELM KLEMM. Verse und Bilder. (Verlag Die AKTION.)

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Vincent van Gogh: Rohrfederzeichnung (Titelblatt) / Ludwig Rubiner: Der Maler vor der Arche (André Derain) / Francis Jammes: Ueber den Schnee / Émile Zola: Eine verschollene Skizze / Hans Richter: Studie / Wilhelm Klemm: Erscheinung / Albert Ehrenstein: Flöhe zwitschern auf Gestirnen / J. T. Keller: Der Pfad der Erlösung / Ludwig Meidner: Porträtskizze / Paul Kraft: Vor der Fahrt in die Heimat / Rudolf Fuchs: Skizze zu einem Gedicht / Ferdinand Hardekopf: Sublimierung; Das Café-Sonett / R. von Walter: Ein Gespräch / Jomar Förste: Zeichnung / S. Friedlaender: Sylvesterrede / Rudolf Börsch: Traum / Emmy Hennings: Aus dem Gefängnis. Skizze / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{5}{6}$

INHALT: Georges Minne: Trauer. Holzschnitt (Titelblatt) / Widmung / Émile Verhaeren: Der Auszug (Nachdichtung von Theodor Däubler) / André Rouveyre: Porträt-Karikatur auf Verhaeren / Maurice Maeterlinck: Turmszene aus „Princesse Maleine“ / Max Elskamp: Die sechs Lieder eines Armen (Uebertragung für die AKTION von Paul Adler) / James Ensor: Hafen (Zeichnung) / Vallotton: Porträts von Maeterlinck und Elskamp (Holzschnitte) / Charles de Coster: Flämische Legende (Deutsch von August Brücher) / Georges Minne: Der Täufer (Holzschnitt) / James Ensor: Napoleons Abschied (Federzeichnung) / Camille Lemonnier: James Ensor (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Valère Gille: Die Kunst (Deutsch von Heinrich Schaefer) / Maeterlinck: Alte Lieder (Nachdichtung von Ferdinand Hardekopf) / Charles Lerberghe: Die goldne Bark (Nachdichtung von Camill Hoffmann) / Théodore Hannon: Offertorium (Deutsch von Stefan Wronski) / Félicien Rops: Briefe (Deutsch von Franz Blei) / Rops: Federzeichnung / Grégoire Le Roy: Die Zeiten der Vergangenheit / Ferdinand Hardekopf: Anmerkung zur „Princesse Maleine“ / Kleiner Briefkasten / Notiz zu dieser Sondernummer „Belgien“



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
Deutsch von Georg Hecht

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t  
H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—  
D I E L Y R I S C H E N A N T H O L O G I E N  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
L E O N . T O L S T O I  
B e s i n n e t E u c h  
100 Seiten Preis 30 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

M A U R I C E M A E T E R L I N C K  
Philosophische Werke  
Dramatische Werke  
G e d i c h t e

C H A R L E S D E C O S T E R  
T y l l U i l e n s p i e g e l  
Volksausgabe. Geb. M. 3,—

C A M I L L E L E M O N N I E R  
E i n D o r f w i n k e l  
Roman. M. 3,—

Eugen Diederichs Verlag in Jena

É M I L E V E R H A E R E N  
R e m b r a n d t  
Mit 80 Abbildungen. Geb. M. 3,—

R u b e n s  
Mit 95 Abbildungen. Geb. M. 3,—

A u s g e w ä h l t e D i c h t u n g e n  
Drei Bände. M. 10,—

D i e h o h e n R h y t h m e n  
M. 5,—

E U G E N L Ü T H G E N  
Belgische Baudenkmale  
Mit 96 Abbildungen. Geb. M. 3,—  
Insel-Verlag in Leipzig

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l  
Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n  
Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m  
Ein symbolischer Geschichtenkreis  
N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

R I C H A R D M U T H E R  
D i e b e l g i s c h e M a l e r e i  
Wohlfeile Ausgabe

Mit 32 Abbildungen. M. 3,—  
T H E O D O R F O N T A N E  
G e s a m m e l t e W e r k e  
Auswahl in 5 Bänden. Geb. M. 20,—

F R A N Z B L E I  
L o g i k d e s H e r z e n s  
Lustspiel. Geh. M. 2,—

E M I L S T R A U S S  
F r e u n d H e i n . R o m a n . M . 4 , —  
D e r n a c k t e M a n n . R o m a n M . 4 , —  
K r e u z u n g e n . R o m a n . M . 1 , —  
S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 5. FEBR. 1916

*Dem Herrn Dr. Hermann Rösemeier widme ich  
diese Nummer „Belgien“.* F. P.

## DER AUSZUG

*Von Émile Verhaeren (geschrieben 1908)*

Freie Nachdichtung für die AKTION von Theodor Däubler

Mit Hund und Katz, im Abendblaß,  
— Wovon sie leben, weißt du das, —  
So ziehn von hier die Leute aus.  
Sie gehn die Straße naß entlang;  
Sie schmecken Wind und rauchen Grau.  
Sie kriegen einen Regentrank.

Die Leute hier gehn los aufs Nichts.  
Sie haben nichts  
Als vor sich selbst  
Des Nachts der Straße Unaufhörlichkeit.

Sie tragen, an den Stock geknauff,  
Im blau karierten Taschentuch,  
Bald rechts, bald links,  
In Hand, auf Schulter, wechselweis',  
Als Zeichen eines Hoffnungswinks,  
Im Bimmelbündel-Taschentuch,  
Ein Wäschestück mit Spindgeruch.

Die Leute hier ziehn blaß und bloß  
Von hier aufs endlos Finstre los.

Das Wirtshaus steckt im nackten Wald  
Und heißt zum kalten Aufenthalt.  
Die Ratte piepst und lärmt im Haus  
Und auch die Maus.

Dem Wirtshaus, knapp beim Klapperwald  
Wird's nun im Lochgemäuer kalt;  
Dem Mottenfraß verfiel das Dach.  
Das Schild, ein abgedorrter Arm,  
Hält schräg ins schwere Windgekrach,  
Und hoch hinein,  
Ein abgekautes Knochenbein.

Die Leute hier sind angstgescheucht  
Und kommen schleppend angekeucht;

Sie machen übers Schmerzgeschick  
Ein Kreuz.  
Sie haben in der Seele drin  
Zwei Späne ohne Glimmbeginn:  
Zwei Späne, schwarz und übers Kreuz.

Auf Dämmerstraßen unten ballt  
Sich Abendgehämmer von Glocken  
Zusammen und kehrt zurück  
Vom Kreuzgang beim Wald.

Das sind Muttergottesbilder,  
Die irreflogene Vögel  
Zu trostreichen Andachtsstufen,  
Aus ihren Kapellen heimrufen.

Die Leute hier sind angstgescheucht,  
Denn ihre Muttergottes hält  
Kein Kerzenlicht in diese Welt.  
Der Weihrauch hat den Duft verhaucht,  
Verloren welken Rosen nur  
Auf einer buntbemalten Gipsfigur,  
Versteckt im letzten Kircheneck.

Die Leute von hier haben Furcht vor dem Schatten  
Auf eigenem Feld.  
Vor dem Vogel, der an ihrer Tür zerschellt.  
Vor den Teichen, die sich im Mondlicht  
Mit Silbergeschuppe behäuten:  
Die Leute hier haben Furcht vor den Leuten.

Die Leute hier sind ungeschickt;  
Die Absicht schwach, der Sinn verstrickt,  
Sie wurden zäh gegerbt wie Leder,  
Doch die Gesinnungen sind kleinlich:  
Es rechnet unter ihnen jeder  
Den eignen Mangel peinlich  
Nach Pfifferlingen aus.

Die harten Erntejahre haben sie in ihren Händen,  
Bis zu Ende, wie beim Rosenkranzgebet, gezählt.  
Die Pflüge haben sie im Steingeröll gestählt;

Die Äcker schreckten auf und mußten bluten.  
Sie haben in die eignen Schollen tief gebissen  
Und weiter, bis aufs Herz hineingerissen.

Mit Hund und Katz, im Käfig den Spatz,  
Mit ihrer einzigen Habe,  
Unrecht zu schlucken, zu schweigen als Labe,  
Das Herz unter Schimmel,  
Verstümmelt den Fuß:  
Die Leute von hier!

\*

Weg von der Pritsche, fort aus dem Land,  
So ziehn durch die Finsternis schreckhaft  
Die Kinder gekrampft an ein Muttergewand:  
Das plärrende Schock um das angstvolle Weib:  
Ein schreckhaftes Zerren und Kindergeschrei,  
Jedoch alle Alten sind blinzelnd dabei,  
Das tödliche Grau ihrer Heimat zu schauen.  
Sie wird wie mit Aussatz vom Eiswind benagt,  
Wenn Kälte als Krätze die Dorfmauer plagt.

\*

Die Knechte, gedungen, mit Armen wie Stricke  
Geknotet, und fast ohne Stolzheit im Blicke,  
Ja, ohne Begehren nach einstigen Tagen,  
Entfremdet sogar allem Schicksalsbeklagen,  
Sind da. Doch hin ist die Kraft ihrer Arbeiter-  
finger;

Wer ballte die Faust als Geschenkebezwinger,  
Dem Zorne des Todes entgegenzujagen!

\*

Die Leute von hier, diese Leute vom Feld,  
Haben ihr Unglück für immer bestellt.  
Die Karren und Fuhrwerke, Landstraßenhaster,  
Zerrattern das spitzige Katzenkopfpflaster.  
Mit Tagesbeginn geht es an:

Gar viele, wie ha-  
gergedörnte Ske-  
lette,  
Mit Klimperbehän-  
gen im Klapper-  
geschirr,  
Die Andern, wie  
Eimer auf rostig-  
er Kette,  
Sind Sänger im  
schrillenden Stim-  
mengewirr.  
Noch Andere wer-  
den Laternenver-  
frachter,  
Die Letzten sind da  
wie verdächtige  
Achter



André Rouveyre: Verhaeren

Gescheiterter Schiffe: da scheinen die Räder,  
Auf die man den Tierkreis mit Nägeln geschlagen,  
Das Weltall, auf stahlharter Feder,  
Im Karrenverschlage zu tragen.

Die hungrigen Pferde bringen im Schritt  
Ihr klapperndes Gerippe mit.  
Der Kutscher, im quälenden Unrastgeföhle,  
Erzürnt wie eine tollgewordene Mühle  
Und schmeißt dann plötzlich, wie ins Ungefähr,  
Ins grau gewolkte Himmelsmeer  
Noch einen müden Stein  
Auf Unglücksrabben im Vorübersein.

Die Leute hier sind glücksberaubt  
Und schicken sich.

Die Herden, dürr und dickbestaubt,  
Sind auch aus der Öde, von ärmlichen Weiden,  
Mit unaufhörlich schreckenden Hieben  
Des Hungers, der sie aufgerieben,  
Aus dem Land getrieben.

Es stolpern die Schafe ermattet auf kiesligen  
Wegen,

Nun brüllen die Ochsen dem Tode entgegen,  
Die aufgedunsenen Kühe sind schwer  
Und ziehn mit Eutern wie schlänkernde Säcke  
einer.

Dann bringen die Esel, als Fracht, den gekreuzig-  
ten Tod,  
Auf Peinigungslenden vom Opfer umloht.

So ziehen die Tiere und Leute von hier  
Dahin auf dem Rundgang der Schmerzen,  
Den wir im Finstern durch Elend und Gier  
Ins Erdengenick ohne Aufenthalt merzen.

Gekommen woher, sagt uns endlich woher,  
Aus welchem verwickelten Schicksal genommen:  
Durch Dörfer gegangen, durchs Heidegelände  
Und schließlich am Kirchhof zu Ende.  
So trabt es und kollert, verwickelt das Knäuel  
Vom schwärzlich verschlängelten Weg ohne Ruh.  
Der Frühling, der Sommer, die eisigen Gräuel  
Sind immer erschöpft und begeben sich aus:  
Vom Endlosen wieder aufs Endlose zu.

Unten, weiter, in den fernen Tiefen,  
Unter Wolken, die von schweren Fetten triefen,  
Fest mit ihrer Taborstirn,  
Schwarzberüsselt, rot umodemt, rotbekleckst,  
Wie vom Tage überbleit und nächtlich als Gestirn,  
Ist die Stadt, die alles Volk am Feld behext.  
Aufgereckt aus Gips und Stuck,  
Marmorprotzig, aber schartig,  
Eisern trutzig gegen Ruß und Ruck:  
Fangarmartig.

## TURMSZENE AUS PRINCESSE MALAINE

Von Maurice Maeterlinck

(Princeß Maleine und ihre Amme)

Amme: Seit drei Tagen mühe ich mich nun ab, die Steine dieses Turms zu lockern und ich habe kaum noch Nägel an meinen armen Fingern. Ihr werdet Euch rühmen können, mich umgebracht zu haben. Aber natürlich, Ihr mußtet ungehorsam sein, mußtet aus dem Palast entfliehen, mußtet Hjalmar treffen. Und nun stecken wir hier im Turm, hier, zwischen Himmel und Erde, über dem Gipfel der Bäume des Waldes! Hatte ich Euch nicht gewarnt? Hatte ich's Euch nicht gesagt? Ich kannte Euren Vater wohl! — Doch wird man uns freilassen, wenn der Krieg aus ist?

Maleine: Mein Vater sagte es.

Amme: Freilich, dieser Krieg wird nimmer enden! Seit wieviel Tagen leben wir nun schon in diesem Turm? Seit wie lange sah ich weder Mond noch Sonne? Und überall, wohin man greift, erfaßt man Pilze und Fledermäuse und heute früh gewahrte ich, daß wir kein Wasser mehr haben!

Maleine: Heute früh?

Amme: Ja, heute früh. Warum lacht Ihr? Da gibt es doch nichts zum lachen? Gelingt es uns heute nicht, diesen Stein loszulösen, dann bleibt uns nichts andres übrig als zu beten. Mein Gott, Mein Gott! Was tat ich doch, um so in dies Grab, inmitten von Ratten, Spinnen und Moder geworfen zu werden! Ich lehnte mich gegen niemand auf! Ich war nicht unverschämt wie Ihr! Ist es wirklich so schwer, sich scheinbar zu fügen und auf diese Trauerweide von Hjalmar zu verzichten, der nicht einmal den kleinen Finger rühren würde, um uns zu befreien!

Maleine: Amme!

Amme: Ja, Amme! Euretwegen werde ich bald die Amme von Regenwürmern sein. Und nun sagen zu müssen, daß ich ohne Euch in diesem Augenblicke ruhig in der Küche säße, oder mich im Garten in der Sonne wärmte, bis die Frühstücksglocke läutet! Mein Gott! Mein Gott! Was tat ich doch, um . . . Oh, Maleine! Maleine! Maleine!

Maleine: Was?

Amme: Der Stein! . . .

Maleine: Der . . .?

Amme: Ja, — er hat sich bewegt!

Maleine: Der Stein hat sich bewegt?

Amme: Er hat sich bewegt! Er ist los! Die Sonne flimmert durch den Mörtel. Seht! Sie fällt auf mein Kleid! Sie fällt auf meine Hände! Sie fällt auf Euer Gesicht! Sie fällt auf die Mauer!

Löscht die Lampen aus! Überall Sonne! Ich will den Stein hinabstoßen!

Maleine: Er hält noch fest?

Amme: Ja — aber das macht nichts! Nur hier noch in dieser Ecke! Gebt mir Eure Spindel! — Oh, er will nicht fallen! . . .

Maleine: Siehst du etwas durch den Spalt?

Amme: Ja! Ja! — Nein! Ich sehe nur das Sonnenlicht!

Maleine: Ist's die Sonne?

Amme: Ja! Ja! 's ist die Sonne! Seht nur! Es glänzt wie Silber und Perlen auf meinem Kleid! Und es ist warm wie Milch auf meinen Händen!

Maleine: Laß mich doch auch einmal hinschauen!

Amme: Seht Ihr was?

Maleine: Ich bin wie geblendet!

Amme: Es ist merkwürdig, daß wir gar keine Bäume sehen. Laß mich nochmals hinschauen.

Maleine: Wo ist mein Spiegel?

Amme: Jetzt seh ich besser.

Maleine: Siehst du Bäume?

Amme: Nein. Wir befinden uns wohl höher als die Bäume. Aber der Wind weht. Ich will doch versuchen, den Stein hinabzustößen. Oh! (Sie beben vor dem hereinflutenden Sonnenschein zurück und verweilen einen Augenblick sprachlos im Hintergrund der Kammer.)

Ich sehe nicht mehr hin!

Maleine: Sieh! Sieh hin! Mir ist bang!

Amme: Schließt die Augen! Ich fürchte zu erblinden!

Maleine: Ich will doch selbst hinschauen!

Amme: Nun?

Maleine: Oh, 's ist ein Schmelzofen! Und ich habe nichts als rote Sonnenbilder vor den Augen!

Amme: Seht Ihr sonst nichts?

Maleine: Noch nicht. Doch! Doch! Der Himmel ist ganz blau. Und der Wald! Oh, der ganze Wald!

Amme: Laßt mich sehn!

Maleine: Warte! Jetzt fange ich an zu unterscheiden!

Amme: Seht Ihr die Stadt?

Maleine: Nein.

Amme: Und das Schloß?

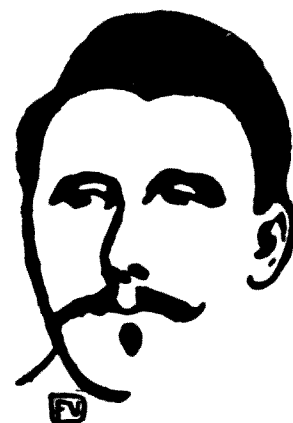
Maleine: Nein.

Amme: Dann liegt's wohl nach der andern Seite.

Maleine: Jedoch ich sehe das Meer.

Amme: Ihr seht das Meer?

Maleine: Ja! Ja! Das ist das Meer! Es ist grün!



Vallotton: Der Dichter  
Maeterlinck

Amme: Dann aber müßt Ihr auch die Stadt sehen. Laßt mich hinschauen.

Maleine: Ich sehe den Leuchtturm!

Amme: Ihr seht den Leuchtturm?

Maleine: Ja. Ich glaube, es ist der Leuchtturm . . .

Amme: Dann aber müßt Ihr doch die Stadt sehn.

Maleine: Ich sehe die Stadt nicht.

Amme: Ihr seht die Stadt nicht?

Maleine: Ich sehe die Stadt nicht.

Amme: Seht Ihr nicht die Warte?

Maleine: Nein.

Amme: Das ist erstaunlich!

Maleine: Ich sehe ein Schiff auf dem Meere!

Amme: Es segelt ein Schiff auf dem Meere?

Maleine: Mit weißen Segeln.

Amme: Wo ist's?

Maleine: Oh, der Seewind spielt mir im Haar! — Aber ich sehe keine Häuser längs der Wege.

Amme: Was? Sprecht doch nicht so nach außen, ich höre kein Wort.

Maleine: Es gibt keine Häuser mehr längs der Wege!

Amme: Es gibt keine Häuser mehr längs der Wege?

Maleine: Und keinen Kirchturm mehr auf dem Lande!

Amme: Es gibt keinen Kirchturm mehr auf dem Lande?

Maleine: Es gibt keine Mühlen mehr auf den Wiesen!

Amme: Keine Mühlen mehr auf den Wiesen?

Maleine: Ich erkenne nichts mehr wieder!

Amme: Laßt mich sehn. — Es ist kein einziger Bauer im Feld! — Oh! Und die große Steinbrücke ist zerstört! — Doch was haben sie an den Zugbrücken getan? — Dort liegt ein niedergebrannter Bauernhof! — Dort noch einer! — Und da noch einer! — Und da noch einer! Und! . . . Oh, Maleine! Maleine! Maleine!

Maleine: Was denn?

Amme: Alles ist verbrannt! Alles ist verbrannt! Alles ist verbrannt!

Maleine: Alles ist . . .?

Amme: Alles ist verbrannt, Maleine! Alles ist verbrannt! Oh, jetzt seh ich's . . . Nichts ist mehr übrig!

Maleine: Das ist nicht wahr, laß mich sehn!

Amme: So weit der Blick reicht, ist alles verbrannt; die ganze Stadt ist nur noch ein Haufen geschwärzter Steine. Ich sehe nichts als die Gräben mit den Trümmern des Schlosses gefüllt. Weder Menschen noch Vieh auf dem Felde! Nur Raben

auf den Wiesen! Nichts steht mehr als die Bäume!

Maleine: Was nun! . . .

Amme: Ah! . . .

(Von Hermann Hendrich aus dem Manuskript übersetzt 1890.)

### SECHS LIEDER EINES ARMEN FÜR DEN WOCHENTAGSDIENST IN FLANDERN

Von *Max Elskamp*

(Berechtigte Uebertragung für die AKTION von Paul Adler)

Ein armer Mann betrat mein Haus,  
Mir lose Blätter anzubieten,  
Als Ostern scholl in allen Hütten  
Und aller Vögel Schall. Inmitten  
Ein Armer sang vor meinem Haus.

Demütig wie mein eigen Lied  
Mit schlichtem Endesklang und Worten,  
Und freundlich allen allerorten,  
Demütig wie mein eignes Lied  
Nach meinem Glauben und Geblüt.

Nun, seine Lieder, nehmt sie Ihr.  
Und mein Gemüt nimm du es ein,  
Cäcilia im goldnen Schein.  
Nun seine Lieder, nimm sie hier  
Und sieh, ganz Flandern liegt vor dir,  
Wo alle Glocken klingen dir  
Im Grün der Bäume, die sich küssen  
Beim frohen Kirchengang an den Flüssen.  
Und alle Glocken singen dir  
Schon Sonntag vor Sonnabends Tür.

\*

Und so für sieben nacheinander  
Mein Herz hier, in jedwedem Kleid,  
Singt tausend Freuden der reinen Zeit.  
So von allen Tagen in Flandern  
Ist hier jedem ein Lied bereit:

Auf den Montag  
Und hoch erfreut und Gloria,  
Mein liebes Volk, Montag ist da.  
Messen läuten ein die Türme  
Am Morgen auf die Lenznachtstürme.  
Und Sonne hinter ihnen und  
All Handwerksvolk geputzt und bunt.  
Heut aber schließt der Laden zu,  
Und laut in unsre Festtagsruh  
Mit unsern Wünschen für den andern,  
Kurrendesänger, die weit wandern.  
Dann leget wie zur Sonntagsruhe  
Den Heiligen Röcke an und Schuhe.  
Denn morgendlich, vom Laufen warm,  
Sankt Arnold schwankt auf Brauers Arm,  
Sankt Juda ziehend mit von dannen,  
Um Ball zu spielen mit seinen Mannen.  
Am Markt stellt er mit gradem Sinn  
Den Höker und die Hökrin hin,  
Denn heut will Blasius Gefolge  
Im Scheibenspiel, daß man ihm folge,  
Indessen ärmlich ohne Haupt  
Eligius Schüler stehn, beraubt,  
Zu weisen allen, die da brennen,  
Daß Schmiede ruhmlos zechen können

Und dennoch abends sind im Recht  
Auf Adler und auf Kranzgeschlecht.

Jetzt aber Wirte ist eure Stunde:  
Sankt Richar Sorge, daß alles munde,

Und daß mit Maienmontags Willen  
All eure Wünsche sich erfüllen.

Und dann, ihr Bettler, Hiobs Söhne,  
Gruß euch und Lindrung durch höhere Löhne.

Wir aber um Sebastian  
Marschieren den Lustgarten an,

Zu schießen dort zu Ehrn des Maien  
Mit Armbrüsten auf Papageien.

Laßt schmolten fern beim sauern Wein  
Crispinus Schusterzunft allein!

Auf den Dienstag  
Doch am Dienstage Brüßler Spitzen  
Und Wäsche, wohin man schaut  
In Haus und im Garten, geblaut.  
Doch am Dienstage feine Spitzen.

Und die Alten mit Zornesblitzen  
Und Poltern: Ihr singt zu laut!  
Zu den Hausmädchen, süß und vertraut  
Mit den Liedern, der Armut Stützen.

Doch Freude und Frieden der roten Hand!  
Dienstag glänzend wie Engelsschwingen.  
Und bei dem Spülen und Wringen  
Sei Freude und Friede der roten Hand!

Und gelobt seist du, heilige Blandine  
Beschirmerin sanfter Magd!  
Und gelobt seist du, Heilige, Blandine  
Und Helferin, wo man sich plagt.

Denn der Dienstag, der ist dein Gut:  
An den Fenstern die blanken Gardinen  
Und in Schränken, gescheuert von innen,  
Die Linnen in duftender Hut.

Auf den Mittwoch  
Dann ganz in Weiß,  
Ganz rötlich wie Rosen  
Heut aller Gärten großer Tag,  
Mittwoch, der uns erquicken mag  
Mit Blatt und Reis,  
Mit Veilchen und Rosen.

Und Markt und Wage  
Voll Liebesfragen  
Und Glück ein jeder Glockenschlag  
Dem Wunsch, der hell ertönen mag.  
Und Däfte segelnd  
Und Klang, getragen.

Und Flandern dann  
Blickt ganz im Bann  
Von Masten, weit geschmückt in Reihen,  
Gärtner, mit deinen Schildereien.  
Blick Flandern dann,  
Sankt Maurus, an!

Und eurethalb  
Flandern gesalbt  
Zu grünem Wiesengottesgarten,  
Dort süßes Leben zu erwarten,  
Rein eurethalb,  
Gärten grün-falb.

Auf den Donnerstag  
Und dann, gut Donnerstag, hindre Pein  
Dem Seiler und dem Jungfräulein.  
Dem einen allein, der andern zu zwein  
Im Knüpfen und Lösen gewandt und fein.

Dem Seiler lasse bei seinem Werke  
Gelingen weich die häfnen Werge,  
Und für die Liebsten ohne Zahl  
Sei Kuß auf Kuß und Kuß noch mal.

Und dann, ob Flachs gleich oder Hand,  
Du Tag, bekräftige jedes Band.  
Für Handwerk und für Liebesleute  
Unsre tägliche Liebe gib uns heute.

Petrus, all Treuen von dir geschenkt,  
Den Fingern, Hand in Hand verschränkt,  
Auf immerdar und ohne End,  
Du predge, dann binde ihr Sakrament.

Den Seilern Gelübde der Einsamkeit,  
Und Donnerstag Toren und Tüchtgen geweiht.  
Die einen zu zwein, die letztern allein,  
In Knüpfen und Lösen gewandt und fein.

Auf den Freitag  
Doch, Freitag, nun bist du bereit:  
Freitag im Norden Feierzeit.  
Gedächtnis von Christi Kreuzesleid.

Und dann die Barken aus der Ferne  
Vollsegelnd kehren sie heute gerne.  
Eine jegliche folgend ihrem Sterne.

Reiche und arme sind heute am Land,  
Und alle um ihre Maste das Band  
Gelegt der Freude am flandrischen Sand.

Denn heute herrscht der heilige Christoph  
Schirmherr von Takelwerk und Raaen  
Und Fahnen aus schönem roten Stoff.



James Ensor: Federkizze

Und Meeresfeier und frohe Ufer,  
Und Fische, gehoben gleichwie vom Krahn  
Bis in die Mitte der lauten Rufer.

Dann alle Hände, zusammengeschlagen  
Ob dem Fange, in allzu dichten Lagen,  
Um nicht von christlichen Wundern zu sagen.

Denn heut ist Feier, armer Mann!  
Fischerskinder, faßt euch an  
Zum Reigen, der Abend bläst sodann.

Am Freitag: laßt die Scheite erblühen!  
Nun endlich nach schwerer Tage Mühen  
Die Nachtmahlsstunde im Dorferglühen.

#### Auf den Sonnabend

Und Sonnabendruh,  
Sonnabendruh  
In deinem schwarzen Mantel du.  
Und mit Lampen aus allen Gemächern  
Und mit Rauch aus den dunkeln Dächern,  
Sonnabendruh,  
Sonnabendruh

Und dann die Dohlen  
Und hoch der Mond  
Und die Alten schwatzend, auf ihrer Bank.  
Und die Kinder mit einem späten Sang,  
Die Herden bewachend an der Tränke.  
Und dann die Häher  
Und hoch der Mond.  
Und die Maurer, in Gruppen nun nach der Schänke.

Nun Uhrenschlag  
Und letzter Tag  
Den Fingern, hager von Wochenplage.  
Und alle Wolle, nun auf der Wage  
Gewogen und glattgezupft in dem Schrein.  
Nun Uhrenschlag  
Und letzter Tag  
Der Tage, sämtlich mit ihrer Plage.

Und Sonnabendruh,  
Sonnabendruh  
Mit deiner schwarzen Decke  
du.  
Nun zu süßer nächtiger Ruhe  
Du schließe die Augen uns  
zu.  
Sonnabendruh,  
Werk in der Truh.  
Ein jeder verdiente sich  
Sonntags Ruh.

Nun Sonntag kam heut uns  
wieder  
Und die Sonne und goldner  
Schein  
Und die Vögel im hellen  
Hain.  
Nun Sonntag kam heut uns  
wieder.

Und die Kleidchen um zarte Glieder  
Und die Städte im fernen Schein,  
Und zwischen dem Feld und dem Rain  
Flandern und das Meer als zwei Brüder.

Und dies ist der Tag aller Engel:  
Mit den Schwalben Sankt Michael  
Und mit Schwingen Sankt Gabriel.  
Ja dies ist der Tag aller Engel.

Und auf Erden die Leute im Glück  
Mein Volk, seinen Sonntag im Blick,  
Nun am Kirchgang und nun zurück,  
Heiter hoffend auf heiter Geschick.

Nun Sonntag kam heut uns wieder  
(Müller, schlafe bei wehendem Wind!)  
Nun Sonntag kam heut uns wieder —  
Und mein Lied ende fromm gesinnt!

#### BIANCA, CLARA UND CANDIDA *Eine Legende von Charles de Coster*

I  
Von drei vornehmen Jungfrauen und  
ihrer großen Schönheit.

Im Jahre unseres Herrn Jesu Christi 690 lebten  
drei allerliebste Jungfrauen, die väterlicherseits  
aus der edelen Familie des großen Kaisers  
Octavian stammten.

Und sie hießen Bianca, Clara und Candida.  
Wenn sie auch Gott die Blüte ihrer Jungfräulich-  
keit geweiht hatten, so muß man doch nicht  
glauben, es sei dies aus Mangel an Freiern ge-  
sehen.

Denn jeden Tag fand sich eine große Menge  
Volkes ein, um sie zur Kirche gehen zu sehen,  
und ein jeder sagte von ihnen: „Seht die sanften  
Augen, seht die weißen Hände“.

Und mehr als einem wurde der Mund wässerig,  
wenn ersie ansah, und betrübt bemerkte er: „Müssen  
sich denn diese hübschen Jungfrauen Gott weihen,  
der elftausend und mehr davon in seinem Para-  
dise hat?“

— „Aber nicht so allerliebste,“ sagte ein hustender  
Alter, der hinter ihnen her war und den Duft  
ihrer Kleider einatmete.

Und wenn er so ging und irgendeinen jungen  
Burschen erblickte, der grade ins Wasser spuckte  
oder der ganzen Länge nach auf dem Bauche  
lag, um sich den Rücken in der Sonne zu wärmen,  
versetzte er ihm einen Fußtritt und sagte: „Vor-  
wärts, willst du dir nicht die zartesten Blüten  
der Schönheit ansehen, die es gibt?“

II  
Wie ein arabischer Prinz sich in die  
Jüngste verliebte und was daraus folgte.  
Einige hatten sie ehelichen wollen, aber da sie  
ihr Ziel nicht erreichten, wurden sie schwer-  
mütig und zehrten sich sichtlich auf.  
Unter ihnen war ein arabischer Prinz, der sich  
mit großem Gepränge taufen ließ. Und das ge-  
schah ausdrücklich der Jüngsten zuliebe.  
Da er aber weder mit Bitten noch mit Gewalt  
zum Ziel kommen konnte, setzte er sich eines



Vallotton: Max Elskamp



Morgens auf ihre Türschwelle und durchbohrte sich da mit seinem Dolch.

Als die Jungfrau diesen schönen Herrn schreien hörte, kam sie in großer Eile herab und ließ ihn auf ihr Bett legen, worüber er sich, da er noch nicht ganz tot war, sehr freute.

Aber als sie sich über ihn neigte, um seine Wunde zu untersuchen und sie zu verbinden, fand er noch einen Rest seiner Kraft, küßte sie auf ihren lieblichen Mund, seufzte erleichtert auf und gab hocheifrig seinen Geist auf.

Doch die Jüngste war von diesem Kuß durchaus nicht beglückt, denn sie dachte, er sei vom Gute Jesu, ihres himmlischen Gemahls, genommen. Trotzdem beweinte sie den schönen Herrn ein wenig.

### III

Worin man sieht, wie Satan die Mädchen verfolgt, die sich von der Welt zurückziehen wollen.

Oft war eine große Menge von Verliebten vor dem Hause der Jungfrauen; die einen sangen Klagelieder, andre tummelten stolz ihre schönen Rennpferde, doch wieder andere ließen kein Wort vernehmen und sahen den ganzen Tag über zu den Fenstern hinauf. Und oft kämpften sie da miteinander und töteten sich aus Eifersucht. Darüber waren die Jungfrauen sehr betrübt.

— „Ach,“ sagten die Älteren zur Jüngsten, „bete für uns, Bianca, denn weiß von Leib und Seele bist du mit Recht so geheißten; bete für uns, Liebling, Jesus hört gern die Gebete eines Mädchens, wie du bist.“

— „Meine Schwestern,“ erwiderte die Jüngste, „ich bin unwürdiger als ihr, doch werde ich beten, wenn ihr es wollt.“

— „Ja,“ sagten sie.

Da warfen sich alle drei Jungfrauen auf die Knie, und die Jüngste betete also:

— „Süßer Jesus, wir haben gewiß gegen dich gesündigt, denn wie würdest du sonst dem Bösen erlauben, diese elenden Männer durch unsere Schönheit zu rühren? Ja, wir haben gesündigt, doch armselig wie wir sind, sehr wider unseren Willen, Herr. Ach, verzeihe uns, um unseres großen Schmerzes willen. Du hast uns als die Deinen gewollt, drum gehört dir auch alles, was von uns ist: unsere Jugend und Schönheit, Leid und Freude, Wünsche und Gebete, Leib und Seele, Gedanken und Taten, alles. Denken wir nicht morgens, mittags, zur Vesper, zu jeder Stunde und jeden Augenblick an dich? Wenn deine klare Sonne aufgeht, oh, Geliebter, und auch wenn an deinem Himmel die hellen Sterne erglänzen, so können sie uns beten sehen und wie wir dir zwar nicht Gold, Weihrauch und Myrrhen, aber unsere demütige Liebe und unser armes Herz darbringen. Das ist nicht genug, wir wissen es wohl. Ach lehre uns doch noch mehr zu tun.“

Hier hielt sie ein, und alle drei schluchzten bitterlich.

„Süßer Jesus,“ sagte dann die Jüngste wieder, „wir kennen zur Genüge den Willen dieser

Männer. Sie halten sich selber für stolz und schön und glauben so unsere Liebe zu erlangen, doch sind sie weder schön noch gut, noch stolz, wie du es bist, Jesus; drum sind wir dein und werden es immer sein und niemals ihnen gehören. Willst du uns auch ein wenig lieb haben, Jesus? Denn du allein bist unser Trost und unsere Freude in dieser traurigen Welt. Du wirst uns nicht verlassen. Ach, laß uns lieber bald sterben, denn wir hungern und dürsten nach dir. Doch ist es dein Wille, so laß diese elenden Männer uns nur nach Herzenslust mit ihrer Liebe verfolgen, es wird uns eine Wonne sein, es für dich zu erdulden. Trotzdem lasset der leibliche Gatte sein Weib nicht in Gefahr, noch der Bräutigam die Braut. Bist du nicht besser als sie alle, und wirst du uns nicht vor den Listen des Feindes bewahren? Wenn du keinen Gefallen daran hast, tu es nicht, doch dann könnte man uns eines Tages unsere Jungfräulichkeit rauben, die dein ist. Ach, Heißgeliebter, eher laß uns dieses ganze Leben lang alt, häßlich und aussätzig sein und uns dann in die Hölle unter die Teufel und die Flammen und in den Schwefel hinabsteigen, um dort zu warten, bist du uns rein genug findest und uns endlich in dein Paradies aufnimmst, wo es uns erlaubt sein wird, dich ewig anzuschauen und lieb zu haben. Erbarme dich unser, Amen.“

Nachdem sie so gesprochen hatte, weinte die arme Jüngste und ihre Schwestern mit ihr, und sie wiederholten:

„Erbarmen, Jesus, Erbarmen.“



Georges Minne: Holzschnitt.

## IV

Von der Stimme des himmlischen Bräutigams und von dem schönen Ritter in silberner Rüstung.

Plötzlich hörten sie eine sanfte Stimme, die sagte: „Habt Vertrauen.“ — „Das ist der Gatte, der zu seinen Gattinnen zu sprechen geruht,“ sagten sie.

Und das Zimmer war voll von einem Wohlgeruch, süßer als der einer Räucherpfanne, aus der der feinste Weihrauch dampft.

Dann sprach die Stimme wieder: „Verlaßt morgen mit Tagesanbruch die Stadt. Besteigt eure Zelter, reitet immer gradeaus ohne Sorge um den Weg. Ich behüte Euch.“ „Wir werden dir gehorchen,“ sagten sie. „Dir, der du uns zu den glücklichsten der Erdentöchter machst.“

Als sie aufstanden, küßten sie sich voller Freude.

Während sie die Stimme hörten, war ein schöner Ritter in silberner Rüstung auf den Marktplatz gekommen. Der Kopf war mit einem goldenen Helm bedeckt, worauf gleich einem Vogel ein Helmbusch flatterte, leuchtender als eine Flamme; sein Roß aber war vollkommen weiß.

Keiner hatte ihn kommen sehen; er war wie aus der Erde gewachsen inmitten der Menge der Freier, die, von Furcht ergriffen, ihn nicht anzusehen wagten: „Ihr Bösewichter,“ sagte er, „räumt den Platz mit diesen Pferden. Wißt ihr nicht, daß der Lärm ihrer Hufeisen diese drei Fräulein in ihren Gebeten stört?“

Nachdem er das gesagt hatte, ritt er fort gegen Osten.

„Ach,“ sagten die Freier zueinander, „sahet ihr diese silberne Rüstung und diesen feurigen Helmbusch? Das war gewiß der Engel Gottes, der aus dem Paradies kam, um dieser drei Frauen willen.“ Die Übermütigsten murmelten: „Er hat uns nicht verboten, uns zu Fuß vor diesem Haus aufzuhalten, und so können wir es in aller Bescheidenheit tun.“

## V

Wie auf Befehl des Himmels die drei Jungfrauen sich aufs Geratewohl auf den Weg machten.

Am folgenden Tag, ehe es hell war, kamen sie in großer Zahl, doch ihre Pferde hatten sie im Stall gelassen. Als die Sonne aufgegangen war, sahen sie die drei Jungfrauen nach Gottes Befehl jede auf ihren Zelter steigen und so von ihrem Haus fortreiten. Da sie dachten, sie wollten auf der nahen Wiese die frische Luft genießen, folgten sie ihnen und sangen frohe Lieder ihnen zu Ehren.

Solange sie in der Stadt waren, gingen die Zelter langsam, aber einmal draußen, liefen sie im Galopp.

Die Liebhaber zu Fuß wollten ihnen folgen, doch gaben sie's schließlich auf und blieben einer nach dem andern auf dem Weg liegen.

Nachdem die Zelter einige Meilen gelaufen waren, hielten sie an. Und die drei Jungfrauen, nachdem sie sich von ihren Plagen befreit sahen, be-

schlossen, für diese große Hilfe Gottes erkenntlich zu sein und ihm dafür eine schöne Kirche zu bauen.

Wo, das wußten sie nicht. Doch dies war schon im Paradies bestimmt, wie ihr gleich sehen werdet.

Denn kaum saßen sie wieder auf ihren Zeltern, als die Tiere, von Gottes Geist geführt, zu laufen angingen.

Und sprangen über Flüsse, liefen durch Wälder, durchquerten die Städte, deren Tore sich vor ihnen auftaten, um sich hinter ihnen wieder zu schließen, und setzten über die Mauern hinweg.

Und es erschrak ein jeder, der diese drei weißen Pferde und diese drei blonden Damen schnell wie der Wind vorbeikommen sah.

Und so ritten sie tausend Meilen und mehr.

## VI

Wie die drei Jungfrauen eine grüne Insel erblickten, und von den schönen Blumen, die dort waren.

Es war gerade der dreizehnte Tag nach dem Fest der heiligen drei Könige; es hatte viel geschneit und darüber stark gefroren, und so wehte ein rauher Wind.

Und die drei Jungfrauen erblickten vor sich mitten im Schnee etwas wie eine grüne Insel.

Und diese Insel war von einem purpurnen Seidenfaden eingefast.

Drunten in der Insel war die Luft des Frühlings, die Rosen, Veilchen und Jasmin zum Blühen bringt, deren Duft wie Balsam ist.

Draußen aber war Nordwind, Sturm und grimme Kälte.

Gegen die Mitte, wo jetzt der Hochaltar steht, sah man eine immergrüne Eiche ganz in Blüte wie ein persischer Jasmin.

Auf den Zweigen sangen Grasmücken, Nachtigallen und Finken um die Wette die melodischsten Weisen des Paradieses.

Denn dies waren die Engel, die sich in Federn gekleidet hatten, und also zur Ehre Gottes zwitscherten.

Eine liebliche Nachtigall, die beste Sängerin von allen, hielt in ihrem Fuß einen Pergamentstreifen, worauf in feinen Goldlettern geschrieben stand:

„Dies ist der von Gott auserwählte Platz, der den drei Jungfrauen vom Himmel bezeichnet wurde, um hier eine Kirche zu bauen, zu Ehren unseres Herrn und Retters Jesu Christi.“

Groß war die Freude der Jungfrauen, und die Jüngste sagte zum Engel:

„Wir sehen wohl, daß Gott uns ein wenig liebt, was sollen wir tun? Sagt es uns, gnädiger Engel.“

„Mein Liebling, ihr sollt hier die Kirche erbauen,“ erwiderte der anmutige Bote, „und dazu zwölf der geschicktesten Arbeiter wählen, nicht mehr und nicht weniger; der liebe Gott wird der Dreizehnte sein.“

Als er so geredet hatte, stieg er wieder aufwärts in den hohen Himmel.

## VII

Von der Kirche zu Haeckendover und dem geschickten Handwerker, der dort arbeitete.

Da machten sie sich zu dreien in großer Eile auf den Weg, um unter den anderen die zwölf geschickten Arbeiter auszuwählen, die die Fundamente der Kirche dort aufmauern sollten, wo der purpurne Seidenfaden gewesen war. Die Arbeit ging so gut vonstatten, daß es ein großes Vergnügen war, die Steine so schnell aufsteigen zu sehen.

Aber ein Wunder war es, daß stets dreizehn bei der Arbeit waren und zu den Stunden des Essens und der Löhnung immer nur zwölf.

Denn der Herr wollte wohl mit ihnen arbeiten, aber nicht essen und trinken, er, der so feine Speisen in seinem Paradiese hat, so süße Früchte und Wein aus dem Saphirquell.

Das ist ein Born, der immer Wein sprudelt, gelber als flüssiges Gold.

Auch an Geld litt er keinen Mangel, denn das ist ein Schmerz, der uns vorbehalten ist, die wir von Natur bedürftig, kümmerlich und notleidend sind.

So wurde denn auch bald die Glocke aufgehängt, wie man tut, wenn die Kirchen fertig sind.

Da traten die drei Jungfrauen ein, warfen sich auf die Knie, und die Jüngste sagte:

„Durch wen, himmlischer Gemahl und süßgeliebter Jesus, sollen wir diese zu deiner Ehre erbaute Kirche weihen?“

Worauf der Herr erwiderte:

„Ich weihe mir diese Kirche selbst und eigne sie mir zu; so soll keiner kommen und sie nach mir weihen.“

## VIII

Von den zwei Bischöfen und den verdorrten Händen.

Dennoch wollten zwei ehrwürdige Bischöfe, als sie in Haeckendover waren und die neue Kirche sahen, sie einsegnen.

Kannten auch nicht die Worte, die Jesus zu den drei Jungfrauen gesprochen hatte, sonst hätten sie nicht eine solch verwegene Tat unternommen.

Doch wurden sie schrecklich bestraft.

Denn als der eine dabei war, das Wasser zu weihen, wurde er plötzlich blind.

Dem andern aber, der den Weihwedel nahm und die Arme ausstreckte, um die Kirche zu segnen, verdorrten sie, und er konnte sie nicht mehr bewegen.

Und da die Bischöfe sahen, daß sie gesündigt hatten, wurden sie voller Reue und baten den Herrn, ihnen zu vergeben.

Und es wurde ihnen verziehen, denn sie hatten ohne Wissen gesündigt.

Und in der Folge kamen sie noch oft in tiefer Ergebenheit nach Haeckendover.

(Für die AKTION übersetzt von August Brücher)

## JAMES ENSOR

Von Camille Lemonnier

In unsere solide, etwas angefettete Malerei brachte James Ensor Schwung und betäubenden Duft. Seine Kunst hatte sich aus Früherem entfaltet und war doch eigenmächtig, sie war cerebral und instinktiv. Nicht eigentlich aus den Tiefen der Race kam dieser Maler: er brachte ein Erbteil mit von angel-sächsischem und flämischem Mischblut, und er entwickelte sich persönlich, unruhig, aufwühlend.

Sensationslust kennzeichnet ihn von Anfang an. James Ensor mixt die vertracktesten Tinten, haut unbändige Farbensätze hin und knattert sich aus in einem Feuerwerk koloristischer Raketen. Verblüffte Bürger und skandalisierte Medaillenträger entsetzten sich vor dieser Hexenküche in deren Öfen alle Kochkunstbücher der alten Kulis verbrannten, auf deren Tigeln das akademisch saft- und würzlose Grau in Grau zerschmorte, dieses ganze angebrannte, angekrustete, ausgeglühte Pinselwerk, die braune Sauce dieser verräucherten Anstreicherei. Ensor war tapfer, mit einer Neigung zum Radau, mit einer Nuance ins Apacheske. Der originelle Kerl startete die Manieren eines spleenigen Pierrots, lief glatt verzückt durch die Straßen und verbreitete Visionen von angeschwollenen Backen, eingeschlagenen Treibhaus-scheiben und zertrümmerten Paletten-Reputationen.

Immerhin erkannte man bald daß sich hinter diesem grimassierenden Blagueur ein ungewöhn-



James Ensor

Napoleons Abschied

licher Farben-Symphoniker verbarg, ein reiches und feines optisches Talent. Aus überreizten Nerven erstand ein phantastisches Weltbild: bald splittende Stilleben aus Kadmium und Zinnober, bald Städtebilder im feierlichen Zerfließen pathetischer Lichter, bald totenstille Intérieurs. Und dann kamen diese „Masken“, ein fratzenhafter Zug von Fabelwesen, eine wahnwitzige Serie chimärischer Spukgestalten, ein satanischer Karneval der Grippe, der Eiterbeulen, der wohlgemästeten, in komfortabler Höllenqual gerösteten Bäuche. Später hat sich die macabre Ironie Ensors auf Kupferstiche geworfen mit moralisierender, philosophischer Tendenz. Da giebt es Platten die, in ihrem clownigen Fanatismus, an Goya heranreichen und an die mittelalterlichen Schilderer des Inferno. Ensor gehört zu den Seelischen, zu den visionären Bekennern des Mysteriums.

(Deutsch von Ferdinand Hardekopf)

#### DIE KUNST

Tat! Was Tat! Wir in Versinnung sehr —  
O Welt, Du bist der Schatten nur aus unseren  
Träumen —

Säfte schießen und es blühen Deine Gärten —  
wohl — wohl —

Unsere Begier

kräftebar

fiel in sich selber hinein —

versunken.

Neues Feld nur,  
ungeplündertes — fortan!  
Aufgezehrt hat der Geist die Erde: an ihren  
Küsten

sah ich der Illusionen wehende Woge  
vorüberscheiden —

Das Leben hab ich durch und durch.

Alles, was mein ward, haß ich —

Du allein, heilige Fackel,

o Kunst,

o Licht in Strahlen —

Jene — wer zählte die vergänglichen je! —

Jene Spiegelungen des Ideals

Urschönheit

laß aus uns erscheinen —

Und da, o Dichter,  
der Du den erborenen Glanz ahnst  
unserer paradiesischen Heimat,  
suche Du, hebe  
wenn auch das entweichende Abbild nur  
göttlichen Wesens —

*Valère Gille*

(Deutsch von Heinrich Schaefer, Straßburg i. E.)

#### DIE GOLDENE BARK

*Von Charles Lerberghe*

In einer Barke aus Morgenland  
Drei junge Mädchen fuhren her.  
Drei Mädchen aus dem Morgenland,  
Sie kamen her in goldner Bark.

Die eine am Steuer

— Die schwarze hielt es in feiner Hand —

Im rosenduftenden Munde

Brachte uns Abenteuer

In stiller Stunde.

Die andre, die braune,

— Das Segel hielt sie in regloser Hand —

Trug geflügelte Schuh.

Sie brachte Engelsgeberden

In hoher Ruh.

Die dritte mit wunderbaren

— Und hold wie anbrechender Tag —

Herflutenden blonden Haaren

Am Bug entschlummert lag.

Sie brachte im Aug uns verborgen

Den Morgen.

(Für die AKTION übersetzt von Camill Hoffmann)

#### ALTE LIEDER

*Von Maurice Maeterlinck*

Diese Lieder standen gedruckt 1893 in der Revue „La Jeune Belgique“, die 1881 als Organ der Brüsseler Néo-Parnassiens gegründet worden war.

I

Mein gutes Lieb ins Kloster ging,  
O Schwester fromm, ich klopf ans Tor,  
O Schwester fromm, mach auf das Tor,  
Mein gutes Lieb, die ist ein Kind.

O Schwester fromm, wo ist mein Lieb?  
Mein Sohn, mein Sohn, wir wissen nichts.  
O Schwester fromm, ich hab nur sie.  
Mein Sohn, sie ist im Garten drauß.

O Schwester fromm, wo ist mein Lieb?  
Mein Sohn, mein Sohn, die ist nicht hier.  
O Schwester fromm, sie ist mein Lieb.  
Mein Sohn, mein Sohn, sie ist auch tot.

O Schwester fromm, so logst du mir,  
O Schwester fromm, mach auf das Tor!  
Mein Sohn, mein Sohn, dein Lieb ist tot.  
O Schwester fromm, sie hätt's mir gesagt,  
O Schwester fromm, sie hat mir nichts gesagt . . .

II

Sie kettet sie in eine Grott,  
Sie macht drei Zeichen gegens Tor,  
Die Jungfrau vergaß das Sonnenlicht,  
Der Schlüssel, der fiel in das Meer.

Sie wartete die Sommertag,  
Sie wartete wohl sieben Jahr,  
Vergehend gingen all die Jahr.

Sie wartete die Wintertag,  
Und ihre Haare, wartende,  
Die dachten an das Licht zurück.

Sie suchten es, sie fanden es,  
Sie glitten zwischen Kieseln fein  
Und leuchteten auf Felsgestein.

Des Abends geht ein Mann vorbei,  
Begreift nicht dieses Schimmerlicht  
Und nah zu kommen wagt er nicht.

Er glaubt, es sei ein Märchenschein,  
Er glaubt, es sei ein goldner Quell,  
Er glaubt ein Spiel der Engelein  
Und wendet sich und wandert schnell.

III

Sie töteten drei Mägdelein,  
Zu sehen in ihr Herz hinein.

Das erste Herz war voll von Lust,  
Und wo sein Blut geflossen war,  
Da zischten drei Schlangen drei lange Jahr.

Das zweite Herz war voll von Ruh,  
Und wo sein Blut geflossen war,  
Da grasten drei Lämmer drei lange Jahr.

Das dritte Herz war voll von Qual,  
Und wo sein Blut geflossen war,  
Da wachten drei Engel drei lange Jahr.

(Uebersetzt von Ferdinand Hardekopf)

### OFFERTORIUM

Von *Théodore Hannon*

Herbst-Nacht. Das Meer, in großer Trauer, celebriert

Den Tod des Lichts. Ein Chor von starren Finsternissen

Steigt nieder von dem schwarzen Himmel, der sich hellt

Mit Sternen, Silberpunkten dieser düstren Kuppel.

Ein dunkler Wind verneigt die aufgeschwellten Wogen,

Der Ozean verblutet sich in Totensängen,  
Die Fluten-Orgel stöhnt ein dumpfes De Profundis,

Und eine Welle scheint ein Schweiß Tuch zu bewegen.

Da, plötzlich, brennt der Mond und jubelt und ist rund.

Wie diese Scheibe auf dem schwanken Meere schwimmt,  
Da kommen aus der Ferne große schwarze Vögel  
Und schreien sehr und küssen diesen Hostienteller.

(Uebersetzt von Stefan Wronski)

### BRIEFE (und eine Zeichnung)

Von *Félicien Rops*

1879.

Was sind die Maler doch für Viecher! Ich habe immer einen Schrecken vor ihnen gehabt, die zusammen mit den Musikern und Schauspielern die dümmste Rasse der Welt konstituieren. Diese Maler hausen in der Bretagne und sehen nichts mit ihren weißen Augen. — Ich durchstriefte zweihundert Meilen skandinavische Küste; ich saß unter den Zelten der Lofoten, wo die Frauen blicken, als träumten sie einen Traum weiter, den sie auf einem andern Planeten begonnen haben, ich aß Rentierfleisch mit den Lappen und trank Birkenschnaps mit Eskimos, die ihre schneeblindigen Augen schwarz bemalen. Aber, bei Unserer lieben Frau von Roscoff, ich sah nie etwas Merkwürdigeres als den Niederbretonen der Küste! Nach dem zehnten Topf Zider klettert er auf seinen Gaul, der aussieht wie eine Kreuzung aus einem keltischen Pudel und einer Eselin, den Steckapfelbusch als Peitsche unter der Achsel und die Legende vom heiligen Yves grölend —



das ist eine Silhouette, die man sehen und immer wieder ansehen muß, trifft man sie auf dem Wege . . .

1884.

Gestern um Mitternacht war ich noch im Boot mit einem großen blonden, bleichen und erregten Mädchen. Der Kahn, den meine geübte Hand trieb, glitt leise unter den hohen bebenden Pappeln

hin zwischen den beiden kleinen Inseln, Suresnes gegenüber. Hörner bliesen den Aufbruch zur Jagd im Wald von Sèvres . . . Der Mond über alledem, die Ruder im Silber — braucht man mehr, sich glücklich zu glauben und es zu sein?

1890.

„. . . To-zol-mi-va-to! singe se, mei gleiner Freind, singe se wie ich.“ Und ich sehe noch die zwei großen Finger, rot und rund wie Frankfurter Würste auf die Tischkante den Takt schlagen. Woher kam dieser Vater Büch, der mir in Namur in Wallonien diese sonderbaren Solfegiostunden gab, so gegen das Jahr 1850? Das ist eine ganze Geschichte! Er war Klarinettist in einem sächsischen Infanterieregiment gewesen. Nach Waterloo kam sein Regiment eines Abends nach Namur und verblieb da die Nacht. Der Logiszettel brachte Karl Ludwig Büch in das Haus eines Bäckers, der ein sehr hübsches Mädchen hatte. Karl Ludwig war blond wie eine Pastinake, hatte ein gutes Gehör und ein empfindsames Herz; die Walloninnen haben nicht nur eine Teufelsschönheit, sondern auch eine Teufelsmalice — kurz, am nächsten Morgen war Karl Ludwig Büch verliebt ‚auf Läbe und Tod‘. Wurde er aus Liebe Deserteur? Erwartete er seinen Abschied? Dieser Punkt der Geschichte wird ewig im Dunkel bleiben, denn der Vater Büch war darüber still wie das Grab. Fest steht, daß am 3. September 1815 Karl Ludwig Büch Marie Wilmart, das schöne Bäckermädchen von der Rue des Fossés-Fleuris, heiratete, die Taler hatte wie alle hübschen Bäckerinnen zu der Zeit, und alles übrige noch, was nötig ist, um einen sächsischen Klarinettisten zu erfreuen; denn 1848, als ich in Septima war, das heißt dreiunddreißig Jahre nach dieser Hochzeit, besaß Mutter Büch noch immer recht liebwerte Reize und brachte mit ihrem Vorbau Verwirrung in die beiden Abteilungen des Kollegs Notre Dame de la Paix, woselbst ich den Epitome historiae sacrae des Pater Lhomond übersetzte. Einmal wöchentlich kam Büch des Abends zu uns mit einem andern Deutschen, der von Gelroth hieß, in Namur aus gleichen amourösen und matriomanischen Gründen hängen geblieben war und wie Vater Büch alle Instrumente spielte. Die Soirée war recht einfach: man zog drei Flaschen altes Namurer Bier auf, „del vic Keute“ — Büch schraubte seine Klarinette, von Gelroth seine Flöte zusammen, mein Vater setzte sich ans Pianoforte, und man spielte den damals recht vergessenen Bach und zur Erholung Sonaten von Steibelt.

Wer der Steibelt war? Keine Ahnung, aber damals muß er einer gewesen sein, denn alle seine Musikhefte hatten sein Stahlstichporträt von Amoretten umgeben, Porträte, wie sie die Musikverleger heut nicht mehr stechen lassen. Währenddem, schon der Zeichner ergeben, blätterte ich beim Schein einer kleinen Funsel und platt auf dem Bauch in einem dicken Buche voll mit Bildern: die Fabeln von Jakob Kats. Und blätterte recht leise um, damit ich die Musikanten nicht störe. Nach geendigten Trios machte mein Vater das berühmte Terpodion auf — das einzige in der ganzen Stadt Namur — und spielte darauf bis um Elfe, nie länger, während ich über dem alten Jakob Kats schlief, meine Träume gewiegt von dem melancholischen und eindringlichen Klang des alten Instrumentes. Das Terpodion war meine Leidenschaft! Warum man wohl dieses wundervolle Instrument vergessen hat, das sang wie eine Orgel und den Charme und die verschleierte Stimme einer Hautbois hatte und das durch nichts ersetzt wurde?

Armer Vater Büch! Ich sehe ihn noch im Theaterorchester, wie er auf seinen Einsatz wartet. Ich zeichnete ihn so einmal in der ‚Weißen Dame‘. In seinem bescheidenlich neben sich auf den Boden gestellten Hut hatte er immer sein großes kariertes Schnupftuch und Blumen für seine Tochter. Während er auf den Einsatz wartete, komponierte er an seiner Oper ‚Das hübsche Mädchen von Namur‘, als Pendant zum ‚hübschen Mädchen von Perth‘ — vielleicht in Erinnerung an die rosige und frische Jugend von Mama Büch. Trotz seiner Entmutigung über meine mangelnden Fortschritte im Bertini widmete er mir eine seiner Kompositionen, die ich bewahre:

La Première Communion  
du

Jeune Monsieur Félicien Rops  
Grand Galop brillant

par

Son Maitre Charles-Louis Büch  
Professor

de Basson et Clarinette à L'Ecole Municipale  
de

La Ville de Namur.

Und wenn er mir in den Pausen der Lektionen von Erfurt, seiner Geburtsstadt sprach, füllten sich seine grünen Augen mit dicken Tränen: „Erfurt! Erfurt! Eine schöne Stadt! Eine Stadt mit einer Gadredake mit eenem Gupferdache!“

Armer Vater Büch! Wenn ich nach Namur komme, trinke ich ein Pint alte Keute auf deine

Gesundheit drüben -- wenn man sie noch braut, denn alle guten Sachen hören auf. Und wenn ich ins Faubourg Saint-Gervais komme, geh ich in den kleinen Friedhof, wo du ruhig schläfst und von den Arien des „Scheenen Mädchens von Namur“ träumst, und leg dir Skabiosen und Klee aufs Grab ...

(Deutsch von Franz Blei)

### DIE ZEITEN DER VERGANGENHEIT

Die Zeiten der Vergangenheit sind die gestorbenen Zeiten. Aber man hat sie schlecht begraben, und wie unbehaute Leichenreste vergiftet ihre mähliche Zersetzung die Zeit der Gegenwart.

Es sind die Vorurteile, dieser Blütenstaub des Todes, den die Jahrhunderte mit sich führen und in unser Gehirn versäen.

Leute sind, die von dem faulen Abfall der Vergangenheit zu leben scheinen wie die verruchten Bestien auf den Kadavern, und fast alle ziehen wir, ohne es zu wollen und zu wissen, die verpestete Atmosphäre mit unserem Atem ein.

Kampf und Widerstand dagegen ist unmöglich — o Unheil! Weder Schatten noch Gespenst vermagst du zu treffen. Nur die langsame Abnutzungsarbeit der Zeit wird sie meistern.

Hinweg die Augen jener Klarheit zu, die Zukunft heißt! Ein Tag wird sein, an dem man die Ehrfurcht, die wir den bejahrten Männern schulden, nicht mehr mit dem Kultus der Greisenhaftigkeit verwechseln wird. Schon wenden die Weisen sich ab von der Vergangenheit — lange ruhte die Betrachtung auf ihr — und schauen hinüber, wo das Licht erscheint.

*Grégoire Le Roy*

(Deutsch von Heinrich Schaefer, Straßburg i. E.)

### ANMERKUNG ZUR „PRINCESSE MALEINE“

Als „belgischen Shakespeare“ hat dereinst Octave Mirbeau, im „Figaro“, den Parisern einen Unbekannten vorgestellt: Maurice Maeterlinck, der (bei Lacomblez in Brüssel; 1890) den Gedichtband: „Treibhäuser“ („Serres chaudes“) herausgegeben hatte und gleich darauf zwei Dramenbücher: „Les aveugles“ und „La princesse Maleine.“ Diese dramatischen Gebilde gehörten einem Puppenspieler der sich aus Überreizung in lindernde Primitivität zurückgezogen und diese raffiniert hatte, mittels äußerst künstlicher Drogen. Shakespeare war da neurasthenisiert worden, bis ans Ende. Man vergleiche der „Ma-

leine“ erste Szene mit dem Schloßterassen-Eingang zum „Hamlet“, den Prinzen Hjalmar mit dem Dänenprinzen: und man wird betroffen sein von dieser ungeheuren Transformation der Ängste. Eine Symphonie der Gespensterfurcht ist die „Princesse Maleine“, ein Marionettenstück kindlich und sensationell, wundersam und vergiftet, eine Schicksalstragödie aus Legendenschein und Balladen-Dunkel, das Meisterwerk eines unfehlbaren Hallucinator ... Schon 1891 brachte Antoine die „Maleine“ auf Pariser Bretter; und am ersten Maientag des selben Jahres signalisierte Herr Maximilian Harden deutschen Lesern das Erscheinen des belgischen Dichters, dessen Lieblingswort „seltsam“ war ... Als aber Johannes der Täufer, Herodes, Herodias und Salome die „Maleine“ gelesen hatten, da veranstalteten sie (wie Albert Giraud spöttelte) jene Sammlung orientalischer Prunkbilder die man in Oscar Wildes Einakter verführerisch ausgebreitet findet.

*Ferdinand Hardekopf*

### NOTIZ ZU DIESER SONDERNUMMER „BELGIEN“

Daß ich im Rahmen eines Heftes der „AKTION“ nur winzige Proben aus Belgiens Literatur und Kunst zu bieten vermag, erklärt manche Lücke dieser Sammlung. Ergänzungen sollen gelegentlich folgen (z. B. Huysman, neuere Kunst, Lyrik) und sind auch in früheren Heften zu finden. Immerhin glaube ich in dieser Sondernummer viel Wesentliches vereint zu haben und nur Wesentliches.

Von belgischen Autoren sind folgende Werke in deutschen Ausgaben zu empfehlen: Verhaeren: die Versbücher „Stunden“, „Die hohen Rhythmen“, „Die geträumten Dörfer“; das Drama „Helenas Heimkehr“; die Kunstbücher „Rembrandt“ und „Rubens“ (sämtliche, von Zweig und Erna Rehwoldt übersetzt, im Insel-Verlag, Leipzig). Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, ist das Lebenswerk Maeterlincks deutsch erschienen: die philosophischen Schriften: „Das Leben der Bienen“, „Der Schatz der Armen“, „Der begrabene Tempel“, „Der doppelte Garten“, „Die Intelligenz der Blumen“, „Vom Tode“; die „Gedichte“; die dramatischen Werke, darunter: „Pelleas und Melisande“ und „Aglavaine und Selysette“. Maeterlincks „Princesse Maleine“ ließ Hermann Hendrich im Jahre 1891 in Brüssel deutsch drucken. S. Fischer, Berlin, nahm dann das Buch in seinen Verlag — seit fünfzehn Jahren ist diese Ausgabe vergriffen. Bei Eugen Diederichs ist Charles de Costers „Tyll Uilenspiegel“ erschienen und Lemonniers Bauernroman „Ein Dorfwinkel“. Die übrigen Romane Lemonniers („Der eiserne Moloch“, „Ein Mann“, „Warum ich Männerkleider trug“) und die (durch die Gegenwart überbotenen) Aufzeichnungen „Aus den Tagen von Sedan“ hat der Verlag Axel Juncker, Charlottenburg, verlegt. Franz Blei gab die Briefe von Rops bei Georg Müller heraus. Paul Adler übersetzt ein Versbuch von Max Elskamp für die werdende Lyrische Bibliothek der „AKTION“.

### KLEINER BRIEFKASTEN

Liebe Leser, in der vorigen Nummer hat ein setzerischer Irrtum einen übersetzerischen Irrtum begangen: François Villons „Grabschrift“ hat nicht Franz Blei übersetzt. Ferner ist in einem Teil der Auflage Slodkis Holzschnitt (Artist am Trapez) verkehrt gedruckt. Diese „Fehlgedruckte“ sind selten, also auch wertvoll.

M. P. Sehr freundlich, aber ich besitze sämtliche Berliner Tageszeitungen der Monate Juli—Dezember 1914 doppelt. Dagegen sind mir Provinzblätter aus jenen Tagen sehr willkommen!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Marie Laurencin: Zeichnung (Titelblatt) / Aldo Palazzeschi: X-Strahlen. Autorisierte Übertragung von Theodor Däubler / Yeats: Die Anbetung der Könige / M. Slodki: Original-Holzschnitt / François Villon: Grabschrift / Martin Gumpert: Der Alternde / Alfred Wolfenstein: Verkennung / Henriette Hardenberg: Der Flüchtling / Wilhelm Klemm: Mittagsstunde / Richter-Berlin: Tuschzeichnung / Ernst Blumberg: An die Zeit / Goll (Lausanne): Gebirge / Otto Pick: Der Dichter. Eine Novelle / Picasso: Studie / Hans Flesch von Brunningen: Die Heilung des Fabian Werbel. Eine Novelle / Ferdinand Hardekopf: Franz Bleis „Logik des Herzens“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Neue Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**

**Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{7}{8}$

INHALT: Medardo Rosso: Eindruck im Omnibus (Titelblatt) / Widmung / Giovanni Papini: Hanswurst (Deutsch von Jakob Hegner) / Enrico Pea: Der Heilige und das Geschöpf (Deutsch von Paul Adler) / Leonardo da Vinci: „Der heilige Hieronymus“ und „Die heilige Anna selbdritt“ (Nachzeichnungen von Else von zur Mühlen) / Paolo Buzzi: Kleine Nachtbilder: Skizzen (Deutsch von Paul Adler) / Baldo: Der Tänzer (Zeichnung) / Aldo Palazzeschi: „Die Bildnisse der Ammen“ und „Paradiesische Einblicke“ (Deutsch von Theodor Däubler) / Platz von San Marco (Kupferstich aus dem zwölften Jahrhundert) / Giovanni Pascoli: Der Taumel (Deutsch von Benno Geiger) / Luciano Folgore: Der Marsch (Deutsch von Else Hadwiger) / Medardo Rosso: Das kranke Kind / F.-T. Marinetti: Am Strande hingelagert / Corrado Govoni: Seele (Deutsch von Else Hadwiger) / Ardengo Soffici: Der Spiegel (Zeichnung) / Tavolato: Die Seele Weiningers (Deutsch von Paul Adler) / Stefano Infessura: Aus dem römischen Tagebuch / Theodor Däubler: Ueber die Kunst im heutigen Italien / Anrufung / Notiz zu dieser Nummer „Italien“ / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
SONDER-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
Deutsch von Georg Hecht

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t  
H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
L E O N. T O L S T O I  
B e s i n n e t E u c h  
100 Seiten Preis 30 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

GIORDANO BRUNOS WERKE  
6 Bände M. 34,—

L E O N A R D O D A V I N C I  
Traktat von der Malerei. M. 10,—

D A S Z E I T A L T E R  
D E R R E N A I S S A N C E  
Quellen zur Geschichte der italienischen  
Kultur I. Reihe: Matarazzo, Petrarca  
(Briefe an die Nachwelt), Piccolomini,  
Landucci, Decembrio, Infessura

N I C C O L O M A C C H I A V E L L I  
Der Fürstenspiegel. M. 3,—

R I C H A R D H A M A N N  
Italienische Kunst. M. 6,—  
Eugen Diederichs Verlag in Jena

FRANCESCO PETRARCA  
Sonette und Kanzonen. M. 4,50

G I O V A N N I D I B O C C A C C I O  
Das Dekameron. 2 Bände. M. 7,—

D a s L e b e n D a n t e s. M. 8,—  
G O E T H E  
Italienische Reise  
Mit 58 Handzeichnungen Goethes M. 6,—

G A B R I E L E D ' A N N U N Z I O  
P h ä d r a  
Tragödie. Deutsch von Vollmoeller. M. 3,—

In Memoriam Friedrich Nietzsche. M. 7,—  
A L T I T A L I E N I S C H E N O V E L L E N  
2 Bände. M. 8,—

I n s e l - V e r l a g i n L e i p z i g

T H E O D O R D Ä U B L E R  
Mit silberner Sichel  
Prosa. M. 3,— geb., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geb., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n  
Prosa. M. 3,50 geb., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m  
Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

O T T O E R I C H H A R T L E B E N  
Ausgewählte Werke  
Drei Bände. Geb. M. 10,—

T H E O D O R F O N T A N E  
Gesammelte Werke  
Auswahl in 5 Bänden Geb. M. 20,—

F R A N Z B L E I  
Logik des Herzens  
Lustspiel. Geh. M. 2,—

E M I L S T R A U S S  
Freund Hein. Roman M. 4,—

Der nackte Mann. Roman M. 4,—  
Kreuzungen. Roman M. 1,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 19. FEBR. 1916

*Dem europäischen Dichter Theodor Däubler widme  
ich diese Sondernummer „Italien“.* F. P.

## HANSWURST

*Von Giovanni Papini*

Eh ich, ein verlornen Kater, vor Hunger sterbe oder vor Kälte, will ich jedes Amt übernehmen. Ich werde Lumpen sammeln gehn, die Straßen entlang, einen Sack auf dem Buckel. An den Kirchentüren will ich lehnen und um ein Vergeltsgott einen Pfennig fordern; eine öffentliche Bedürfnisanstalt will ich verwalten; einen Bären will ich auf den Marktplätzen der Dörfer tanzen lassen, und wenn mir keine andre Wahl bliebe, will ich Schreiber bei einem Rechtsanwalt werden. Aber unter allen Berufen gibt es einen, den ich niemals ausüben werde: Lieber tot sein!

Was für ein gräßlicher Beruf das sei? Der des schreibenden Hansnarren, des Unterhaltungsschriftstellers, der den Leuten zum Vergnügen, den Angeöderten und Müßiggängern zum Zeitvertreib seine Sätze vormacht, der verruchte Beruf dessen, der von einem Dezember zum andern Geschichten erfindet, Verwicklungen herstellt, Abenteuer ergrübelt, Erinnerungen auffrischt, Romane ausbreitet, Novellen aus dem Ärmel schüttelt und die Bühnen einnimmt, auf daß, wer es bezahlt und in die Hände klatscht, lache, weine und gerührt sei.

Nicht von Kunst und nicht von Schönheit sollen sie fabeln, nicht so tun, als wäre ihnen die Menge ein Gräuel, noch brauchen sie den Lohn ihrer Spaßhaftigkeit unter dem Mantel verstecken, am Abend, zur dunkeln Stunde. Ob willig oder widerwillig sind sie die Höflinge jener Zahllosen, die vergessen möchten, wie so grundgarstig ihr Tag ist; die bezahlten Volksbauchredner; die unterwürfigen und untätigen Hampelmänner jener Bürgerschaft, die gerade eine Zigarre lang lesen mag. Wer Erdichtungen verkauft, ist dienstbar dem, der Langeweile und Geld hat — eine Art Kuppler: er übermittelt andrer verdichtetes Leben

denen, die selbst kaum lebendig sind. Was für Unterschied, in der Wirkung, zwischen einer Zigarre und einer Erzählung? Zwischen einem Bühnenbudenstück und einem Schoppen Bier? Mit Rauchen und mit Lesen vertreibt man sich die Leere des Wartens — mit dem Anhören eines Lustspiels und mit einem tiefen Trunk entschließt man sich, in eine andre Welt einzutreten, Schein zu träumen, Schein zu sehn.

Ein Unterschied ist deutlich: die Kunst. Ich gestehe gern, daß man auch auf diese Art wunderschöne Dinge sagen kann und Werke zu schaffen vermag, die, wer weiß wie lang, in den Herzen der Menschen verbleiben werden. Wäre nur nicht in diesen Dingen zu allermeist das Urteil greifbar, das Vorurteil, daß die Hauptsache sei, wie die Leute zu zerstreuen wären und zu unterhalten, und daß man gut täte, ihnen Geschichten zu erzählen, damit sie nicht einschlafen, sondern aufatmen oder irgendwie zu einer Seele kommen und unter der Hand an den großen Wahrheiten teilnehmen.

Jedoch, zum Teufel, was habe ich nötig, die Leute zu vergnügen! Ich will niemandes Gaukler sein! Ich versichere, daß alle diese Verfasser von Romanen, Geschichten, Erzählungen, Lustspielen und Trauerstücken, daß alle zusammen Wurstel sind: sie reizen die allgemeine Einbildungskraft wie die Orgler das allgemeine Ohr und die Weiber das allgemeine Fleisch.

Die meisten Männer sind Knaben, und auch mit sechzig Jahren verlangen sie diese Kurzweil, Lebensbilder und Schnurren, Beschreibendes und Bewegendes, und die Schriftsteller, wenngleich sie selbst keine Kinder waren, haben sie darin befriedigt, die Hände in Beine verwandelt, sind vierfüßig umhergesprungen, haben Trompete geblasen und, einen Besen zwischen den Beinen, mit ihnen Pferdchen gespielt. Es tut mir innig leid, daß sich darunter Männer wie Homer, Cervantes, Shakespeare, Dostojewski befinden, verehrungswerte Männer. Doch auch sie — Spaßmacher wie

die andern: denn was wollt ihr von ihnen? Wenn ich sie lese und angeregt werde und ihnen nachzufühlen mich rühme, was bin ich dann anderes als ein dummer Junge, der seine Indianer nicht entbehren kann.

Wohl merke ich selbst, daß ich ein Stänkerer, unausstehlich und ein Bäffchenträger bin. Wer läßt sich einfallen: die unsre Kindheit erheitert und uns mit ihren redebegabten Geschöpfen in die schwermütigen und erschütternden Abende unsrer Jugend und Jünglingszeit begleitet haben, wären Possenreißer gewesen? Auch ich, wenn ich nicht von dieser dunkeln Wut, die Verwünschungen und Angriffe speit, zuinnerst ergriffen bin, auch ich zweifle an meinen Worten und mag mich ungerecht, toll und böseartig schelten. Und dennoch, nein. Wer ist Hanswurst? Der die Leute belustigt. Und wie belustigt er sie? Indem er sie über das Unglück anderer zum Lachen bringt oder sich wenigstens des Mißgeschicks und des Elends bedient, nicht um Mitleid und Abscheu hervorzurufen, sondern um die Neugier wachzuhalten. Der Trauerfall, daß ein Liebespaar stirbt, ohne einander besessen zu haben, ist ein Mittel, in einer Stunde zehnmal weniger zu gähnen — die Verzweiflung einer Mutter, der Verrat einer Frau, die Raserei eines Rachsüchtigen, Betrübnis über Enttäuschung, die großmütige Narrheit eines Überspannten, das armselige Ende eines Unschuldigen: nichts in der Welt, nichts, was der Berufserzähler nicht erspähte und sich zu eigen machte, um es dann den Herren und Damen vorzuführen, einer Gesellschaft, die aus dem unmittelbaren Leben nichts aufzufassen versteht, Vätern und Müttern, die, wie gern, auf Kosten des Don Quichottes lachen und, wie gern, über die Leiden des Königs Lear ein wenig weinen. Beinah jede, manchmal selbst die größte Kunst beabsichtigt, die lasterhaften Leser oder Hörer tiefer zu fesseln, sie gar über die Kleinheit ihres persönlichen, widerlichen, gemeinen und demütigen Daseins hinauszuhoben. Gewiß. Nehme man immerhin das Wort vom Hanswurst in der edelsten Bedeutung, groß und heldenhaft wie nur möglich, trotzdem: wer in Hinblick auf Belohnung — ob ein Lorbeerzweig, eine ruhmreiche Grabschrift, Händeklatschen oder Geld in bar — und um den Leuten zu gefallen schreibt, der heiße Gaukler. Ist es menschenwürdig, so sich zu verschleudern? Angemessen den Geistern, die sich ihrer Stellung in diesem geheimnisreichen und wundervollen Weltganzen bewußt sind? Meint man, daß die wenigen, die vier Spannen über diese Tierkinder

hinaussehen und ahnen können, welches Ende unser harret, wenn es nicht gelingt, die Not niederzuzwingen und ein neues, vom drohenden Nichts gereinigtes Leben zu schaffen, meint man, sage ich, daß diese wenigen die Kinderei bestärken sollen, die Spielsucht und Tändelei der Erwachsenen, und sie vor einer Schaubühne, wo Traumwurstel auf und niedersteigen, hockend festhalten dürfen, damit sie die ausschweifendsten Gespenstereinbildungen sich vorzustellen fähig sind?

Warum so viel unangebrachtes Mitleid haben und so viel Kraft verschwenden, nur um das Pack munter einzuschläfern; schöner wäre und gefährlicher, mit lautem Schrei es aufzuschrecken, den Kopf ihm ins Dunkle zu stoßen, es häuptlings schweben zu lassen, lang über dem Abgrund, und es so zu zwingen, daß es sich rege, und daß es zwar schmerzliche, doch weite Blicke ins Ganze richte, in das ihm jetzt kaum sichtbare Weltgewimmel.

Was Geschichtchen, was Märchen, was Trauerstücke! Wer sich langweilt, spiele Karten oder werfe sich ins Wasser! Und der Geist betätige sich nimmer, indem er den Unbeschäftigten unterhaltsame Bücher bietet oder durch das, was einmal oder niemals war, artige Wege bahnt; aber neue Leben, bessere Leben soll er verkünden und Bereiter sein eines Landes, das allein die Qualen des Geistes kennt, Bewohner birgt, Menschen, die nicht darauf sinnen, wie man vergäße, doch wie man sich erinnert und was man zu erwarten hat.

(Autorisierte Uebertragung von Jakob Hegner)

## DER HEILIGE UND DAS GESCHÖPF

*Von Enrico Pea, Alexandrien*

Der Heilige war wachsam in dem Kirchlein, das er sich erbaut hatte, da er Stein um Stein mit dem Mörtel verband. Er war wachsam zwischen einem Psalm und einem Nachtgesicht. Schweigt die Mitternacht, dann ist das Gebet dem Herrn doppelt teuer.

So entschlief der Heilige endlich auf seinen Knien und er schaute in seinem Traume ferne Wunder.

Da erweckte ihn ein Streifen weiblichen Gewandes . . . „Gelobt sei der Herr,“ sagte der Heilige zu dem Weibe, das, in einem blutroten Mantel gehüllt, ihm zu Füßen fiel. „Stehe auf, Geschöpf Gottes, und sage, was du begehrst —“ Und er richtete sie zur Höhe auf.

Über des Weibes Fleisch lief ein Zittern und ihr Gewand glitt zu Boden. Des Weibes Leib stand nackt vor dem Ehrwürdigen.

... „Eva weinte, da sie erschaffen ward. Und du, weine, gutes Geschöpf, deine Tränen werden deine Sünden von dir waschen.“ Und der Heilige schwieg still.

Das Weib raffte den roten Mantel auf: „Ich bin der Dämon: mich dürstet nach Blut und Wollust. O, mein lieber Heiliger, gewähre, daß ich dich auf den Bart küsse. Und meine Lippen werden einen Balsam der Heiligkeit davon bewahren. Wenn du gewiß ein Heiliger bist, so kann dir mein frevler Mund nichts anhaben.“

„Warum strecken sich deine Worte nach mir wie Klauen? Allerheiligster Leib des Herrn, bewahre mich vor dem roten Fleische des Dämons!“ Und er nahm den Kelch von Silber, hält ihn fest an seine Brust gedrückt. Und der Kelch bleibt an der Brust verhaftet, wie, mit dem Mörtel zum Kirchlein gefügt, der Stein am Stein. Er wandte sich zu dem Weib, seine Arme und Blicke zum Himmel erhoben. Und der Kelch strahlte an seiner Brust wie eine Sonne. Und der Heilige war ganz ein heiteres Leuchten.

Das Weib wickelt sich in ihren Mantel und entflieht mit einem Schrei aus der Einöde.

\*

Die Jünglinge erwarteten trunken die Rückkehr des Weibes. Sie haben sie zu dem Heiligen entsandt, damit sie auf ihren Lippen als ein Siegel des Heiligen die göttliche Gemeinschaft zu ihnen bringe. Und alle harren auf ihren Knien des göttlichen Leibes, den das Weib in ihrem Munde zu ihnen bringen soll: des Leibs, den sie von den Lippen des Heiligen geraubt hat. Doch die Erwartung war lang, und der Schaum des genossenen Weins trat auf den eignen Mund der Jünglinge, und der eine und andere wähnt in seinem Gefährten das Weib zu sehn, und küßt ihn; andere schliefen zur Erde gelagert. Und ein Hauch der Zügellosigkeit entzündete sie, und sie erhoben sich gegen jenen, der das Weib zu dem Heiligen entsandt hatte, und alle waren über ihm. Sie zerlöcherten ihm das Gesicht mit ihren silbernen Bankettgabeln.

Das Weib aber hat in den Wald seine Zuflucht genommen. „Weine, gutes Geschöpf. Dein Weinen wird deine Schuld von dir waschen.“ Und das Weinen kam aus der Seelentiefe und fiel in Güssen aus den Augen. Doch nicht kam aus ihnen alles Weinen; weil die Seele selbst weinte in ihrem Herzen . . . Als die Seele keinen Schmerz mehr fühlte und die Augen trocken waren, fühlte sich das Geschöpf freudig; es bangte nicht mehr vor den Schatten der Bäume. Sie breitete den Mantel auf den Boden und schlief ein, wie eine

Schwalbe, die zur Gewitterszeit das Meer überflogen hat und jetzt im Osten angelangt ist: hungrig, durstig, verschüchtert, und ganz müde.

\*

„Heiliger Hilarius, heiliger Mann, komm und segne meine Kuh, die ‚Braune‘, die ich eben zum Stier gebracht habe, auf daß er sie bespringe! Lege deine heiligen Hände an ihren Leib, und der Segen Gottes vollende das Geschehen.“ Und die Kuh blickt aus Augen der Freude nach dem Heiligen, der die Augen der Güte hatte. Und als er ihren Bauch befühlte, brüllt die Braune und steckt ihren viereckigen Kopf zwischen seiner Schnur hindurch zum Himmel, der weißlich er-schimmert, weil der Morgen nahe ist.

(Autorisierte Uebertragung von Paul Adler)

### KLEINE NACHTBILDER

Von Paolo Buzzi

#### Die Hunde

Sieh nachts sie trollen

Und streichen lang die langen dunkeln Schatten

Der eignen schmächtgen Leiber an der Hauswand.

Dann wieder schnuppern ihr schräges Bild auf dem Pflaster

Arme Vereinsamte, frei wohl,

Doch heimwehkrank nach gütigem Kissen, be-geifernd

Maulkorbnen Widerstand, und eingeschnürt vom Tollheits-Halsband

Mit sinnlos tollem Zeichen.

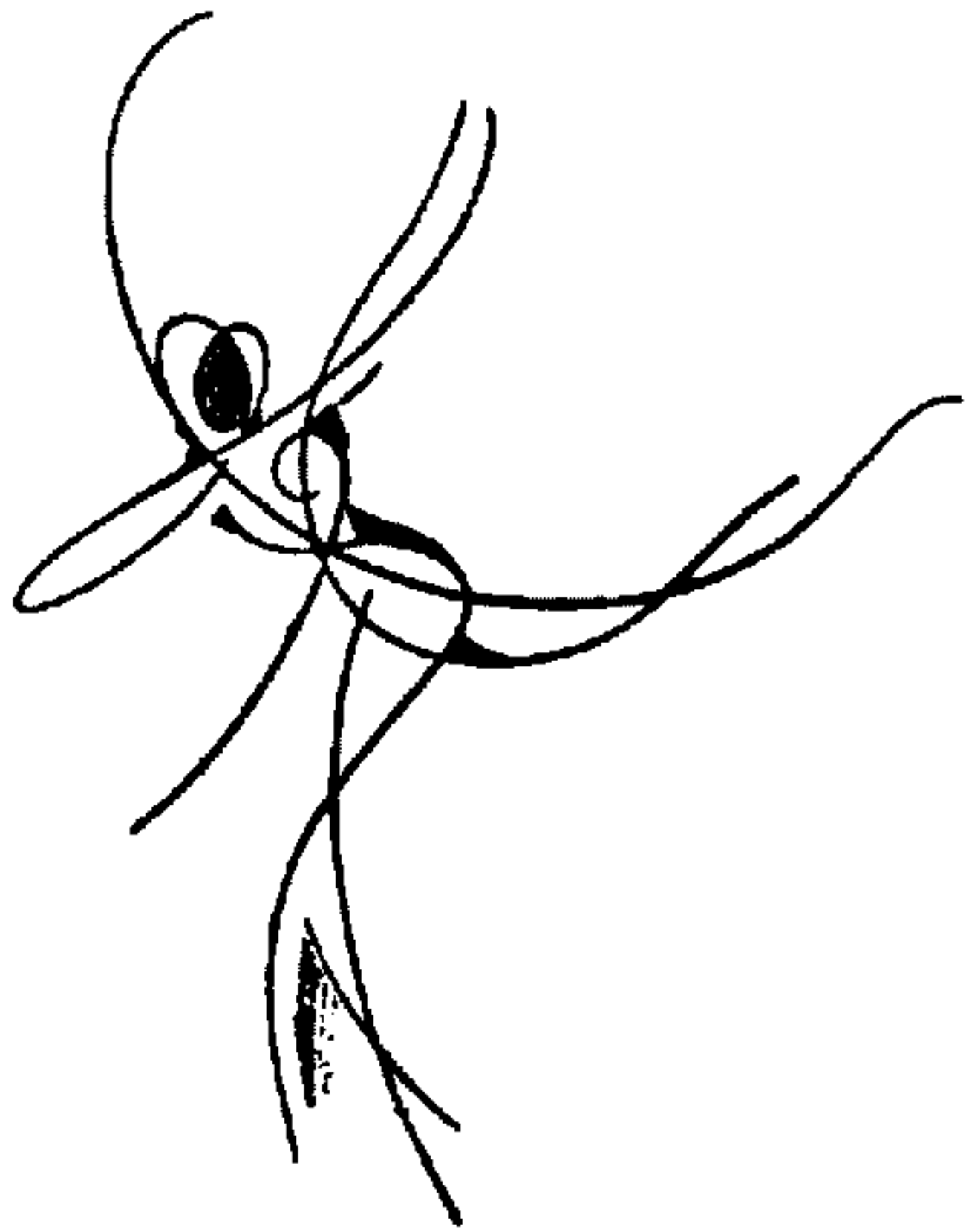


Der heilige Hieronymus

Nach Leonardo da Vinci von Else von zur Mühlen

Wohl einer spürt den Weg auf der Kanäle,  
 Und endet nachts dort willig.  
 Dieser andere spürt nach der Liebe,  
 Vierfüßig ewiges Kind und ohne  
 Bestechungen.  
 So duftet ihm Liebe an jener Kreuzung ent-  
 gegen, und er schwindet aus unsern Augen.  
 Die Frauen  
 Betörende Pilze ihr der verwirrenden Nacht-  
 waldung  
 Im Licht der auffallenden Strahlen  
 Der Sturmbrandung der starken Bogenlampen: ihr  
 traget auf braunen Hüten  
 Der Fledermaus Nester, ihr hauchet Würze  
 Von Beutelluft des Moschustieres, ihr schaut mit  
 euern Augen  
 Von gutem Stahl gerade in unser Aug der Frauen-  
 mörder.  
 — O Leben auf grüschwankem Rohr einer  
 Jugend,  
 Das brechen mag und das bricht!  
 Ihr Schwindels Töchter  
 Drum furchtlos vor grauem Abgrund,  
 Du, ein Gefolge straßenauf während und ohne  
 Ende  
 Im Leichenzug der Wollust, ohn Ende während in  
 der Nacht!

Trunkene  
 Wir Menschen sind Rhythmen,  
 Nicht allezeit gemessen nach Füßen.  
 Einen Kegel zerschneiden hier diese wie Stern-  
 schnuppen im Dunkeln  
 Erschöpft nun hängen sie im Übergewicht. Und  
 dann ihre Rückkehr  
 Auf den Übergängen in großer Anzahl über das  
 Pflaster.  
 Dort einige speien die rote Seele aus an die  
 Hauswände



Baldo: Tänzer

Dem Dichter gleichend des Aufruhrs!  
 Nun wirklich singen sie — Und ich sage euch,  
 ihr Gesang  
 Ist der wunderlichste unter den Sängen der Nacht.  
 Es ist ein Sang, der sucht die Sterne  
 Und findet sie und verliert sie. Es ist ein Singen  
 auf Forschung nach dem Himmel.  
 Wie oft doch aus schlaflosem Schlafgemach  
 Gab die Seele ich hin als ein Lauscher flug-  
 trinken  
 Also taumelndem Schwindelflug eines trunkenen  
 Singens!

Arme Schläfer, am Ende Tote  
 Auf harten Fliesen voll Dreck, auf den kalten  
 Steinsokeln der mittelalterlichen Häuser  
 Auf euern Treppen, fernst abgelegene Kirchen,  
 Auf den neuen Bänken im Freien,  
 Dem Rauschen benachbart von einzeltem Baum,  
 dem Schwatzen eines Brunnens  
 Überall hingeworfen sind Schatten!  
 Sind Bündel von Knochen oder menschlichen  
 Lumpen,  
 Am Ende Tote! Erhöben sich Diese gleich von  
 ihren Betten,  
 Dennoch Tote! — Wie, Leben,  
 Welch toller Trieb ganz verdorbnen Irrewanderns  
 Ließ Diese hier also kreisen im Schmutz?  
 Woher kommen sie? Von den Königen gar von  
 Babels vorvergangnem Schutt?  
 Sind es nicht Glieder, zerrißne  
 Der Goldkette von uns Menschen hinauf zu den  
 goldenen Sternen?  
 — Der eine schläft. Der andre ist entschlafen.  
 Doch in Ruhe sie beide, und in Nacht

Die Dichter  
 Groß ist, wer fühlt die nächtliche Verzweiflung  
 Und sie uns singt, so wie vom Herzen sie eiert,  
 Gradaus durch Straßen, in Reflexen der Schmutz-  
 kanäle und von Sternen!  
 Sofern die Welt ist im Dichter,  
 Solcher nur wachsam, indes alle schlafen und  
 wachsam wandernd,  
 Solcher, aufmerksam auf Lichter und Schatten aller  
 Schritte, und  
 Aug ihren nächtlichen Farben,  
 Solcher, verzehrend seines Rückgrates Nerv im  
 Fieber  
 Und trinkend die heißen Tränen,  
 Solcher dann ist der Dichter in dieser Welt.  
 — Und Ehre ihm, du graues Zwielflicht, ihr hell-  
 dunkeln Wolken!

(Autorisierte Uebertragung von Paul Adler)

## DIE BILDNISSE DER AMMEN

Von Aldo Palazzeschi

Längs des länglichen Saales  
Hängen von den Wänden  
Hintereinander  
Die Bildnisse der Ammen  
In meiner Familie.  
Und unter jedem Bilde  
Befindet sich die Urne  
Jeder einzelnen.  
Auch ihre Haare sind dort aufgestellt.  
Die Urnen wurden innen vergoldet,  
Damit die prunkvollen Rahmen  
Nicht allzusehr auffallen.

Juliette Vichary (aus Marseille)

Ein köstliches Ding,  
Lebhaft hellblaue Augen,  
Blond und gesteckt  
Der Haarwartaufbau.  
Lieblingsschwester.

Gertraud Waldgang (aus Wasserburg)

Unbezwingbarer Blick.  
Unaussprechliche Lippen.  
Rotblondes Haar, eingekräuselt.  
Schwester Traude.

Hilles Haob (eine Ägypterin)

Durch Friede für Schmerzen tief vertiefter Blick.  
Ihre Haut wie aus lauter Oliven.  
Rabenschwarze laubeglänzte Zöpfe.  
Die schweigsame Schwester.

Isabella Fiorres (aus Peru)

Braune Lachaugen.  
Gelockte Flechten, weitschweifig gelockert  
Und großmaschig ineinandergebündelt.  
Ob diese Augen einst noch mehr gelacht haben?  
Schwester Weibertreu.

Berta Strahlinger (aus Kleinweideneck)

Die Augen leuchten, leben lichterloh.  
Die Zähne klein, dahinter helles Halslachen.  
Die Haare kastanienhaft anzusehen.  
Schwester Freudenquell.

Beatrice Cisterna (aus Toskana)

Spuren von Glut in den dunklen Augen.  
Du erschrickst vor des Mundes Verschlossenheit.  
Die Flechten hellblond herabwogend.  
Sie sollen über die Knie herunterreichen.  
Die mitleidige Schwester.

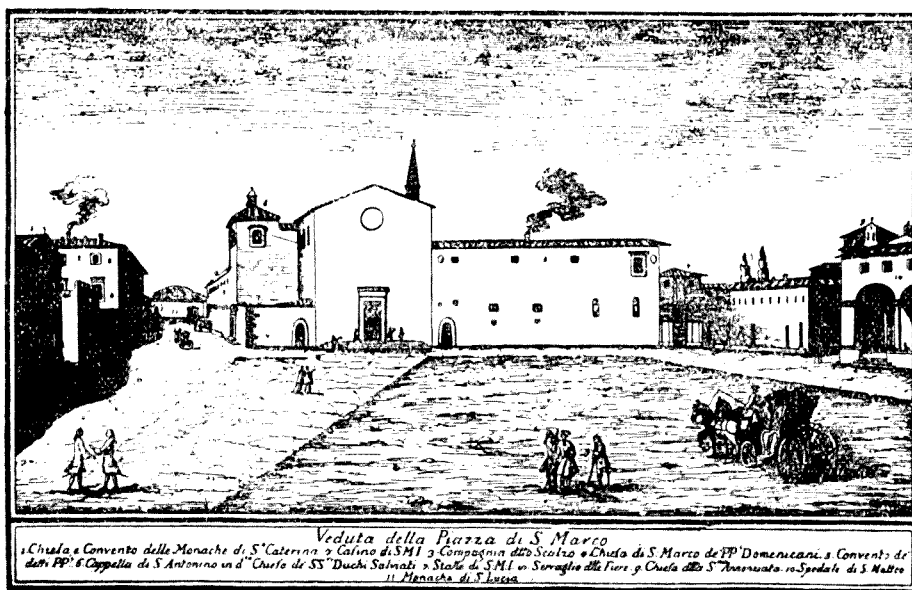
Ginevra Pervolò (Sizilianerin)

Herrlichblinkende Irrlichtblicke.  
Die weiße Haut nebelweich.  
Schwarzes Kraushaupt.  
Schwester in der Einsamkeit.

Luciana Velosich (aus Zara in Dalmatien)

Sehr seltne Vornehmheit in Ausdruck:  
In der Gangart und im Antlitz!  
Die Augen lächeln aus Liebenswürdigkeit.  
Unsere großmütige Schwester.

Und so geht es immer weiter,  
Viele, viele andre Ammen,  
Die aus allen Ländern stammen!



Kupferstich aus dem zwölften Jahrhundert :

Platz von San Marco

Arme Ammen,  
 Arme Ammen!  
 Kaum war euer Ammenamt beendet  
 Und die Aufgabe vollendet,  
 Andre Menschen zu ernähren  
 Wollte eurer man entbehren.  
 In die dicken Lockenlauben,  
 Außen, innen engverringelt,  
 Hat man Riesenschwesternhauben  
 Weiß und blendend eingeschlingelt.  
 Arg ward eure Tracht durchräubert,  
 Jeder Kopf vom Weltengarn gesäubert,  
 Bleich verschleiert, schnell geweiht,  
 Enggewickelt, eingeschneit  
 Und die Schwester war bereit.

Die Letzte.  
 Bianca Paone (vom Langensee)  
 Blicke aus Keuschheit,  
 Große Meeraugen, blasses Antlitz,  
 Zwei schwarze Zöpfe.

Schwester aus Sanftmut.

Du schönes und heitres Gesicht,  
 Lächelnd siehst du mein Herz.  
 Lebendig werden die Zöpfe,  
 Denn ich hebe sie auf von der Urne,  
 Und da gleiten sie gleißend die Finger entlang,  
 Daß ich aufzucken muß.  
 Und sie fühlen die Lust,  
 Sich zusammenzuringeln.  
 Ja vielleicht  
 Sich wieder  
 Zur einstigen Tracht  
 Aufzubäumen.  
 Und heiter siehst du mich an,  
 Du Schwester aus Sanftmut.  
 Du Auge aus froher Keuschheit.  
 Große Meeraugen,  
 Blasses Antlitz!  
 Vielleicht:  
 Vielleicht lebst du noch.  
 Freilich du lebst noch!  
 Wer bist du?  
 Wie heiter ist dein Gesicht  
 Und immer noch keusch.  
 Mögen dir, Schwester, die Wände,  
 Die Klostermauern leicht sein  
 Und durchsichtigblau  
 Wie alles Himmlische, denn du bist fromm.  
 Bete für meinen Frieden,  
 Bete zur Jungfrau,  
 Denn dir ist er beschieden!  
 Amen.

(Autorisierte Uebertragung aus dem Italienischen von Theodor  
 Däubler)

DER TAUMEL  
 Von Giovanni Pascoli

I  
 Wenn ich, ihr Menschen, euch betrachte, brandet  
 in Furcht mein Herz. Und ihr erscheint mir alle  
 versteint und stimmlos in den Sturm gewandet;  
 an das Geröll, das Gras, mit stumpfer Kralle,  
 den Schlamm euch heftend einer Welt in Düften,  
 dahingerafft im steten Niederfalle.

Ach, ihr seid nicht der Wald, der in den Lüften  
 sich um soviel mit dem Geäst verbreitet,  
 als sich die Wurzeln in dem Grund verklüften!

Ach, ihr seid nicht das Meer, das ewig gleitet,  
 das, um die Wucht des Windes zu zerschellen,  
 sich ihm entgegenwirft und mit ihm streitet!

Für immer streckt das wilde Meer die Wellen  
 ins düstre Nichts hinaus: und es entgegnet  
 ein dumpfes Keuchen seinem feuchten Quellen.

Doch ihr? wer hält euch auf? und wem begegnet  
 ihr, die verkrampften Herzens ihr, verweint  
 in diese Trümmernacht hinunterregnet?

Das starre Kinn auf eurer Brust versteint,  
 erfüllt von dem verneinenden Vergessen,  
 herabgedrückt, die ihr zu ragen meint.

Doch wenn das Haupt, das Auge währenddessen  
 sich mir zum Abgrund beugt, darin die blauen  
 Gestirne schimmern, tief und unermessen:

ich strecke dann, ich, immer ich, die Klauen  
 nach Stielen, Stümpfen aus, mich anzukrallen,  
 nach Nichts! Aus Angst davor, aus leerem Grauen,  
 um in den Himmel nicht hinauszufallen.

II  
 Ach, wenn die Nacht, die wenigstens, nicht wäre!  
 In jene kalten, weißen, blauen, fernen  
 Nächte zu schaun, Welch grauenvolle Märe!

in jenen unerforschten Schlund von Sternen,  
 in jene Wirrsal, jenes Ungefüge,  
 in jenes Laub, in jenen Staub von Sternen!

Du Welt, du schwirrst darüberweg, du Lüge:  
 du tust es bald, wie wenn, zu Stein gemacht,  
 dich ewig gar nichts von der Stelle trüge.

Doch weht dein Flug im Herzen mir, das wacht  
 und schaut. Es schaut erstaunt der Große Wagen  
 aus seinem Stand mich an, die ganze Nacht:

ob mich ein Was nun endlich doch zerschlagen,  
 ein Wer entwurzeln wird, in jenen Schlund,  
 in jenes Weltenmeer hinausgetragen.



Den Himmel leuchtender von Stund zu Stund,  
die Sternbilder größer zu gewahren  
in dem Zugrundegehen, ohne Grund!

Zugrundegehen, blutleer, ohne wahren  
Genuß, gedankenlos und sonder Sinn,  
in Augenblicken von je tausend Jahren!

Jenseits von allem, was ich war und bin,  
hilflos mir selber aus der Hand gerissen,  
allzeit, von Anbeginn zu Anbeginn!

Zutiefst vielleicht, zuletzt noch Eines missen,  
noch Eines hoffen: den Erlösungsschimmer:  
ich dich, von Stern zu Stern, vom Ungewissen  
zum Ungewissen, Gott, umsonst und immer!  
(Autorisierte Uebertragung von Benno Geiger)

#### DER MARSCH

*Von Luciano Folgore*

Du Mann, Du Weib,  
Im Bettelkleid der Freiheit,  
Die ihr von Stadt zu Stadt  
Ein Netz  
Von müden Märschen schreitend webt —  
Du Mann, Du Weib,  
Die ihr das Haar euch schort,  
Damit der Winter  
Mit eisigen Fingern  
Kann euern Nacken pressen,  
Damit der Sommer  
Mit Sonnenhämmern  
Das Hirn euch malmt —  
Du Mann, Du Weib,  
Die ihr die Schuh wegwarft  
Und eure Füße  
Von spitzen Steinen nagen laßt —  
Du Mann, Du Weib,  
Mit leeren Händen wandernd,  
Daß ihr kein Brot habt  
Und keinen Wein,  
Und Wurzeln kaut  
Und Pfützen trinkt —  
Ihr Träger meiner neuen  
Modernen Freiheit,  
Euch bet ich an!  
Du Mann bist ganz von Gold,  
Du Weib bist golden,  
Gold eure Worte  
Und eure Mühsal,  
Die Tränen auch sind Gold,  
Die ihr wie große Münzen  
Auf den Weg streut  
Für die, so nach euch kommen  
Und eure Tränen sammeln,  
Die ihr im Weinen wissend wart. .  
(Autorisierte Uebertragung von Else Hadwiger)

#### PARADIESISCHE EINBLICKE

*Von Aldo Palazzeschi*

Ein Wiesenviereck.  
An jeder Seite hundert Zypressen  
In der Mitte (niemand weiß  
wann sie zur Welt kam)  
eine weiße Riesenweide.

Unendlich lang, undurchschreitbar,  
die tiefe Wiese (man kommt nicht herum).  
Nur auf einer Seite können sich Leute  
an bequeme Geländer lehnen.  
und auf Knien, solange sie wollen, staunen.  
Genau inmitten der Wiese  
liegt aufs peinlichste ausgebreitet  
ein weißes frischgebleichtes Hemd.

Es gibt eine unendliche Wiese,  
die in der Mitte ganz leer ist,  
und es sitzen im Kreise  
ringsherum  
in Reihen, hintereinander  
siebenhunderttausend Betschwestern.  
Alle schwarz gekleidet und schwarz verschleiert.  
Um die Wiese  
machen sie im Laufe des Jahres  
einen ganzen Rundgang.

(Deutsch von Theodor Däubler)



*Medardo Rosso:*

*Das kranke Kind*

## AM STRANDE HINGELAGERT

Von *F.-T. Marinetti*

Was fehlt dir, Liebster?

(meine Stimme)

Nein, meine Finger sollen dich nicht mehr lieb-  
kosen,  
sie sollen nicht mehr, weil die Eifersucht mich  
tötet.

Zehn sind es, tausend Liebste, die dich suchen!  
Sag mir, schrei es mir in den Mund, wen du am  
meisten liebst!

(Julies Stimme)

Ich lieb es, unter deinen feinen Fingern zu ver-  
gehn!  
Noch lieber aber möchte ich in deinen Armen  
endlos schlafen,  
weil meine Augenlider von der Sonne schwer  
und wund sind.

(meine Stimme)

Steh auf! Steh auf! Du sollst in reine frische  
Luft

empor dich richten, denn die Mittagsgötter,  
Die durch den Strahlenwald des Himmels  
schweifen,

umschlingen sonst dich mit den schönen, starken  
Armen,

die byzantinischen gewundenen Säulen gleichen  
und warm und glatt und stark wie Riesen-  
schlangen sind.

Sie zwingen deinen nackten Körper nieder  
in deines Schlafes schweren goldenen Sarg,  
und ihre erzenen Kniee öffnen deine Schenkel.  
Sag mir, sag mir, Julie, sag deines Gottes über-  
mächtige Pracht,

des Gottes, den du hier am Strand erwartest,  
sag sie mir, daß ich daran sterbe.

(Autorisierte Uebertragung von Else Hadwiger)

## ANRUFUNG

Geliebter Mund, Gebilde weich und wehe,  
Wie schon die Kunst, wie schon mein Traum  
Dich kannte,

Zwittergestalt, Hermaphrodit entwandte  
Dem Halbgott, den ich jung erblühen sehe,

Geschwungener Mund, der, wo der Lüste Wehe  
Am heftigsten, — o feuchter, heißer, — brannte,  
Aus mir das Leben rastlos saugend bannte,  
Daß ich nun im Vergessen tief vergehe!

O Mähne, weit über mein Knie gebreitet  
Im süßen Augenblick, o Hand, o kühle,  
Die schauern macht auf meinem Schauern tastend,

O Augen, meinen letzten Schrei geweitet,  
— In langen Wimpern langend voll von  
Schwüle, —

Nun leuchtend über meinem Sterben lastend!

O daß ich sterbe, endlich sterbe des wahren  
Todes und dieser Schrei der letzte wäre  
In Wahrheit und mein Leichnam von der Zähre  
Betaut am milden Abend, an dem klaren!

Daß alle Myrthen, die des Frühlings waren,  
Im Lager seien und ihn, den der schwere  
Duft Syriens besprengt, in ernstem Heere  
Mit langsamem Gesang Ephebenscharen

An bleiche Ufer tragen! — Daß die Wangen  
Von Jungfrau, die gemessenen Zugs die Flöte  
Kranztragend meistern, an dem Stiele beben!

Und Sterne mögen als wie Fackeln prangen  
Und, wenn der Sang beschlossen, Morgenröte  
Am Himmel rosengleich und göttlich schweben!

(Deutsch von Otto Freiherr von Taube)

## SEELE

Von *Corrado Govoni*

O dieses Grün von menthe-glaciale!

O dies Entzündungsrot!

O dies lebendige Himmelblau der Seele!

In seinem Sarg von blaugeschliffenem Glas

Wie eine Bonbonniere,

Wie eine Streichholzschachtel,

Wie eine Tabakdose groß

Liegt das unreife Körperchen der Seele

Grad wie ein kleines rosa Seifenengelchen

In einer Jahrmarktsbude.

Ein Bernsteinkamm voll Rosen?

Ein blank Quecksilberröhrchen

Wie ein recht großes Thermometer?

Ein Heiligenknöchelchen in Silberfassung?

Ein Regenbogen unter Glas?

Die lebensfrische Lächelmaske

Auf eines Kranken wächsernem Gesicht?

Ein lau Almosen

Der Sonne auf verlassener Schwelle?

Im Wasserglase blasse Rose

Die auf dem Fensterbord verblättert?

Ein Spiegelchen aus Eis?

Oder diese Glocken,

Die sanften sonntäglichen Pillen

Für unsere schwächlich-kummervolle Seele!

(Autorisierte Uebertragung von Else Hadwiger)

## DIE SEELE WEININGERS

Von *Tavolata*

Niemals war ein Schuldiger so rein wie Otto Weininger, noch ein Verruchter so heilig wie dieser. Tragisch wie sein Denken war auch sein Leben, und kein Name ist weniger als der seinige geeignet zu einem philosophischen Wirtshausschild und zu einer Fahne für Gruppe oder Symposion. Laßt es also nicht zu, daß dieser von Schullehrern, von Psychiatern und anderen Sachunverständigen des Geistes gerichtet werde; auch die liebesvereinten Weiber im Frauen- oder Herrengewand laßt Weiningers Andenken nicht durch Bewunderung beflecken. Weininger gehört zu den Wenigen, zu den Einsamen. Nur für den, der sich selbst verabscheute, bis daß er seine liebsten Gedanken ums Leben brachte, nur für ihn kann jener Selbstmörder zum Lebensquell werden; nur ihm, der den geliebtesten Freund oder die Geliebteste aufgab in der Entscheidung, ein Ich und kein Du zu werden, nur für diesen kann der liebeleere Weininger in der roten Liebesflamme erglühen. Weininger gehört zu uns. Nicht ist er mit uns verbandelt, nicht sind wir mit ihm eines. Wir bekennen uns weder zu seinen naturforschenden Gedanken, noch zu seiner mystischen Transzendenz, noch auch zu seinem Gedankenbau. Nur wenigen Inhalt haben wir gemeinsam. Wir schätzen Weininger gering; denn mehr als die Hälfte seines Werkes erreichte seinen Willen nicht, ist nicht Begriff, sondern Gleichnis und Mythos. Wir setzen Weininger herab; denn wir nennen ihn verbrecherisch, wahnsinnig und einen Frevler; er zerstörte mehr als er aufbaute, er war ein sinnlicher Geistesarmer, ein Unkräftiger, ein Schwächling, ein Nachgiebiger. Wir verlachen seine Schüler. Wir wollen aus seinen Schriften keine Umwertung der Werte genommen wissen; wenn Weiningers Lehren von einer Mehrzahl angenommen würden, so wären wir die ersten unter ihren Gegnern. Herz gegen Herz und Hirn gegen Hirn; wir sind keine Weiningerianer, sein Name ist für uns keine Bindung. Und dennoch gehört er zu uns, wie wir zu ihm. Keiner unter uns hat ihn gekannt, keiner ihm jemals die Hand gedrückt. Und doch sind wir alle Brüder; die Atheisten und der glühende christliche Selbstmörder. Denn seine trostlose Einsamkeit, sein verzweifertes Weh, seine grobe Aufrichtigkeit, seinen Haß des Halben, die unersättliche Liebe zur Schönheit und Wahrheit teilt er mit uns. Was tut's, wenn unser Bruder Weininger andere Wege einschlägt, gemeinsam

ist uns allen das Ziel, der Geist. Und gemeinsam unser Wille, das Ziel zu erreichen.

Mein Bruder, ich las die Schriften über dein Werk, über dich. Vergib mir, mein Bruder Weininger. Ich habe mit Händen jene Veröffentlichungen berührt, die mit Feder, Tinte und am beschleunigten Puls die Stärke deiner Seele zu erforschend gedachten. Vergib mir dieses Unrecht, nur aus der Liebe zu dir entsprungen und geboren von der schuldhaften Seltsttäuschung, daß die Wissenschaft ein Wesen enthüllen, eine Gestalt wenigstens aufhellen könnte. Ich weilte bei den Kleinkrämern deiner Seele, und dichte Finsternis entzog dich meinem Auge, meinem Herzen und meinem Denken. Vergib mir meine Schuld, dich in Andern gesucht zu haben, sowie ich dir Bruder deine Schuld vergebe, daß du dich umgebracht hast statt ein Böötien zu verheeren. Vergib mir, wegen jener stürmischen Nacht, in der ich dich hassen lernte, um dich mir zu erhalten; wegen der einsamen Nacht, in der sich



Ardengo Soffici:

Der Spiegel

der Abgrund zwischen uns auftat. Gelobt sei aber dieser Abgrund der Trennung, der geheiligten Einzigkeit eines jeden Wesens, die Nacht, in der du mir erschienst. Du Weininger, unser Bruder, jener Schuldige, der sich selbst zur Göttlichkeit verurteilt.

Welch ein Leben! Als bäte er um Entschuldigung sogar für seine Geburt, so unglücklich ist der Knabe. Gerne würde er lärmern und spielen, der Knabe Weininger, aber jede Bewegung würde ihm abgeschnitten, das Lachen würde sich ihm in ein unfreies Lächeln der Verpflichtung verwandeln. Er ist schwach und unselbständig, er lebt kein eigenes Leben, alles ringsum übt an ihm Gewalt. Er kennt die peinlichsten Gleichgewichtsverrückungen, und er sehnt sich nach Gesundheit, nach gleichmäßiger Vollkommenheit. Belastet vom beständigen Leugnen pendelt er zwischen jedem Ja und jedem Nein; er findet keinen sichern Grund. Aber, ganz zusammengesetzt aus Konflikten, ist er doch tausendmal wertvoller als die Gesunden, Vollkommenen, zu denen er aufschaut. Die Gesunden kennen ja keine Konflikte, deswegen begreifen sie ja nichts, deswegen sind sie ja gering. In ihm aber ist ein brodelndes unzählbares Chaos. Ihm fehlt der Glaube, das heißt, ein jeder Glaube an eine jede Wirklichkeit. So treibt er sich gefahrlos am Rande alles Furchtbaren um, mit Mühe wagt er einen Schritt, niemals ist er unmittelbar, niemals frei bewegt, überall wiehert der Schrecken, verlockt das Nichts. Was ist er für ein trauriger Wanderer in seiner sinnlosen, gottlosen Welt, eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ dieser Weininger, unglücklich zusammengebacken aus Geschlechtlichkeit, Einbildungskraft und Verstand! Er sucht nur sich allein in den Werken der Großen und sieht nur Welten, die nicht die seinen sind. Er vertieft sich in die Lektüre geschichtlicher und philosophischer Schriften und in Gedichte, und er fühlt sich überall gleich arm und enterbt. Sein eigen ist nur eine übermächtige Geschlechtlichkeit, das Grab seines Bewußtseins, sein ist eine zügellose Einbildungskraft, die sich an die Stelle des Willens einschleicht, und sein zuletzt der kalte Verstand, der zwischen den Dingen nur die Verbindungen des Wirklichen nicht erkennt. Wenig trägt Weininger in sich, seine einzelnen Bestandteile ergeben keinen Menschen. Der Mensch ist jenseits von ihm in den Andern, in den Großen. Von fernen Sonnen erleuchten nur schwache Strahlen Weiningers Seelennacht. Aber nichts brennt in ihm als der Brand des

Fleisches. An das Irdische gefesselt, verhöhnt er diesen Gott, der sich nicht verhöhnen läßt und nicht zähmen mit dem Zaumzeug der Syllogismen. In seinem Durst nach Lust und nach Größe wäre ihm kein Leben heilig genug und keine Gestalt, um nicht mit ihrer Hilfe sich selbst groß von dem Nichts der Welt abzuheben. Seine Triebe fesseln ihn an die Materie, und er träumt von Unsterblichkeit eines Herostrat!

Aber eines Tages, und aus Gründen, die immer unaufgeklärt bleiben werden, verzichtet Weininger auf sich selbst; er beschreitet den Weg der Genesung. Es ist seiner Bekehrung Tag, sein Tag von Damaskus. Der Geschlechtsmensch legt sich vollkommene Enthaltbarkeit auf, der Geknechtete verkündet seine Freiheit im Angesicht der fünfhunderttausend Millionen, die die Welt anfüllen; der Ungläubige stellt seine Sache auf Gott, und die demütige Seele wird zum lebenden Mikrokosmos. Fortan erscheint ihm sein ganzes vormaliges Leben als schuldbehaftet, allein der Glaube an die Wirklichkeit seines Ich, als eines Spiegels der Welt, muß das Wunder der Wiedergeburt im Geiste hervorrufen. Geschlechtlichkeit und Liebe, diese beiden stärksten Verkettungen des Menschen mit der vergänglichen Welt des Scheins, sollen durch eine höhere Liebe gebrochen werden, die Liebe zum Wertvollen, zum einzig Unsterblichen. Auf der einen Seite das Nichts, der Wahnsinn, das Verbrechen, das Chaos; auf der andern Seite das Göttliche, die höchste Wirklichkeit, der Kosmos, die Schönheit, Wahrheit, Güte. Ein drittes Reich gibt es nicht. Die Entscheidung ist notwendig — und ohne Zögern entscheidet sich Weininger für das Göttliche. Zwei Jahre lang litt er und strebte er so. Zerrissen das letzte Band mit dem Leben, das Liebesband, schaute Weininger als Erster das Weib, wie es wirklich ist. Er bezahlte seine Titanentat mit seinem Leben.

Inferi sunt ubi non amatur Haß ist ein Schwächling. Auch der Leib ist Gottes Schöpfung, wie Augustinus sagt; und so ist auch der Teufel dem Geiste nah. Ihr heiligt euch und ihr zerfleischt den Leib. Aber faßt euch nicht Ekel vor der Seele, seht ihr nicht, wie unrein sie ist? Je näher zu Gott, desto unreiner wurde sie unter den Nägeln. — Der Mensch Weininger vereinigt in sich beide Enden. Sei dieses unsere Menschlichkeit: zwischen den beiden Enden zu schwingen. Je länger sein Anlauf im Stoffe, desto höher schwingt der Geist, desto größer ist das Reich, das er seiner Herrschaft einverleibt. Der Frieden, das völlige Gleichgewicht zwischen dem Ja und Nein, die

Synthesis in dem Nichts des Menschen ist das letzte Ziel der menschlichen Pilgerschaft; sie ist unser Heldentum, das Idyll, die Krone des Lebens nach der langen Fahrt durch alle Reiche der Menschlichkeit; sie ist die Größe, ohne jeden Eigennutz. Das aber, was für gewöhnlich als Heldentum gilt, ist feile Beschränkung; Anschwellen des einen auf Kosten alles übrigen. Heldentum ist eine Herme mit zwei Gesichtern: dem des Zutrauens und dem der Unkenntnis. Der Held? Einer, der mit seinen Schultern gegen den Berg anrennt. Nur die Gebärde gilt für schön.

Auch Weininger endet in diesem synthetischen Nichts. Darum lieb ich ihn. Für einen Augenblick erhebt er sich, das Unbezwingliche zu bezwingen; dann aber stürzt er abwärts ins Leere. Zu sehr hat er Gott, seinen Gott geliebt, um noch fortzuleben. Weininger trug fast nur Verneinungen in sich herum. Und der Wille zu dem Nichts spornte ihn an in der Richtung des Wirklichen im Leben. Das Heimweh nach der Idylle erzeugte Weiningers Tragödie. Der Schuldige in Weininger rief mit Liebesschrei nach seinem Heiligen, das zu ihm gehörte. Und Weininger wurde ein Heiliger, um ein ganzer Mensch zu sein. Er glaubte nichts, aber er überzeugte sich durch ein fortgesetztes Nachdenken, durch ein Zurückgreifen auf die letzten vernünftigen Ursprünge davon, daß in einer jeder Seele Winkel der Glaube brennt! Weiningers Christentum war nichts als ein verzweifelter herrenloser Griff dieses Sklaven seiner selbst, seine völlige Enthaltensamkeit die Umkehr von seiner übermächtigen Sinnlichkeit. Weininger fürchtete und haßte sich selbst. Wenn nur einen Augenblick lang dieser Schwächling sich Ruhe gegönnt hätte, so wäre sein Trieb zu seinem Herrn geworden. Sein Kampf war allein der Kampf zwischen Männlichkeit und Geist. So arm war Weininger, daß er sich nicht einmal gönnen durfte, er selbst zu sein als ein Verbrecher, als ein Zerstörer. Ein Untertauchen in dem Meer der süßen Sinnlichkeit hätte ihn nicht neugekräftigt zum Kampfe, schon ein geringster Trunk konnte ihn vergiften. Um sich selbst zu beherrschen, gebrauchte Weininger furchtbare Waffen. Seine Beobachtungen über die Weiblichkeit sind vollkommen und endgültig. Die ethische Wertung des Weiblichen zählt darin nicht zu sehr, aber der geistige Höhengrad der Frau wurde von ihm ein für allemal festgestellt. Von Weiningers Gedankenbau wird nichts übrig bleiben als einige tiefe Gedanken, eine Anzahl außerordentlicher Beobachtungen, einzelne paradoxe Bruchstücke. Aber in alle Ewigkeit

bleibt das Denkmal dieses zornigen Schmerzes bestehn. Verbleiben wird als ein stummes Zeugnis menschlicher Größe der Mut, mit dem ein zu tiefst Unglücklicher sein Schicksal zu beherrschen wußte, ein im innersten Zärtlicher seine Pein durch Milliarden von Augenblicken ohne Ende ertrug. Den Schmerz über sein Ich hätte dieses tödlich verzweifelte Gemüt in ein großes Kunstwerk umwandeln können. — Aber der Künstler bleibt immer der Liebende in der Welt; er hat Umgang mit den Menschen, die ihn lieben oder hassen; der Künstler will verstanden werden, er heischt, daß die Menschen mit ihm leiden und weinen. Und für Weininger ist schon der Wunsch, daß ihn andere verstehen mögen, Heteronomie, Abhängigkeit Nachgeben. Er strebt danach, den Künstler in sich zu ertönen; er flieht die Kunst als eine Liebeserklärung an das Weltall, als die letzte aller Käuflichkeiten. Er kennt die Pflichten seiner Einsamkeit, er verlangt von sich unendlich mehr als alles was eine böotische Welt von ihren armseligen großen Männern zu verlangen pflegt. Er hört den Hörnerschall der Hetzjagd auf den Geist. Um weder Jäger noch Wild zu werden, zerschneidet Weininger in einem romantischen An-



*Die heilige Anna selbdritt*  
Nach Leonardo da Vinci von Else von zur Mühlen

sturm alle Saiten seiner Leier. Er verwahrt sich also von vornherein ganz gegen alle Berührungen. Die Welt des Gedankens steht jenseits von aller Herrschaft und Dienstbarkeit; in seinem Reiche der vollkommenen Freiheit sucht Weininger die reinste Geliebte: das Gedankenbild. Der alle Liebe verneinte, kehrt nun zu der Liebe in dem Höhern zurück, weil ja ohne Liebe kein Leben ist, weder eines des Leibes noch eines des Geistes!

Weininger war kein Fachmann des Denkens. Er dachte nicht freiwillig wie andere freiwillig Schuhe verfertigen, oder willig ihre Armmuskeln anschwellen lassen. Keiner seiner Gedanken ist anders als aus einem innern Widerspruch entstanden, eine jede seiner Ideen hat ihre Wurzel in Weiningers Leidenschaft. Es ist richtig, es ist richtig: Weiningers Bücher sind gefühlsdurchtränkt, leidenschaftsgefärbt, von der Kraft seiner besondern Einbildung flimmernd und verschwommen. Es sind Beschreibungen seines eigenen Lebens geistvoll, herzenswarm, sprossend, nur für den Einzigen gültig. Dieser dichterische Denker erreichte nirgends eine reine Sachlichkeit, überall findet man ihn selbst mit seinen Leiden, mit seinen Hoffnungen, mit seinen Siegen. Ein jedes Blatt seines Buches ist ein Stück seiner eigenen Formlosigkeit und wiederum seiner Heiligkeit. Deshalb, es sei wiederholt, deshalb gehört Weininger nur den Wenigen an, den schulmäßigen Bewunderern des Klassischen aber in Kunst und Gedanken weiß er nichts zu geben. Aber klassisch sein, was heißt dies? Heißt dies nicht, fertig sein? Nein, Weininger ist gewiß nicht klassisch. Im Leben kann niemand fertig sein; fertig, klassisch sind nur Gott und der Böse. Der Mensch tut Genüge mit einem romantischen Versuch.

(Deutsch von Paul Adler)

#### AUS DEM RÖMISCHEN TAGEBUCH

*Von Stefano Infessura*

Am 12. Juni 1493, nämlich am Mittwoch, sind vom Papst 150 der vornehmsten römischen Frauen und alle Beamten der Stadt und der Senator und die Gatten der besagten Frauen und alle Gesandten eingeladen worden, zu der Hochzeit im Palaste des Papstes bei Sankt Peter. Und als dann die genannten Leute in einem Saale warteten, bis sie gerufen würden, der Unterzeichnung des Ehekontraktes anzuwohnen, wurden zuerst die genannten Frauen hineingelassen, und hinter ihnen, als die Bürger, die Beamten, die Gesandten und die anderen Eingeladenen eintreten wollten, wurde die Türe geschlossen und sie konnten nicht

eintreten. Und dann, nach einer Stunde oder so ungefähr, öffneten Herr Coronato Planca und Herr Camillo (Beneimbene), die Notare, die für den Ehekontrakt bestellt waren, die Türe. Und als dann die Bürger und die anderen eintraten, fanden sie den Akt der Eheschließung schon vollzogen. Und daselbst war unser Herr, der Papst, zugegen und elf Kardinäle und viele Herren Bischöfe und weltliche Herren, und vor den besagten Herren und Frauen ist die obengenannte Tochter des Papstes Alexander verheiratet und vermählt worden, mit Übergabe der Mitgift und Festsetzung des Ehekontrakts. Und nach der Vermählung ließ der Papst 150 silberne Schalen mit Konfekt reichen, zum Imbiß, und dabei wurden diese Schalen zum Zeichen großer Freude in den Schoß vieler Frauen, hauptsächlich der schönen, ausgeleert. Und das zur Ehre und zum Lobe des allmächtigen Gottes und der römischen Kirche.

Alexander hat die schon von Innozenz eingeführte Gewohnheit, seine weibliche Nachkommenschaft zu verheiraten, fortgesetzt und noch erweitert. Und so strengt sich jetzt der ganze Klerus an, und zwar mit Eifer, sich Nachkommen zu zeugen, so daß vom höchsten Kleriker bis zum niedersten jeder, als wäre er verheiratet, sich eine Konkubine hält, und zwar ganz öffentlich. Wenn Gott nicht vorsorgt, so wird diese Verderbnis um sich greifen bis auf die Mönche und Ordensbrüder, obwohl jetzt schon die Klöster der Stadt fast alle zu Bordellen geworden sind, ohne daß jemand widerspricht.

Und um die Sache ausführlicher zu erzählen: Abends blieben zum Nachtmahl einige Kardinäle zurück, und sie saßen beieinander an demselben Tisch, zuerst der Papst, dann die besagten Kardinäle und der genannte Bräutigam mit einigen anderen Herren; und zwischen ihnen auch Frauen. Zuerst nämlich die Tochter des Papstes, dann die schöne Giulia (Farnese), seine Konkubine, drittens die Teodorina, die Tochter des Innozenz, dann die Tochter des Grafen von Pitigliano, die Gemahlin und die Tochter des Gabriele Cesarini und einige andere Frauen. Diese saßen, wie ich gesagt habe, beim Essen an einem Tisch mit dem Papst und den Kardinälen in folgender Ordnung, nämlich jeder der Herren hatte eine der besagten jungen Frauen neben sich, und bei der Mahlzeit blieben sie bis 7 Uhr nachts. Und es wurden dabei Komödien und Tragödien oder Schauspiele vorgetragen, und zwar laszive, und sie sahen dann zu und lachten. Und am Schluß begleitete der Papst selbst, wie es heißt, persön-

lich seine Tochter mit ihrem Bräutigam zum Palaste des Kardinals von Santa Maria in Portico, der auf der anderen Seite der Treppen von Sankt Peter ist, wo dann der besagte Bräutigam sich mit seiner Gemahlin vermählte. Und vieles andere ist erzählt worden, was ich hier nicht schreibe, weil es entweder nicht wahr ist oder, wenn es wahr ist, unglaublich wäre.

#### KLEINE ANMERKUNGEN ÜBER DIE KUNST IM HEUTIGEN ITALIEN

Als Napoleon im Frieden zu Campo-Formio der Republik Venedig ein Ende machte, war auch die letzte Kunst Italiens, die venezianische, bereits tot. Die großen Meister in der Adriastadt waren zuletzt neben Fedi, Tiepolo und Piazzetta, Longhi, Rosalba Carriera, Bellotti Canaletto, Antonio Canaletto, Guardi und der Genuese Magnasco. Vergessen wir hier nicht den Bildhauer Canova, der in der Kaiserzeit zur Geltung kam. Auch er war Veneter. Im neunzehnten Jahrhundert lebte noch Favretto, der die Überlieferung des achtzehnten fortsetzen wollte. Eine venezianische Schule gab es aber eigentlich nicht mehr.

In Toscana tauchten dann die sogenannten macchiaioli auf; die Fleckenmaler. Viel wurde aber auch von diesen Künstlern nicht geleistet.

Fontanesi war Mitte des vorigen Jahrhunderts Italiens bester Maler.

Giovanni Segantini: ein Grosser! Er ist heute ein international Anerkannter, wir brauchen ihn hier nicht zu feiern.

Eine hervorragende Persönlichkeit spricht aus Medardo Rosso. Wie er von sich selbst behauptet, macht er Skulpturen, die bloß von einem Punkt aus betrachtet werden können, die bloß eine Stimmung in jedem Werk aufspitzen lassen. Rosso ist in seinen Gipsköpfen oft bertückend seelisch; von nie dagewesener Zartheit in Wachsgesichtern. Ihm gelingt es oft, Sonne auf seine Frauenvisionen herabstrahlen zu lassen, verschleierte Damen in den Sonntag hinauszuführen. Rosso, der meistens in Paris lebte, hat entscheidend in der Entwicklung der europäischen Kunst gewirkt.

Heute haben wir Futuristen, somit wieder eine italienische Richtung. Auch sie kommen aus Paris. Daß Picasso, ohne den die Futuristen undenkbar sind, einen ligurischen Namen, den seiner Mutter, führt, betonen sie besonders gern.

Leider ist es uns unmöglich, futuristische Kunst in dieser Nummer zu bringen, wir wollen aber wenigstens die begabtesten unter ihnen nennen: Umberto Boccioni, Maler und erster futuristischer Bildhauer. Luigi Russolo, Maler und Musiker; Carlo Dalmazzo Carrà, bloß Maler, aber auch der bedeutendste der Richtung; Gino Severini, der Schöpfer des „Pan pan“; Ardengo Soffici, Maler und zugleich der modernste Schriftsteller Italiens.

Noch ein paar Worte über die futuristische Bewegung: T. F. Marinetti, ein in Alexandria geborner Italiener, hat sie geschaffen. Er schreibt Französisch ebenso gewandt wie Italienisch. Wie er selbst sagt, verdankt er Gustave Kahn seine Vorliebe für eigenartige Formen in der Dichtung. Als der Kampf um den freien Vers in Frankreich am allerheftigsten war, entdeckte er in Florenz den feinen, unabhängigen Lyriker Aldo Palazzeschi. Bald schlossen sich die meisten Talente Italiens dem Futurismus

an: Cavacchioli, Govoni, Buzzi, Tavolato, Folgore, Altomare, Giovanni Papini. Marinetti und seine Freunde wählten das Theater, um ihre Absichten dem Volk zu verkünden. Der erste große Abend, an dem der Futurismus proklamiert wurde, fand im Polytheama Rossetti in Triest statt. Es kam schon damals zu wütenden Auseinandersetzungen bei Publikum und Presse. In dieser Art propagierten die Futuristen bis zum Ausbruch des Krieges. Damals waren sie eine Verbindung von 26 Künstlern und Schriftstellern, alle Italiener, bis auf die einzige futuristische Frau, die französische Dichterin Valentine de Saint-Point

Theodor Däubler

#### NOTIZ ZU DIESER SONDERNUMMER „ITALIEN“

(. . . Voraus eine Anmerkung zu der Anmerkung von Theodor Däubler: Da es mir nun doch möglich geworden ist, Soffici — mit einer schönen früheren Arbeit — für dieses Heft zu gewinnen, sind die Futuristen immerhin durch einen der ihren vertreten.)

Auch von dieser Sondernummer ist zu sagen, was von den übrigen zu sagen war: sie gibt kein vollständiges Bild von Italiens neuer Kunst und Literatur; sie will (und kann) nur anregend wirken. Viele der besten Jungen sind hier (zum erstenmal in Deutschland) beisammen: das ist Alles, was ich zu erreichen gesucht habe.

Regt diese Nummer dazu an, dann soll der Leser nach Büchern greifen, deren Lektüre gewinnbringend ist. Über italienische Kunst und Kultur sind herrliche Werke geschrieben worden, einige davon will ich nennen. Stendhal vorweg. Seine „Römischen Spaziergänge“ und seine „Reise in Italien“ (gibt es Leser der AKTION, die diese Wunderbücher nicht kennen?); dann: Theodor Däubler: „Das Mittelmeer“ (des „Nordlichts“ erster Teil) und „Hesperien“ (beide bei Georg Müller erschienen); Riegel: „Die Barockkunst in Rom“; Suarès: „Italienische Reise“ (von Franz Blei übersetzt, Verlag der Weißen Bücher); Goethes „Italienische Reise“; Victor Hehns Buch über Italien (!); Moeller van den Bruck: „Die italienische Schönheit“; Zolas „Rom“; die von Eugen Diederichs verlegte Sammlung „Das Zeitalter der Renaissance“ (es sind bisher neun Bände erschienen, jeder ist lesenswert); Ludwig von Schefflers wichtiges Werk „Michelangelo“; die Bücher von Jakob Burckhardt (!); — aber ich muß abbrechen. Schließlich will ich nur eine kleine Notiz schreiben, sonst müßte ich Nietzsche nennen und Walter Pater, Wickhoff, Heinrich Mann, Gregorovius, Winckelmann, Seume, Wölfflin, Platen und so fort und so fort und so fort. Ich müßte, wollte ich ausführlich sein, eine Sondernummer zu dieser Sondernummer herausgeben: „Bücher über Italien und die italienische Literatur“. Wenn ich noch einige Bücher italienischer Dichter nenne, die ich liebe, sei die Notiz abgeschlossen: Pascoli: „Die ausgewählten Gedichte“ (von Benno Geiger nachgedichtet, von Kurt Wolff verlegt); d'Annunzio: „Die Romane der Rose“; Die Sonette von Petrarca aus dem Insel-Verlag; (muß ich Dante nennen?); Palazzeschi: „Der Mordbrenner“ (von Theodor Däubler für Georg Müller übertragen); „Die Verse von Marinetti“; — genug für diesmal.

#### KLEINER BRIEFKASTEN

Die Sondernummer „Deutschland“, lieber Leser, wird flink folgen, ebenso die Sonderhefte für Däubler, Wilhelm Klemm, Paul Adler, ebenso die ersten Bände der „Lyrischen Bibliothek der AKTION“.

H. G. Ich bin genötigt, festzustellen: die AKTION hat mit dem Herrn Schriftsteller Hugo Ball nichts zu tun, keine Gemeinschaft, und der Herr Schriftsteller Hugo Ball hat nicht die Güte zu haben, sich als Mit-Arbeiter der AKTION zu bezeichnen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Georges Minne: Trauer. Holzschnitt (Titelblatt) / Widmung / Émile Verhaeren: Der Auszug (Nachdichtung von Theodor Däubler) / André Rouveyre: Porträt-Karikatur auf Verhaeren / Maurice Maeterlinck: Turmszene aus „Princesse Maleine“ / Max Elskamp: Die sechs Lieder eines Armen (Uebersetzung für die AKTION von Paul Adler) / James Ensor: Hafen (Zeichnung) / Vallotton: Porträts von Maeterlinck und Elskamp (Holzschnitte) / Charles de Coster: Flämische Legende (Deutsch von August Brücher) / Georges Minne: Der Täufer (Holzschnitt) / James Ensor: Napoleons Abschied (Federzeichnung) / Camille Lemonnier: James Ensor (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Valère Gille: Die Kunst (Deutsch von Heinrich Schaefer) / Maeterlinck: Alte Lieder (Nachdichtung von Ferdinand Hardekopf) / Charles Lerberghe: Die goldne Bark (Nachdichtung von Camill Hoffmann) / Théodore Hannon: Offertorium (Deutsch von Stefan Wronski) / Félicien Rops: Briefe (Deutsch von Franz Blei) / Rops: Federzeichnung / Grégoire Le Roy: Die Zeiten der Vergangenheit / Ferdinand Hardekopf: Anmerkung zur „Princesse Maleine“ / Kleiner Briefkasten / Notiz zu dieser Sondernummer „Belgien“

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{9}{10}$

INHALT: Adya van Rees: Der Kämpfer (Titelblatt) / André Suarès: Zwischen Padua und Este (Deutsch von Franz Blei) / J. K. Huysmans: Blick von den Wällen im Norden von Paris (Deutsch von August Brücher) / K. J. Hirsch: Holzschnitt / G. Papini: Hallo Macchiavelli! / Schmidt-Rottluff: Original-Holzschnitt / Otokar Brézina: Die Schlangenhöhlen (Deutsch von Otto Pick) / Marceline Desbordes-Valmore: Lossagung (Deutsch von Gisela Etzel) / Charles Baudelaire: Gedicht (Deutsch von Wilhelm Klemm) / Wilhelm Klemm: Wolken / J. T. Keller und Wilhelm Stolzenburg: Dichtungen vom Schlachtfeld / Hans Koch: Ballade / Ludwig Meidner: Porträt des Dichters Oskar Kanehl / Rudolf Fuchs: Moses am Sinai / Walter Hasenclever: Die Begegnung / Alfred Wolfenstein: Schneenacht / F. W. Wagner: Elend / Angela Huberman: Okerlo / Richard Huelsenbeck: Capriccio / Palazzeschi: Der Dichter unterhält sich (Deutsch von Paul Adler) / Hans Reimann (Leipzig): Groteske / Paul Lasker-Schüler: Karikatur / Carl Einstein: Ueber Franz Bleis Theaterbuch / Ferdinand Hardekopf: Ein Brief / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

H E I N R I C H M A N N

Flaubert und George Sand

In 6 Heften der AKTION gedruckt

V E R L A G D I E A K T I O N

DICHTER - SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N

H e i n r i c h M a n n

F r a n z B l e i

C a r l E i n s t e i n

F e r d i n a n d H a r d e k o p f

R e n é S c h i c k e l e

P a r i s v o n G ü t e r s l o h

F l e s c h v o n B r u n n i n g e n

KUNST - SONDERHEFTE

D E R A K T I O N

N e u e S e c e s s i o n

R i c h t e r - B e r l i n - H e f t

S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t

L u d w i g M e i d n e r - H e f t

Jedes Heft 50 Pfg.

F R A N Z M E H R I N G

Die Lessing - Legende

Gebunden M. 3,—

Von Tilsit nach Tauroggen

Gebunden M. 1,—

Von Kalisch nach Karlsbad

Gebunden M. 1,—

Die Geschichte der

deutschen Sozialdemokratie

Vier Bände geb. M. 20,—

Literarischer Nachlaß von Marx,

Engels, Lassalle

Vier Bände geb. M. 20,—

Verlag J. H. W. Dietz Nachf.

i n S t u t t g a r t

T H E O D O R D Ä U B L E R

Mit silberner Sichel

Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

Der sternhelle Weg

Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

Wir wollen nicht ver-

weilen

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R

E l o h i m

Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h

Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G

D R E S D E N - H E L L E R A U

O T T O E R I C H H A R T L E B E N

Ausgewählte Werke

Drei Bände. Geb. M. 10,—

T H E O D O R F O N T A N E

Gesammelte Werke

Auswahl in 5 Bänden. Geb. M. 20,—

F R A N Z B L E I

Logik des Herzens

Lustspiel. Geh. M. 2,—

E M I L S T R A U S S

Freund Hein. Roman. M. 4,—

Der nackte Mann. Roman M. 4,—

Kreuzungen. Roman. M. 1,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 4. MÄRZ 1916

ZWISCHEN PADUA UND ESTE

Von *André Suarès*

Nicht weit vom schwerfälligen Padua da war Ackerland und Flur an den Flanken der Hügel; und diese sind ganz verloren in das flache Land gelegt, das der Sommer vergoldet. Die Einsamkeit läßt sie groß erscheinen. Man nennt sie die Euganeischen Berge; und edel von Namen haben diese Berge etwas Edles. Wenn es darauf Schafe gibt, muß die Wolle fein sein. Beholzte Conus, gestutzte Conus, Mitren: Ormuz und Ahriman haben hier ihre Tiaren gelassen. Wo der Fels heiß und getigert sich zeigt, denkt man an Porphyr. Da liegt Abano, wo vielleicht Titus Livius geboren ist, um Rom eine Straße zu öffnen, ganz gebaut aus Triumphbögen. Und da ist Arqua, ein Dorf, wo Petrarca enttäuscht starb, in einem solchen Frieden, daß seitdem der Horizont über die fromme Resignation und die religiöse Heiterkeit zu sinnen scheint.

Ich floh die staubige Stadt, die in der Sonne dörrt. Seit ich den Okzident verließ, habe ich keine Bäume mehr gesehen. Ich fürchte die Trunkenheit des Lichtes: sie macht Wüste in mir und macht mich wüst für alles andere. Meine Seele wird zu hart in der Sonne. Für einen Tag will ich meine Augen purgieren, welche die Trockenheit des Steines brennt. Es gibt Stunden in Venedig, wo selbst das Meer zum Mineral wird.

Wirkliche Bäume! Bäume, die nicht in Mehl getaucht sind, Bäume, die die Wange frisch machen, und ein Blatt, das darangepreßt die Handflächen erfrischt. Der Baum, das ist das langhaarige Wasser, das sich verdichtet, ist das Wasser zu Körper geworden und das von der Schwere befreit frei sich verhaftet und seinen Fall läßt und sich zum Himmel erhebt. Der Baum ist ein Versuch des Menschen zum Himmel, aber er bleibt Gefangener der Erde. Er ist von den Füßen festgehalten, er kann sich nicht fortbewegen; so zahlt er Lösegeld für seine Dichtigkeit, sein Kopf muß, so hoch er ihn auch trägt, immer die Sklaverei der

Wurzeln fühlen. Der Baum ist eine Hoffnung; der Baum ist grün und darf nicht weiß sein. Im Geflüster der Blätter begrüßt mich das Gemurmel des Wassers. Ich will von den Zweigen trinken.

Die süße Nacht! Ich weiß den Namen des Dorfes nicht mehr; und wenn ich ihn gewußt hätte, ich sagte ihn nicht. Er ist zu rein und zu friedlich. Das Dämmerlicht beginnt sich stärkerem Dunkel zu verwischen, wie ein Bach sich in der Wiese verliert. Pappeln zittern einen weichen und gelben Weg lang. Der feine Wind des Schattens streichelt mir ums Kinn; er hat den Duft von Gras unter der Sichel; er ist lau wie der Atem eines schönen Kindes, das gelaufen ist und das, zurückgekommen, der Mutter einen feuchten Kuß gibt.

Der Mond blüht in den Birnbäumen und alle niederen Bäume sind wie ein Obstgarten unter der schwarzen Wacht der Ulmen. Sie tragen Früchte im Kleid der Jungvermählten. Kaum daß sie im Dunkel schauen; und alle diese Weiße auf den Bäumen läßt an ein Volk von Schmetterlingen glauben. Alle Blätter sind auf einer Seite Milch.

An einer Seite der Straße gibt es glückliche Häuser und Lichter in den Fenstern. In den Vorgärten singt die Rose und der Jasmin. Die Luft riecht nach Honig und Frau. Ein Hund bellt auf und hat die Güte, gleich wieder still zu sein. Ein verliebter Vogel pfeift ein hinreißendes Thema auf vier Noten, so rein, so rund, so freudvoll, daß man lächeln muß zu dieser Freude oder mit ihm die Terz singen. Und ich höre seinen schmiegsamen Flügelschlag. Unten an der Böschung läuft die eiserne Straße. Weit von hier und wer weiß wo sticht das elektrische Läuten der Nadel in die Stille: eine Quelle, die sich in den hohen Regionen der Luft verperlt? Oder der nächtliche Schritt des Grases? Und zwei Kröten spielen die Flöte; unaufhörlich stoßen sie ihren so melancholischen Ton aus der Kehle; sie sprechen miteinander: ua stöhnt die eine, uaua antwortet die andre.

Nun ist der tiefe Mond beinah verschwunden. Die

Sterne, zur Geburt des Juni zusammengerufen, bilden eine sublimen Versammlung. Venus steigt nieder, und der rote Sieger, der enthusiastische Mars steigt hoch. Aber nichts ist so auf dem südlichen Horizont wie der Jäger mit seinen Sternhunden. Prokyon zittert auf der Lauer; und Sirius erschreckt mich, dieses Herz des Himmels, so bebt er. Auf welche Jagd ziehen sie? Und weshalb läßt Orion sein Wehrgehänge zerfetzt zwischen den Bäumen schleifen? Ich erblicke unter den schwarzen Ästen weiße Formen, die steil aufstehen; so massig, so eckig und so hart sind keine Bäume in Mondblüte.

Ah! Ich weiß. Schweigen! Es sind Gräber. Ich bin an einem Kirchhof. Friedvolle Ruhe den guten Landleuten! Zu Füßen einer Säule zwischen zwei schneeigen Steinen, ob es nun Irrlichter sind oder Sterne, es sind immer nur Würmer. Und was liegt dem Sirius an diesem Staub von Menschen?

Der Staub der Sterne fällt.

(Deutsch von Franz Blei)

#### BLICK VON DEN WÄLLEN IM NORDEN VON PARIS

Von J. K. Huysmans

Von der Höhe der Wälle hat man die wunderbare und schreckliche Aussicht auf die Ebenen, die sich erschöpft der Stadt zu Füßen legen.

Auf dem Himmel am Horizont speien lange Schornsteine, rund und viereckig aus Backsteinen, Rußströme in die Wolken, während weiter unten, kaum die flachen Dächer der Werkstätten überragend, die mit Dachpappe und Blech gedeckt sind, Strahlen weißen Dampfes pfeifend aus dünnen gußeisernen Röhren entweichen.

Die kahle Zone dehnt sich aus von Hügeln geschwellt, auf denen eine Kinderschar aus alten Zeitungen gefertigte Papierdrachen fliegen läßt, die mit jenen farbigen Bildern verziert sind, wie sie die Reklame an den Türen der Geschäfte oder an den Ecken der Brücken verteilt.

In der Nähe von Hütten, deren Ziegel blaßrot die klaren Seen der Glasdächer einrahmen, richten mächtige Karren ihre Deichseln in die Höhe, an denen Ketten hängen, und gewähren hier einer Vorstadtidylle Schutz, dort einer Mütterlichkeit, an der ein Kind mit trockener Kehle heißhungrig saugt. Weiter grast eine Ziege, die an einen Pfahl gebunden ist; ein Mann schläft auf dem Rücken liegend, die Augen von seiner Mütze geschützt; eine Frau sitzt da und bessert lange an der Beschädigung ihrer Füße.

Ein großes Schweigen bedeckt die Ebene, denn das dumpfe Rollen von Paris hat allmählich nach-

gelassen, und der Lärm der Fabriken dringt nur noch zögernd heran. Bisweilen hört man indessen, wie eine schreckliche Klage, den dumpfen und rauhen Pfiff der Züge des Nordbahnhofs, die von Böschungen verdeckt, die mit Akazien und Eschen bepflanzt sind, vorbeifahren.

Fern endlich, ganz in der Ferne, steigt ein weißer Weg an, der sich in den Himmel verliert und auf seinen höchsten Punkt etwas wie eine Wolke legt, wenn durch die Steigung des Geländes verborg ein unsichtbares Fuhrwerk Staubflocken aufwirbelt.

In der Dämmerung, um diese Zeit, wo die kohlenhaltigen Gewitterwolken sich auf den sterbenden Tag wälzen, wird die Landschaft noch grenzenloser und trauriger; die Fabriken zeigen nur noch undeutliche Umrisse: Tintenmassen, aufgesogen von einem fahlen Himmel; die Kinder und Frauen sind heimgekehrt, die Ebene scheint noch größer, und allein auf dem staubigen Weg, sucht auch der Bettler „mendigo“, — wie ihn der Polizeispion nennt, sein Nachtlager auf; schwitzend, matt und zerschlagen, klettert er mühsam die Anhöhe hinauf und saugt an seiner schon lange leeren Pfeife, von Hunden gefolgt, von unwahrscheinlichen Hunden, die stolz sind auf vielfältige Bastardschaft, von traurigen Hunden, wie ihr Herr gewohnt an all die Hungersnöte und all die Flöhe.

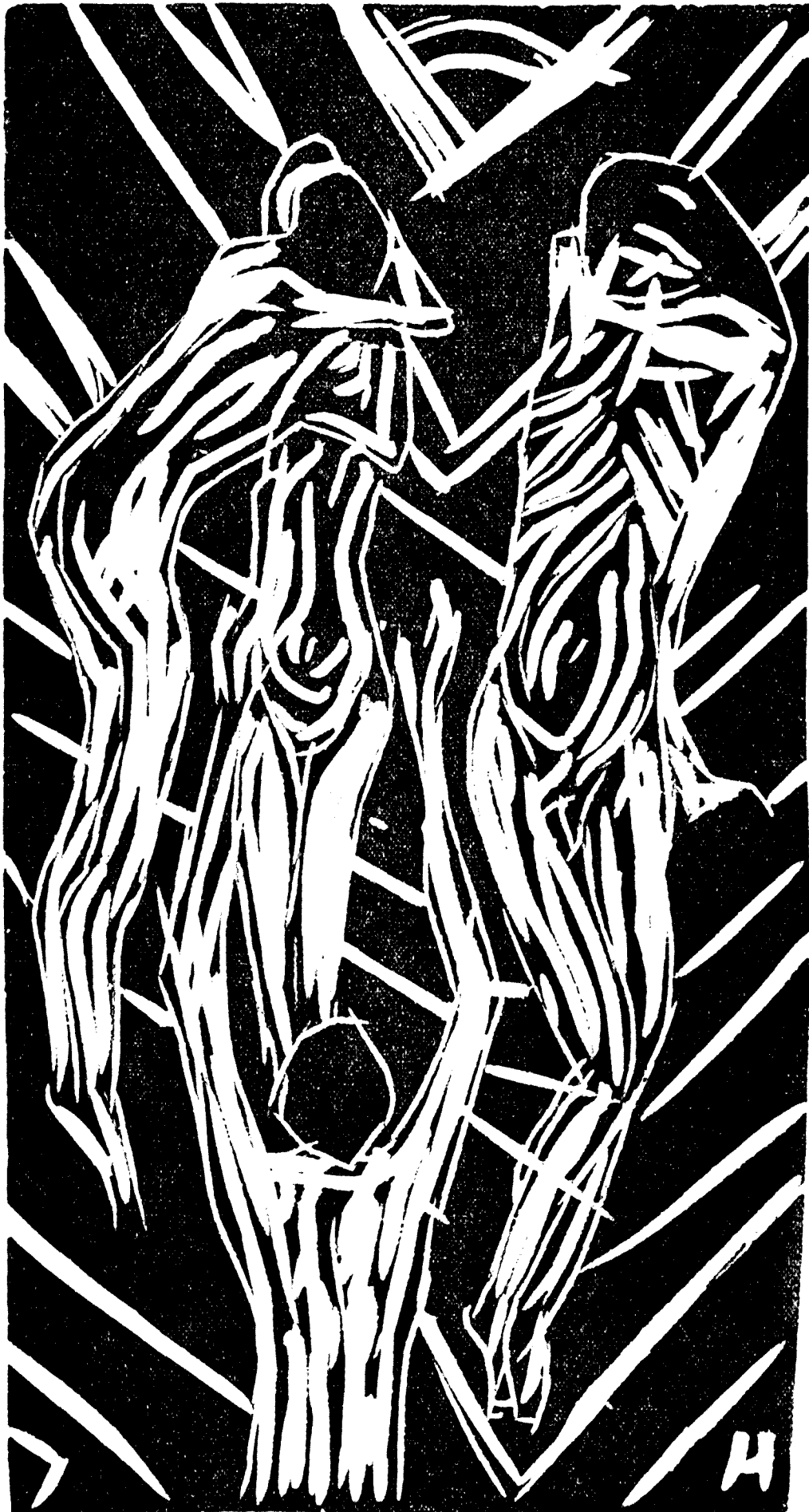
Und dann wirkt auch der schmerzliche Reiz der Stadtgrenze besonders; dann vor allem strahlt die allmächtige Schönheit der Natur, denn die Gegend stimmt vollkommen zu der tiefen Not der Familien, die sie bewohnen.

Unvollkommen geschaffen, in der Voraussicht der Rolle, die der Mensch ihr bestimmen wird, erwartet die Natur von diesem Herrn die Vollendung und seine letzte Hand.

Prunkvolle Bauten, die den von den Reichen bewohnten Vierteln zu einem Ansehen verhelfen, Villen, die mit Buttergelb und frischem Weiß die ausgeruhten, freudigen Fluren flecken, Monceau-Parks, geschminkt wie die Frauen, die sich dort niedersetzen, Hochöfen und mächtige Schmieden, die in Landschaften stehen, erschöpft und großartig wie sie, dies ist das unabänderliche Gesetz.

Und um es anzuwenden, um den Instinkt der Harmonie, von dem wir besessen sind, zu verwirklichen, haben wir die Baumeister ermächtigt, die Natur unseren Bedürfnissen anzupassen, damit sie in Einklang gesetzt werde zu den süßen oder kläglichen Leben, die sie einzurahmen und abzuspiegeln hat.

(Deutsch von August Brähler)



*Karl  
Jakob  
Hirsch*

*Original-  
Holzschnitt*

HALLO MACCHIAVELL!

*Von Giovanni Papini*

Von Zeit zu Zeit, liebe Leute, erstanden dem Macchiavell bei uns Verteidiger ein wenig wie jene ex offo, also nur wenig überzeugt von ihres Mandanten völliger Unschuld und bloß bedacht, ihn durch Einfälle und Milderndes zu entschuldigen; daß man seine Untaten vielmehr verzeihe als dem Guten nicht zutraue. Der eine behauptete: unter dem Vorgeben, die Fürsten zu belehren, hätte Macchiavell vielmehr den Völkern enthüllt, „von wie viel Tränen und Blut der Fürstenstab triefe“; ein anderer stellte im Gegenteil fest, daß in des Macchiavell Buch ganz ernsthaft alle Räubereien vorgetragen werden, mit denen indessen sein Geist im Grunde genommen nicht einverstanden gewesen sei. Vielmehr, da er nun einmal zu schildern gedachte, auf welche Art man die Herrschaft erlangt und behält, in also stürmischen und wilden Zeiten, und weil er ferner, als ein Mann der Tat sowohl wie ein scharfer Prüfer, auf die „Wirklichkeit“ gesehen und nicht auf Wünsche und Träume — so nun hätte Macchiavell nicht umhin können, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu benennen und so Schwindel wie Bluttat anzuraten! Hätte er aber in besseren, sanfteren Tagen, wie sie unter uns sind, gelebt, so hätte er nichts von dem vielen Totschlag erwähnt und nichts von den Unredlichkeiten, sondern er hätte nur jene milden menschenfreundlichen und redlichen Verfahren angeraten, die heute unter den Menschen für ihre Zwecke der Herrschaft und Beglückung üblich sind. Ein dritter wieder, meine Leser, bewies uns, daß alles mit der ungeheuern Vaterlandsliebe des Macchiavell zu entschuldigen ist, welcher, brennend danach, ganz Italien unter einen einzigen Mann zu erblicken, seine Mittel nicht fein durchsieben konnte; und sein Sinn war darauf gerichtet, den König von Italien in seiner Politik gerieben zu machen. — Alle diese Verteidigung besteht, kurz gesagt darin, zu behaupten, daß Macchiavelli ein Meister der Räuber war. Nur da er auch ein Mann des Volkes oder ein großer Jurist oder Vaterlandsfreund gewesen, so müsse man schon ein Auge zudrücken. — Verzeiht mir, Leser, daß ich den Macchiavell nicht auf diese Art verteidigen will!

Macchiavell war ein Mensch, und im besonderen war er ein Mensch aus Italien, aus Toskana und aus Florenz. Das heißt, er war ebenso tiefsinnig wie hinterhältig, ebenso gedanklich wie dichterisch begabt, scharfsichtig, und auch ein klein bißchen — Spitzbube. Unsere ländlichen Gewerbsleute,

unsere Bauern, unser gesamtes Volk, wir selbst leben alle und handeln gemäß dem System Macchiavell — Soll dies etwa heißen, daß wir alle nur Kanailen sind?! Wir sind Leute, die alles aufnehmen und weder überlistet noch unterdrückt werden wollen von irgend jemand, und am wenigsten von den geistlosen herrschenden Fremden. Auch wir haben wie Macchiavell höhere Gedanken und wir arbeiten daran, sie zu Tatsachen zu machen; aber dabei beobachten wir, daß wir inmitten einer Menschheit leben, die sich von dem „Fürsten“ des Macchiavell nur durch folgendes unterscheidet: daß sie Gutes redet, während sie Übles tut, und daß sie sich sittlich, unberührt, gefühlvoll, christlich nennt, indessen sie betrügt, raubt, unterdrückt und umbringt. So daß den Macchiavell anklagen so viel heißt wie seinen Spiegel anklagen; und wenn wir, so häßlich wir sind, es jenem auswischen, der uns dies von uns zu erkennen gibt, so machen wir uns darum nicht um einen Zug schöner.

Mit einem Worte, Macchiavell hat mit seiner sogenannten Unsittlichkeit nichts getan als die gemeinsten menschlichen Handlungen in Regeln und schöne Sätze gebracht; und das Gemälde seines Fürsten ist zugleich das Gemälde aller jener, die heute noch emporkommen, sich bereichern oder über ihre Brüder herrschen wollen; das heißt, also das Gemälde von vier guten Fünfteln der Menschheit überhaupt. Und um dieser Freiheit und seines Mutes willen hat Macchiavell, vom Gemüte aus gesehen, einen viel höhern sittlichen Wert als alles Geschreibsel in allen Schulbüchern und als alle salbungsvolle Geschichtsschreibung. Die Wahrheit allein befreit, und es bedurfte eines geistvollen und vorurteilslosen Toskaners aus dem sechszehnten Jahrhundert, um die Wahrheit ganz frei und rund heraus und furchtlos zu sagen. Macchiavell war, wie man aus seinen folgenden Betrachtungen erfährt, die Schlechtigkeit und die Dummheit der Menschen gewahr worden; und obgleich er in seinem edlen Sinne sie zu bessern strebte, so glaubte er doch nicht, daß das Verstopfen der Wunden und das Anstreichen der Flecken das geeignete Mittel wäre. Daß Macchiavell eine Art vollkommenen Staates im Sinne trug: einen Staat, bewohnt von einem freien tugendhaften Volke, ohne Beschützer und Gewalt herrn, ohne Pfeile und Feldschlachten, das sieht man aus mehreren Stellen von Macchiavells Werken. Aber dürfen wir ihm darum die Schelle umhängen, weil er bemerkte, daß der Staat des Platon noch recht weit, die Gewalt der Borgia aber um so näher war . . .?!



*Schmidt-Rottluff*

*Original-Holzchnitt*

## DIE SCHLANGENHÖHLEN

Von Otokar Brězina

Meine heimlichen Gärten festlich sah ich blühen  
im Juliglück,  
tausend geheimnisvolle Vögel kamen im Äther  
des Blaus herniedergeflogen,  
Der Sterne süßestes Lächeln ließen die Mitter-  
nächte an betauten Blumen zurück,  
und als Traumteppich Mohnbeete in flammenden  
Wogen.

Ich tat weiten Weg, hatte die Welt, die fremde,  
bereist,  
zahllose Seelen umfaßt, in tausend Blicken er-  
kannt deinen innersten Geist,  
um, müde der Gnade, in meine heimlichen Gärten  
wieder zu gelangen:  
lodernder Schwefel rauchte empor, der Himmel  
erblaßte im Kreis,  
und all meine Blumenbeete werden zu Höhlen  
von Schlangen.

Reckten vor mir sich, giftige Quellen, zischend  
im Dunkel voll Hohn,  
den Schäften, gefegt vom Sturme der Tiefen,  
entblühten formlose Köpfe an den Spitzen,  
wuchsen in mich, banden meinen Willen mit  
ihrer bösen Schlangensuggestion,  
und ließen blaue Lichter aus reglosen Augen  
in meine Blicke spritzen.

Da ging deiner heiligen Erinnerung Botschaft  
in mich ein,  
deiner Meere Pracht, deiner Nächte Geheimnis,  
deiner Wege herrlicher Schein:  
das Blau stand auf wie ein Tor, von Süd her  
kamen tausend Vögel geflogen;  
deinen magischen Namen sprach ich — und in  
der Sterne lächelndem Schein,  
ein Traumteppich, lagen vor mir die Beete von  
Rosen und Mohn in flammenden Wogen.  
(Aus dem Tschechischen übersetzt von Otto Pick)

## LOSSAGUNG

Ich weiß von Leid und Leid, das also bitter  
Den Tag belastet, daß er tief entsetzt;  
Kein Wort befreit, kein stürzendes Gewitter  
Von Tränen hilft; gescheitert und gehetzt,  
Vermag man kein Erinnern mehr zu fassen,  
Welch unfreundlicher Stern den Sturm entlassen.  
Wozu auch? Um und um von Not umbreitet!  
Was war, ist Schatten nur, was wird — entgleitet.  
So ist es, wenn uns aller Halt genommen,  
Wir nichts mehr lieben, nichts uns lieben will,  
Wenn unserem Blick, ganz fern, verweht, ver-  
schwommen,

Ein Glück entflieht, das stetig wir und still  
Gesucht, und das vielleicht für uns geschaffen . . .  
Doch wir, nicht wert befunden, es zu raffern,  
Sehn nur, wie dieses Glück — für uns bestimmt? —  
Gleich einem Strahl erzittert, flieht . . . verglimmt.

*Marceline Desbordes-Valmore*  
(Deutsch von Gisela Kühn-Etzel)

## SEIFENBLASEN

Auf unsrer Menschheit nacktem Schädel  
Amor sitzt und lacht,  
Er, der auf diesem Throne frevel-  
Hafte Scherze macht.

Bläst lustig bunte Seifenblasen  
Hoch in's Licht empor,  
Die ziehen wie in Glücksekstasen  
Auf zum Himmelstor.

Die runden sich im Rausch des Lichts,  
Bälle, bunt wie Traum,  
Und platzend speien sie in's Nichts  
Goldnen Seelenschaum.

Bei jeder neuen Blase hör' ich  
Dumpf den Schädel flehn:  
Dies Spielen, lasterhaft und töricht,  
Laß zu Ende gehn!

Ach, was da deine frechen Backen  
Paffen in die Luft,  
Sind meines Hirnes blutige Schlacken,  
Maledeiter Schuft!

*Charles Baudelaire*  
(Deutsch von Wilhelm Klemm)

## WOLKEN

Die herrlichsten Gefilde breiten sich aus —  
Das Gütige und Schöne in diesem Dasein  
Ist wunderbarer als alles andre  
Gab es je Freude, so ist es hier!

Wenn im Sommertraum der Zeit  
Die freien Brüste vorüberziehen  
Ungenannte Gebilde — Lippen und Früchte,  
Die schönen Riesen, die Rosse und Frauen.

Sich neigend: Hier sind wir, nach denen dein  
Herz

Geglüht hat! Wir bringen die hohen Gefühle,  
Und Weisheit und Liebe. Sei unser Gefährte,  
Wir kommen von dort. Unsre Heimat ist rein!

Vieles ist vergänglich — aber wir sind ewig!  
Wir formen den Kreis. Die strahlende Kette  
Schließt sich funkelnd, Hand faßt an Hand  
Von Stern zu Stern —

*Wilhelm Klemm*



## DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

## Die Front

Im Osten zögerte die Rosenhand  
Des jungen Tags, den Saum der Nacht zu heben,  
Mit Zitterfingern gegen Westen wehend,  
Wo, dampfend in das schwarze Nebeltuch  
Von Mensentraumesnot, der Lindwurm Front  
Verstört erwachte, blinzelte, begann.  
Erst war es nur der fahle Schein der Frühe  
Auf blanken Schuppen, der die Nacht zerstach.  
Dann aber spie der Wurm dem Tag ins Auge,  
Ein Feuer barst und schmolz das Fahnsilber  
Vor unsern Helmen, und der Drache schrie.  
Von tausend Nüstern glatten Stahls zerblasen  
Entstob der Dunst von den gehürnten Flanken,  
Und seine Stimme rollte auf Karossen  
Zu Häupten der Kolonnen, die er fraß.  
Nun war er nicht mehr abgelegt, brütend  
Auf seinen Eiern, daß sie wohl gerieten  
Der mürbe Schrecken seines schmalen Tals.  
Mit grellen Strängen griff er nach dem Morgen  
Und überwarf die Sonne mit Gesträhn  
Von Kupferbahnen, überhöhte sich  
Mit Türmen Rauchs, zersprengten Kalkgesteins,  
Spitzbogenhaft die Decken eines Doms  
Aus Eisenwurf um seinen Altar wölbend,  
Und von der Süße sagenhafter Geltung  
Nicht mehr gesättigt in der Knaben Schauder  
Schob er sein Haupt an unser Herz und bleckte  
Und seine Orgel rief ihn aus zum Baal.  
Da sammelten sich stumpfe Prozessionen  
Auf allen Straßen seiner Nachbarschaft.  
Um ihre Ängste schlugen sie der Fahnen  
Gekräuselten Brokat und krochen gläubig  
In die Portale seines lauten Mauls.  
Und hinter ihnen schlossen sich die Zähne.  
Mir ekelte der ungeheuren Atzung.  
Der Dom der Zeit zerbarst vor meinen Sinnen,  
Die sich verschränkten. Und mein Auge starb  
Auf quellenden, geblähten Stutenbäuchen.

*J. T. Keller*

## Russische Landschaft

Irgendwo macht sich plötzlich ein Wind auf. Der  
nasse Schnee wird fest und patscht nicht mehr.  
Die Bäume frieren. Kein Laut in der Landschaft.  
Alle Wälder geduckt, breit und schwermütig. Un-  
bewegt wie ein Gebirge. Traurig gemacht durch  
endlose, braunschwarze Äcker, die, Gott weiß wer,  
bestellt hat.

Weit, weit — am Ende der Welt — prachtvolle  
steile Birken. Barmherzige Natur, die aufsieht

und atmet. Dort könnten Vogelstimmen sein, süß  
wie im deutschen Walde. Dort könnte ein See  
sein . . .

Alle Bäume tragen nachts ein Licht; ein Wald ist  
angezündet von Stern zu Stern. Das Firmament ist  
auf die Welt gesunken. Nun ist Gott nah . . .

*Wilhelm Stolzenburg*

## DER NONNENBRUCH VON HAGENBACH

Im Steinbruch brannten die Büsche so rot.  
Drei Nönnlein waren's und lagen tot.  
Wie Blüten: so blau in Weiß gemischt.  
Die Jüngste trug ein Narbengesicht.  
Die Nasen so spitz, die Knöchel so fein,  
Die Mittlere starrt in den Vollmond hinein.  
Herr Jesus — und starbst du den brennenden Tod,  
Kennst du eines Herzens stummste Not?  
Die Sünde macht nackt und frech ist die Wut,  
Herr Jesu, ach, du bist so gut!  
Dein Leib ist süß, ist braun und rein,  
Komm, laß ganz nah uns bei Dir sein — —



*Ludwig Meidner: Der Dichter Oskar Kanehl*

Der Pfarrherr zog ein sauersüß Maul  
 Und kodderte wütend. Ein Karrengaul  
 Hat redlich geborgen die Totenfracht.  
 Man hat aufs letzte noch bei Nacht  
 Die Leiber gebettet zur Grabesruh  
 Mit Weihwasserspritzern und flinkem Getu.  
 Der Himmel gab seinen Spreutzer darein,  
 Eine riesige Sintflut schwoll hinterdrein,  
 In tausend Pfützen ersoff das Nest  
 Und der Brachmond gab den Runkeln den Rest.  
 Der Rosenkranz spulte. Es blieb sich all eins:  
 Die Zwetschgen verfaulten und Krummet gab's  
 keins.

An Kordula, da ihr Namenstag war,  
 Ward's einer Rakunkel von ungefähr klar:  
 „So grabt eure Nonnen nur wieder aus  
 Und scharrt sie ein im Steinbruch drauß,  
 Und horcht auf mich und seid's gescheit!  
 Gesegnet sei Christus in Ewigkeit.“  
 Man hat es getan: Es dampfte das Land  
 Von Stund an unter dem Sonnenbrand.  
 Drei rötliche Wolken hoben sich gleich  
 Wie rudernde Schwäne ins Himmelreich.  
 Es raschelten Kränzlein ohne Zahl  
 Und der Ginster blühte ein zweites Mal.

*Hans Koch*

#### MOSES AM SINAI

Rot brütet Wüste um erhabne Steine,  
 Die kahl und glühend in die Höhe ragen,  
 So steil und nackt und riesenhaft der eine,  
 Daß seine Zacken fast den Himmel tragen.

Und oben, wo die bleichen Geier jagen,  
 Will sich der Stein zu einem Bild gestalten,  
 Als hätte ihn ein Blitz zur Form zerschlagen:  
 Der Felsen Risse werden Mantelfalten.

Gewaltige Arme, steinentsprossen, halten  
 Steinernen Schläfen tief in sich gebogen,  
 Steinernen Augen glimmen über kalten  
 Steinernen Lippen schmal in sich gesogen.

Und groß stehn Gottes Tafeln da, umflogen  
 Von Moses Zornbart in versteinerten Wagen.  
*Rudolf Fuchs*

#### DIE BEGEGNUNG

Sag aus meer- und wolkenhaftem Munde  
 Und verirrt in deines Bettes Nacht,  
 (Wo du mit dem Andern schliefst im Bunde)  
 Welche Stunde bist du aufgewacht?

Wann begannen dunkel dir zu tönen  
 Uhr und Glas auf deines Tisches Rand,  
 Wann erhobst du dich aus dumpfem Stöhnen,  
 Schauernd unter einer fremden Hand?

In derselben ängstlichen Sekunde  
 Schloß mir Jene auf ihr Gartentor,  
 Und ich stand verloren in der Runde  
 Schwarzer Bäume und dem Sternenchor.

Plötzlich allen nächtlichen verbannten  
 War ich nahe in der gleichen Zeit —  
 Und da fühlt ich, daß wir uns erkannten  
 Tief in Treue aus der Wirklichkeit.

*Walter Hasenclever*

#### SCHNEENACHT

Es schneit, und schweigt,  
 Die Straße weißt wie Mond  
 Den abgewandten Himmel, schwach;  
 Aus ihrer Maske sehn die Tritte  
 Wie Augen ohne Glanz und Bitte.  
 Die Lampe auch  
 Betrübt, wie falsches Haar;  
 Und dieser Mann, der bei mir sitzt,  
 Bescheint mich mit so bleichen Augen,  
 Die mühsam Leben in sich saugen.

Ihr Täuschenden!

— Komm, Licht, das strömt vom Quell!  
 Stern, Herz, die von sich selber glühn!  
 Sonne und Freundesangesichter,  
 Zerschmelzt das lichtlose Gelichter!

*Alfred Wolfenstein*

#### ELEND

Frostdurchschüttelt, ganz verbebt  
 schleichen wir um müde Zäune.  
 Haben wir nicht schon gelebt  
 einstmals in der Scheune?

Wenn die Sonnen schläfrig flimmern,  
 dröhnend rollt das schwere Rad —  
 Unsre blassen Münder wimmern  
 um die tote Tat.

*Friedrich W. Wagner*

#### TROMMLER OKERLO

*Von Angela Huberman*

Okerlo steht auf dem roten Ziegelboden, die Zehen  
 etwas eingekniffen und kaum bemüht, ruhig zu  
 bleiben; Adèle betrachtet den Boden und schluckt  
 durstig mit großer Mühe.

Sie richtet sich langsam auf und sagt unfreundlich:

„Es ist sehr leicht möglich, daß ich heute nicht  
 singen kann!“

„So, so —“ sagt er, und nach einer Pause: „Wie?  
 — du meinst? — Wasser soll ich dir bringen?“

Seine Augen hängen starr an dem großen Mund  
 seiner Frau. Die schmalen Lippen desselben kräu-  
 seln sich ganz willkürlich und nehmen eine neue  
 Form an.

Okerlo, der mit seinen Blicken nicht mehr zu folgen weiß, schließt keuchend die Augen. So tappt er zum Krug und vergießt mit zitternder Hand das Wasser auf seine nackten Füße.

Erschrocken und ganz verwirrt verläßt er hastig das Zimmer und steht nun neben seiner Tür, ängstlich und horchend.

Er sagt zu sich leise:

„Ich muß zurück!“ — und tritt mit den Füßen flach auf den kalten Boden. Schleichend kommt er mit einem Glas an das Bett:

„Adéle, ich mußte unbedingt hinaus, hier ist das Wasser.“

Sie trinkt schluckweise, mit großem Ekel und spuckt den Rest auf den Boden, so, daß einige Tropfen seine Füße treffen.

Gekränkt wendet er sich von ihr weg zum Spiegel, der lang und schmal in die Ecke gepreßt ist. Mit aufgerissenen Augen schaut er hinein. In rascher Folge entstehen Verzerrungen, die schielend, mit gewellten Lippen, seiner Frau gleichen. Er beginnt ihre liebste Melodie mit dunkler Stimme zu singen, wobei er zur Decke blickt, wenn er die kleine Stelle „von Gott“ singt.

Er hatt sie fast vergessen und wird gelähmt durch ihre Stimme; hilflos schaut er ihr entgegen und versucht nur noch schwach das eine Auge schielend zu erhalten.

Adéle ist ernst und übersieht seinen Zustand. Ihre dünnen Beine hängen über den Bettrand, während sie sagt:

„Die Trommel habe ich absolut nicht notwendig!“

Eine große Stille folgt, in die er plötzlich hineinschreit:

„Du willst nicht? — Wie? — Mit wem willst du jetzt erschrecken? — Adéle!“ —

Seine Stimme ist ganz verändert, er erzählt langsam:

„Weißt du noch, wie ich darauf gekommen bin? Welche Freude uns das Erschrecken brachte? — Wenn ich unter dem Podium saß und mit der größten Anstrengung auf eine Stelle im Liede wartete, bei der ich auf die Trommel schlagen konnte? — Wie deine Stimme gepreßt klang bis zu diesem Trommelschlag und dein Herz so stark klopfte, daß ich es in deiner Stimme zittern hörte? — Wie stark du atmen konntest danach! — Adéle, du brauchst die Trommel nicht mehr?“

Okerlo sprach bereits gut akzentuiert, unpersönlich, mit etwas tragischer Gebärde. Es geht ihm durch den Kopf: „Ich werde ja sehen, wie sie ohne Trommel auskommt! — Wozu eine Antwort?“

Langsam beginnt er seine Schuhe zu schnüren und fordert Adéle auf, ins Café mitzugehen. Er sitzt geduldig lange Zeit, schaut nach der perückenartigen Frisur, die unter ihren mageren Händen entsteht, später auf ihren hellen hängenden Strumpf, dessen Lage er gerne geändert hätte, ohne jedoch den Mut zu finden.

Adéle geht immer einige Schritte vor ihm, auf den Stiegen und dann auch auf der Straße. Sie kränkt ihn absichtlich, er fühlt es und eine geheime Freude steigt in ihm auf, ihr Interesse macht ihn glücklich.

Im Café sucht sie einen Tisch, aber Okerlo, durch sein Glück verführt, will den Platz bestimmen. So sitzen sie nun getrennt, Adéle sehr nachdenklich und Okerlo ganz verblüfft.

Er fragt sich wiederholt: „Kann man das ändern?“ — und starrt auf die Sonnenfläche, die von dem Cafétalett strahlt. So wird er immer müder, trinkt nach langem Sinnen und sucht mit geblendeten Augen Adéle, ohne sie zu finden.

Mit unsicherer Stimme ruft er nach dem Kellner und wird erst beim Verlassen des Raumes seiner Frau gewahr.

Die Straße ist voll von Menschen. Okerlo steht ganz bei der Tür des Cafés, ohne Bewegung, und versinkt ganz in seine Beine, die ihn schmerzen und brennen. Dumpf denkt er: „Etwas Wasser hat sie draufgespuckt!“ — als eine Wohltat erscheint es ihm jetzt, — auch an die Spuren denkt er, die der Ziegelboden davon behalten haben muß.

Hastig eilt er in das Hotel, stürzt zu dem Kopfende des Bettes und findet noch einige feuchte Flecke.

Er zieht mit Mühe die Schuhe von den Füßen und reißt die Socken herunter.

Aufatmend steht er auf dem Boden, voller Freude, immer dasselbe denkend: „Aus ihrem Munde kam es — —“

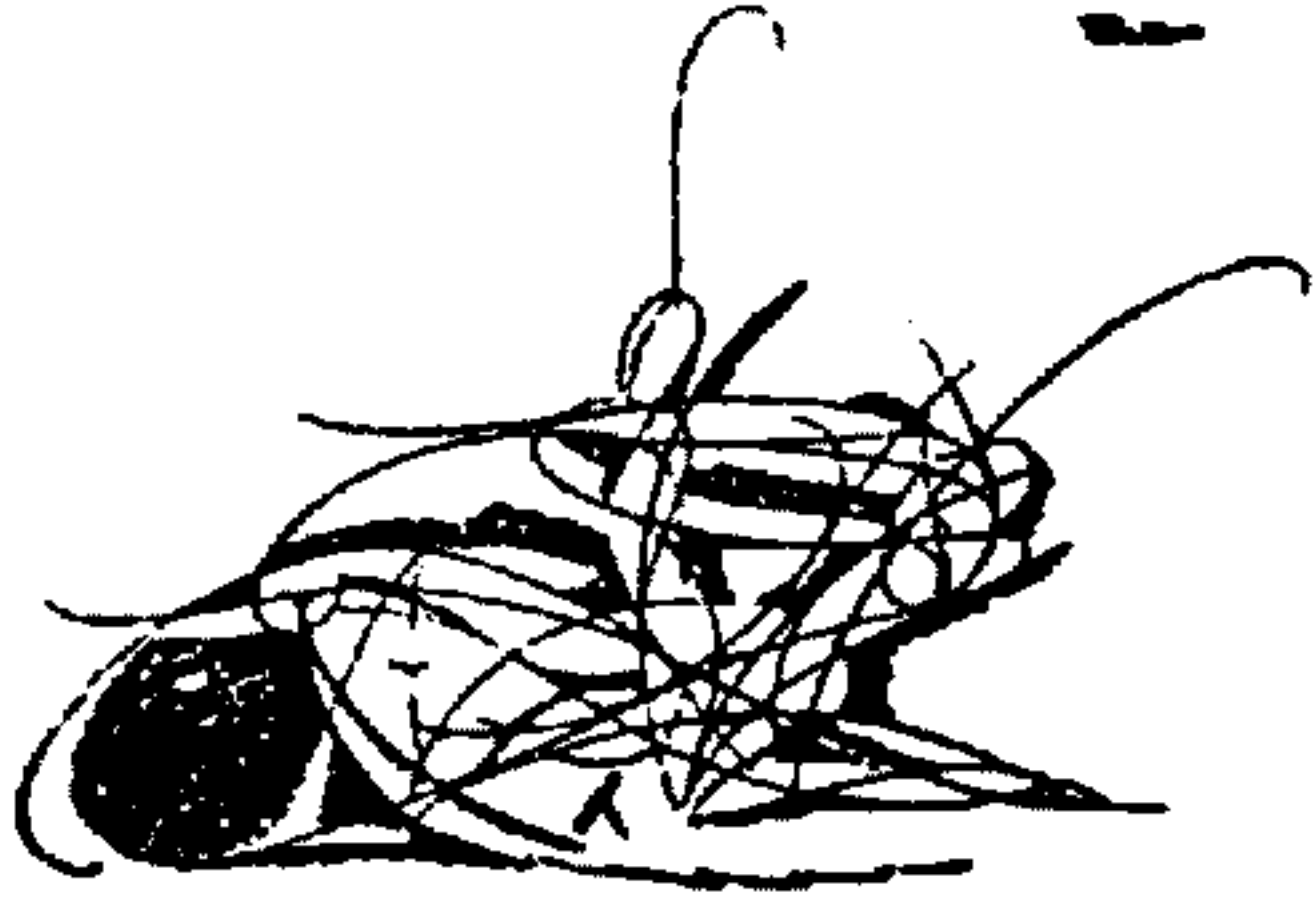
Immer schneller braust das Blut, vor seinen Augen ist ein undeutliches Geflimmer, ein ungeheurer Mut erstickt fast seinen Atem bei dem Wunsch: „Ich werde sie auf das Bett legen und den Mund für mich verlangen!“ —

Die Tür geht langsam knarrend auf und Adéle kommt erhitzt und müde in das Zimmer.

Okerlo steht, ohne sich zu rühren, bleich und lauernd.

Sie wirft sich auf das Bett und lächelt ihm mit geöffnetem Munde zu. Er ist ganz erstarrt. Was kann er tun? — Wie? — Sie liegt ruhig und lächelt ihm entgegen? — Sie lächelt? —

Okerlo sinkt in die Knie und schaut verlegen in ihr Gesicht.



*Baldo: Zwei Tünzer*

### CAPRICCIO

(Nach der strammen „Sturm“-Methode gedichtet)

Jammer brüllen. Affen heulen.

Gluten klammen  
Klammern Klauben  
Bimmel Baumel  
Bummel Bummel  
in die Nacht.  
Wanda wende  
Wanda Wanda  
Wanda wolle  
Nächte bersten  
sind geborsten  
birsten borsten  
eines Schweins.

### SCHMERZ

Vater feixe  
Scheine schießen  
schießen Scheine  
Gläste glosen  
glosen Gläste  
Gläste Gläste  
gleißnerisch.

*Richard Huelsenbeck*

### DER DICHTER UNTERHÄLT SICH

*Von Aldo Palazzeschi*

Drei drei drei  
Dru dru dru  
Uhu uhu uhu  
Juhei juhei juhei!  
Seht der Dichter unterhält sich  
Still verrückt,  
Still beglückt!  
Stört ihm doch nicht sein Vergnügen!  
Laßt ihm doch dies Selbstgenügen!  
Laßt dem Armen  
Doch sein kleines Tagbetrügen  
Aus Erbarmen!

Kukuk Kukuk  
Glukluk Kukuh  
Kukukglukglukkuh!  
Mensch, wie nennt ihr dieses Walten

Von sich überlaßnen Tönen?  
Freiheit! Schalten!  
Künstlers Schalten mit dem Schönen!  
Gönnt mir also mein Vergnügen!

Tharatharatharatah!  
Pharapharapharapah!  
Laralaralaralah!  
Kinder, darf ich es verraten?  
Das sind keine bloßen Triller.  
Das sind Taten!  
Dichtung ist es zu den Phrasen,  
Seis von Goethe oder Schiller.

Brubrubruru  
Frufrufufu  
Dazu  
Wozu!  
Aber wenn doch das Gezottel  
Sinnlos bleibt,  
Wozu schreibt  
Es der Trottel?

Glokeglokeglokeglockeglocke  
Brum  
Lokelokelockelocke  
Frum

— Das ist nicht wahr, daß dies nichts bedeute.  
Es will grad bedeuten,  
Gerad,  
Wie wenn einer, so ungestört  
Von recht vielen Leuten,  
Ohne Text singt, wie man das öfters hört.  
Also solches erfreut mich zu Zeiten.

Ih ih ih  
Oh oh oh  
Uh uh uh  
Aeiou!  
Nun junger Mann, im Vertraun,  
Sie machen  
Damit Eindruck gewiß auf die Frauen.  
Wozu trieben Sie sonst solche Sachen?  
Schujus, schuiusk  
Schujuschuschuh  
Hululu hululu lu!  
Aber, Herr Doktor, wer soll Sie verstehn?  
Sie sind gewiß hochbegabt  
Doch müssen Sie Deutsch schreiben und kein  
Gestöhn.

Polipolipolitsü  
Kolokolikolitsü  
Tü  
Halt; sein wir gescheiter!  
Wir hoffen, er schreibt noch so weiter.

Der Dichter soll seine Wunder schaun,  
Wenn sie ihn erst verhaun!

Labelah

Fabelah

Fabelah

Und nochmals Lalah!

Lalala. Lalala!

Wahrhaftig, das nenne ich frech

So zu dichten

Neben Dehmel und Mombert und Dauthendey

Und neben Paul Blech.

Ahaahaahaaha

Tjajajajajaja

Jajajajajaja!

Ehrlich gesagt, bin ich in meinem Rechte:

Die Zeiten sind heute sehr heiter

Und was verlangt ihr denn anders von euern  
Dichtern?

Also ich unterhalte mich und nichts weiter.

(Nachdichtung von Paul Adler)

„ES SIND DIE SCHLECHTSTEN FRÜCHTE  
NICHT, WORAN DIE WESPEN NAGEN.“

Von Hans Reimann (Leipzig)

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen. —

Das Dienstmädchen Marie steht in der Küche  
und entstielt Kirschen.

Die Frau hat fünfzehn Pfund Kirschen gekauft.

Die sollen eingekocht werden.

Fünfzehn Pfund Kirschen entstielen, ist keine  
kleine Arbeit. Und obendrein ist es eine stumpf-  
sinnige Arbeit.

Das Dienstmädchen Marie entstielt.

Nach einer halben Stunde hat es vielleicht  
— schätzungsweise — vier Pfund Kirschen ent-  
stielt. Stumpfsinnig.

Ab und zu steckt Marie eine besondere schöne,  
pralle Kirsche in den Mund.

Sie ertappt sich dabei, daß sie „eigentlich“ sehr  
viele, viel zu viele Kirschen in den Mund steckt.  
Sie entstielt die Kirschen und steckt sie dann  
— meist — in den Mund.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.

So oft sie eine Kirsche in den Mund steckt,  
sagt sie leise in ihrem Innern: „Es sind die  
schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen  
nagen.“

Mithin sagt sie ununterbrochen vor sich hin,  
„eigentlich“ denkt sie es mehr, als daß sie es  
spricht —: „Es sind die schlechtesten Früchte  
nicht, woran die Wespen nagen. Es sind die

schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen  
nagen. Es sind die schlechtesten Früchte nicht,  
woran die Wespen nagen . . .“

Sie sagt — oder denkt — den Satz auch dann,  
wenn sie — ausnahmsweise — keine entstielt  
Kirsche in den Mund steckt.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.

— — Der Marie — sie hat nun annähernd eine  
Stunde lang Kirschen entstielt (und gegessen)

— der Marie kommt es läppisch vor, immerzu  
den Satz „Es sind die schlechtesten Früchte nicht,  
woran die Wespen nagen“ herunterzuleiern.

Sie hält ein und besinnt sich auf sich selbst.

Sie hat jedoch keine Zeit zu verlieren — die  
Kirschen sollen eingekocht werden.

Also fährt sie fort, Kirschen zu entstielen.

Ab und zu steckt sie eine besonders schöne und  
pralle Kirsche in den Mund.

„Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.“

Wieder eine.

„Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.“

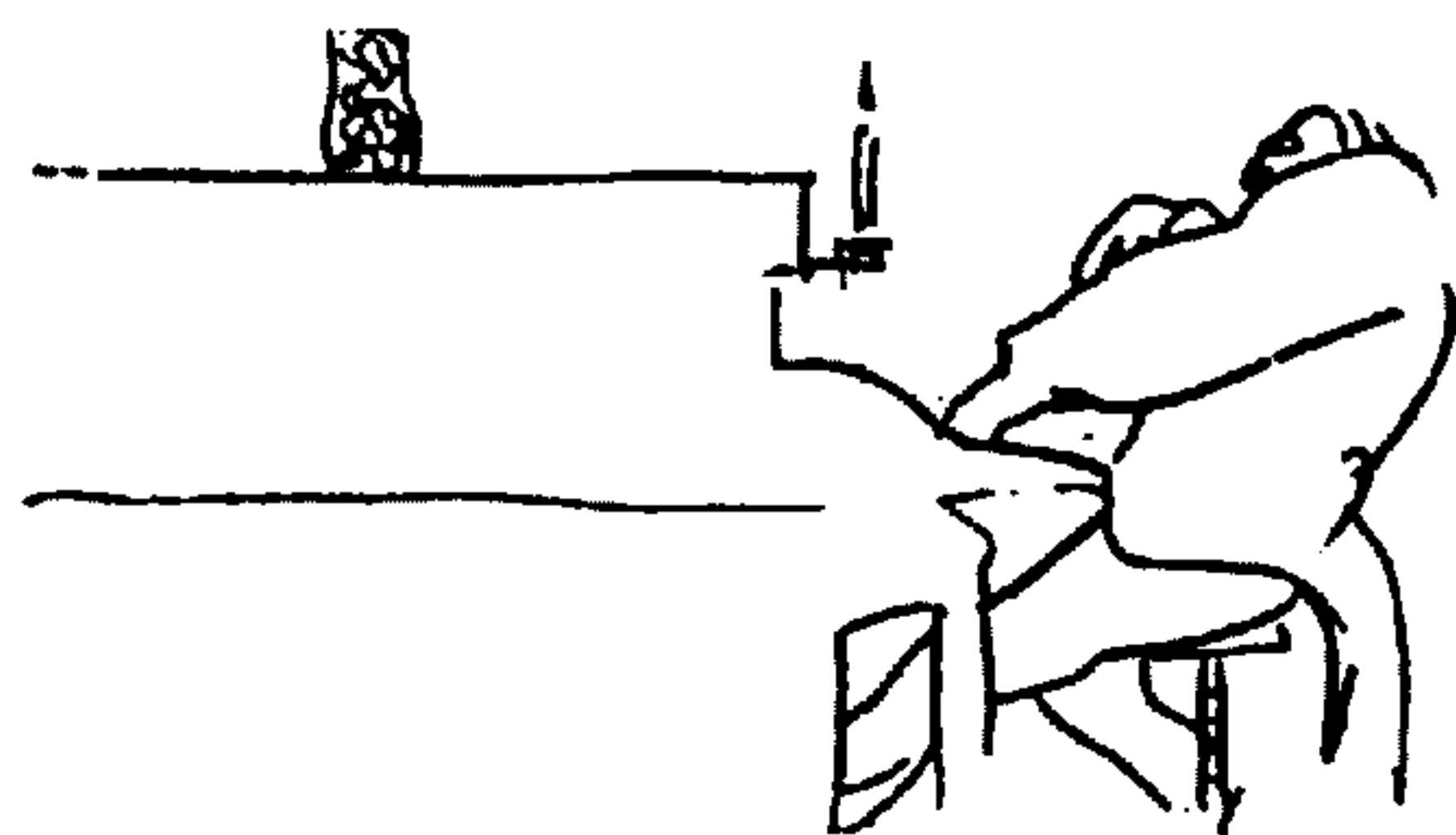
Noch eine.

„Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran  
die Wespen nagen.“

Wieder eine.

Nochmals: DER TRIUMPHATOR

*Das Bild hat gezeichnet  
Paul Lasker-Schüler*



„Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,  
Georg ist zur Statue entgeistert — —“  
F. v. Schiller (Erste Periode)

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.“

— — Der schreckliche Satz beherrscht das arme, entstielende Wesen; und das arme, entstielende Wesen sagt ununterbrochen — auch wenn es ausnahmsweise einmal keine Kirsche in den Mund steckt — sagt ununterbrochen den schrecklichen Satz vor sich hin.

„Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Das arme, entstielende Wesen wird nicht eher aufhören, den schrecklichen Satz herzusagen, ehe nicht die letzte Kirsche entstielt ist.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Da ist nichts zu lachen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Das Entstielen dauert noch lange.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Schrecklich!

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

**KRIEGSDIKTATE.** In der überwiegenden Mehrzahl aller Schulen ist der Krieg und die durch ihn veränderte Lebensführung irgendwie einmal im Diktat zum Ausdruck gekommen, sei es, daß einzelne Sätze zu irgendwelchen Rechtschreib-Regeln ihren Inhalt dem Krieg entnehmen, sei es, daß zusammenhängende Stücke auf den Krieg gebildet werden. Das Diktat bietet Gelegenheit, die Auffassung der Kinder vom Krieg und seinen Begleiterscheinungen zu vertiefen. Im „Archiv für Pädagogik“ behandelt Kati Lotz-Steglitz eingehend dieses Thema und teilt folgende Diktate mit, die aus der Oberstufe der Volksschule stammen: . . . „Der Erfinder des Schrapnells“, „Die Artilleriegeschosse“, „Der Große Generalstab“, „Einteilung des Heeres“, „Arten der Kriegsschiffe“, „Hurra (Wortableitung)“. Die Kriegserlasse des Kaisers wurden ebenfalls mehrfach diktiert, vaterländische Gedichte aus Vergangenheit und Gegenwart schon aus praktischen Gründen gern gewählt. Auch Neue Wege in der Leitung der Kinder in der Diktatstunde sind in einer höheren Mädchenschule und in einer Volksschule eingeschlagen worden. Beide

Schulen ziehen die Kinder zur Mitarbeit bei der Auffindung des Diktatstoffes in weitem Maße heran. Man läßt die Schüler selbst aus einem bestimmten kriegsgemäßen Sachgebiet Sätze abwechselnd angeben, die dann, wenn sie für richtig befunden werden, der Gesamtheit diktiert werden.

„Berliner Tageblatt“, 26. 10. 1915 unter dem Kapitel „Kunst und Wissenschaft“.

**WOHER DIE KRAFT?** H. S. Chamberlain schreibt in einer seiner jüngsten Schriften „Die Zuversicht“ tiefe, wahre Worte: „Wir erleben“, so schreibt er, „im deutschen Heere ein Wiederaufflammen des christlichen Bewußtseins, das große Hoffnungen weckt. Denn zu seiner besonderen Aufgabe, zu seiner ‚Bestimmung‘, kann Deutschland unmöglich die überschwingliche Kraft gewinnen, wenn es sich nicht — und sei es auch in verschiedenen Abstufungen und Gleichnissen — zu Jesus Christus bekennt.“ Den Gedanken, daß ein solches Aufwachen religiösen Gefühls nur dann Wert hat, wenn es sich an das hohe Vorbild Christi anschließt, unterstreicht Chamberlain im folgenden noch mit besonderem Nachdruck, wenn er sagt: „Diese Größe ist nicht Natur, sie ist Übernatur, Gott schenkt sie durch Christus. Die deutschen Helden in den Schützengräben, hinter den Kanonen, auf den eiligen Nachmärschen, den Winden in schwachen Luftschiffen trotzend, in des Meeres schwarzen Tiefen dem Tode entgegenfahrend — sie alle haben's erfahren; jetzt muß die Erschütterung sich weiterpflanzen und die ganze Nation aufrütteln und aufrichten. . . . Ein ganzes Heer von Antichristen war im Anzug; uns tat dringend not die Mahnung des Göttlichen: Wenn das innere Licht in dir zur Finsternis wird, wie groß wird dann die Finsternis sein!“

Feuilleton der „Deutschen Tageszeitung“ 19. 2. 1916.

Für eine  
**polemisch-aristokratische Zeitschrift**  
 (basiert auf Nietzsches kriegerischem Ethos)  
 Mitarbeiter gesucht.  
 (Bezahlte Skribenten ausgeschlossen.)  
 Gef. Offerten unt. . . . Ullstein-Filiale Charlottenburg.

1. Beilage der „Vossischen Zeitung“, Berlin, 19. Februar 1916.

**Wer hat Interesse an einer neuen Religionslehre,** die nur für das, was jedermann nachprüfen kann, Glauben verlangt. Es ist auch eine Erneuerung und Fortführung der wahren (!) Lehre Jesu Christi, doch ist diese Lehre neu gegründet und braucht die Bibel als Grundlage oder als Stütze nicht. Die neue Weltanschauung, von der sie ein Teil ist, geht aus Kant und der heutigen exakten Wissenschaft hervor. Sie ist unantastbar, löst alle Fragen und zeigt das endgültige richtige Denken, Fühlen und Handeln. Die Religionslehre macht Zweifel hinfert unmöglich, sie enthält keine Irrtümer mehr, sie predigt die wahre äußere und innere Förderung des Einzelnen und des Vaterlandes und gibt unbeflegbare Kraft in allen Lebenslagen. (Es handelt sich um Gründung eines Vereins, in dem ich diese Anschauungen vortragen kann.)  
**Willy Greinert,** Verfasser d. „Verheißung unsrer Zeit“,  
 Wullenweberstraße 7.

==== Einß ist not! ====

3. Beilage der „Vossischen Zeitung“, Berlin, 20. Februar 1916.

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

**FRANZ BLEI.** Über Wedekind, Sternheim und das Theater. Fünfzehn Kapitel. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1916.) Blei schrieb ein Buch über das Theater der Heutigen. Feinliche Banalität, das mutig Richtige der Arbeit festzustellen. Sollte ich durch fälschendes Wiederholen oder verkürztes Abschreiben (o Honorare der Üblichen) den Leser (utopische Figur, jetzt neugierig gebeugter Zeitvertuer) verschrecken? Die Buchseiten beschämen die Theater, sein Publikum und den flinken Reporter, bittere Plakate öffentlicher Borniertheit.

Man hat seit dem Verfasser nur noch des Wedekind oder Hauptmann Franz Bleis sich zu erinnern. Trostlos Herr Blei eine Klugheit zu bestätigen, sie zu verbreitern. Ich überlasse es den Theaterschreibern, die hieraus für den schmutzigen Rest ihres Lebens eine Renovierung erborgen mögen, wenn es nicht ihren Gelderwerb stört. Ob Kerr noch genug bei Kräften ist, an diesem Buch endlich etwas zu erlernen? Dies bezweifle ich.

Jedoch zu bezeichnen; Blei ist wertvoller als der Gegenstand. Theater, Publikum und die Verfasser; sie vergaß ich, hörte Blei, der mich mit Nennen der Namen und Titel an die Behandelten erinnern mußte. Man spricht genug, wie es um die Autoren bestellt ist. Meist Nebenköpfe, ob ältlich oder fauve; denn die gewendete Terminologie, die nur Hetze verleugnender Metaphern bedeutet, lächert. Ich liebe sie nicht, diese flinken Arrivisten des Neutönchens; sie wagen nicht die Elemente, ihnen unbekannt. Maschinieren eine karge Nuance zu Tod und verachten, so verführt, den Einfachen, den die sich nähernden Elemente erschüttern, erstarren; was unbillig ist, den Mann nicht mehr kennen, der die Gewitztheit zur flinken Auflagenzahl nicht wünscht. Es ändert nicht, daß man heute mit dem Dekorierten des Seltenen publik wird. Der Emporgekommene liebt, wer ihn blufft, sein Bürgerliches spielend erschreckt, statt seiner exzediert und so fort. Das erfreut den Bürger; er ahnt, hat die süße Gelegenheit, ohne Unkosten zu verzeihen; man schmeichelt ihm, ah, das könnte ich, ich wünschte fast, nicht doch; die Schenkel sind stramm; ja die Dichter.

Die menschliche Intensität Bleis, das macht ihn zum bedeutenden Schriftsteller. Ich stelle es unrevozierbar fest, man memoriere diese Einsicht.

Bleis Bücher sind oft Passionale eines gütigen Menschen, der bemüht ist, Dichter aufzurichten. Was alles könnte Wedekind aus Bleis Buch erlernen; vorausgesetzt, Menschen vermöchten es über ein Konventionelles hinaus und sind nicht nötig in sich versperrt. Man leistet jedoch dem nur scheinbar Lebenden einen liebenswürdigen Dienst, wenn man ohne Rücksicht auf den erdruckten oder erspielten Irrtum den pünktlichen, rechteckigen Nekrolog anmißt. Die Hauptmänner gewannen nun Gelegenheit, die gemäße Haltung zu versuchen und mit Anstand zu verschwinden.

Ich liebe unsere Schriftsteller nicht sehr; diese sehr Tiptopen, Vertorkelnden, die des Sinnes ermangeln. Bleis Buch weist auf, man könnte zu ihm gelangen, bei strengerer Mühe, genauerem Anstand. Dies Buch zeigt vorbildliche Einsicht. Entschließt man sich nicht, sein Exemplarisches zu erkennen und hieraus zu folgern, so verzichte man endlich auf ein gefestigtes Literarisches.

*Carl Einstein*

#### EIN BRIEF

Ferdinand Hardekopf bittet die AKTION um Veröffentlichung dieses Briefes, den er, am 23. Februar, an Albert Ehrenstein gerichtet hat:

Sehr geehrter Herr Doktor, wollen Sie mir erlauben, meinen Anteil an einem, vor längerer Zeit begangenen Unrecht zu redressieren? In der AKTION vom 4. Dezember 1912 steht eine „Erklärung“, die, gelegentlich einer von Ihnen geführten Polemik, die Partei ihres Gegners nahm: eines neuerdings melioristisch coiffierten Herrn, der sich viel herausgenommen, doch auch manches herausgegeben hat, zuletzt ein Reichskursbuch, mit wirklich praktischer Angabe aller Anschlüsse und Reiseziele. Von jener Erklärung sind zwei Signaturen bald zurückgetreten. Jetzt (besser spät als nie) wische auch ich meine Unterschrift weg.

Es ist mir eine Freude, den Autor des „Tubutsch“, dieses zerhackten depressionistischen Märchens, meiner großen Verehrung und ausgezeichneten Hochachtung versichern zu dürfen.

*Ferdinand Hardekopf*

#### KLEINER BRIEFKASTEN

An Herrn Doktor Franz Mehring. Zu Ihrem siebzigsten Geburtstage sagt die AKTION Ihnen ihre aufrichtigen und ergebenen Glückwünsche. Sie schätzt in Ihnen den ausgezeichneten Gelehrten, den Meister eines wundervoll klaren und sachlichen Stils, den logischen Verteidiger eines Ideals, das, jenseits aller subalternen Zusammenbrüche, die Zukunft bestimmen wird. Und sie dankt Ihnen dafür, daß Sie den Unzeitgemäßen Ausblicke gezeigt haben.

H. W. (und vielen anderen). Es bedeutet Briefpostovergeudung, wenn Sie mir Manuskripte politischen Inhalts einsenden. Die AKTION beschäftigt sich jetzt ausschließlich mit den Dingen der Kunst und der Literatur (zum hundertsten Male sage ich es nun!).

R. R. Die ersten fünf Bändchen der Lyrischen Bibliothek der AKTION sollen bringen: Ferdinand Hardekopf: Gesammelte Gedichte; Max Elskamp: Gedichte (in der Nachdichtung von Paul Adler); Wilhelm Klemm: Gedichte; J. T. Keller: Dichtungen; Alfred Vagts: Strophen. Es werden dann folgen: Carl Otten, Paul Boldt, Richard Oehring, Max Pulver, Rudolf Fuchs, Ludwig Bäumer, Flesch von Brunningen, Uriel Birnbaum, Edlef Köppen, Kurd Adler. Einen vollständigen Plan würde ich erst dann geben können, wenn der jüngsten Lyrik keine noch jüngere folgen wollte.

Lieber Leser: der Kupferstich in dem vorigen Heft („Platz von San Marco“) stammt natürlich nicht aus dem zwölften Jahrhundert, wie der Setzer irrtümlich setzte, sondern aus dem Jahre 1720. Aber ist er nun minder schön?

G. A. Nein, das Tagebuch des jungen Lassalle ist nur teilweise in der AKTION erschienen. Ich hatte seit dem August 1914 stets zu wenig Raum, um den Abdruck fortzusetzen. Das Tagebuch soll jetzt in Buchform erscheinen.

N. F. Der Inhalt der AKTION ist Ihnen nicht „populär“ genug? Sie färben schön: die AKTION ist nicht ein bißchen „populär“. Seien Sie also so freundlich und ändern Sie sich, lieber Leser.

#### BÜCHERLISTE

RABINDRANATH TAGORE. Der zunehmende Mond. Deutsch von Effenberger. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) M. 2,50.

DSCHUANG DSI. Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) M. 5,—.

MACCHIARELLI. Der Fürstenspiegel und FRIEDRICH DER GROSSE: Antimacchiarell. (Eugen Diederichs Verlag.) M. 3,—.

FRANZ BLEI. Prinz Hypolit und andere Essays. (Insel-Verlag, Leipzig.) M. 5,—.

WILHELM HEINSE. Sämtliche Werke. Zehn Bände. (Insel-Verlag) Jeder Band M. 6,—.

F. MÜLLER-LYER. Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. (Albert Langen, Verlag, München.) M. 4,—.

F. MÜLLER-LYER. Phasen der Liebe. Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter. (Albert Langen Verlag.) M. 3,50.

CARL SCHMITT. Über Theodor Däublers „Nordlicht“. (Georg Müller, Verlag, München.) M. 1,—.

DIOGENES LAERTIUS. Titanen und Philosophen. Aus dem Griechischen übertragen von Anna Kollo. (Selbstverlag Charlottenburg 2.) M. 3,—.

JAKOB WASSERMANN. Das Gänsemännchen. Roman. (S. Fischer, Verlag, München.) M. 6,—.

ERNST KAMNITZER. Die Nadel. Ein Lustspiel. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 2,—.

JOHANNES V. JENSEN. Das Schiff. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,—.

CHARLES-LOUIS PHILIPPE. Marie Donadieu. Roman. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.) M. 3,—.

FRANZ MEHRING. Die Lessing-Legende. (Verlag Dietz Nachf. G. m. b. H., Stuttgart.) M. 3,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Medardo Rosso: Eindruck im Omnibus (Titelblatt) / Widmung / Giovanni Papini: Hanswurst (Deutsch von Jakob Hegner / Enrico Pea: Der Heilige und das Geschöpf (Deutsch von Paul Adler) / Leonardo da Vinci: „Der heilige Hieronymus“ und „Die heilige Anna selbdritt“ (Nachzeichnungen von Else von zur Mühlen) / Paolo Buzzi: Kleine Nachtbilder. Skizzen (Deutsch von Paul Adler) / Baldo: Der Tänzer (Zeichnung) / Aldo Palazzeschi: „Die Bildnisse der Ammen“ und „Paradiesische Einblicke“ (Deutsch von Theodor Däubler) / Platz von San Marco (Kupferstich aus dem achtzehnten Jahrhundert) / G. Pascoli: Der Taumel (Deutsch von Benno Geiger) / Luciano Folgore: Der Marsch (Deutsch von Else Hadwiger) / Medardo Rosso: Das kranke Kind / F.-T. Marinetti: Am Strande hingelagert / Corrado Govoni: Seele (Deutsch von Else Hadwiger) / Ardengo Soffici: Der Spiegel (Zeichnung) / Tavolato: Die Seele Weiningers (Deutsch von Paul Adler) / Stefano Infessura: Aus dem römischen Tagebuch / Theodor Däubler: Ueber die Kunst im heutigen Italien / Anrufung / Notiz zu dieser Nummer „Italien“ / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{11}{12}$

THEODOR DÄUBLER-HEFT. INHALT: Hans Richter: Porträt des Dichters Theodor Däubler (Titelblatt) / Anmerkung der AKTION / Theodor Däubler: Autobiographisches / Theodor Däubler: Futuristisches Tempo / Bangerter: Der schlafende Dichter (Zeichnung) / Theodor Däubler: Der Flug / Theodor Däubler: Vier Gedichte / Theodor Däubler: Dämmerungen / Theodor Däubler: Der Ausbruch / Theodor Däubler: Erste christliche Musik / Jakob Hegner: An Theodor Däubler / Erhard Buschbeck: Zu Däublers „Mit silberner Sichel“ / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF  
DOPPEL-NUMMER  
HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire

C A R L S T E R N H E I M  
Herr von Seingalt

H E R M A N N H E N D R I C H  
Anthologie jüngster französischer Lyrik

Jede Sondernummer 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

D I E L Y R I S C H E N A N T H O L O G I E N  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

H E I N R I C H M A N N  
Flaubert und George Sand

In 6 Heften der AKTION gedruckt

V E R L A G D I E A K T I O N

D I C H T E R - S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N

H e i n r i c h M a n n  
F r a n z B l e i

C a r l E i n s t e i n  
Ferdinand Hardekopf

R e n é S c h i c k e l e  
Paris von Gütersloh

F l e s c h v o n B r u n n i n g e n

K U N S T - S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N

N e u e S e c e s s i o n  
R i c h t e r - B e r l i n - H e f t

S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
L u d w i g M e i d n e r - H e f t

Jedes Heft 50 Pfg.

P E T E R A L T E N B E R G  
N a c h f e c h s u n g

Soeben erschienen. M. 4,50

T H E O D O R F O N T A N E  
G e s a m m e l t e W e r k e

Auswahl in 5 Bänden. Geb. M. 20,—

F R A N Z B L E I  
L o g i k d e s H e r z e n s

Lustspiel. Geh. M. 2,—

E M I L S T R A U S S  
F r e u n d H e i n . R o m a n . M . 4 , —

D e r n a c k t e M a n n . R o m a n M . 4 , —  
K r e u z u n g e n . R o m a n . M . 1 , —

S . F i s c h e r , V e r l a g , B e r l i n W 5 7

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l

Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m

Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

Von Theodor Däubler ist erschienen:

D A S N O R D L I C H T  
Ein Essay in 3 Teilen. 1910.

I. Das Mittelmeer: Prolog. Hymne der Höhe,  
Venedig, Rom, Neapel.

II. Pan. Ein orphisches Intermezzo.

III. Sahara. Das Kataklysmas. Das Ra-Drama. Der Ararat:  
Die indische Symphonie. Die iranische Rhapsodi. Die  
alexandrinische Phantasie. Roland. Drei Ereignisse.  
Die Apokalypse. Die Auferstehung des Fleisches. Der  
flammende Lavabach. Der Ararat speit. Lieder im  
Seelenschein. Astraler Gesang.

H E S P E R I E N  
Eine Symphonie. 1915.

D e r M o r d b r e n n e r (Gedichte)  
von Aldo Palazzeschi.

C A R L S C H M I T T  
Theodor Däublers „Nordlicht“  
Drei Studien. M. 1,—

G E O R G M Ü L L E R S V E R L A G  
M Ü N C H E N U N D B E R L I N

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 18. MÄRZ 1916

## ANMERKUNG ZU DIESER SONDERNUMMER

Die AKTION beglückwünscht sich, ein ganzes Heft dem großen Theodor Däubler reservieren zu können.

Um die Bedeutung dieses Dichters wußte man in den Bezirken romanischer Kultur seit langem: Theodor Däubler ist ein Weltenschöpfer, gigantisch und zart, erhaben und gütig, Ankündigung und Erfüllung zugleich, ein heroischer Prophet und ein treuer Kamerad, und also lauten die Worte seiner Verheißung:

„Mein Grab ist keine Pyramide,  
Mein Grab ist ein Vulkan.  
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,  
Das Werk der Umkehr sei getan!  
Kein Friede klingt aus meinem Liede,  
Mein Wollen ist ein Weltorkan.  
Mein Atmen schaffe klare Taggestalten,  
Die kaum geschaut, den Ararat zerspaltent!“

## AUTOBIOGRAPHISCHES

Von Theodor Däubler

Geläng es ein Feuer in Träume  
zu wiegen Goethe

Gewaltiges Schauen bereitete sich vor. Behutsam verschloß ich mich gegen den Tag: Da ward ich auf einmal von herbstlaunen Hauchen umfassen. Vergnügt umtänzeln mich tausenderlei Lichte, und eigenmächtig erklärte ich, dieses Schauspiel wäre ein nächtliches Meer! Da nahte mir ein Boot, so rasch wie ein kühner Gedanke. Schwarz kam es, fast senkrecht an mich heran. Seine Schlankheit wurde noch durch des Ruderers aufrechte Haltung verlängert. Kühn stand er dort rückwärts in der Gondel und lachte. Er war schwarz ver mummt, doch reichte ihm die Larve bloß bis über die Nase: Dadurch erschien sein Mund noch viel gekrümmter, und die perlenden, herrlichen Zähne glichen einer schillernden Sichel. Er lachte nur, er winkte gar nicht: Ich aber stieg, ohne zu zaudern, ins Boot. Wir fuhren stumm über die seidige Lagune durch die Samtnacht dahin. Ein ganz schmaler Viertelmond ging unter und wurde schon oft von den Wellen bedeckt. Wir fanden den Weg durch das Eintauchen der Ruder in leuchtendes Wasser.

Auf einmal saß neben mir ein Schatten und ich hörte deutlich seufzen. Und dann, da hinten des Gondoliers höhnisches Lachen. Dann fuhren wir wieder lautlos über die geisternden Fluten. Nun taute es. Da verinnigte sich das Gesicht meines

Traums. Da neben mir, das war ein Weib! Verlegen blickte ich weg: Da ward ich von windkühlen Schleiern umschlungen, ein Weib, vielleicht ein unwesentliches, war mir in schneeiger Bleichheit erschienen. Ich lispelte das Wesen an: Ich habe dich einstens gekannt! Du trugst keinen Tand, dein Auge versprach keine Rätsel, du warst kein verwolktes Gespenst! Nun bleibst du mir fremd, du bleiche Erscheinung und Wunsch aus dem Osten! Du kannst mir nichts sagen! So höre von mir, was du warst: Mit Schleiern gekrönt, nicht von Schleiern umhüllt, mit Silber und Perlen geziert, erblicktest du dich, ohne Wendung des Halses, in einem leise vernebelten Spiegel. Du trugst eine samtweiche Rose aus Sonne, aus Tau und aus menschlicher Pflege gar still auf der langsam geträumten, vollendeten Brust!

Das Wahnbild im Nachen war glanzlos ver-  
gangen!

Noch blieb ich von Nacht und Berauschung um-  
fangen.

Der Ruderer war auch ohne Abschied vorüber. Der Mond ist der finsternden Windstille kraftlos gewichen. Nun wurde die nachtblaue Gondel zu samtartigem Wiegen und Schlummern. Nacht, Nacht, unfühlbare, wahrhafte Nacht. Du hältst uns voll Nachsicht umfassen. Schlaflose Nacht. Es haben dich liebende Paare vollbracht.

Ich kenne dich, Nacht. Ich werde mich selber ver mummen!

Ich bin ein Venezianer: Der erste Stil, den ich verstand, war der byzantinische, das Wunder meiner Jugend die Markuskirche.

Die Idee: „Venedig“ zog mich wunderbar an. Wie der Mond und alle Sterne, bei ihrem Rundgang übers Meer, sich tausendhaft treffen und kreuzen, so mußte es auch eine Stadt geben, in der sich Brücken, große und kleine, treffen und immer wiederfinden. Und wirklich: Über tausend Brücken, über die Faschingszüge dahin wimmelten, unter denen prachtvolle Begräbnis-

barken davonrauschten, konnte ich andächtig dahinschreiten. Das ewige, unerschütterliche Venedig, das die Nacht verbirgt, und das sich nur als grotesker Abglanz im Adriatischen Meer den Menschen gezeigt hat, offenbarte sich mir. Und nun wußte ich, daß Dichter Geschichte schreiben dürfen, denn alle Versprechungen der Nacht können sich nur dürftig unter uns erfüllen: Und die Geister in Menschengestalt müssen immer wieder zurücknächtigen, um die Wahrheit zu ergründen. Nur da kann man das Schicksal aller Völker schauen. Starr, selbstverständlich übersternt es uns, und wenn die Fabel uns umfaßt, so offenbart sich Gottes Nacht: Und Fürsten, Königinnen, Kinder sind die Sterne. Nun weiß ich wohl, nur als Venezianer kann ich meine Welt gestalten!

Jemand, vielleicht Carpaccio erwartet mich: Dort unten am Kanal. Er wollte mich womöglich überraschen. Ich juble schon, wir werden zusammen Venedig erleben! Ich laufe auf ihn zu: Unterdessen wurde er zu einem Riesen: Er lockt mich in die dunkelsten Kanäle. Verschluchten wir uns gleich darin: Ich kenne in Venedig keine Furcht: Es wäre Angst vor mir selber. Derart erfüllt meine Seele die Stadt.

Hat noch niemand im Gewirre von Wasser und Mauern den Ruf der Auferstehung vernommen? Hat noch niemand erlebt, wie sich das Wasser da an allen Wänden herantastend mit der Flut erheben will? Rastlos tastet's: Aber es kann nicht weiter. Erschlafft sinkt es in sich selbst zurück. Das ist ins Nichts. Wasser, wir haben gehorcht und wollen dir helfen! Das ächzt schon wieder. Was stemmt sich nächtlich an die verwitterten Wände an und kommt nicht empor? Wie schwach das Wasser ist! Im Weibe kann es sich erheben. Etwas: Ein wenig sogar erleben. Wer aber hat Venedig über seine Flut emporgetragen?

Wir sind grausam mit uns selber, wie die Flut, denn auch die muß über sich hinauswuchten. Das Wasser aber mag das gar nicht: Das will als das beharren, was es ist. Carpaccio hat das Rätseln der grünen Pfützen und Tunken erschaut. Er mußte unerkant bleiben. Niemand wußte, was er wollte: Sonst hätte sich ihm die Lagune nicht gegeben. Bei ihr ist aber alles Einfalt über dem Wasser. Unheimlich: So unbelauscht erfaßt zu werden!

Durch Venedig muß ich ver mummt schreiten: Hier, wie nirgends, ist der Fasching an seinem Platze, das Wasser, die Weiber müssen abenteuerlich überlistet werden. Also, ich habe mir zum

Besuche von Venedig eine Larve vorgebunden. Nun werde ich aber lachen, wenn mir jemand sagen sollte, daß es nicht Carpaccio war, der mich auf den Einfall brachte.

Mir kommt es auf den Willen der Toten an, die ihr Werk nicht vollbracht haben, weil sie ihr Geheimnis nicht kannten. Nun kenne ich es vielleicht als später Gekommener und soll ihre Taten rechtfertigen: Drum mach ich mich an das Vergangene heran. Ich will sie sterben lassen, die Alten, wie sie in der Stadt der Ewigkeit, nicht hier in wilder Zerfahrenheit gestorben sind, denn ich bin ein Dichter, weil ich seh, wie es kommen sollte, nicht wie es werden mußte. Ich werfe meine Forderungen unter die Menschen, entrücke mich den Umklammerungen des Vorüberstürzenden und warte dann ab, bis der Lauf alles Vergleichbaren meine Dichtung eingeholt haben wird. Denn ich sage nochmals: Ich habe Venedig geschaut, wie es ist, und nicht, wie es zur Not sein konnte.

Ich schreibe meine Lebensgeschichte so, wie sie ist, und nicht, wie ich sie erlebte.

Die Nacht war mein Erwachen, das Wasser meine Wahrheit. Aus beiden schöpft ich meine Erfahrungen. Werde ich jemals diese Fülle ausschütten können?

Die Menschen sollten mich aber nicht stören. Goldoni durfte mir zusehn: Der war mein offnes, kindliches Lachen. Sowie ich nur konnte, war ich bei ihm, bei seinen Masken und Entlarvten!

Ein paar Theaterabende haben mir die Leute gestattet. — Aber nicht die Nacht, die mußte ich mir im Fasching erobern! Bei nächtlichem Dahinwandern dachte ich am besten über allerhand nach.

Dazu war ich aber noch zu jung: Das Herumstreifen und das Denken wurden mir in einem verboten.

Aufgeschossen, beinahe schon großgewachsen, innerlich durch den Mond herangereift, fast ohne Bedürfnisse, so band ich mir eine Larve vor die Augen und streifte und rannte, solange es Fasching war, durch die nächtlichen Straßen, über die vollen Plätze der genußsüchtigen Stadt.

Ich liebe das kalte Pflaster, die großen Karstblöcke, die ich rhythmisch übersprang, und es freute mich, daß ich meine Jugend vor den Menschen verstecken konnte: Eine schwarze Larve schützte meine Freiheit! Venedig hatte mich berauscht, immer wieder entzückt und bereichert, ich hatte es fest an mein Wesen gepreßt: Nun

trug ich es als meinen einzigen Besitz mit mir herum und träumte es über mich hinaus und fand es überall wieder, an tausend Ecken von Triest!

Ich wagte mich hinaus in rasende Vorstellungen: Bei Stille und Nacht waren die Menschen für mich als Vertreter der Sonne zurückgeblieben. Ich glaubte fast, wir wären zur Welt gekommen, um ins Dunkle hineinzufunkeln: Für mich war der Tag nur da, damit wir seine Wärme einschlürfen, sein Licht mitnehmen könnten, um es in die Nacht hineinzutragen.

Wie freudig liebte ich die elektrischen Bogenlampen, die Schmetterlinge aus brennendem Leuchtgas in ihrem Glaskäfig, zu Hunderten in einer Straße, und dazu das weiße Gebärdenspiel der stummen, mondentstiegenen Pierrots mit kleinen Diebslaternen.

Der Fasching, den ich überall herumschweifend mitschuf, erklärte mir ununterbrochen den Sinn meiner eignen Weltauffassung: Dieses groteske Hin- und Hermimen verdeutlicht am besten, was wir sind: genarrte Untertanen unsres Sonnenballes!

Erbarmungslos entrafst uns der Tag dem Schlummer: Verblüfft ragen wir empor, um schonungslos abermals in die Nacht zurückgejagt zu werden. In uns glüht aber die Erinnerung an Milliarden von Tagen: Und die Nacht kann uns nicht mehr bändigen: Und der Mann, — ein Bündel strahlender Raubzüge des Tages, — dreht sich frenetisch ums Weib, jenes hüpfende Gewächs des Wassers, das die Nacht aus unsren Erinnerungen an den Tag emporgeschüttelt hat und das die Besinnungen auf unsre Sternenabkunft immer noch glühend überjubeln und der Nacht erhalten. Und wir tanzen, wirbeln, tanzen unsern Tag in die Nacht hinein und die Nacht hindurch. Und wir verschenken uns über die Nacht hinaus, und wir gestalten durch uns selbst ein komisches Gegenspiel zum Dahinstürmen beruhigter Sterne.

Ich war auf dem Maskenball: Und ich sah nicht mehr die Larven, die Dominos und die venezianischen und neapolitanischen Masken. Ich sah nur hastige Flammen, unter denen auch ich, eine schwarze Flamme, mich um Tagesnarreteien herumrankte: blau unter uns entglühten uns im Nu, bei jedem Sprunge, Purpurwurzeln ins Dunkel, und wir wirbelten sie wieder hervor und stießen uns, dahinfliegend, abermals selber zurück in die Finsternis: Wir rissen die Nacht auf, daß sie bluten mußte!

Das ganze Polythema war ein metaphysischer

Acker. Keine Mitternacht konnte uns die Larven, da wir, ganz wildentbrannte Leidenschaften, dahinflackerten, herunterreißen. Vermummt, ohne Angst vor den Gefahren eines verräterischen Tagesanbruchs, ergaben wir uns, ganz Flamme, jener furchtbaren Flamme, die das Dunkel zustampft, die es immer wieder auslöscht, und die die Nacht übertrumpfen muß.

Erst am Morgen war die Orgie gebrochen.

Und ich raste heim im Orkan. Triest ist eine Stadt der Stürme: Eine kalte Bora sang vom Wahnsinn in der Welt. Und sie heulte: Kein Geist hat euch emporgerufen: Ich bin es, ich der Sturm, der nackte Sturm, das Wasser, die Wüste, die folternde Sonne: Und in euch ist keine Ruhe! Da, es sauste mir um die Ohren: Und wenn der Mensch kein Menschenopfer schlachtet, und wenn er an sich selber glaubt, und diesen Glauben Gott nennt, so meint er eine Flamme, die er der Sonne gestohlen hat, eine Flamme, die die Sonne veratet muß, und die sich aufs Dunkel werfen muß, weil sie die Nacht beherrschen will!

Das Dasein! Mir galt es nur etwas als Rätsel. Ich haßte meine Jugend, weil sie mir noch meine Freiheit vorenthielt.

Den Sommer verwünschte ich, denn Sturm und Nacht waren meine Berater! Ich wünschte immer den Winter mit der langgedehnten Frage herbei: Wann wirst du dir wieder die Larve vors Gesicht hängen?

Jedesmal, wenn der Fasching begann, wurde ich nachts von der Bora geweckt. Die Fenster klirrten, das Haus schüttelte sich, als ob es Erdbeben gäbe, und die Zypressen halfen von unten dem Sturm, der von oben die Nebel hinwegfegte. Rasch kletterte ich auf den Dachboden, um die schwarzen Maskenkleider herauszuholen, und da löschte das Licht aus. Doch ich hatte eine Laterne und fand, was ich brauchte. Maskiert trat ich in den Garten. Da fiel mir ein, daß es noch keine Masken gab, und da setzte ich mich an den Brunnenrand, wo es hieß, daß eine Braut herumspuke, weil sie sich in der Zisterne ertränkt hatte, und ich ließ den Sturm um mich herumtollen. Lange saß ich da, dann überkam mich plötzlich die Angst, daß ich ein Narr sei, und ich eilte zurück in mein Zimmer. Doch die Fenster, die ich aufgerissen hatte, standen noch offen und vier Gespenster stürzten auf mich los, als ich eintrat. Und ich taumelte zurück: Aber das war die Bora in vier freigewehten Vorhängen. Da setzte ich mich, voll Angst vor mir selbst, in einen tiefen Sessel und hoffte lange, über nichts nachdenken zu müssen! Es fror mich fürchterlich, und auf

einmal war ich mir darüber im klaren, daß ich Bäume vergötterte! Meine Panik stieg ins Entsetzliche, als der Mond durch die Wolken hervordämmerte, denn ich entsann mich einer Anbetung von Mond, Sonne und Träumen. Jede Andacht hatte ich voll Inbrunst verrichtet, und nun graute mir vor meiner Verdrehtheit: Und die Bora keuchte weiter, und sie trieb mit silbernen Lichtpeitschen die Wolken auseinander: Ich starrte hinaus, erblickte das ironische Lächeln des Mondes und konnte mich nicht losreißen von dieser wahnsinnigen Abhängigkeit von Wasser, Mond und Sturm.

Da entschloß ich mich, die Sonne aufzusuchen. Ich hatte meine Romantik durchschaut und grade noch die Kraft, sie von mir zu stoßen.

Der Fasching kam, aber er war ohne richtige Narrheiten. Ich sah wohl immer mehr, daß der italienische Karneval dahinstarb. Ich hatte mich noch von seinem letzten komethaften Erscheinen davontragen lassen: — Und nun war er mir auf einmal nichts mehr.

Die Larve hatte ich aber nicht umsonst getragen!

#### FUTURISTISCHES TEMPO

*Von Theodor Däubler*

Der Ölbaum trägt bereits die schwarzen Früchte:  
Die langen Nächte bringen sie zu dunkler Reife.  
In ihre Herbheit tropfen herbstliche Gerüche:  
Ich zage, wenn ich in die zarten Zweige greife.

Der goldne Ölstrom wird in tausend Häuser  
fließen

Und abends große Tropfen keuscher Furcht ent-  
zünden.

In Kirchen soll ein Baum mit Öllichtern er-  
sprießen:

Es müssen Glühfrüchte die Frömmigkeit ver-  
künden.

Nun flüchten langsam der Campagna blaue  
Stunden.

Das große Rom beleuchtet die versprengten  
Straßen

Und Abendzüge züngeln auf als Feuerkunden  
Der Riesenstadt, mit strengverschränkten  
Flammenmaßen.

Gewundne Flammenwolken wälzen sich am Boden  
Und flackern wie ein Schreck von Bäumen und  
Gebäuden.

Sie helfen mit das Fieberwuchten auszuroden,  
Die Stadt kann Tausende verschleudern und ver-  
geuden!

\* \* \*

Die Bogenlampen krönen Sonnenuntergänge.  
Ihr lila Scheinen wird den Abend überleben.  
Sie geistern schwebend über lärmendem Ge-  
dränge:

Es muß verglaste Früchte anderer Welten geben!  
Beschwichtigt nicht ihr Lichtgeträufel das Getöse?  
Ich kann das Wesen dieser Lampen schwer ver-  
nehmen.

Die Sterne scheinen klug, der Mond wird gerne  
böse:

Warum erblaßt du, unter Straßendiademen?

\* \* \*

Das Nahen der Mechanik fängt an aufzufallen!  
Ein fremdes Reich erreicht uns hinter Riesen-  
scheiben.

Da faßt dich das Verlangen nach verglasten  
Hallen:

Kristalle werden spiegelnd jedes Ding um-  
schreiben.

Der Laden Farbenfahnen fiebern fahl ins Freie.  
Der Straßenlampen Lichtschleppen zerknittern  
drinnen.

Die Zufallsflammen regeln sich in klarer Reihe:  
Man sieht genau den kalten Glastkristall be-  
ginnen.

\* \* \*

Dem Geist der leuchtenden Zusammenhänge  
Gelingt es nun, den Zufall festzuhalten.

In uns ergreifen sich gezählte Gänge  
Und zwingen dich durch Maße frei zu schalten.

Nicht eine Herkunft hast du übergangen:  
Mechanisch wird man von sich selbst getragen.  
Doch kann der Mensch sein Anderssein erlangen.  
Er wird: wenn Übergänge ihn erragen!

\* \* \*

Erblickst du nie die eignen Flügeltüren?  
So tritt heraus: Ich kann nur mich enthalten!  
Ich muß mich rastlos zu mir selber führen,  
Du faßt dich nur, hat man dich ganz zerspalten.

Du kannst dich selbst in Andern wandeln.  
Man ist sein eignes Spiel von Übergängen:  
Wie andre kühn in mich herüberhandeln!  
Dein Tod wird sich vor jede Auskunft drängen.

\* \* \*

Der Sonnenuntergang mag durch die Nacht be-  
harren.

In Hallen und Gebäuden strahlen seine Farben.  
Die Lampen fangen an die alte Nacht zu narren:  
Die letzten Nachrichten verprahlen Flammen-  
garben.

Um Feuersäulen spuken bunt Reklamekarren  
Und Zeitungen verkünden rote Abendnarben.

Der Sternenrausch kann keine Großstadt blau  
durchzaubern,  
Die Menschen wurden kühn zu blassen Nacht-  
beraubern.

Das lila Licht beblaut Orangenpyramiden  
Und Datteldolden übergolden duft'ge Gluten.  
Wie Tau ist dieses Licht, voll Leichtigkeit und  
Frieden:

Hier scheint die gute Frucht verdurchsichtigt zu  
bluten.

Dir wird, als wäre dieses Obst nur kaum hie-  
nieden,

Als ob Zitronen scheinbar bloß in Kisten ruhten.  
Bananen übergrotten Glühlichter und Birnen,  
Wie Tropenpracht verglast im Schein von fernen  
Firnen!

In silberner Ekstase schimmern die Geschirre.  
Das kalte Licht hat seinen Würfel eingenommen.  
Es scheint, daß manche Fliege über Messer  
schwirre:

In jedem Löffel ist ein Zitterwurm erglommen.  
Der Scheibenschrein ist wie ein Anblick von Ge-  
klirre,

Man wundert sich, daß kein Geklapper aufge-  
kommen!

Der Laden Gabelflucht vertreppt sich hinter  
Spiegeln,

Aus Silbertiegeln springt ein Schwarm von  
Lichterigeln.

Man soll über die Artigkeit der Bücher staunen:  
In allen Sprachen stapeln Wichte sie zusammen!  
Ein Umschlag, stumpf wie Sand, bedeckt die  
Gallierlaunen,

Gar altes Pergament begräbt die hehrsten  
Dichtungsflammen

Und welches Braun verzaubert eines Kindes  
Staunen:

Wie nichtig wirken Mappen, die das Meer durch-  
schwammen!

Das herbe Licht, das sie verklammert, scheint ge-  
gossen.

Ein Käfig? Hände klettern über Büchersprossen!

Verdecken Spitzenvorhänge ein Spaßtheater?  
Im Fenster steht ein Wachshaupt zwischen Flachs-  
perücken!

Aus Glasquasten bezittert Glühlicht einen Kater,  
Frisöre freut es, Köpfe flink zurechtzudrücken.  
Man handhabt, man bespiegelt Glatzen . . . deli-  
kater . . .

Macht Stutzer keck zurecht, um Mädchen zu be-  
rücken.

Die Jünglinge unter Gerüchen und Pomaden  
Betätigen sich voll Behändigkeit im Laden.

Warum ist der Tabakkram taghell überglastet?  
Mit seltner Sorgfalt prüfen Hände die Zigarren:  
Wie kennerisch ein Daumen seinen Kauf betastet!  
Die feinsten müssen lang auf ihrem Rang be-  
harren,

Zigarrenstöße werden fort und fort durchhastet:  
Seht, wie die Finger flink ihr Geld zusammen-  
scharren!

Stets achtsam hat man die Havanas ausge-  
schachtelt,

Fakturen quadratiert und durch sie selbst ge-  
achtelt.

Wie auffallend ergreift sind diese weiten Scheiben!  
Belagert man die Bar mit ihren Wanderflaschen?  
Nicht eine kann an ihrem Farbenplatz verbleiben.  
Aus schwarzen Ärmeln sieht man danach haschen,  
Ein flinkes Hinundher von nackten Tieren treiben,  
Sich überhüpfen und einander überraschen.  
Die Dame ruht als Bändgerin auf hohem Sessel,  
Das Piepen und Gequiek besorgen blanke Kessel.

Kristallhaft preßt sich ein Caféhaus in die Straße:  
Die Marmortische sind absinthgrün eingeschichtet.  
Das Bogenlicht braucht festgestellte Würfelmaße:  
Der lilaleere Saal bleibt einhellig durchlichtet.  
Der Schatten schwand: und Schatten haschen sich  
zum Spaße,

Doch fast zerperlt und blaß ins Blau gerichtet.  
Gestalten gehn ins langgewohnte Abenteuer  
In lauter Schleier schlingt und glutet sie das Feuer.

Kristalle rücken an: die blanken Tramwaywagen!  
So rasch als wie der Tiber rauscht, kann jeder  
gleiten.

Bekannte Rhythmen dürfen unsern Alltag tragen:  
So wird uns keine Großstadt neue Angst bereiten.  
Wir staunen da über ein deutliches Behagen:  
Von außen packen uns die eignen Eiligkeiten!  
Die Fahrkristalle wandern bernsteinbleich er-  
lichtet,

Die Menschen scheinen Schatten blau hinein-  
gedichtet.

Die Großstadt birgt beherrschte Feuerkatarakte,  
Automobile überbringen sie beim Rasen,  
Dir wird, als ob dich die Panik der Wirbel packte,  
Du siehst Geschwindigkeiten jäh um dich er-  
glasen,

Dein zweifelfreier Stillstand wittert Wanderpackte,  
Ein Flammenfall: Du schäumst elektrische Ek-  
stasen!

Man sammelt sich, besänftigt durch die Bogen-  
lichter,  
Die schwere Finsternis erschüttern grelle Trichter.

\* \* \*

In hellen Sälen ist ein Tagesglanz erglommen.  
Das Morgenrot beschauert mich in Pracht-  
gardinen.

Der Tau ist in Geschmeiden mancher Frau er-  
schienen:

Ich sehe mir die Dämmerung entgegenkommen.

Wie ward das dunkle Blau aus unsrer Nacht ge-  
nommen?

Wer bringt den Morgen dar in klaren Apfelsinen?  
Wie uns die stillen Traumgestalten hold bedienen!  
Wie bin ich vor des Tages Nahgesicht be-  
klommen!

Die Damen können uns den Tag entgeggetragen.  
Aus jedem Fächerfächeln weht ein Scherz-  
versprechen:

Im Wandelgange atmet morgendes Behagen.

Das lila Licht befiehlt den Farben aufzubrechen.  
Nun sind sie da und führen manches Paar zum  
Tanze:

Auch die Musik verzaubert sich im bunten Glanze.

\* \* \*

Das stillste Mondlicht spenden zauberhafte Hände,  
Denn feine Damen fächeln sich in weiten Reihen,  
Um holde Kühle ihren Büsten zu verleihen.  
Und sie entflammen lächelnd kalte Farbenbrände.

Das Licht zerperlt um Luster und betaut die  
Wände.

Die blassen Brüste können sich mit Glanz be-  
schneien,

Der Mond in Frauenhand verleiblicht Marmor-  
weihen,

Es ist als ob ein Fächelspiel die Form empfände.

Wird alle Huld und jeder Hauch zu Schmelz ver-  
glast?

Es fängt die Schönheit sichtbar an im Saal zu  
kreisen,

Schon kann die Angst vor ihrem Nahen sacht ver-  
blasen.

Wie wunderbar die schlichten Einfälle vereisen!  
Wir sind zu eigner Anmut ohne Furcht ge-  
kommen:

Das ist ein guter Mond: Wer atmete beklommen?

\* \* \*

Der Marmor strahlt, erstrahlt, er kommt zu den  
Matronen.

Das Bogenlicht will seine Mondheit offenbaren:

Ein stilles Silber siegt, verspinnt sich in den  
Haaren  
Und blaut wie Milch so milde über schweren  
Kronen.

Wie wehmutsvoll die Frauen unter Farben  
thronen:

Am Atmen kann man Art und Adel sanft ge-  
wahren.

Wie sich die Regungen um ihren Anstand scharen  
Und hold die marmorne Vollendetheit betonen!

Wir können lila Schnee aus warmer Hand zer-  
stäuben.

Er schleiert auf und fiebert über unsern Fingern,  
Der Schläfen blasses Nervenperlen zu betäuben.

Wie leise sich der Flechten Blauheiten verringern  
Und wie sich Farben wieder blau und bleich be-  
schneien:

Es kann der Marmor kalt vom Farbenwahn be-  
freien.

\* \* \*

Der Marmor ward in lila Licht zum Alabaster.  
Die Standbilder versuchen traumhaft zu ver-  
schäumen

Und alte Luster gleichen taubestäubten Bäumen:  
Wie eine Glitzerspinne leuchtet eine Aster.

Sie scheut und so verscheucht sie heimlich die  
Betaster.

Und tierhaft staunen Blumen in den blauen  
Räumen,

In denen Perlen fiebern und zum Monde träumen.  
Und aus satanischen Smaragden flackern Laster.

Das ist ein Garten, wo die Pflanzen blaß ver-  
glast,

Die Regenbogen und der bunte Tau beharren:  
Im Marmorsaale wird der Samt zum roten Rasen.

Wie farbenfern die Antlitze nach Rang erstarren!  
Der lila Marmorstrahl umblaut sie auch beim  
Tanze:

Ein Fürstenstern umadelt uns mit bleichem  
Glanze.

#### FLUG

*Von Theodor Däubler*

Schwäne und Kometen, der Mond und eine Milch-  
straße, wie sollten wir dabei nicht fliegen? Die  
Schönheit, unser Flug, hat sich in jungem Leib  
verweiblicht. Die richtige Farbe eines Dinges  
hebt seine Schwere auf, sie schweben in Schön-  
heit. Der Gedanke durch seinen einzigen Satz:  
du weißt nicht, daß etwas geschah: Schönheit.  
Verzweifelt wühlende Leidenschaft, unerschöpf-  
liche Liebe, heiße Niederkunft der Brunst, für



alles das strahlende Wort Enterdung. Schönheit, Sternung.

Das Wissen von einem andern Stern ist hoher Flug: Schönheit.

Aus Mondstrahlen zierlich gesponnen ist der Kahn der Sehnsucht. Er hat einen Schleier zum Segeln, volles Mondlicht glimmt empor, sein Flügel. Eine Vision im irdischen Dasein aus Filigran. Wir landen wohl hinter Jupiterwolken. Nebel bluten. Rubine sind seine Tropfen, kalte Scharlachflammen sternern wie Schnee in ein Tal, aus dem sieben Monde hervorgehn. Und doch bleibt das Rot seltsam, in lila Milde silbern Anhöhen über einen gemeinschaftlichen Sagensee. Gibt's oben Buchen? Unendlich blaue Wälder wallen dem Wunschbewegten entgegen. Wolken weichen dem Klarheitsbegabten aus. Wahrheitskundige Monde mit singenden Kometenkränzen bringen liebliche Musik der Seele dar, die einst auf Erden in Sonntagskirchen unter Kindern war. Hier werden die Schwäne aller Welten ihr Astral-schwan. Es ist Musik, doch eigenste, und darum niemals hörbar. Den Urverträumten anderer Welten wirft er Wimpel reinsten Uerlauchtheit zu. Die stillsten Seelen können seine Säume inbrünstig im Herzen versenken. In der Musik und durch den Mond sind wir bei uns auf höhern Sternen. Die Mondseele ist nach Vollmond fort, ums letzte Viertel können auch wir wo anders sein. Die beiden Mondsicheln des Monats sind sicher gereimte Flügel, in unserm Herzen ist der Flug.

Die letzte Silbersichel bringt mich bis nach China. Gelber Seide gleicht das Firmament. Eine goldne Sonne aus Metall wird niedersinken. Seltne Sterne warten sonnenuntergangsbereit: liebliche Topase. Dort der Garten ist ein Blumenpfad durch einen Nenupharenteich. Die Tropengluten reicher Schlinggewächse bluten auf das bleichbestirnte Pflanzenwasser nieder. Lila eingeschleiert träumt ein Weib sich einen Schwan auf frohbeblumten Weiherwegen. Zart wie eine Wolke ist der Vogel: schönes Tier! Leuchtet er vielleicht? Er begleitet, silberblaß im Wasser plätschernd, seiner Herrin lilaleichten Schritt. Beide wallen etwas traurig, immer traumhaft, hin und her. Das schöne Weib ist noch ein Mädchen, ihre Hand ist schmiegsamer als Gold in feinsten Blättchen. Hat die Holde wirklich Sorgen? Bienen kommen, setzen sich aus Gold auf die schwarzgerahmte goldne Stirn. Freundlich blaut der Schwan herbei, doch sie winkt ihm ab. Durch die lieben Lotosblumen wiegt er sich dahin, etwas weiter bleibt er still, lila fern. Welch ein fremdes Tier! Herbeigeträumter Schwan unter Manschanalienbäume, deine Herrin will dich nicht. Seht, er wendet sich hinweg, doch er blickt zurück; das Mädchen hat ihn fortgeträumt, und so stirbt er mit der letzten Sichel unter Wolkengeistern hin.

Der Sichelmond trägt die Erinnerung mit sich, leise silbert sie unter Gespenster. Besinnungen, verwirklicht euch um mich, bevor das Mondboot



*Bangerter: Der Dichter Theodor Däubler (schlafend)*

mit dem schwarzen Segel still versinkt. Solch ein Silber ist ja bloß auf einem Meere möglich! Schwimm ich oder wog ich als mein eigener Traum? jede Welle bringt Entsinnungsstimmen: und sie klingen kindlich. Jede Welle wiegt ein Silberboot mit einem kleinen Kind. Spielzeugklein sind Boot und Kind. Jedes Kindlein träumt, und sieh: jedes Träumlein ist ein Segel. Oh, so volles Meer, wohin wogen diese Weslein? Alle blicken auf ein Ziel. Welches? Dort im Silber, sieh das Silber. Aber Kindlein, welches Silber? Blickt nur hin, sie spinnen ihre Silberträume durch ein liebes Silber hin. Glückste nicht soeben eine Welle? Eine Stimme? Nun, es gluckste! Gluckst es wieder? Jubelt oder schluchzt etwas? Ja, es jubelt! aber was? Hilf mir, himmlische Besinnung! Ja, das gluckste, ja, das schluchzt: Jerusalem! Alle Kinder, alle Kinder sind verloren. Arme Kinder, euer Kreuzzug tut uns weh. Eure Pilgerreise tut mir leid. Immer weh! immer weh, furchtbar weh! Wohin silbert ihr, ihr Lieben? Wenn der Mond versinkt, so seid ihr tot. Sicher tot, euch verspinnt der Silbertod: schwimmt und silbert schnell zurück.

Liebe Kinder, eure Stimmchen! Liebe Stimmchen, Lieblinge, so wogt nach Haus. Schlimmer Mond, verfluchtes Silber, du verführst die kleinen Kinder. Oh, sie wimmeln immer mehr hinüber, oh, sie schwimmen mit dem Silber, durch das Silber seht sie schimmern, sie flimmern fort und fort.

#### LYRIK

*Von Theodor Däubler*

#### Gegen Abend

Will kein lieber Vogel singen?

Alle Büsche bleiben stumm.

Nur ein Falter mit beblumten Schwingen

Tummelt sich im Roggenfeld herum.

Sonnenblumen neigen sich zur Erde.

Braune Schatten haschen nach der Wand;

Schweißbesickert ziehen schwere Pferde

Hohe Fahren durchs verwolkte Land.

#### Die Buche

Die Buche sagt: Mein Walten bleibt das Laub.

Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken,

Mein Ausdruck wird ein Ästeübertanken,

Ich bin das Laub, die Krone überm Staub.

Dem warmen Aufruf mag ich rasch vertraun,

Ich fang im Frühling selig an zu reden,

Ich wende mich in schlichter Art an jeden.

Du staunst, denn ich beginne rostigbraun!

Mein Waldgehaben zeigt sich sommerfroh.

Ich will, daß Nebel sich um Äste legen,

Ich mag das Naß, ich selber bin der Regen.

Die Hitze stirbt: ich grüne lichterloh!

Die Winterspflicht erfüll ich ernst und grau.

Doch schütt' ich erst den Herbst aus meinem  
Wesen.

Er ist noch niemals ohne mich gewesen.

Da werd' ich Teppich, sammetrote Au.

#### Porzellan

Kamelien staunen unter Edelfichten

In Tau verträumt um einen Pflanzenteich.

Der Mond verschleicht aus letztem Silberreich,

Ein Morgen kommt von goldnen Sterngedichten.

Die Reiher wissen ihren Flug zu richten,

Sie schimmern aus dem blauen Traumbereich

Erwachter Augen auf dem Eschendeich,

Ihr Silberzug ist zärtliches Verzichten.

Kamelien trauen einem goldnen Blauen,

Der lila Tag ist Kind und Stern bestimmt.

Vergiß die Nacht, die ihre Hülle nimmt!

Mit Jubel überflügeln sich die Auen,

Wo stiller Adel unter Tannen thront,

Die Fische glauben an den Rosenmond.

#### Herkunft

In einem Land, wo alle Wesen traumhaft schauen,

An einem blauen Wundermeer kam ich zur Welt.

In einer Au, die ihren Tag verborgen hält,

Begann mein Schauen seinen Rätselturm zu bauen.

Aus jedem Antlitz glühte hilfloses Vertrauen.

Hat sich ein Träumen sanft zu meinem Traum  
gesellt,

So blieb es lauschend wie von Seelenlicht umhellt,

Und unser Staunen wich vor einem Weltergrauen.

Ich glaube noch an jene blassen Morgenmeere!

Auf einmal blickt mich, was ich nie bemerkte, an.

Mein Sang, der unter Psalmen laut begann,

Entflügelt mir zu Träumen ohne Ort und Schwere.

#### DÄMMERUNGEN

*Von Theodor Däubler*

*C'est la clarté des feuilles mortes.*

*(Douze chansons) Maeterlinck.*

Getigert war bereits die Erde, denn Herbstblätter

besprenkelten ringsum die Wege durch den Wald.

War Bacchus da? Laute Gesänge erschallten

überall: Schon hatte der Wein gegoren! Und

immer weiter drang ich durch die Büsche: Zu

kleinen Rehen, die ich verscheuchte, zur Einsam-

keit mit einem Dichter: Pierre de Ronsard.

Bald wird's Abendlicht! Zwischen Sträuchern beginnt's zu flimmern, und süße Sehnsucht, hin zum Sterben, rührt uns dann vielleicht zu einem Lied. Schon flüstern die Gebüsche. Wie gerne ich in meiner Welt verweile: Ich möchte doch auch den Menschen etwas geben. Ich hatte eine Mutter, und viele Leute waren gut zu mir! Nun röten sich die kleinen Wölkchen, ich habe sie am blauen Tag kaum bemerkt!

Und doch, wie schön dereinst zu sterben! Ronsard, Ronsard, nun leben deine Lieder: Du waltest unter ihnen, wie jetzt der Wind in diesem Wald.

Die letzten Blätter rascheln nieder.

Und auch der Wald verschwindet weit und noch weiter: Ronsard, du klagtest um den Wald. Wie selten werden nun die Heimlichkeiten: Und doch ein Seufzer, — horch!

Ein Seufzer! — Doch kaum der Wind! — Ein Baum wird wo gefällt! — Ein Baum! — gefällt! Der Abendscharlach hat den ganzen Wald erfaßt!

Die Abendphantasien tragen mich in meinen Wandelpark. Ein milder Herbst durchatmet lange, schmale Waldpfade, das Dasein ist erhaben: Die alten Stämme sagen Hohes!

Erfäß ich dich, als wahnverwandt, Racine?

Die Frauen wollen mächtig werden: Ihr Rätsel in sich selbst erwarten, der Frau erneutes Lebenspenden: So kann die Phädra nimmer altern.

Ihr Birken voller Maigesang, Kastanien, rings in Purpurpracht, gewissenssichre Lispellinden, ihr Weiblichkeiten eines Waldes, auf schweren Ästen, hebt, — hebt des Herbstes Schleiern — schamerrötend, — mit wehrender Gebärde, weiblich, von Abendangst erfaßt, empor: Empor in euern Freiheitsäther!

Ja, das sind Leidenschaften, geschlechtlich ernst und einfach: Das ist des Weibes reiches Walten, für sich bestimmt, an sich gebunden! So singt die weibliche Erbarmung, sich ihrer selbst, der Frau, mit großer Macht, erbarmend: Hier ragt Erbarmen in ein Weib, — vollendet!

Versailles, als deine Bäume hundertjährig ihr volles Herz auf Zweigen offen ausgeschüttet hatten, erschien dein wunderholder Abend.

Was atmet im Geblättern? Bewegen sich die Blumen? Ich hörte ein Geräusch, als betastete ich Seide: Umhalst ein Page eine Grafenmaid? Da klatscht er zart auf nacktes Fleisch. Wie dunkel diese Büsche sind: Vielleicht umplatscht

sie eine Quelle!! Wie einsam ich dahin — durch die Alleen — schweife! Doch Fragonard, der bleibt mir nah, der kann nicht leicht aus meinem feinsten sinnlichen Vernehmen bleich entweichen.

Und da ein abendliches Schweigen blaß emporwallt, so wende ich das heitre Schauen weiter zu Watteau.

Mir winkt ein altes Nachmittagsgeschlecht, ich solle bleiben! Dort weht die Jugend mit der Lust der schönsten Menschen sanft dahin, dahin, aus einer Lichtung in die nahe Wildnis, wo die Winde in der Einöde keine stillen Wipfel wiegen. Ich blicke traurig in die goldne Wonne über weiten Weihern. Die Toten und die Liebenden erkennen dort Gebilde, und da ich fiebernd mit hinüberwitre, so weiß ich welterstaunt, daß es noch Wesen gibt, die mehr als ich vernehmen!

Fällt die Sonne schwer auf lila Wolken? Ein Wald versteckt das Prachtspektakel, doch prangt auch vorn die Landschaft wundervoll, für große Augenblicke vorbereitet.

Nach Westen weiten sich die blauen Wege. Dort unten ruht ein Fluß in dunklen Purpurtunken glutend aus. Und Claude Lorrain entwallen alle seine Farben: Er braucht die Sonne, ihre letzten Strahlen, wenn sie fast greifbar sind, um so viel Rausch herabzudämmern!

Durch bunte Segel blutet irgendwo der Sonnenuntergang: Und Fischer ziehn ein grünes Schillerungeheuer aus dem blauen aufgebrauchten Wasser. Ich folge schon den goldnen Visionen, doch halte ich die Augenlider offen, denn, da der Tag vollbracht ist, so vermag's die Menschenkraft, ihm grade in die Sonne, die voll Ingrimms sinkt, zu schauen.

Nun glaube ich, daß auch die Lichter, wie die Schatten Farben sind. Dann, später, wird es umgekehrt heißen: In der Natur und bei Poussin jedoch verweile ich verzückt, in die gute Tönung seiner Schattenandachten versunken! Wie gern bleibt die Sonne einem Bilde fern, damit sich Purpurfeuer sanft aus Dunkel offenbaren. So wie des hellen Lebenslichtes rhythmische Entschlossenheit verfließt, versammeln sich die Menschen, um besänftigt auszurasen. Da kommt die Stunde lieblicher Beruhigungen. Und ganz natürlich fügen wir uns dann in Lauben, und um Brunnen versammelt, zu Gruppen. Das Klassische ist selbstverständlich, dennoch schwervernehmbar: Aber niemals strengt es an.

## DER AUSBRUCH

Von Theodor Däubler

Seitdem der Reim in unser Lied geflogen,  
Hat mein Gespenst den Daseinsflug erwogen.

Der Abend nahte mir, mit einem Weibe.  
Ich weiß, wir haben uns nie angehört.

Es hat die Sinnlichkeit uns nie betört.  
Wir fühlen nur den Sang der Sonnenscheibe.

Es sagte etwas über uns: verbleibe!  
Die Klarheit atmete ganz ungestört,  
Und jeder Wunsch hätte uns urempört,  
So ferne waren wir vom eigenen Leibe.

Da rauschte unser Reimungslied gelinde.  
Es lispelten zuerst die leichten Linden.  
Und ein Geschehnis ward der Wind im Winde.

Es fingen Silben an, sich zu verbinden.  
Wir sahn den Rätselblick von einem Kinde,  
Und Rehe schienen heimlich zu verschwinden.

Die Silberpappeln sagten rasche Silben.  
Ein Wunscherschauen rauschte durch die Au,  
Und alles Helle mußte rings vergilben.

Der Wesensflug in uns verschwand im Blau,  
In dem die Sterne ihr „Genug“ erzittern,  
Und Blüten lüsterten mit Tau nach Tau.

Wer weiß nicht von verhaltenen Gewittern,  
Von Liebesblitzen zwischen Leib und Leid,  
Wer konnte nie sein Lied im Weibe wittern?

Ein Wachsein, waltender als alle Zeit,  
Berührt mit seiner Ruhe unser Kreisen,  
Und meine Sprache scheint ihm dienstbereit.

Es mag uns kaum nach Geistesreife weisen,  
Es ist ja unsere holde Sonntagsrast,  
Und weiß nichts mehr von Wald und Wüsten-  
reisen.

Ja, wer am Tag sein Eigenstes erfaßt,  
Der kann nicht tiefer schauen und weilen!  
Der fliegt nicht. Denn das All ist ohne Last,

Und Ruhe wird ihn plötzlich übereilen.

Die Nacht eröffnet alle ihre Herzen,  
Es fängt die Flur an mit dem Wind zu scherzen.

Die Heiterkeit ist ein beseeltes Wesen,  
Sie reimt sich wunderbunt in uns zusammen.  
Sie mag im Innern Sonntage entflammen,  
Und scheint uns angeboren, grunderlesen.

Sie ist in uns, schon vor uns selbst, gewesen.  
Du glaubst ihr, wie Dir selber zu entstammen.  
Doch braucht sie auch im Dasein ihre Ammen,  
Denn stets muß sie an Erdbrüsten genesen.

O Jugend, Jubel holder Ewigkeiten,  
Du kannst nichts Jüngerer als uns erschaffen,  
Wir werden ja den Leib zu Grab geleiten!

Im Menschen sollen Altersschlünde klaffen!  
Die Jugend muß die Freiheit in uns weiten,  
Um selbst mit uns, als Kind, sich zu eraffen.

Wie oft bin ich mein eigenes Kind gewesen!  
Wie häufig ward in mir der Mensch bezwungen,  
Und das verjüngt mein inneres Sonntagswesen.

Ich habe dort über den Tod gesungen:  
Denn bleiben wird von allen Rundgesängen  
Was abermals zurück zum Grund gedrungen.

Es atmet ja über den Überschwängen  
Der Wesensdinge, die wir stumm verstehen,  
Ein furchtbar freies Übersichverhängen.

Um jene Säume graut das Grundbegehen.  
Dort ist man Schöpfer und Geschöpf im Ganzen  
Und nimmt seine Verbleiblichkeit zum Leben.

Ich bin ja die Unsterblichkeit der Pflanzen.  
Ich bin der Schreck vor mir, in mir und Tieren,  
Und kann in Sachen mich, für uns, verschanzen.

Es wird sich nie das Ich im Tun verlieren,  
Drum holen selber sich die holden Reime,  
Um unvergleichlich sich, mit sich, zu zieren.

Man wird und wallt zugleich nach seinem Heime!  
Das Unvergleichbare wird dort verweilen,  
Und Sterblichallgemeines trüchtigt Keime,  
Sich ändern Sonderkeiten zu erteilen.

Der Mond, der Monde silberne Idee,  
Versenkt sogar den großen Bär in Schnee.

Du weise Zuversicht in meinem Geiste,  
Mit Sternenreinheit und Planetentreue,  
Du Mitternacht, in der ich mich erneue,  
Du weißt allein, wie weit ich für Dich reiste!

Wo immer ich um Dein Ereignis kreiste,  
Warst Du der Dinge traute Daseinsscheue,  
Doch Du besorgst, daß ich der Tat mich freue,  
Wenn eine Möglichkeit durch mich vereiste.

In Deinem Sterne werde ich nicht sterben!  
Im Schimmer Deiner Fülle kann ich weilen,  
Um stets um Weltverwunderung zu werben.

Ihr, meine Nachkommen, wir wollen teilen!  
Ihr sollt von mir die Macht zu tagen erben,  
Doch will ich selber mich in euch ereilen.

Erblicke ich die eigenstillen Dinge.  
So bin ich nimmer ein Gemüt auf Erden.  
Sondern der Geist, als der ich uns durchdringe.

So bin ich alle, die noch kommen werden!  
Die Dichter und Erdichteten der Tiefen:  
So bin ich Pan, und auch der Schreck der Herden.

Virgil und alle Wiesen, die ihn riefen.  
Der alten Riesen Warteschlaf im Walde  
Sind Silben, die den Traum zu mir umschliefen.

Nun wachen alle auf. Ich bin ihr Skalde.  
Sie lauschen, lispeln kaum. Die Linden rauschen.  
Man war ja längst die Langmut aller Halde!

Ovid, Du lebst? Willst Du Dich selbst belauschen?  
Ich bin es ja, und auch Dein Wiederkommen!  
Du magst noch lange Rätsel flugs vertauschen.

O Waldesnacht. Du hältst mich arg beklommen,  
Horaz ist da! Er wandelt auf den Farren.  
Ich ward durch ihn den Erdfernen entnommen.

Da bin ich, Lüste, die als Wesen harren!  
Ich bin es, den man zwischen Sterne bannte!  
Doch welche Andacht fängt mich an zu narren?

Wahrhaftig, da am Waldesrand steht Dante.

## ERSTE CHRISTLICHE MUSIK

Von Theodor Däubler

Das Geschick hat den Menschen ein Feuerbündel aufgepackt und gesprochen: In alle Ewigkeit trag es und zieh los. Nun ist der Mensch für immer soeben dabei, zu tun, was ihm geboten. Oft ruht er sich aus: ganz nah bei den Quellen. Dann wieder steht er auf und wandelt auf Wüstenwegen, bloß noch mit den Füßen hier bei uns; eigentlich schon eingesternnt. Oh, wie ihn das Feuerbündel brennt. Einmal trug er's über See und gelangte von Hellas nach Ausonien. Dort setzte sich der Schwerbeladene zu Kühen und Kälbern und ruhte wieder ein wenig, ganz nah bei seinem heimatlichen Wald aus. Er brachte bereits die Tragödie mit. Alle nur irgend möglichen Stimmen in den Dingen sind der Laut zu einem Tier geworden. Jedes Insekt kleidet ein Knistern ein. Alle Pflanzlichkeit hat sich durch den Menschen zu einer Einstimmigkeit bekannt. Dafür haben wir die Natur durchlauscht. So entstand Musik. Damals wußte das der Mann. Aber seine letzte Wanderung übers Meer hatte er sich noch nicht erklärt. Zu einer neuen Verstiegenheit sollte sich die Seele bekehren lassen.

Der wilde Gurgelschrei von Freude und Furcht war ins gesetzte Wort der Tragik umgeschlagen. So wie die erstlichen Rhythmen des Körpers beim Tanzen die Notwendigkeit eingeben, das Gewiege durchs Wort zu verdeutlichen, so splitterte das Wort in den Vers hinüber und gipfelte in der Dichtung wieder als Sinn empor. Aber auch die Dichtung wird vielfältig: durch die Ursprünglichkeit einer Musik. Das Sinnwort sollte nur die Frucht auf dem Gewächs des Dargestellten sein. Rhythmen wie Gezweige, Töne wie Farbigkeiten des Laubes sind eigentlich bereits das Ausschlaggebende. Die Musik wird eine Rückkehr zur Natur, wo das Wörtliche schon in Prägnungen eingegeistet vorliegt.

Erstaunt, wach geworden durch das Erlebthaben des Tragischen, zaghaft, fromm begann der Mensch die Wissenschaft in der Musik zu begreifen. Er befand sich in der neuen Heimat des Pythagoras.

Mit uranischer Wucht war das Wort verleiblicht worden. Der Schöpfer kehrte in die Geschöpfe ein. Neue Sterne waren über Asien aufgegangen. Ein anderer Sang begann den Jordan entlang. Die Menschen pilgerten zu den Quellen: sie fanden einen Feuersprudel. Und er war in ihnen. Mit blutenden Herzbächen war der Kändler des Ursprungs von Engaddi herabgestiegen. Benjamin, Ephraim, Manasse und Samaria und Zabulon in Galiläa sahen, wie er bleich wurde. Bleicher als seine irdische Einschleierung als Hochgeweihter des Herrn.

Am Tage, da Er starb, war die Mission der Urbs erschöpft.

Die griechische Tragödie schrumpfte zu einer grotesken Pantomime Sterbensgeweihter zusammen.

Niobe brütete nach über den Tod ihrer Kinder. Rom lag lachend in den letzten Zügen. Noch immer war es blutdürstig.

Rom verblutete unter Lachen und Schreien. Totenstille beschlich die Campagna. Skelette rankten sich empor, um zu tanzen. Sie sind so tanzgeschwind. Schon damals die Groteske! Bäche von Menschenblut rannen aus dem Rachen der Wüstenbestien. Löwen waren Schicksalsvollstrecker geworden. Tiger ersetzten die Erinyen. Was Herakles totgeschlagen hatte, war wieder da und zerfleischte die Heldenmäßigen. Lange, schlangenlange Monodien zogen sich unter der Hauptstadt durch die Katakomben. Sie waren so langgestrahlt, damit sie an die Zukunft anbeißen konnten. Über diesem unterirdischen Gesänge tanzten die Heiden im Sonnenschein ihren Totentanz.

Das Blut der Großorgie floß nicht mehr. Der Heiland hatte das Lamm auf den Schoß genommen, und es bat inständig mit fast menschlichen Augen für die ganze Schöpfung. Von nun an sollten nur Menschen an Menschen Vergeltung üben; keine Bestien wurden mehr als Rachevollstrecker auf Opfer gehetzt. Aus dem Zeichen des Stiers, aus der Hekatombenepoche war die Menschheit ins Bild des Widders getreten. Und das Opfer ist unblutig geworden. Im Lamm, damit einst der Fisch komme: dann bereitet sich die Auferstehung des Leibes vor.

Schon zu Anfang der Christenheit hatte der Mensch das Opfergeheimnis in Herz und Hand. Die tragische Musik, das Gewitter dröhnender Leidenschaft verzog sich, eine unerhörte Stille stieg aus der Seele des Menschen in die Welt. Die christlichen Mysterien sollten Frieden verkünden.

Die römische Pantomime war lasziv geworden. Der triste Pylades, der lärmend frohe Batilla feierten mit grotesken Verkrampfungen ihrer Soldatenleiber letzte Triumphe vor einem zusammengewürfelten Soldatenpublikum.

Die Christen tanzten nicht. Der Körper sollte seinen rhythmischen Ausdruck einbüßen. Eine innerste Weihe sollte das Ich zur Ruhe führen. Musik war kein Ausbruch mehr, sondern aus dem Lärm der Welt sollte sie, auf die Stille zu, Einkehr bringen. Statt der Rache übte man Vergebung. Die uranische Orgie krampfhaft verschlungener Körper fand eine Festigung in der Unbewegtheit des Vollgesangs. Der Tanz verzuckte in der Regungslosigkeit der Ekstase.

Die Unheimlichkeit des Heimwärtshörens, des der Ruhe Zuströmens bekam in Ambrosius und Gregorius kenntnisreiche Meister. Ein Mönch ließ das gesamte Friedenaufsuchen der Christenheit zusammentönen in den Worten:

Ut queant laxis resonare fibris  
Mira gestorum famuli tuorum

Solve polluti labii reatum  
Sancte Johannes.

Die langsam feierlichen Monodien enthielten auf einer Leiter von fünf diatonischen Tönen die Vorgeburt einer ganzen Welt von Beklommenheit und Hoffnung.

Die Seele, die das Fleisch bezwungen hatte, nahm das Fleisch wieder in ihren Bereich; erhob es zur Seeligkeit und verlangte nun von ihrem einstigen Zwingherrn Freudigkeit und Schöpferkraft. Die verchristlichte Heidenseele des kämpferischen Katholiken entfesselte immer mehr im metallischen Hochwald ihrer Orgeln das Unwetter und das taktische Einsetzen der Berausung einer „ars mensurabilis“.

Der heidnischen Seele im Judäo-Christen verlangte es nach der Tragödie. Sie trug sie ja in der Erinnerung durch die Jahrhunderte.

Die bildende Kunst wagte es wieder, den Olymp auf hohen Wänden darzustellen. Nach den Passionsspielen vermenschlichte sich abermals die Tragik der Götter. Das Fleisch erwachte. Die Musik begleitete den Vorgang, trug selber dazu bei, war davon durchdrungen.

Das Manichäertum irrwischte aus dem Orient zu uns herüber nach Europa. Eine Phalanx von Mystagogen, die von der Kirche verfolgt wurden, trug, unterm Namen der „Troubadours“, die Kunde ihrer heretischen Lehre ins Volk. Diese Herolde einer fernsten, längsterstarrten Metaphysik riefen Götter und Helden Galliens und Toskanas aus ihren Gräbern.

Das Ketzerlied war geboren. Die orientalische Baukunst wurde in der Gotik gut orthodox, nicht aber die östliche Musik, die Roms Kathedralen erschütterte.

Johanneertum ging um auf Erden. Johanneertum im Sinne des Vorläufers, nicht des Liebling. Später schlich es sich in Albi ein, wurde dann das Urvertrauen der Freimaurer; der Schotten, nach der Vernichtung der Albigenser unter Philipp dem Schönen, König von Frankreich.

Herrlich sangen die Troubadours. Ihre kränklichen Finger griffen in die Saiten des Psalterions, um sich an die Stimmen ihrer Triebhaftigkeit heranzutasten. Sie riefen die Ursprünglichkeit in Mensch und Pflanze wieder wach. Oft kamen sie vom Norden herunter ans Mittelmeer. Wo sie einander trafen, gaben sie sich in mystischer Brüderlichkeit zu erkennen. Sie wußten viel: sie zogen als Erwecker durch das Rhôneetal und hinauf bis nach Paris, hinab zum Ebro, ostwärts bis an das Adriatische Meer. Vielfältig erglühte ihre *Gaya scienza*.

Die Taten der Vorwelt wurden besungen, die Traurigkeit beim Liebesabenteuer, die Lust des Fleisches, das Verzücktsein im Heile. Ein Weiser hatte Melodie an Melodie gefügt: die Lehre von der Harmonie kam auf. Das Denkmal des Kontrapunktes wurde errichtet. In Flandern verjüngte sich die Musik der Weltseele.

Die Kirchen schrien mit Steinwürfen zum Himmel:

in Gallien und Magna waren die Dome an den Strömen zugleich schrecklich und lebendig grotesk: ein schmerzhaftes Ringen in Stein ums Un-erfahrbare.

In Italien, bei Papst und Sonne, lockerte sich das Ritual des Christenglaubens in seiner ernstesten Abgeschlossenheit. Arme öffneten sich, um die Freudigkeit in den Bereich der Kirche zu ziehen.

In den Kathedralen sang die Koryphäe eine mystische Strophe nach dem gregorionischen Vollgesang, und ein Chor von Unsichtbaren und von Menschen komponierte dazu den Diskant mit breiter Melodie in feierlichem Wortkleid.

Der Heiland, die Muttergottes, alle Heiligen traten wieder in ihrer Menschlichkeit auf, kamen dem Volk verständnisinnig näher. Nun trennten sie ja viele Jahrhunderte vom christlichen Volk von damals. Früher freilich, zu Beginn des christlichen Glaubens, mußten sie aus ihrer Menschlichkeit gehoben, in einen abstrakten Himmel entrückt werden. Damals erfüllte Byzanz diese kunstmetaphysische Aufgabe. Nach dem Jahr Tausend zogen aber die Überirdischen wieder menschliche Gewandung an, wandelten abermals unter Menschen, standen fest hier auf Erden. Im Garten Toskana wurde der Auferstandene abermals sichtbar und erschien erfaßbar der Magdalena. Fein und zart wurden die Madonnen: Guido da Siena sah sie zuerst lyrisch. Cimabue erblickte sie bereits menschlich. Dann kam Duccio di Buoninsegna: hier winkt die Himmelsmutter die Kinder des Heiles in ihre Nähe. Giotto's Sonnenhallen füllten sich mit heldischen Menschen, die Heilige wurden.

Der Chor der christlichen Tragödie, den uns die heilige Messe symbolisiert, der Chorus, der hinterm Hauptaltar im Verborgenen blüht, in dem Äschylos tragischer Geist erhalten blieb, forderte für seine still heitere Feierlichkeit eine Umgebung von Wunderwerken aus Marmor, Holzarbeit und Malerei: Wie eine große Goldsonne glüht die Monstranz zwischen den sechs Kerzen in Metallleuchtern, die Planeten darstellen.

Mein herrliches San Miniato! Fünf Marmorscheiben in deinen Tempelfenstern stammen aus dem Osten. Sie werden durchscheinend und daher blutig überloht, wenn die Sonne über Florenz emporsteigt. Flammen zucken auf im Stein, die deine Menschenhand berühren, die Lippen küssen können. Flammen, so süß und blutwarm, aber dennoch marmorkühl wie das jugendliche Fleisch eines geliebten Menschen. Eine unbändig ästhetisch gesteigerte Sinnlichkeit beströmte die heldisch-erotischen Geschlechter, aus denen die neugeborne alte Welt genommen wurde.

Damals begann der musikalische Erfolg des Buckligen von Arras. Das Spiel „von Robin und Marion“ des Troubadours Adam de la Halle wurde aufgeführt.

Im Jahre 1285 wurde zu Neapel die Oper geboren.

## ECCE HOMO, ECCE GENIUS

(An Theodor Däubler 1911)

Mein Silber und mein Violett erstarben,  
Dein Gold und Purpur überstrahlt die blasse Glut.  
Die Nacht hat Blau und Grün und viele Farben,  
Doch selten goldnes Blut.

Wer Gold hat, muß auch Purpur haben.  
Denn Gold ist äußerst letzter Himmelsgeist,  
Wie sollt er leibleer leben und begaben  
ein Aug, das irdisch kreist?

Dein Gold erzwingt sich Sonne, nimmt sich Sterne  
und blutet Lebens, Sterbens Auf- und Niedergang.  
Du Vollmondssonne, deine Sternkerne  
sind mehr als nur Gesang,

Sie rieseln greifbar Rotgold auf uns nieder;  
Begreiflich wird die sonst so unfassbare Nacht,  
Dein Licht befiehlt. Der Tag schafft finster wieder:  
Er ist als Nacht erwacht.

Ich ahne mich in seinem Augenschauen  
und bin nun unverständlich klar und gut.  
Da leucht ich selbst aus dunklen Augenbrauen,  
gesalbt mit Gold und Blut.

Jakob Hegner

## ZU DÄUBLERS „MIT SILBERNER SICHEL“

Die Kantische Kritik hat Welt und Ich für immer aus unserer  
Erkenntnis gewiesen.

Unerbittlich ist es geschehen. In Ewigkeit sind sie verbannt.  
Gleichwohl sind sie noch da: in unserer Sprache, in der Vor-  
stellung des Dichtenden, im Empfinden des Schauenden.

Was aber mit ihnen beginnen?

Aus den Möglichkeiten des menschlichen Erkennens entfernt,  
sind Welt und Ich auch selber auseinandergebrochen, nach dem  
Wesenlosen in entgegengesetzte Richtung gefallen.

Rudimente früheren Denkens?

Doch:

Sie konnten sich einmal noch finden und auferstehen.

In einer einzigen Ebene konnten sie wiedergeboren werden:  
der ästhetischen.

Das ist durch Däublers Dichtung geschehen.

Mit dieser Notwendigkeit bezeichnet sie ihre Stellung. Eine  
Forderung an den Menschen hat sie erfüllt.

Wohlgemerkt, mit ihr ist eine neue Station des Geistes erstmalig  
betreten.

Ein Dichter hat gesprochen: Brücken weben zueinander, Welt  
und Ich neigen sich zu, verbinden sich und sind so lebendig  
wie je.

Man ziehe keinen Vergleich mit irgendwelchem Pantheismus,  
dessen Natur wird sich dafür stets als zu dialektisch erweisen!

Man komme nicht mit irgendeiner primitiven Mythosbildung,  
die Gestaltenhafte fände hier keine Gestalt!

Sollte man gar versucht sein, zur Vorstellung einer unmythischen  
Zeit zu greifen, bald wäre man erschreckt über die Gestalten-  
fülle, die hier sich offenbart.

Das Bilden von Mythen mag man in dieser Dichtung beobachten.  
Wesentlich ist: kein Ergebnis wird hingestellt und bewertet,  
Einzig der Vorgang allein.

Erst nachdem die tiefste Kluft sich geöffnet hatte, nachdem der  
letzte Zusammensturz verdonnert war, konnte der Geist mit  
seinen einzig noch übrigen Elementen die Enden wieder sich  
näher.

Erst nachdem in Königsberg der unpoetischste Mann einfach  
und ehrlich in sich geschaut, konnte ein Dichter seine Fäden in  
die Welt hinaus verweben.

Die Regenbogenbrücke führt in kein Walhall mehr, sie spannt  
sich in den götterlosen Kreis der Schönheit.  
Welt und Ich sind als Gestalten außerhalb unser gesehen.  
Nur diese künstlerische Lösung war noch möglich.

Die Dreiteilung der Dichtung gibt die Vollkommenheit ihres  
Gesichts.

Segel und Flügel haben Sichelgestalt.

Erstes Mondviertel und letztes.

Das Segel ist Mittel zu einer realen Bewegung. Es führt durch  
die stets sich ändernde Umwelt. An Adriaküsten nach Griechen-  
land und bis in die Bretagne.

Der Flügel ist transzendentes Element.

Er steht in der einen Welt, die überall ist.

Im Bild des Rades — es liegt in der Mitte — treffen sich die  
beiden Sichel und lösen sich auf.

Der Vollmond starrt über den Ackerboden der Champagne auf  
Schnitter und Mägte.

Unheimlich, er wird mit einmal hinabgekurbelt —

und in der dunkelsten Nacht führt der Mensch die eigenen  
„Mondvollkommenheiten“ durch Paris spazieren.

In Jahrmarktsspiegeln vertausendfacht sich das Ich und läuft  
davon.

Schaut ein Dichter derart in die Welt, man würde einen  
Romantiker in ihm vermuten.

In der Däublerschen Dichtung ist kein Blutstropfen Romantik.

Die Plastik des Schauens greift durch bis ins Letzte.

Willens- und Sehensmomente schalten sich damit aus.

In der Architektur des Sichelgesichts ist alles notwendig.

Die Sätze tragen ihr eigenes Maß in sich.

Wenn sich zwei Worte verbinden, gibt's eine Gestalt.

Keine Stimmung, wie man gemeint hat!

Das ist zu begreifen.

Stimmung ist die Ausrede von allen, die nichts zu sagen haben  
und nichts zu formen vermögen.

Stimmung ist auch die Ausrede der Kritiker, die nicht sehen  
können.

Damit wollte man dieser Dichtung kommen!

Erhard Buschbeck

## KLEINER BRIEFKASTEN

Freunde, Leser: die hier wiederholt angekündigte „Lyrische  
Bibliothek der AKTION“ wird nun den (vielleicht zu bescheidenen)  
Sammeltitel tragen:

AKTIONSBÜCHER DER  
A E T E R N I S T E N.

Die Änderung des Namens ist notwendig geworden, da ich das  
Programm erweitert habe: neben der Lyrik soll auch die Novelle,  
der Essay, der Roman Aufnahme finden können. Betont jedoch  
sei: „Unterhaltungslektüre“ wird die Bibliothek dennoch nicht.  
Als erstes Buch erscheint in diesen Tagen: Ferdinand  
Hardekopf, Lesestücke. Das gebundene Exemplar kostet  
für Abonnenten der AKTION zwei Mark bei direktem Bezug.  
Bestellungen können nie zu früh kommen.

## DAS ABONNEMENT AUF DIE AKTION

muß jetzt erneuert werden, wenn in der Zustellung der Zeit-  
schrift keine Unterbrechung eintreten soll.

## DAS THEODOR DÄUBLER-PORTRÄT

ist als Postkarte erschienen. 50 Karten kosten M. 1,10.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Adya van Rees: Der Kämpfer (Titelblatt) / André Suarès: Zwischen Padua und Este (Deutsch von Franz Blei) / J. K. Huysmans: Blick von den Wällen im Norden von Paris (Deutsch von August Brücher) / K. J. Hirsch: Holzschnitt / G. Papini: Hallo Macchiavelli! / Schmidt-Rottluff: Original-Holzschnitt / Otokar Brézina: Die Schlangenhöhlen (Deutsch von Otto Pick) / Marceline Desbordes-Valmore: Lossagung (Deutsch von Gisela Etzel) / Charles Baudelaire: Gedicht (Deutsch von Wilhelm Klemm) / Wilhelm Klemm: Wolken / J. T. Keller und Wilhelm Stolzenburg: Dichtungen vom Schlachtfeld / Hans Koch: Ballade / Ludwig Meidner: Porträt des Dichters Oskar Kanehl / Rudolf Fuchs: Moses am Sinai / Walter Hasenclever: Die Begegnung / Alfred Wolfenstein: Schneenacht / F. W. Wagner: Elend / Angela Huberman: Okerlo / Richard Huelsenbeck: Capriccio / Palazzeschi: Der Dichter unterhält sich (Deutsch von Paul Adler) / Hans Reimann (Leipzig): Grotteske / Paul Lasker-Schüler: Karikatur / Carl Einstein: Ueber Franz Bleis Theaterbuch / Ferdinand Hardekopf: Ein Brief / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 13

HANS RICHTER-HEFT. INHALT: Hans Richter: Blick auf den Bürger. Selbstporträt (Titelblatt) / Hans Richter: Akt (Linoleumschnitt) / Maurice de Guérin: Die Bacchantin (Deutsch von August Brücher) / Hans Richter: Federzeichnung / Ferdinand Hardekopf: Ein Vermächtnis / Hans Richter: Nonne; Musik; Klavierspieler; Hund (Vier Original-Linoleumschnitte) / Franz Blei: Offener Brief an Herrn P. Schlenther / Theodor Däubler: Notiz über den Maler Hans Richter / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

SONDER-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman, gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION  
50 verschiedene Drucke M. 1,—

V E R L A G D I E A K T I O N

DICHTER - SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N  
H e i n r i c h M a n n  
F r a n z B l e i

C a r l E i n s t e i n  
Ferdinand Hardekopf  
R e n é S c h i c k e l e  
Paris von Gütersloh  
Flesch von Brunningen

KUNST - SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N  
N e u e S e c e s s i o n  
R i c h t e r - B e r l i n - H e f t  
S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
L u d w i g M e i d n e r - H e f t

Jedes Heft 50 Pfg.

P E T E R A L T E N B E R G  
N a c h f e c h s u n g  
Soeben erschienen. M. 4,50

ARTHUR HOLITSCHER  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
Roman. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m  
Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A N N E T T E K O L B  
D a s E x e m p l a r  
Roman. M. 3,—

F R E D E R I K V A N E E D E N  
G l ü c k l i c h e M e n s c h e i t  
Essays. Geh. M. 4,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l  
Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m

Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

Von Theodor Däubler ist erschienen:

D A S N O R D L I C H T  
Ein Essay in 3 Teilen. 1910.

H E S P E R I E N  
Eine Symphonie. 1915.

Der Mordbrenner (Gedichte)  
von Aldo Palazzeschi.

AUGUST STRINDBERG  
S ä m t l i c h e W e r k e  
Man verlange kostenlos Sonderprospekt

F R A N Z B L E I  
G e s a m m e l t e S c h r i f t e n  
6 Bände

G E O R G M Ü L L E R S V E R L A G  
M Ü N C H E N U N D B E R L I N

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 25. MÄRZ 1916



*Hans Richter*

*Akt (Original-Linoleumschnitt)*

Gar nichts kann Er, und Er prahlt.  
 Alte Törlin.  
 Possenreißer, Kuppler, Simpel,  
 Albernes Gedankentier.  
 Sorgsammausgesuchte Sau,  
 Ausgeschämte Freudengräfin.  
 Genug damit! Genug.  
 Ach mein lieber Alter,  
 Wenig Neues sagt man sich:  
 Ich genieße keinen Eindruck.  
 Neues fühl ich nichts dabei,  
 Lieber, doch wir liebten uns,  
 Denn die Liebe ist wohl alt,  
 Doch sie wird uns neu erscheinen.  
 Wirklich? Doch ich stelle zur Bedingung:  
 Beide werden, was sie waren.  
 Waren, waren, waren wann?  
 Als Sie ohne Argwohn hörten,  
 Was ich lange sprach und sang,  
 Einen Abend, ganz bei Ihnen,  
 Ohne Langeweile.  
 Haben Sie mich je geliebt?  
 Oder ich, habe ich Sie je geliebt?  
 Langeweile war bei Ihrem Leben  
 Unausstehlich stets dabei,  
 Denn wir brachen einmal ab.  
 Man entsinnt sich ihrer kaum.  
 Ja wir fanden bloß ein Wort.  
 Gestern abends wissen Sie?  
 Gestern abends?



Honoré Daumier

Gestern abends: was ich sagte.  
 Was und welches Wort: ich leide schrecklich.  
 Ja, wann war es?  
 Ach, Sie irren sicherlich,  
 Denn es war ein andermal.  
 Hatte ich es schon gesagt?  
 Hunderttausendmal.  
 Und es war am Abend,  
 Und so könnten Sie verstehn:  
 Immer war es doch dasselbe.  
 Nun genug, es war zu oft,  
 Lassen Sie mich jetzt im Frieden:  
 Ich bin krank.  
 Ja, was soll aus Ihnen werden?  
 Sagen Sie aus mir?  
 Gräfin, gute Nacht.  
 Gute Nacht, mein lieber Alter.

(Autorisierte Uebersetzung von Theodor Däubler)

## BRIEFE

Von *Félicien Rops*

1872.

. . . Seit zwei Monaten sucht mich Ihr Brief auf allen Dünen Seelands und erwischt mich endlich hier in diesem verlorenen Weiler der flämischen Küste. Der Brief muß schon die Nase eines Jagdhundes gehabt haben, um mich in Knocke zu finden, wohin seit zwanzig Jahren kein Briefträger den Fuß gesetzt hat. — Ich freue mich aufrichtig, daß Ihnen das ‚Wallonische Begräbnis‘ gefallen hat. Und so ist Ihr gütiger Brief für mich eine wohlthuende Ermunterung, wie es mir immer sehr schmeichelhaft ist, wenn mich Leute loben, deren Talent und Gesicht mir sympathisch sind. Ich glaube, die wirklichen Künstler arbeiten wie die wirklichen Schriftsteller nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. Ich kann Ihnen versichern, daß in dem ‚Begräbnis‘ gar nichts chargiert ist. Eher bin ich unter der lugübrren Wahrheit der Sache geblieben. Ich kann übrigens nur nach der Natur arbeiten, versuche ganz blöde und simpel das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe — das ist meine ganze Aesthetik, die ich zu praktizieren versuche, und ich finde das schon verflucht schwierig für mich.

Talent hab' ich noch keines, bekomme es aber vielleicht mit der Kraft des Willens und der Geduld.

Etwas anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Szenen und Typen dieses Jahrhunderts

zu malen, das ich sehr merkwürdig und interessant finde; seine Frauen sind so schön wie zu irgendeiner Zeit, und die Männer sind ja immer die gleichen: die Perücke Louis XIV. macht nicht die Molièreschen Komödien. Zudem hat die Liebe brutaler Genüsse, die Geldwut und die ordinären Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigentümliche Maske gelegt, auf der man den ‚Instinkt der Perversität‘, von dem Poe spricht, in Majuskeln liest. Das alles scheint mir amüsant und charakteristisch genug, daß die Künstler ehrlich versuchen sollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Sie fragen mich, wo man meine besseren Sachen finden könne. Ich habe nun ja wahrhaftig eine Menge gezeichnet, lithographiert und radiert, aber weiß Gott, wo meine armen Blätter sind, an denen übrigens die belgischen und holländischen Verleger, die den traurigen Einfall hatten, mich zu publizieren, wenig genug verdienten. Daher auch mein Entschluß, in Paris um meine künstlerische Adoption einzukommen. Aber glauben Sie nicht, daß ich über meine geringen Erfolge jammere — mein Stolz gießt Balsam auf die Wunden meiner Eigenliebe.

Wenn Sie einmal in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Venedig, das nur mehr ein herrliches Grabmal ist, wo die gotischen Paläste melancholisch auf die Wasserrosen im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe gleichzeitig vor Anker gehen konnten, wo nun alte Weiber, kränkliche gelbe Memlingsgesichter wie Klageweiber der großen Vergangenheit an den verödeten Kais kauern, da werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich erfaßte, als ich mich zum erstenmal diesem höchst sonderbaren Produkt gegenüberfand, das sich ‚die Pariserin‘ nennt. Herr Prudhomme, der an einer Straßenecke auf die Hottentottenvenus im Nationalkostüm stößt, wird weniger weg sein als ich es war vor diesem unglaublichen Komposé von Seide, Nerven und Puder. Und wie ich sie liebe! Zwei, drei Blätter, die ich aus meinem Buche reiße, zeigen Ihnen, daß ich in Paris meine Zeit nicht verloren habe. Ich habe etwa hundert solcher Rosenkränze des Teufels, die ich in diesem Winter herausgeben will, und von hier nehme ich an die zweihundert flämische und holländische Studien mit. Mit der gleichen glücklichen Freude zeichne ich die großgeschminkten Augen der Pariserin wie das gesegnete und üppige Fleisch meiner flandrischen Schwestern. Aus dieser Verbindung Spanien und Flandern, dieser Heimat von Schnee

und Sonne, ist eines der schönsten Menschengeschöpfe entstanden. Rubens wußte das! Schön sind sie und einfach und gut; sie haben eine Simplizität der Bewegung von epischer Größe; Barbey d'Aureville fällt einem ein: „Das Epische ist möglich in jedem Gegenstand, ob es nun die Prügeleien eines Ochsentreibers in einer Schenke sind oder ein Waschweib, das am Bachufer seine Wäsche klopft — dazu braucht der Ochsentreiber nicht Bob Roy, das Waschweib nicht Homers Nausikaa zu sein. Man muß nur den vom Abwasser des Lebens besudelten Stein richtig zu schlagen verstehen, daß der Poesie heiliges Feuer herauspringt. Aber zu diesem Zauberschlag bedarf es der göttlichen Sicherheit des Künstlers, was man Genie nennt, oder jener Sicherheit des zweiten Grades, die die Übung gibt und die man Talent heißt.“ Kann man schon nicht das Genie haben, dann probieren wir es mit dem andern; aber wie viele Sachen muß man da zeichnen, radieren, malen, lithographieren — große Götter!

Auf Wiedersehen diesen Winter in Paris, wo ich meinen künstlerischen Kreuzweg beginnen will. Daß ich nicht öfters als dreimal falle!

1877.

Paris scheint mir doch die beste Stadt der Welt, darin zu leben und zu sterben. Seit dem Kriege stand da eine ganze junge Generation von Künstlern und Dichtern auf. Leute, die während der Belagerung fünfzehn alt waren, und den Teufel und



Honoré Daumier

Im Frühling

die Teufelin im Leib haben. Das alles ist lustig, amüsant, voll Bewegung, und die Frauen sind hier hübscher als je. Paris packt mich, und mein Auge verfolgt verliebt die schwarzen Näschen der kleinen Schuhe unter den Wolken der Jupons, was man nur hier sieht . . . Man lebt hier vielleicht zu viel mit dem Kopf, aber anderswo zu viel mit Bauch und Unterleib.

1892.

. . . Die Liebe der Frauen hält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem letzten auch die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bißchen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem . . . Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles für die benedeiten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten an Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

(Deutsch von Franz Blei)

## UM ZU ERHEITERN

*Von Bapum*

Ich steckte im Nachtkasten, der einen herumschwingt, um das Caféhaus zu verlassen. Mirjam Mireille schaute mich an; lange, unbegründet stäubte das im Drehapparat. Oder, wird ein gedehntes, von Windschirmen geschwenktes Schauen durch einen Mulattenkopf und bröcklig flache Zähne tatsächlich motiviert. Körper, eben ein Druckstoff der Wiener Werkstatt.

Mireille besuchte mich mit zehnminütiger Verspätung. Man müsse sie entdecken, außerdem die Gedichte eines Jünglings drucken lassen, außerdem einen Schneider veranlassen, Mireilles Körperlichkeit (Kattun) zu deuten, außerdem liege ein Haßgedicht in der nördlichen Vorstadt, außerdem brauche sie einen Verleger, und ob ich nicht den Sommer in ihrer Villa am Kochelsee zubringen möchte.

Sie werden begreifen, daß man so trotz eines Samowars nicht zum Tee geht.

Dann kam er zu einer neuen Verabredung; die Adresse war ihm unter nasaldrohendem Aufmuntern an dem ersten Frühlingsabend (21. III.) ins Hutfutter gesteckt worden. Er war beruhigt, das Rendezvous um eine Stunde zu verspäten. (Bei „dann kam er“ endet der Erzählende, unter der Gewalt der Langeweile; ich fahre mit ihm fort.)

Jedoch der honiggelbe Mantel schleuderte ein puppigiges Auge quer durch das Eckgeschäft und nagelte ihn fest.

Zwischen fast einen jeden Satz schiebe man jenen fischartigen Knaben ein, den ich nicht nur beim Schreiben vergaß; der begleitete, erwartete, arbeitete heroisch, besorgte, sprach mit entfernten Vermieterinnen und war unveröffentlicht. Dieser Knabe wird sich als Parenthese erweisen, eingeschoben; darum eingefügt. Technik.

An diesem Abend sprach man nicht vom geschiedenen Mann Mireilles, sondern erstand auf Grund einer Preisliste ein, wie sich später erwies, zu geringes Quantum Blackberry Brandy, das von Kantorowitz völkisch lapprig ausgepampft war.

Mireilles kleine Fingergrazie genügt, in möblierter Schamlosigkeit fleckig, samt den weißgraue Würfeltuch der Wirtin zu ölen.

Sprach der leider Verabredete nicht vom Kauf der Dienstmädchen, die zweifelhafte Absichten legitimieren? Das Coupé rollte sie über die Helferinnen Mireilles und man erfreute sich an ihrem eifrigen, geübten Nachtopfputzen, an der Erfahrung im Stullenschmieren, an der Geschichte, da Mireille dreiundsechzig Soldaten schlafen legte.

Man schwang über eine von Ornamenten desinfizierte Brücke in die flache Luft, den Kopf kreisenden Lattenzäunen zgeduckt. Dies ratlose Verschlepptwerden ohne den Trost einer Autohalte. Etwas vage Hingerissenheit, über den Lattenzaun hinweg, in ein möbliertes Zimmer.

Geschlossene Unverpflichtetheit einer Gaslampe der Frau Kuxhafen, dieser roten Bettdecke; die Kissen, Mireilles Hand entstickt, ordnen sich den Möbelzeugen Kuxhafenscher Ehebeschäftigung ein. Ein Piranese rutscht in die Kiste.

Mireille zeigt ihre Photos, einen blauen Pyjama, der breite Beine androht, eine gesinnungstüchtige Kissenplatte, die sie anwappt.

Auch eine Geschichte vom lieben Gott als Kommissionär; denn Mireilles Vater, ein Mann, der in sie verliebt ist, in den sie verliebt ist, der unsiegbare Champion des Amants, in jeglicher Konjugation.

Er rät ihr dringend, den ungedruckten Knaben zu ehelichen, gegen dessen Schwester ein Schmähdgedicht gebracht werden soll, kann es nicht hier stehen?

Wir sind die Reinen und die Geeinten,

Die Heiligen und Klar-Geweinten.

Ihr seid die Schlangen und schiefen Verbrecher. Die grassen Neider gefüllter Becher. usw.

Man besprach: Poker, Fontarabia und Biarritz; Hotels, die Mireille schikanierte, Sängerinnen als Reiseziel. Der Samowar arbeitete an einer netten Sympathie und il pleut sur la ville comme il. Ein Rumsteak mit Bratkartoffeln, von einem alleinstehenden, nußbraunmöblierten Mädchen dargeboten, rührt perspektivisch, peripetiert. Der rot-häutige Blackberrybrandy rann in den dicken Hals, der sich gegen ein Kissenwappentier wulstet. Ebenfalls Blackberrybrandyfarben. Mireille, unter sich den gebuchteten, plüschroten Sessel, blutet im Schlafrock, dessen Schleifen den unteren Rücken propellern.

Mireille erzählt von einem Knaben, der einen Passionsvertrag mit ihr abschließen wollte; er von arivierten Modellen, von Tänzerinnen, die mit Alkohol einsperren.

Er beschäftigte sich mit dem Fenstervorhang (Tüll — aufgenähtes Ornament — entrückt), mit im Regen zuckendem Fensterkreuz; sie wies bereits auf seinen Roman hin und ließ ihn in die Orange nagen; er teilte Salzgurken.

Sehr angenehm.

Klingelnd kam der anderswo ansässige Unveröffentlichte, von dem erwähnt war, heiraten Sie ihn. Allerdings was war dabei. Sie umarmte den Apokryphen, er zerhackte das Fischköpfchen (blonde Barbe), war über, betonte die unmögliche Situation. Man trank aus einem Wasserglas. ER, geschickterer Völker sich besinnend, sprach französisch und hörte Mireille seine behauptete Betrunktheit bestreiten. Es war peinlich, familiär behandelt zu werden.

Der Jüngere wollte gehen und aß Salat. ER setzte den Hut auf. Sie zog den Mantel an und blieb. Die Hausschlüssel, der Jüngere und ER, von ihr geohrfeigt (Spritz überraschten Nichtbetrugs, Scham über nichtstatthabendes Duell), gingen. ER war human und bot einen Knockaught freundlich an. Dann benutzte er die Lektüre Dostojewskys und der Unveröffentlichte (dieser Zustand wird in der Fußnote beseitigt\*) stand mit IHM auf dem langen Bahnhof, der ihn gelassen ermunterte, die windige Nacht bei Mireille zu verbringen, da die Verbindungen schlecht seien. Der Knabe war altruistisch und nannte eine für ihn geeignete Omnibuslinie.

P.S. Gnädigste, Sie sind entdeckt; allerdings der Schneider fehlt; bemühen Sie sich allein zu ihrem alten. Weiter dürfte ich Ihr Tagebuch nicht führen. Verschließen wir Ihren Namen in unser lächelndes Herz.

\*) Nein! Das Papier ist doch zu teuer geworden!

## VORWORT

Mit dieser Seite leitet Ferdinand Hardekopf seine „Lesestücke“ ein, die soeben, als erste Publikation der Serie AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, im Verlage der AKTION erschienen sind.

... Immerhin lege ich spielerischen Wert auf das Faktum daß ich gestorben bin. Dies fiel mit der Morgenröte der großen Zeit zusammen. Somit sieht man sich hier allerdings einem Spuk gegenüber. Aber solche Phänomene sind häufig, jedes ehrliche Gespenst schreibt seine mémoires d'outre-tombe, und alles kommt nur auf die Vitalität der Abgeschiedenen an. Da der Selbstmord als Symptom pedantischer Lebensgier entlarvt ist, so wird man begreifen daß in diesem Falle nur Genußsucht das Motiv sein konnte. Schon bei sogenannten Lebzeiten habe ich mich nie gern langweilen wollen. Den Abgezogenheiten gab ich meine Vorliebe vor „realen“ Details. Höchstens bewog philologischer Sammeleifer zur temporären Erduldung jener Beanspruchungen für die man das infame Wort „Liebe“ verabredet hat. Schnell rettete ich mich ins Café. Dort erwuchs einigen der sehr erwünschte Zustand der „décadence“: unsere beste Beute. Die Antwort des Jren George Moore auf die Frage wie die Kunst zu fördern sei: „Durch Gründung von Cafés“, bleibt mir aus der Seele gesprochen. Aber diese Einsicht, so beweisbar, ist unzeitgemäß. Leider muß ich fürchten daß die Antipathie gegen sie schlecht stilisiert sein wird.



Hans Richter

Porträt des Ferdinand Hardekopf

Wir Gespenster sind Enthusiasten des Stils, und vielleicht glauben wir an unsere Renaissance aus den Anspannungen der Formung. Es war der Dichter einer entschwundenen Mentalität: Goethe, der das „Stirb und werde!“ in den West-östlichen Divan diktiert hat.

*Ferdinand Hardekopf*

#### EKSTASE DER SEHNSUCHT

Ich bin lauter Sehnsucht alt. Die Straße wächst aus blond in jede Morgenferne. Blut bricht mir aus den Händen, rinnt nieder, strömt. Die Landschaft wird zum glühenden, zischenden Traum. Ich fühle mein Gesicht schon anders werden. Ich trage auf meinem gehobenen Kopf dein Antlitz wie eine Fahne. Ich vergesse schon, daß ich war. Ich weiß kaum noch, daß ich eben im Café saß, daß mir die Stimme der Leute Musik zu deinem Gange war. Ich scharre überall nach meinen Vergangenen. Mein Gehirn rast sich in Stücke. Häuserfetzen stürzen mir entgegen. Die Stadt wird Urwald. Getier packt mein zuckendes Gehirn. Der Irrsinn ist ein allzu greller Mond. Ich decke mich mit Dämmerung.

*Rudolf Börsch*

#### TASSOS KERKER

*Von Alphonse de Lamartine*

Gott oder Mensch, Genie, du bist dem Tod geweiht.

Das Marterwerkzeug wirst du bald umarmen.  
Dem Mann behagt das Kreuz, auf dem das Opfer schreit.

Vor Tassos Kerker faßt ihn dann Erbarmen.

Hier schluchzte Tasso, Galileo rang in Rom!  
Gericht mit Scheiterhaufen, Kreuz, Schafott;  
Verachtung dir und jedem Menschenstrom!  
Ihr haßt die Fackel und begehrt das Licht von Gott.

Groß unter den Zwergen, wahrhaft mit den Schergen:

Genie, nun stirb, wie sich's gebührt!  
Die Städte zieren sich mit ihren Galgenbergen.  
Du hast das Volk zu Gott verführt!

Wir weichen nicht! Dein Schicksal wird mich stärken!

Die Kugel ist der Dank? Hier Brust und Hand!  
In Blut und Tränen legt den Docht von unsern Werken.

Die Lampe brennt. Nicht mir, doch Gott bekannt!

(Freie Nachdichtung von Theodor Däubler)

#### SCHÖPFUNG

Nachts, wenn eine Mutter schreit:  
Irgendwo zerbricht die schwarze Himmelsschale,  
Und die Sonne flattert  
Wie verwundet, Gold und Lava blutend,  
Um die Erde.

Und das rosa Meer  
Leuchtet in dem Frühling seiner Wellen;  
Rauschende Palmen steigen,  
Daß die Sterne wie Früchte  
An den Korallen reifen.

Irgendwo erbebt ein Gebirg  
Bis in seine starren Gletscher:  
Und der eine Tropfen, der sich löst,  
Mit dem Sturmbach springt er ab,  
Tod dem Tale.

*Goll*

#### DER FALTER

Aus hoher Dämmerung kam er geflogen  
Lautlos und weiß, ein ungeheurer Nachtfalter.  
Die Kugeln seiner Augen erglommen rosa,  
Seiner Flügel weiche Fransen wehten lang.

In fremde Riesenkelche senkt er die schwarze  
Spirale seiner Zunge, während sein Leib  
Zitternd in der Luft steht, in lichtet Moosgefieder  
Gehüllt — rastlos huscht er weiter.

Ganz behängt mit Träumen voll Tod und Liebe,  
Geister wehen ihm nach und stille Wälder.  
Dann wie ein weißer Zauberpriester  
Hing er zitternd am schwarzen Herzen der Nacht.

*Wilhelm Klemm*

#### HOCHSOMMERTAG

Vogelkehlen wimmern,  
Versengend knistert das Gras.  
Brunnen verröcheln.

Alle Straßen sind leer und gähnen  
wie Mäuler aufgeschlagener Särge  
und fallen in schweren Schlaf.

*Emil Wiedmer*

#### KLEMENTINE

Schon wenn du die steile  
Treppe betrittst,  
Hebt sich mein hohes Haus und blitzt  
Hell über die Häuserzeile,  
Und ist mit Himmel so gefüllt  
Und schwillt  
Und löst sich brausend vom Boulevard  
Wie ein Luftschiff, das seine Seile  
Zerriß. —



Und unsere Mansardenkammer  
Treibt dann über Dächern und Schloten,  
Einzige Flamme  
In der Stadt der Toten  
Und der Finsternis.

*Iwan Lassang*

#### MÜNCHENER HOFGARTENCAFÉ

Der Mittagsvögel Stimmen tropfen wie von Herzen  
ins grüne Blut, darin die Fraun abblühten  
von Stühlen, als sie weiß des Dichters Blick ver-  
brühten;  
sein heiliger Geist brennt fort in Blumenkerzen.  
An ihren Schreien klettern bunt Studenten,  
ihr Kreis scheint spiritistisch weich zu drehn;  
wenn sie die Huren alle erst erkannten,  
wollen sie wieder wie die Türme stehn.  
Ich zeichne mediumistisch meines Hirns Symbole;  
(mein Blut rauscht unter Tischen, wie Kanäle  
röhren nachts, wenn ich Mädchen von der Straße  
hole,  
weil die in Gärten mich nicht hören).  
Und Bojen, Marken meiner Meeresreiche,  
ausdeuten die, die Fremder Segel sind:  
die wirren Pfeile, drin ich mich vergleiche,  
in Käferbeinen, Herz, Gewehr und Blumenbind.  
Das werden Leitern zu den Nachmittagsge-  
schichten  
(bei einem Bein, das bis zum Knie mich graust,  
bei steilem Augenring) aus Schwurgerichten  
vom Lustmord eines Mädchens, Jungfrau und ver-  
laust.  
Unsympathien halten auf mein Lob von Leib und  
Liebe,  
das sich umstellt mit harten Räuschen, Schrei  
und Kneipenliedern.  
Bärtige Bäume, Ärzte, wollen mich zergliedern,  
zerschneiden auf den Tischen Knie und Triebe.  
Die Sonne sticht durch Zweige sich in meinen  
Schädel,  
blank wie ein Groschen, halb im Automaten;  
Ich wehe vorm Zerschmelzen ab und nenne Kell-  
ner-Gäste edel,  
aus den Arkadenschatten schwenke ich in guten  
Taten.

*Alfred Vagts*

#### KONFUSION

(Ein Film.)

Plötzlich sprangen in den Straßen Gräber auf wie  
Erbsenschoten,  
und jämmerliche Wesen wälzten sich heraus, die  
drohten  
mit ihren blaßgebleichten Knochen ihren Uru-  
enkeln:

die stoben fort und auseinander, als brennte es  
in ihren Schenkeln,  
Pest oder Cholera im Bauch, oder Jüngster Tag  
am Ende  
(man muß doch sehn, ob man nicht Rettung fände,  
man hat sein kleines Leben lieb; die Hände,  
die sich über alles strecken — —  
wer weiß, ob man nicht schlauer ist, versucht  
sich zu verstecken).  
Sie hopsen, springen ängstlich über Straßenbahn-  
geleise,  
sie tanzen durcheinander: jeder in seiner Weise,  
der eine verkriecht sich im Lokus, um sich zu  
retten,  
der verwälzt sich tief in seine Betten,  
viele fallen über die Geländer hoher Brücken,  
fallen in hochgeschwollene Ströme, müssen in  
großen Schlücken  
gelbes Wasser saufen; andere aber drücken  
voll Furcht vor Unbekanntem sich an ihre Weiber.  
Auf einmal greift eine unmäßig große Hand vom  
Himmel,  
schiebt sich langsam durch chaotische  
Gewimmel,  
plättet die Straßen glatt, als wären sie Wäsche,  
greift aus dem Gewühl sich ein paar besonders  
fische



*André Derain*

*Holzschnitt*

Kokotten und Kavaliers, ein paar dicke Kommer-  
zienräte,  
stört in den diversen Salons die Abschiedsfête,  
stürzt Börse und Kirche und Rathaus um, als  
mähte  
sie Gras . . . hebt sich, verschwindet . . . nichts  
ist passiert.

Ein Gentleman sieht nach, außerordentlich blasiert.  
*Hans Leybold*

#### TELEPATHIE

*Von Eberhard Buchner*

Dietrich Raminto konnte als der Prototyp jener auch in unserer Volke zu allen Zeiten nach Tausenden zählenden Unglücklichen gelten, bei denen die Erfolge hinter den Naturanlagen weit zurück bleiben. Er hatte in seiner Jugend studiert, und es wäre ihm nach menschlichem Ermessen ein Leichtes gewesen, die Fülle seiner Gelehrsamkeit in klingende Münze umzusetzen. Die Mannigfaltigkeit seiner Begabung aber hatte es ihm zur Unmöglichkeit gemacht, sich auf eines der eng umhegten Spezialfächer zu konzentrieren, und so kam es, daß er noch immer als ewiger Student in den Hörsälen und Bibliotheken anzutreffen war, als seine Genossen schon längst in Amt und Würden saßen. Mit 28 Jahren war es ihm gelungen, einen neuen Beweis für einen der zum festen Bestand der Wissenschaft gehörenden mathematischen Sätze aufzufinden. Er wurde in einem der maßgebenden Fachblätter publiziert und erregte ebenso sehr durch die geistreiche Verve seines Gedankenganges wie durch die spielende Eleganz der Ausführung in den wissenschaftlichen Kreisen berechtigtes Aufsehen. Aber ehe sich noch die Aufregung über seine Entdeckung legte, hatte sich Raminto wieder neuen Zielen zugewandt. Es gelang ihm in der Bibliothek eines kleinen Landstädtchens ein paar mittelalterliche Melodien zu entdecken, die bisher noch unbekannt geblieben waren, und in einer scharfsinnigen Abhandlung wies er — er mochte damals etwa 30 Jahre zählen — ihren Ursprung und ihre Bedeutung nach. Zugleich kleidete er sie in feierlich anmutende, der Zeit ihrer Herkunft entsprechende Harmonien, und eine Saison lang oder auch zwei war sein Name auf den großstädtischen Konzertprogrammen ziemlich häufig zu lesen. Mit 32 Jahren wandte er sich der Botanik zu, aber ehe er noch dazu kam, die ersten Sätze seines großgedachten Werkes über den Einfluß der Bodenbeschaffenheit auf den äußeren Habitus der Pflanzen niederzuschreiben, hatte er das Interesse auch

an diesem Stoff verloren und schwenkte zu den mystischen Wissenschaften über. Diese Studien freilich betrieb er so ziemlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Eine große Zeitschrift hatte 2 bis 3 Artikel über okkulte Fragen aus seiner Feder gedruckt, dann aber verzichtete sie auf seine Mitarbeit, weil er nach ihrer Ansicht diesen Dingen viel zu wenig Skeptizismus entgegen brachte und hin und wieder rund heraus zu behaupten wagte, daß nur noch Dummköpfe an der Wahrheit der okkulten Phänomene zweifeln könnten. Dietrich Raminto war von Hause aus leidlich begütert gewesen, aber er hatte, wenn auch nicht gerade verschwenderisch, so doch auch keineswegs sparsam gelebt, und so kam es, daß er sich, als sich ihm wider sein Erwarten — denn er hatte nie gelernt, die Außenwelt richtig einzuschätzen — die Presse versagte, nach einem abseits seiner Studien liegenden Broterwerb umsehen mußte. Er übernahm eine Versicherungsagentur und tat diese Arbeit widerwillig und unfroh, bis ihn eines Tages (er hatte vor kurzem seinen 40. Geburtstag gefeiert) ein heftiges Fieber aufs Krankenbett warf.

Raminto wurde von seiner Frau gepflegt. Sie hatte ihn geheiratet, als er schon über die erste Jugend hinaus war, und sie hatte sich nur wenige Monde lang eingeredet, ihn zu lieben. Trotzdem war die Ehe nicht geradezu unglücklich gewesen, denn beide Teile hatten sich mit der Zeit aneinander gewöhnt und waren sorgsam darauf bedacht, die häusliche Ruhe und Behaglichkeit zu respektieren. Pfl egte Frau Raminto ihren Gatten jetzt in seiner Krankheit nicht mit der andächtigen Hingebung leidenschaftlicher Liebe, die sich selbst vergißt und eigene Wünsche der Sorge um das Wohlergehen des Liebsten gegenüber gar nicht mehr kennt, so tat sie es doch mit einer linden Freundlichkeit, die beruhigend auf die Nerven des Kranken einwirkte. Trotzdem verschlimmerte sich sein Zustand zusehends. Am vierten Tage verließ ihn das Bewußtsein, und am fünften Tage kniete Frau Raminto am Bette eines Toten. Der Arzt kam, füllte die Papiere aus und verschwand, und es wurde schauerlich still in dem kleinen Raum, in dem das Totenlager aufgeschlagen war. Ein Tag verging, und zwei Tage, und am Abend des zweiten fühlte sich die arme kleine Frau so fern von der Welt der wirklichen Dinge, als ob sie selbst der Tod an der Hand genommen und in ein fremdes wunderliches Land hinübergeleitet hätte. „Wie soll die Pein enden, wie soll das Leben weiter gehen?“ quälte sie sich

unter kleinmütigen Tränen, und erst in der vierten Morgenstunde schloß ihr der Schlummer die verhärmten Augen.

Frau Raminto träumte: Sie sah den Toten vor sich, und es war scheinbar genau das gleiche Bild, das sie Tags zuvor, am Totenbette kauern, Stunden lang angestarrt hatte. Das Antlitz lag hager und eingefallen, und der Mund war verzogen wie in schmerzlicher Bitterkeit. Schlaff ruhten die Arme, und die Finger waren erschreckend spitz und entsandten einen weißblauen Glanz wie wolkiges Glas. Plötzlich aber kam ihr ein seltsamer Gedanke. Sie suchte nach den Totenflecken, von denen sie Jahre zuvor einmal in medizinischen Büchern etwas gelesen hatte. Ein Weilchen lang waren ihr die Augen wie gehalten, dann aber sah sie allerwärts, im Gesicht, an den Händen, am Hals kleine blaue Stellen, und als sie noch weiter suchte, als sie dem Toten die Brust entblöbte und das Sterbehemd von den Schultern streifte, fand sie, daß der ganze Körper dicht davon bedeckt war. Zu gleicher Zeit aber merkte sie zu ihrer größten Verwunderung, daß sie selbst plötzlich den Mund öffnete und zu reden begann. „Es ist ein Irrtum,“ sprach sie, „es sind keine Totenflecken, ich weiß, daß es ein Irrtum ist, und ich habe die Pflicht, den Arzt darüber aufzuklären.“ Sie hörte Ton für Ton, und sie wunderte sich darüber, wie sie wohl dazu käme, Worte zu sprechen, die sie gar nicht hatte sprechen wollen, und von denen ihr Hirn nichts wußte. Dann aber entriß sie sich diesem Staunen und wandte den Blick wieder auf das blasse Antlitz, das auf weißem Kissen vor ihr ruhte. Und da war es ihr einen Moment lang, als ob die Lippen zuckten, als ob die Augenlider sich heben wollten, und als ob auch die weißen Hände leise zusammenführen, wie von einem unsichtbaren elektrischen Strom gestreift. Mit diesem Eindruck erwachte Frau Raminto.

Es war die Stunde der ersten Morgendämmerung. Frau Raminto rechnete sich nach, daß ihr Schlummer nur Minuten gewährt haben könne, und die Erinnerung an das, was sie im Traum erlebt, erschien ihr dadurch nur noch grauenvoller und aufregender. Eine kleine Weile besann sie sich, ob sie sich nochmals niederlegen solle, aber sie fürchtete, daß sich der Traum wiederholen würde, und so blieb sie wach und kleidete sich langsam an. Die Wanduhr, der in den vier Jahren ihrer Ehe auf stillschweigende Vereinbarung hin das Ticken niemals erlaubt worden war, hatte sie am Abend zuvor zum ersten Male aufgezogen, aus

Furcht, von der Stille erdrückt zu werden. Wie Hammerschläge dröhnte nun ihr Gang in das morgendliche Schweigen. Frau Raminto litt unsagbar darunter; sie suchte sich zur Ruhe zu sprechen, aber von Augenblick zu Augenblick wuchs ihre innere Erregung, und schließlich schlich sie sich, scheu und geduckt, als ob sie ein Verbrechen begehen wolle, zu der Wand hinüber und hielt den schwingenden Perpendikel mit zitternden Händen wieder an.

Als Frau Raminto das Sterbezimmer betrat, stürzte sich die Erinnerung an den merkwürdigen Traum von neuem über sie, und eine heftige Neugierde stieg in ihr auf, im Wachen zu tun, was ihr die Phantasie im Schlaf vorgespielt hatte. Sie drehte den Schlüssel im Schloß und trat dann — sie wußte selbst nicht, warum ihr die Kniee schlotterten — ganz nahe an das Lager heran. Sofort fand sie die blauen Flecke, und sie wurde mit Schauern inne, wie genau das Traumbild in allen Einzelheiten mit der Wirklichkeit übereinstimmte.

Die Arme hatte sie untersucht und die Brust, und sie war eben daran, das Hemd des Toten wieder zu schließen, als ihr plötzlich ein seltsames Erschrecken durch die Glieder lief, das sie in starre Bewegungslosigkeit versetzte. Was war geschehen? Sie hätte selbst wenig darüber aussagen können. Der Tote lag starr wie zuvor, und doch glaubte sie gefühlt zu haben, daß von ihm zu ihr eine Macht herübersprang, wie sie nur einem Menschen von Fleisch und Blut eigen sein kann. Der blasse Mund hatte sich nicht geöffnet, kein Zug in dem weißen Gesicht hatte sich verschoben, aber blitzschnell war in ihr das Bewußtsein erwacht, daß das alles nur Maske sei, Lug und Trug, und daß Dietrich Raminto in Wahrheit leben müsse und durch die geschlossenen Lider des Scheintoten hindurch ihr Tun und Lassen aufs genaueste beobachtete. Ja, mehr als das: derselbe Zwang griff wieder nach ihr, den sie in den Jahren ihrer Ehe so tausendfältig kennen gelernt hatte, dieser Wille, der keinen andern neben sich dulden wollte, der, wie eine herrische Macht, über einen herfiel, noch ehe er sich in Worten des langen und breiten erklärt hatte. Man duckte sich unter ihm, ehe man ihn nur recht begriff und wurde zum Gefäß seiner Gewalt, ehe man sich irgendwie mit ihm hätte auseinandersetzen können. Gab es einen Willen, der sich ohne Worte, ohne Gebärden, nur durch des Gedankes Kraft auswirken konnte? Frau Raminto hatte sich daran gewöhnen müssen, diese Frage ohne Vorbehalt zu bejahen.

Aber jetzt — konnte sie sich jetzt nicht täuschen? Konnte es nicht sein, daß ihr das Knechtum so tief ins Blut eingegangen war, daß sie auch jetzt noch, da ihr die Ketten schon gelöst waren, unversehens wieder darein zurückverfiel? Gewiß, wir anderen glauben, ein Recht darauf zu haben, so zu fragen, Frau Raminto aber wußte genau, daß diese Täuschung ausgeschlossen war. Denn gegen die Beweise, die die Stimme unseres Herzens hervorbringt, gibt es bekanntlich keine Berufung. Ein paar Sekunden horchte sie gleichsam noch nach dem Toten hinüber, um ihrer Sache ganz gewiß zu werden. Darauf öffneten sich ihr gegen ihren Willen die Lippen, und sie sprach, halblaut nur, aber mit fanatischem Tonfall die gleichen Worte, die sie im Traum gesprochen hatte. Dann lächelte sie — aber es war ein unbeholfenes schreckhaftes Lächeln — und ging weinend in ihr Schlafzimmer hinüber, um sich die glühenden Schläfen mit kaltem Wasser zu erfrischen.

Einige Stunden später schickte Frau Raminto zum Arzt. Während das Mädchen lief, setzte sie sich in dem Besuchszimmer zurecht und überlegte sich, was sie ihm sagen sollte. Was sie da tun wollte, kam ihr mit einem Male so sinnlos vor, daß sie mehr als einmal nahe daran war, Hut und Mantel vom Haken zu nehmen und dem Mädchen nachzueilen, um es an der Ausführung der Bestellung zu hindern. Aber sie fürchtete, daß es zu spät wäre, und so ließ sie den Dingen ihren Lauf. Man kann nicht einmal sagen, daß ihr das sonderlich schwer fiel, denn eine bleierne Müdigkeit legte sich über ihr Denken und Fühlen, und es war ihr kaum mehr möglich, die Augenlider offen zu halten.

Träge schlichen die Minuten, und Frau Raminto glaubte, daß es schon nahe am Abend sein müsse, als um die Mittagszeit der Arzt eintraf. Es war derselbe, der den Tod Ramintos konstatiert hatte. Er trat langsam näher und verbeugte sich. „Sie fühlen sich nicht wohl, gnädige Frau?“ fragte er. Frau Raminto schüttelte leise den Kopf. „Es ist nicht das,“ erwiderte sie, „es betrifft meinen Mann. Es ist da eine Angst in mir — nein, verstehen Sie mich recht, es ist zu wenig, wenn ich sage: eine Angst: es ist eine Gewißheit, eine unheimliche Gewißheit! Er hat mir eine Botschaft gesandt.“

„Eine Botschaft?“ Der Arzt riß die Augen weit auf und musterte die Frau mit entsetzten Blicken.

Frau Raminto nahm ihn beim Arm und zog den

Widerstrebenden ins Sterbezimmer. „Sehen Sie selbst!“ keuchte sie. „Sehen Sie selbst! So wahr ich hier vor Ihnen stehe, er ist nicht tot! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sehen Sie selbst!“

Ohne ein Wort zu entgegnen, beugte sich der Arzt über die Leiche. Er machte sich an den Augen zu schaffen, suchte nach dem Puls und horchte ein Weilchen still und versunken. Dann öffnete er, ebenso wie es wenige Stunden zuvor die Frau getan hatte, das Sterbehemd, förderte aus der Hintertasche seines Rockes ein Stethoskop zu Tage und setzte es sorgsam auf die Brust des Toten an. Fünf Minuten und länger vielleicht dauerte die Untersuchung. Frau Raminto dünkte es Ewigkeiten.

Als der Arzt endlich den Kopf wieder erhob, fragte er kurz: „Und woraus schlossen Sie —?“

Aber Frau Raminto antwortete mit einer Gegenfrage: „Haben Sie alles getan, was Menschenkraft vermag?“

Der Arzt blickte sie an wie man auf eine Kranke sieht. „Wenn Sie Wert darauf legen, können wir auch die Totenstarre noch feststellen.“ Er nahm einen Arm des Toten und suchte ihn zu strecken. Frau Raminto schrie leise auf, und der Arzt wendete sich zu ihr herum. „Wenn es Sie quält — ich versichere Sie, daß es eine überflüssige Sorge ist. Was Sie vermuten, liegt außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit. Sie haben gesehen, wie ich das Herz behorchte. Kein Ton! Es war alles still. Ich weiß sehr wohl, welche Verantwortung ich auf mich nehme, aber ich verbürge mich dafür, es ist hier kein Zweifel möglich. Ich gestehe, daß ein einziges kleines Moment dem ungeübten Auge Bedenken einflößen könnte: die Totenflecken —“

Frau Raminto schrie: „Ich wußte es, er hat es mir gesagt! Sehen Sie, die Botschaft! die Botschaft!“ Sie wankte, wollte den Arm des Arztes ergreifen, schlug aber, ehe sie ihn erreichte, besinnungslos zur Erde nieder. — — —

Dietrich Raminto hatte ein Testament hinterlassen. Es wurde acht Tage nach der Beerdigung auf dem Gericht geöffnet und enthielt in seinem ersten Teil nicht allzu viel Verwunderliches. Ein entfernter Verwandter wurde zum Testamentsvollstrecker ernannt, die Witwe zur Haupterin eingesetzt; einige kleinere Legate fielen an Freunde und Berufsgenossen. Dann aber kam ein Passus, der ganz danach angetan war, Sensation zu erregen und bei den Philistern beiderlei Geschlechts ein lebhaftes ärgerliches Kopfschütteln hervorzurufen.

Dietrich Raminto hatte wörtlich das folgende zu Papier gebracht:

„Ich habe die letzten zehn Jahre meines Lebens dem Versuch gewidmet, meinen Mitmenschen zu beweisen, daß es eine Gedankenübertragung gibt, und daß auch die okkulte Lehre vom Fortleben des Menschen nach dem Tode auf Wahrheit beruht. Der Beweis ist mir mehr als einmal gelungen, aber die Dummheit und Trägheit der Welt läßt sich nichts beweisen. Ich werde daher ein übriges tun. Ich werde mich bemühen, auch nach meinem sogenannten Tode noch in Kontakt mit den Menschen zu bleiben, die mir im Leben die nächsten gewesen sind, und ich zweifle keinen Augenblick an dem positiven Erfolg des Experiments. Da es indessen leicht möglich ist, daß auch hier wieder die feige Beschränktheit, die in unserer Zeit leider Gottes das Heft in Händen hat, den Versuch unternehmen wird, die Tatsachen zu unterdrücken oder abzuleugnen, so verwahre ich mich schon an dieser Stelle gegen das Gebahren solcher Dunkelmänner und erkläre es ausdrücklich als meinen letzten Willen, daß alle nach meinem Tode etwa auftretenden und mit meinem Ableben mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit irgendwie zusammenhängenden okkulten Phänomene, gleichgültig ob es sich dabei um telepathische Erscheinungen oder Materialisationen handelt, gründlich und wissenschaftlich untersucht werden. Da ich unter meinen Freunden keinen weiß, den ich mit dieser Aufgabe betrauen könnte, bitte ich die Redaktion der Monatsschrift ‚Das geistige Leben‘, die seiner Zeit meine ersten Artikel über okkulte Fragen veröffentlicht hat, eine Kommission zu bilden, die sich mit meinen Angehörigen ins Einvernehmen setzen und sich von ihnen über alle Vorkommnisse auf dem Laufenden halten lassen müßte. Ich danke der Kommission, der ich für ihre Bemühungen 3000 Mark zur Verfügung stelle, schon heute für ihre Tätigkeit, und verfluche jeden, der es sich einfallen lassen wollte, ihr dabei hindernd in den Arm zu fallen. Denn es handelt sich hier nicht um meine privaten Angelegenheiten, sondern um große wichtige Menschheitsinteressen. Diese Zeilen habe ich in voller geistiger Klarheit als meinen letzten Willen niedergeschrieben. Dietrich Raminto.“

Trotz der Würde des Ortes und trotz des Ernstes der Stunde wurde bei der Verlesung der letzten Sätze ein leises Kichern laut. Frau Raminto fuhr auf und wollte reden, und es gelang den vereinten Bemühungen ihrer Verwandten nur schwer, sie zur Ruhe zu bringen. — — — —

Eine Woche verstrich, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes ereignete. Der Testamentsvollstrecker hatte sich mit der Redaktion der Zeitschrift in Verbindung gesetzt, und Frau Raminto wartete nun auf den Bescheid. Eine ihr selbst unerklärliche Scheu hielt sie davon ab, persönlich bei dem Herausgeber vorzusprechen, so ungeduldig sie auch war, seine Antwort zu erfahren. Sie war allmählich gefaßter geworden. Die Argumente, die der Arzt geltend gemacht hatte, erschienen ihr, zumal sie ihr von allen Seiten bestätigt wurden, als stichhaltig, und auch das Testament, das sie im ersten Augenblick in so schwere Verwirrung gestürzt hatte, trug nun das seine dazu bei, sie zu beruhigen. Das Erlebnis am Totenbett selbst stand ihr natürlich auch jetzt noch außer allem Zweifel. Aber es hatte etwas von seiner rätselhaften Natur verloren, seitdem ihr die eigenhändig niedergeschriebenen Worte Ramintos die Gewißheit gegeben hatten, daß sein Ursprung nicht in einem geheimnisvollen Ungefahr, sondern in der deutlichen Absicht eines willensstarken Geistes zu suchen sei. Frau Raminto hatte sich um die okkulten Studien ihres Gatten bei Lebzeiten nicht sonderlich gekümmert. Nun aber hatte sie erkannt, daß hier Fragen von ungeheurer Wichtigkeit vorlagen und der Lösung harren, und sie war fest davon überzeugt, daß das, was ihr selbst widerfahren war, für Tausende von Bedeutung werden konnte.

Eines Abends brachte das Mädchen Frau Raminto mit der Post eine Nummer des „geistigen Lebens“. Frau Raminto schrak zusammen und durchblätterte das Heft mit zitternden Fingern. Sie brauchte nicht lange zu suchen — blau angestrichen eine breite Überschrift: „Dietrich Ramintos letzter Wille.“ In Hast überflog sie die Zeilen, um zum Schluß zu kommen. Was interessierte sie jetzt der Wortlaut des Testaments, den sie längst kannte! Aber hier, hier! Frau Raminto fuhr jäh zurück. Die Redaktion lehnte höflich, aber bestimmt ab. Und warum? Weil jeder nur einigermaßen reife und kenntnisreiche Mensch heute wisse, daß das Unterfangen Dietrich Ramintos, möge er sich seine geistige Gesundheit im übrigen auch noch so eindrucksam bescheinigen, ein heller Wahnsinn sei. Eine telepathische Übertragung zwischen einem Toten und einem Lebenden! Um einen Gedanken, eine Willensäußerung übertragen zu können, müsse doch eben zunächst einmal ein Wille da sein, der Tod aber sei — darüber sei sich die Wissenschaft längst im klaren — das Ende jeder Willens-

aktion. Und dann: warum begnügen sich unsere okkulten Forscher denn nicht damit, die Telepathie zwischen Menschen von Fleisch und Blut zu beweisen? Noch keinem sei dies Wunder gelungen! Und trotzdem will man uns mit dem ungleich größeren kommen, ehe man das kleinere zustande gebracht habe? Torheit, Verblendung, Phantasie!

Das Blatt entfiel ihrer Hand. Reglos saß die kleine Frau auf dem Stuhl und starrte vor sich hin, und alles in ihr bebte vor Empörung ob der Dummheit dieser Menschen. Dann aber mischte sich in ihr Empfinden plötzlich ein neuer Ton. Sie fuhr jäh zusammen, und unwillkürlich kam ihr der Moment am Totenbette ihres Gatten wieder in den Sinn, da ihre innere Not und Verwirrung ihren Anfang genommen hatte. Wie damals fühlte sie sich unter einem Bann, dessen sie nicht mehr Herr werden konnte. Er lähmte ihr die Glieder, noch mehr aber jeden Gedanken, der sich etwa gegen ihn zur Wehr setzen wollte. Von irgendwo her strömte der schwarze Glanz zweier Augen auf sie ein, und sie starrten so gespenstisch und abgrundtief, als ob sie sie in ihrem bescheidenen erbärmlichen Sein mitleidslos verschlingen wollten. Stück für Stück zerbrach ihr der Wille unter der Vision dieser zielsicheren Augen. Ein anderer reckte sich dafür hoch in ihr, ihr fremd und doch vertraut, furchtbar und doch begehrt. „Ich bin sein Gefäß“, empfand sie, „er redet durch mich, er offenbart sich mir, durch Sargeswände hindurch kommt mir seine Botschaft, aus der Grube heraus, aus der Versunkenheit des Grabes. Er lebt, er lebt!“

Und wieder ein Weilchen später, da war Schrecken und Staunen, da war das schmerzvolle sich biegen und sich beugen in eine große stille Andacht übergegangen. Er lebt, Wunder über Wunder! Und sie faltete die Hände, wie sie es als Kind gelernt hatte. Der fromme Kindheitsglaube an die Unsterblichkeit, den ihr das Leben in harten bitteren Stunden zerstört hatte, wachte wieder auf, und der ihn erweckte war keiner von den alten Bibelpropheten, deren Tage schon so weit zurückliegen, daß man kaum noch für möglich halten mag, daß diese graue Vergangenheit jemals Gegenwart gewesen ist, war keiner von den bequemen Schönrednern im Priesterrock — nein, es war der eigne Gatte, vor dem Unverstand der Welt ein Toter, für sie aber, der der Schleier von den Augen genommen, ein Dreimallebendiger, ein Auferstandener! Wunder über Wunder! Still horchte sie in sich hinein, bis sich ihr auch diesmal wieder die Botschaft zu festen Begriffen und Worten formte.

Frau Raminto wußte nichts mehr von Raum und Zeit. Ihre Lippen formten Satz auf Satz, und sie merkte es nicht, daß dabei ein Dialog zu Stande kam, und daß der gleiche Mund die Fragen stellte und die Antworten erteilte.

„So hat dich der Tod nicht halten können?“

„Glaube nicht an die Torheit der Menschen: ich bin nicht gestorben, ich lebe!“

„Aber sie verscharrten dich im kalten Grabe?“

„Sie verscharrten einen Lebenden. Erinnerst du dich nicht der Stunde, da ich dich warnte? Wärest du gehorsam gewesen, du hättest mir die Qual und Schmach, die sie mir antaten, erspart.“

„So bin ich es, die schuld ist an deinem Tod?“

„Hörst du nicht, daß ich lebe? Sagte ich es dir nicht, fühlst du es nicht?“

„Oh, mich schmerzt mein Kopf!“ stöhnten die Lippen der armen Frau. „Habe Erbarmen mit mir! Sage mir, was ich tun soll! Sage mir, wie ich dir helfen kann! Sprich, sprich!“

Stärker wurde der Schmerz in den Schläfen, aber die Antwortstimme klang nur noch wie aus weiter Ferne. „Komm!“ lockte sie. „Komm zu mir! Wen habe ich wohl, wenn nicht dich! Zögere nicht! Komm!“ — — —

Am frühen Morgen — die Sonne war noch spröde und kalt, und der Tau lag auf allen Gräsern — fand man Frau Raminto am Grabhügel ihres Gatten. Sie lag am Boden hingestreckt, und ihre Finger hatten sich tief in die schwarze Erde eingewühlt. Sie mußte versucht haben, ein Loch zu graben, um sich bis zum Sarge hindurch zu arbeiten, war aber, noch ehe sie zu einem wesentlichen Erfolg gelangt war, von einer schweren Ohnmacht überfallen worden. Ein Arzt war alsbald zur Stelle, und es war ihm ein leichtes, die Unglückliche ins Bewußtsein zurückzurufen. Aber sie gab unklare wirre Antworten, und als sie schließlich nach längerem Zögern und mit scheuen Augen erklärte, ihr Gatte habe sie gerufen, und sie sei felsensfest davon überzeugt, daß er, obwohl er schon seit Wochen in der Erde ruhe, noch am Leben sei, machte der Arzt ein sehr ernsthaftes Gesicht und ordnete sofort den Transport ins Irrenhaus an. — — —

Nach Monaten erst konnte Frau Raminto in ihre Wohnung zurückkehren, und auch das nur, weil sie schließlich, der Gefängnispein überdrüssig, widerrufen hatte. Der Mund hatte widerrufen, aber das Herz wußte nur zu gut, daß er ein Verräter war. Es hielt fest an seinem Glauben und wartete verzweifelt und sehnsuchtsvoll auf neue Kunde. Aber es wartete vergeblich.

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

## Schriftsteller

für zeitgemäße Kriegs-Jugend-Literatur gesucht. Gefl. Angebote unt. . . . an Rudolf Mosse, Berlin SW 19.

„Berliner Tageblatt“, 22. 2. 1916.

Zur Begründung seines Standpunktes machte Herr Haase über die inneren Zustände unseres Landes Redensarten, die durch ihre Übertreibungen und ihren verhetzenden Ton nur den Zweck und Erfolg haben konnten, die Massen zu verhetzen und aufzupeitschen, bei den Feinden aber den Eindruck hervorzurufen, als wären wir im Innern am Ende unserer Kraft. . . . Aber damit nicht genug. Der Abgeordnete richtete an die Regierung die Aufforderung, sofort Frieden zu schließen, weil wir unsere Feinde doch nicht besiegen könnten, und gab damit ein Zeugnis elender und jämmerlicher Schwäche, das allerdings nur seine Person trifft. Er fügte weiter hinzu, für die Arbeiter, die im Felde ständen, sei es besonders schmerzlich, daß sie die Waffen gegen die anderen Mitglieder der Internationale erheben sollten, die ihnen infolge der Gemeinsamkeit der Ideale besonders nahe ständen. Den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit — einer Vaterlandslosigkeit, die in der Stunde des schwersten Daseinskampfes des eignen Vaterlandes sich hervordrängt, wird er nicht wieder von sich abwälzen können. . . .

Wir haben uns bisher nicht in die Frage eingemischt, ob die verschiedenen Richtungen der sozialdemokratischen Fraktion sich voneinander trennen werden, und denken es auch ferner nicht zu tun. Das eine muß aber ausgesprochen werden: solange die sozialdemokratische Partei das Schwergewicht einheitlich in die Wagschale wirft, welches ihr aus der Zugehörigkeit der Haase und Genossen in den Parlamenten und in der Organisation im Lande erwächst, solange sie sich die Möglichkeit offen hält, nach dem Frieden auch mit dieser Minderheit wieder zusammenzugehen, so lange genügen weder Äußerungen wie die heutige des Abgeordneten Scheidemann, noch die anschließenden Lärmereien, um die Partei als Ganzes von der Verantwortung für das Verhalten des Herrn Haase und seiner Freunde zu entlasten. Das deutsche Volk und die deutsche Arbeiterschaft steht nicht hinter diesen vaterlandslosen Anhängern der Internationale; es steht da, wo die Fahnen seiner Truppen wehen.

„Preuß. Kreuz-Zeitung“ Abendausgabe 24. 3. 1916.

Herr Haase wollte kund und zu wissen tun, daß er und seine engere Sippe gegen das Notetatsgesetz stimme, und er wollte begründen, weshalb sie das täten. Zunächst wettete er nur gegen die Steuerpolitik und die Kriegswirtschaft der Regierung — Herr Haase aber hatte den Hauptstreich noch nicht ausgeführt: das war die Kritik an der auswärtigen Politik der Regierung, was soviel bedeutete, wie eine neue Entwicklung des von der Minderheit der sozialdemokratischen Partei dem Kriege gegenüber eingenommenen Standpunktes. Er erging sich dabei in Wendungen, die jedem Deutschen, der seine fünf Sinne beisammen und das Herz auf dem rechten Fleck hat, das Blut in Wallung bringen und die Schamröte ins Gesicht treiben mußte.

„Vossische Ztg.“, Abendausgabe 24. 3. 1916:

Und nun nahm Abg. Haase das Wort zu einer nach Ton, Form und Inhalt gleich greulichen Hetzrede, wie wir sie im Deutschen Reichstage während des Krieges nicht für möglich gehalten hätten. Das Äußere des Redners, seine abschreckende, häßliche, schreiende Stimme, sein ganzes würdeloses Gebaren steigerten den widerlichen Eindruck ins Unerträgliche. Was er sagte, trug das Gepräge der Vaterlandslosigkeit und streifte hart an wirklichen Vaterlandsverrat . . . Drohende, geballte Fäuste reckten sich gegen ihn empor, zorngerötete Gesichter bekundeten die gewaltige Erregung. Endlich machte das Haus dem Treiben ein Ende, indem es auf die geschäftsordnungsmäßige Frage des Präsidenten, ob es den vaterlandslosen Burschen noch weiter hören wolle, durch Abstimmung bekundet, daß es diesen Wunsch nicht hege. Unter tosendem Lärm verließ

Haase das Rednerpult, zu dessen Verlassen er auch von vielen „Parteifreunden“ in der grobvolkstümlichsten Weise mehrfach aufgefordert worden war. . . . Der Abg. Scheidemann stellte den Haase von heute dem Haase vom 4. August 1914 gegenüber, und der „kleine Liebknecht“, der Abg. Rühle, glaubte der erstaunten Welt und dem lachenden Haase verkünden zu sollen, daß er mit Liebknecht unentwegt diesem System keinen Mann und keinen Groschen bewilligen werde. Haases Versuch, dem Staatssekretär zu entgegnen, erstickte am eigenen Gifte im Keime und unter dem zornigen Lärm seiner Parteigenossen, deren drohende Fäuste ihm zum Teil sehr nahe vor der Nase herumschwebten. Von dem Haase, der in der Partei der Brüderlichkeit durch Worte und Gebärden, durch Drohungen und eindeutige Bewegungen zum Ausdruck kam, macht man sich kaum einen Begriff. Ob derartige „Brüder“ beisammen bleiben können?

„Deutsche Tageszeitung“, Abendausgabe 24. 3. 1916.

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

PAUL ADLER. Nämlich. (Hellerauer Verlag, Hellerau bei Dresden.) Adlers Buch bezeichne ich als ein wichtiges, gründliches Buch, worin der Verfasser in stracker reinlicher Bemühung ein Unmittelbares eröffnete. Den in klassizistischer Regel Verdeckten mag das Ichmäßige erschrecken und fällen; der genau Bedachte weiß, daß in so dichtem, nie je durchbrochenem Ich das stärkste Impersonel erlangt ist; ein unmittelbar, gänzlich Hinstellen des Gegenständlichen, das nicht durch zeitlos Malerisches hemmend vertafelt wird. Adler ist nur geleitete Hand des Vorgangs. Der feige Archaist mag sich sträuben; im Wahnsinn des Paolo Sauler, dessen andere Auslösung Nämlich ist, sei ein billiges Mittel zur Caprice und somit zu verstellter Transformation ergattert. Ich kenne tatsächlich nur wenige Bücher, die so unkapriziös sind, so einheitlich und thematischen Ablaufs voll, der den zweibödig assoziativen Charakter des romantischen Grotesken verbietet. Dieses Buch ist grotesk, wie ein jedes heute, worin die Elemente befragt werden, an denen der Mensch zum lächernd Elenden — dem Erdichten zu trotz — sich verstört; die Elemente, denen der Jetzige keine Form abschrickt, die er nicht in sich als Grenze, als Gesetz, darum nötig der Wahnsinn an stelle regulierter Ekstase erwundern kann. Diese Welt ist jämmerliche Folie, die Ekstase eben comble des Grotesken, wo der Mensch gänzlich Antinomie ist. So zerstört heute Gott, und der ihm Genäherte greift demütig und in Geduld zu dem wahnsinnigen Gesicht. Hierin ist der Verfasser exemplarisch, wie er die Welt ganz in den Menschen zaubert als dem Wirklichen und Jene des Sauler gegriffenes Symptom ist.

Dieser dem Klassizist zuwiderer Wahnsinn eröffnet des Dichters Adler Einsicht und Bezweifeln der Sprache, die er dem Erkennen und den Dingen (Blindenführer) entbiegt. Au fond gibt es nicht wahnwitzigere Willkür als Sprechen und Schreiben. Durch nichts erwiesene und gemeine Laute, die zum Wahnsinn den die Elemente Suchenden treiben. Adler folgt dem Menschen und seinen Lauten und fürchtet nicht den Ballon des Logischen zu spannen und zu zerplatzen. Überall, wo die Logik erwürgt ist, wurde ein bestimmend Menschliches (Euch unmenschlich) und Elementares errichtet.

Carl Einstein

## KLEINER BRIEFKASTEN

G. L. E. Der erste Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, Ferdinand Hardekopf: „Lesestücke“, kostet zwei Mark gebunden. Von den zehn neuen Bänden, die ich vorbereite, seien genannt: Carl Einstein: „Anmerkungen“; Wilhelm Klemm: „Zeitferne Verse“; Max Elskamp: „Lieder“ (in der autorisierten Uebertragung von Paul Adler); Gottfried Benn: „Der Vermesungsdirigent“ (ein Drama); Theodor Däubler: „Der Hahn“ (eine aktive Sammlung).

K. K. Von einer Erhöhung des Abonnementspreises sieht die AKTION vorläufig ab, obgleich ihr die enormen Mehrkosten für Papier usw. nicht durch Inserateinnahmen gedeckt werden.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (HANS RICHTER-HEFT): Hans Richter: Blick auf den Bürger. Selbstporträt (Titelblatt) / Hans Richter: Akt (Linoleumschnitt) / Maurice de Guérin: Die Bacchantin (Deutsch von August Brucher) / Hans Richter: Federzeichnung / Ferdinand Hardekopf: Ein Vermächtnis / Hans Richter: Nonne; Musik; Klavierspieler; Hund (Vier Original-Linoleumschnitte) / Franz Blei: Offener Brief an Herrn P. Schlenther / Theodor Däubler: Notiz über den Maler Hans Richter / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

**S**

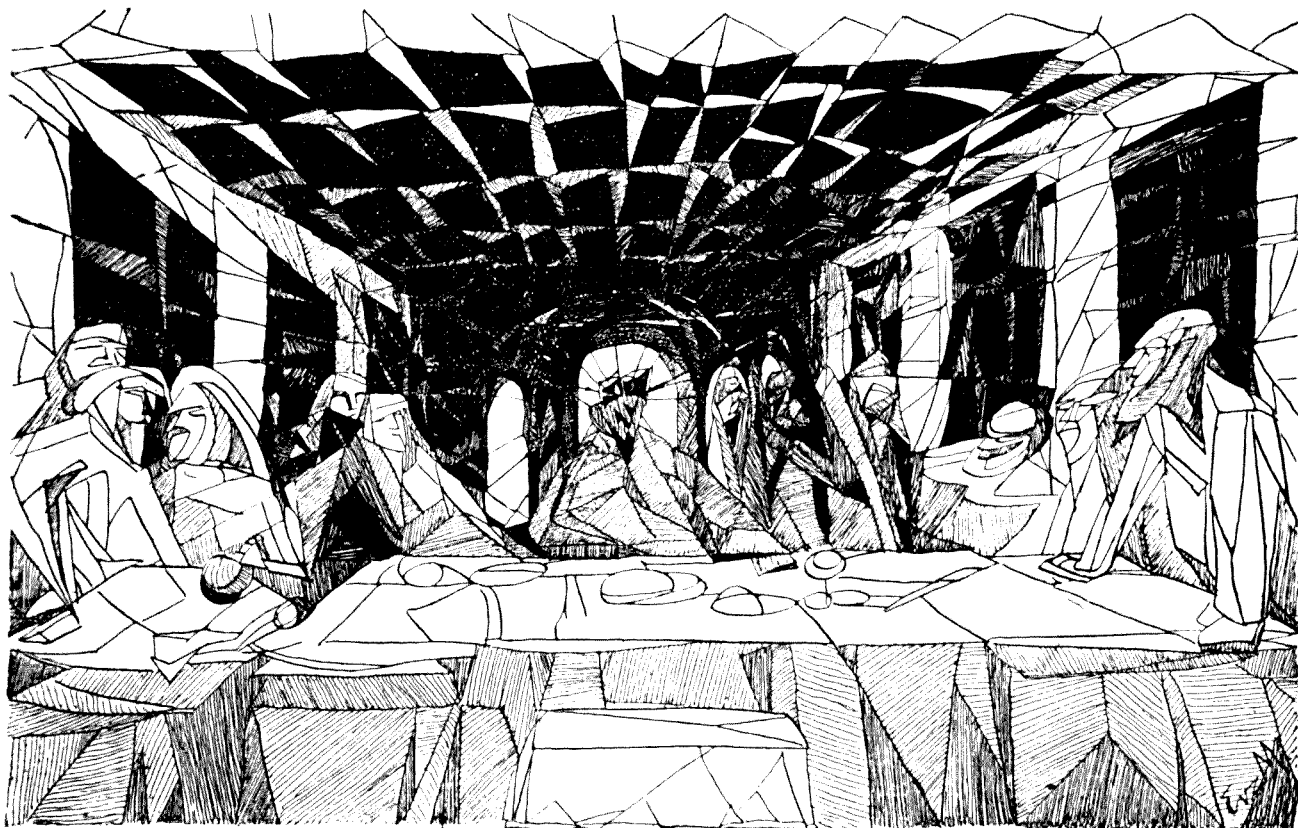


# Die Aktion

M R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. <sup>16</sup>/<sub>17</sub>

OSTER-CERVANTES-SHAKESPEARE-HEFT. INHALT: Else von zur Mühlen: Zeichnung nach Leonardo da Vincis „Abendmahl“ (Titelblatt) / August Strindberg: Das Lamm / Joh. Kubišek (Prag): Piètà (Zeichnung) / J. Eberz: Johannes (Zeichnung) / Jules Vander Bruggen: Die Weihe des Pontius Pilatus / Max Gubler: Kreuzabnahme (Original-Holzschnitt) / Oscar Wilde: Zwei Ostergedichte / Lois Cendrè: Christi Wiederkunft / Daumier: Don Quijote (Holzschnitt. Aus der Kollektion Eduard Fuchs) / Miguel de Unamuno: Predigt auf den Tod des Don Quijote (Deutsch von Paul Adler) / Max Oppenheimer: Auf Rosinante (Zeichnung) / Lobgedicht aus „Don Quijote“ / André Suarès: Ueber Shakespeare (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Drei Sonette von William Shakespeare (englisch und deutsch) / J. M. R. Lenz: Shakespeares Geist / Theodor Däubler: Bemerkungen zu Shakespeares „Was ihr wollt“ / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
SONDER-NUMMER  
HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15 —

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e  
Gebunden M. 2,—

V E R L A G D I E A K T I O N

MIGUEL DE CERVANTES  
Derscharfsinnige Ritter  
Don Quijote von der Mancha

Vollständige Ausgabe

Zwei Bände in Leinen M. 10,—

D i e N o v e l l e n  
Vollständige deutsche Ausgabe

Zwei Bände in Leinen M. 10,—

I n s e l - V e r l a g , L e i p z i g

ARTHUR HOLITSCHER  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
Roman. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m  
Geschichte eines Knaben. M. 6,—

F R E D E R I K V A N E E D E N  
G l ü c k l i c h e M e n s c h h e i t  
Essays. Geh. M. 4,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l  
Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m

Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

Von Theodor Däubler ist erschienen:

D A S N O R D L I C H T  
Ein Epos in 3 Teilen. 1910.

H E S P E R I E N  
Eine Symphonie. 1915.

Der Mordbrenner (Gedichte)  
von Aldo Palazzeschi.

AUGUST STRINDBERG  
S ä m t l i c h e W e r k e  
Man verlange kostenlos Sonderprospekt

F R A N Z B L E I  
G e s a m m e l t e S c h r i f t e n  
6 Bände

G E O R G M Ü L L E R S V E R L A G  
M Ü N C H E N U N D B E R L I N

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 23. APRIL 1916

## DAS LAMM

Von August Strindberg

Herodes Antipas, Ader Tetrarch, war nach Jerusalem gekommen, weil Unruhe im Volk laut geworden war.

Jetzt war er beim Statthalter Pilatus eingekehrt und wollte über Ostern dort bleiben, um die Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Da er am Abend vorher im Zirkus ein Gladiatorenspiel gesehen und dann Orgien gefeiert hatte, schlief er am Morgen lange; so lange, daß sein Wirt, der auf seinen Gast wartete, aufs Dach des Hauses gegangen war.

Dort lag die heilige Stadt, mit dem Berg Moria und dem Tempel, Zion und Davids Haus.

Im Nordwesten und Westen erstreckte sich das Sarontal bis zum Mittelländischen Meer, das in der klaren Luft wie ein blauer Strich erschien, in der Entfernung von fünf Meilen. Im Osten erhob sich der Ölberg mit seinen Gärten und Weinbergen, Oliven, Feigen und Terebinten; unten rann der Bach Kidron, dessen Ufer jetzt in Frühlingstracht dalagen, mit blühenden Lorbeeren, Tamarisken und Weiden.

Der Statthalter war nicht ruhig, und er blieb oft am Geländer stehen, um auf den Vorhof des Tempels hinunter zu sehen, wo sich die Menschen ungewöhnlich lebhaft bewegten, Knäuel bildeten, die sich auflösten, um sich gleich darauf in noch größere zu sammeln.

Schließlich erschien der Tetrarch, verschafen und mit blutigen Blicken. Er grüßte kurz und setzte sich sofort, als gebe er Audienz.

Es fiel ihm aber schwer, ein Wort hervorbringen; das Kinn hing herab, und er wußte nicht, wie er anfangen sollte, denn er hatte während der nächtlichen Orgien sein Geschäft vergessen.

Pilatus kam ihm zu Hilfe:

„Sprich, Herodes; dein Herz ist voll, und dein Geist ist unruhig.“

„Was sagst du, mein Bruder?“

„Wir sprachen gestern von dem seltsamen Mann, der das Volk aufwiegelt.“

„Ganz recht! Ich ließ diesen Johannes hinrichten; geht er um?“

„Nein, es ist jetzt ein anderer!“

„Sind es zwei?“

„Ja, dieser ist ein anderer.“

„Aber sie haben dieselbe Geschichte: eine Verkündigung, die ihrer Geburt vorausging, und die Fabel von einer übernatürlichen Geburt, ganz wie der Perseus der Mythologie und der Philosoph Platon der Geschichte. Ist es eine Personenverwechslung?“

„Nein, keineswegs.“

„Wie heißt er? Josua, Jesse . . .“

„Er heißt Jesus und soll seine Kindheit in den



Joh. Kubíček: Piètà

ägyptischen Städten Heliopolis und Leontopolis zugebracht haben . . .“

„Das ist ein Magier oder Zauberer; kann er nicht kommen und mich zerstreuen?“

„Er ist schwer zu finden, denn bald ist er hier zu sehen, bald dort. Aber wir wollen den Oberpriester ausfragen; ich habe ihn rufen lassen, und er steht unten.“

„Was ist das für ein Lärm im Tempelhof?“

„Das Bild des Kaisers soll im Allerheiligsten aufgestellt werden.“

„Ganz recht! Unser gnädiger Kaiser Tiberius lebt wie ein Irrer auf Capri, kriegt Schläge von einem Neffen Caligula, wenn man den Neffen nennen kann, da die Söhne mit ihren Müttern verheiratet sind. — Und jetzt soll er Gott werden! Haha!“

„Antiochus Epiphanes ließ Zeus im Allerheiligsten der Juden aufstellen. Das war doch ein Gott! Aber dieses Vieh Tiberius aufstellen, das bedeutet Aufruhr.“

„Was kann man dazu tun? Ruf den Priester her.“

Pilatus ging und holte den Oberpriester Kaiphas.

Herodes schloß die Augen und faltete die Hände über der Brust. Alles, was den Dienst betraf, betrachtete er als eine Störung seiner Vergnügungen, und er liebte im allgemeinen kurze Prozesse.

Als Pilatus mit Kaiphas zurückkehrte, erwachte der Tetrarch aus seinem Schlummer und wußte nicht, wo er sich befand oder wovon die Rede war.

Pilatus trat vor, rief den Vorgesetzten ins Bewußtsein zurück und lenkte seine Aufmerksamkeit auf das, was vorging.

„Man lärmt im Tempel!“ war seine erste Beobachtung, denn das störte seinen Schlaf. „Ach so, der Priester ist da. Was ist das für ein Lärm dort unten?“

„Das ist der Galiläer, der zu Gewalttätigkeiten übergegangen ist und die Wechsler zum Tempel hinausgetrieben hat.“

Herodes wurde neugierig.

„Wir wollen ihn sehen!“

„Er ist bereits fort.“

„Sag uns, Oberpriester, was ist mit diesem Mann, ist es der Messias?“

„Wie soll ich das glauben? Der Sohn eines armen Zimmermanns, der krank im Kopf ist.“

„Ist er ein Prophet?“

„Er wiegelt das Volk auf, er bricht das Gesetz, ist ein Schlemmer und Weintrinker, und er lästert

Gott! Ja er sagt, er sei Gott, der Sohn des Allerhöchsten.“

„Habt ihr Zeugen?“

„Ja, aber die widersprechen einander.“

„Dann schafft bessere Zeugen, übereinstimmende Zeugen. — Doch jetzt, Priester, müssen wir von etwas anderem sprechen. Du weißt, daß dem Kaiser durch Senatsbeschluß die Apotheose bewilligt ist und daß sein Standbild im Tempel aufgestellt werden soll. Was meinst du dazu?“

„Wir leben von der Gnade unseres Kaisers, geschieht aber der Greuel, so gehen wir alle in den Tod, wie unsere Makkabäer es getan haben.“

„Dann geht in den Tod!“

Kaiphas dachte einen Augenblick nach, ehe er antwortete:

„Ich will den Hohen Rat zusammenrufen und ihm den Willen des Kaisers mitteilen.“

„Tu das! Und vorm Osterfest mußt du mir den Galiläer vorführen, denn ich will ihn sehen.“

„Ich werde!“

„Dann geh in Frieden!“

Kaiphas entfernte sich.

„Es ist ein hartes Volk, dies Israel,“ sagte Pilatus, um etwas zu sagen.

„Ich bin auch aus Israel,“ antwortete Herodes etwas schroff, denn ich bin Edomit, aus Esaus Geschlecht, und meine Mutter war Samaritanerin aus dem verachteten Volk.“

Pilatus merkte, daß er verkehrt gegangen, und schlug deshalb mit seinem Amtsstab dreimal auf den Boden. Eine große Luke öffnete sich, und ein Tisch kam herauf, bedeckt mit allen Leckerbissen, die sich ein Römer wünschen konnte.

Herodes' Antlitz klärte sich auf.

Auf dem Vorhof der Priester standen Kaiphas und Hannas und sprachen miteinander.

„Da wir den Greuel nicht abwenden können,“ sagte Kaiphas, „und das Kaiserstandbild sich im Allerheiligsten erheben wird; da das Volk im Aufruhr umkommen wird, ist es für uns besser, daß wir dem Herrn unser Opfer bringen und daß einer fürs Volk stirbt.“

„Du hast recht, ein außerordentliches Sühnopfer ist uns vonnöten, und da Ostern naht, opfern wir den Galiläer.“

„Gut! Aber das Opfer soll rein sein, ist der Galiläer rein?“

„Rein wie ein Lamm.“

„Möge er also Israels Sünden auf sich nehmen, auf daß wir durch sein Blut erlöst werden. Wer führt ihn in unsere Hände?“

„Einer von seinen Jüngern, der draußen steht.“  
 „Führ ihn herein!“

Johannes, später der Evangelist genannt, wurde hereingeführt, und Kaiphäs begann das Verhör.

„Welches Zeugnis legst du ab von deinem Lehrer? Hat er sich gegen das Gesetz Mose vergangen?“

„Er hat das Gesetz erfüllt.“

„Aber welches neue Gebot hat er in unser heiliges Gesetz eingeführt?“

„Liebet euch untereinander!“

„Hat er gesagt, er sei der Juden König?“

„Der Meister hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

„Hat er die Kinder gegen die Eltern erhoben?“

„Der Meister hat gesagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.“

„Hat er gesagt, daß man ein Recht hat, seine bürgerlichen Pflichten zu vernachlässigen?“

„Der Meister hat gesagt: Strebet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit.“

„Hat er zum Arbeiter gesagt, er solle seine Arbeit verlassen?“

„Der Meister hat gesagt: Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid.“

„Hat er gesagt, daß er die Welt einnehmen wird?“

„Der Meister hat gesagt: In der Welt habet ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Kaiphäs wurde müde.

„Nach allem, was ich nun gehört und vernommen: dieser Mann hat nicht auf eine einzige Frage geantwortet.“

„Der Meister antwortet im Geist und in der Wahrheit; ihr aber fragt nach dem Fleisch und nach dem Buchstaben. Wir sind nicht Kinder eines Geistes.“

„Ich verstehe nicht!“

„Den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, hat er mich gesandt, die gebrochenen Herzen zu heilen, den Gefangenen Freiheit zu predigen, den Blinden das Augenlicht wiederzugeben und den Geschlagenen Erlösung zu bringen.“

„Was du in Unverstand gesprochen hast, junger Mann, kann weder dir noch deinem Lehrer Lob einbringen.“

„Wehe euch, wenn die Menschen euch loben, und wer vorm Bösen weicht, der muß jedem Mann preisgegeben sein!“

Kaiphäs wandte sich zu Hannas:

„Das ist der doch nicht, der uns den Galiläer ausliefern wird?“

„Sie haben einen andern gesandt! — Hör mal, heißest du Ischarioth?“

„Nein, ich heiße Johannes.“

„Dann geh in Frieden, aber schick uns dafür Ischarioth. Wir haben genug gehört! Geh!“

Da war Lärm vom Markt und Rathaus zu hören. Hannas und Kaiphäs stiegen auf die mit Zinnen versehene Mauer, um die Ursache zu erfahren.

Dort standen bereits Leviten und spähten.

„Ist er ergriffen?“

„Er ist schon als Aufwiegler überführt, denn er gebot seinen Jüngern, ihr Kleid zu verkaufen und ein Schwert zu kaufen.“

„Hat man sie denn bewaffnet gefunden?“

„Man hat zwei Schwerter gefunden.“

„Dann ist er schon verurteilt.“

Jetzt hörten sie einen Ruf vom Rathausplatz sich erheben; erst schwer zu unterscheiden, dann immer deutlicher. Und die Volksmasse rief: Kreuzige! Kreuzige!

„Ist das nicht zu hart, als Strafe betrachtet?“ sagte Kaiphäs.

„Nein,“ antwortete der Levit; „einer seiner Jünger, genannt Simon oder Petrus, zog sein Schwert und hieb auf den Diener Malchus ein und verwundete ihn.“

„Brauchen wir noch mehr Zeugen?“

„Aber der Lehrer sagte: Steck dein Schwert in die Scheide, denn die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert vergehen!“

„Daraus wird man nicht klug!“ sagte Hannas und stieg hinab.

Das Volk aber rief: Kreuzige! Kreuzige!

(Autorisierte Uebersetzung von Emil Schering)



J. Eberz.

Johannes

## DIE WEIHE DES PONTIUS PILATUS

Von Jules Vander Bruggen

Einer der Hohenpriester hatte grade gegen Jesus eine eindringliche Anklage beendet, die von dem Beifallsgeschrei der Menge noch betont wurde; und nachdem er sich majestätisch niedergesetzt hatte, wartete er inmitten des dumpfen Geheuls auf die Antwort des Richters.

Die rohen, gewalttätigen Soldaten hielten mit der Lanze in der Faust nur mit großer Mühe das unruhige, wütende Volk im Zaum.

Jesus, der mit gebundenen Händen dastand, das heitere Gesicht von dem roten Heiligenschein seiner flatternden Haare eingerahmt, sah Pontius Pilatus an, und dieser auf seinem Schemel, die Hände auf die auseinandergebogenen Knie gestützt, blieb düster, stumm und unentschlossen, Die Augen mit nervöser Beharrlichkeit auf den Boden geheftet. Er wagte weder den Blick auf den fiebernden Ankläger zu richten, noch auf die ungeduldige, rachsüchtige Versammlung, noch auf Jesus, dessen sanftes, ruhiges Aussehen ihm schon außer Fassung gebracht hatte. Und während aller Augen auf ihm ruhten, bedrückte ihn eine große Feigheit, und die Ratlosigkeit überwältigte ihn und lieferte ihn willenlos dieser vor Wut schäumenden Rotte aus, die ihm zurief, ihm mit Hohn bitter und grausam angriff und infolge des langen Schweigens ihn der Verzagtheit beschuldigte. Und Pontius Pilatus, ohne sich zu rühren, verblieb in der kraftlosen Haltung, beugte den Kopf unter den Beschuldigungen, die er nicht den Mut hatte, zurückzuweisen, und dankte so sein Ansehen vor dem grollenden Volk ab, das dem Herrn seinen Willen aufzwang.

Und das Geschrei wurde heftiger von Augenblick zu Augenblick, scharfe Frauen und Kinderstimmen herrschten vor in dem Ausbruch dieses wütenden Wahnsinns.

Pontius Pilatus fühlte sich von diesem unaufhörlichen Lärm niedergeschmettert, seine Urteilskraft verließ ihn, seine Gedanken verwirrten sich. Er wünschte einen Feuerregen über Judäa, um dem Drängen des Volkes zu entgehen. Und sein Schweigen dauerte eine Ewigkeit. Und inmitten der grellen Stimmen, die den Tod Jesu forderten, und der Schreie nach Freigabe des Mörders Barrabas, beugte sich der Ankläger zu Pontius Pilatus und sagte: „Du zitterst für das Leben eines Menschen, der den Gott der Juden verlästert und Cäsar beleidigt! Was denkt das Volk von dir? Beeile dich, ihm das Schauspiel

zu geben, das es von dir verlangt, oder willst du, daß diese blutgierige Meute dich anklagt und sich auf dich stürzt? Die Stunde, dich im Volke beliebt zu machen, ist gekommen. Was hast du schon getan? Nichts! Vorwärts, auf! Der Markt ist billig . . .“

Während dieser Mann sprach, hatte Pontius Pilatus Jesus verstohlen angesehen und zitterte.

Dann erhob er sich blaß und bebend und fragte Jesus: „Bist du der Juden König?“ Und Jesus erwiderte: „Du sagst es.“

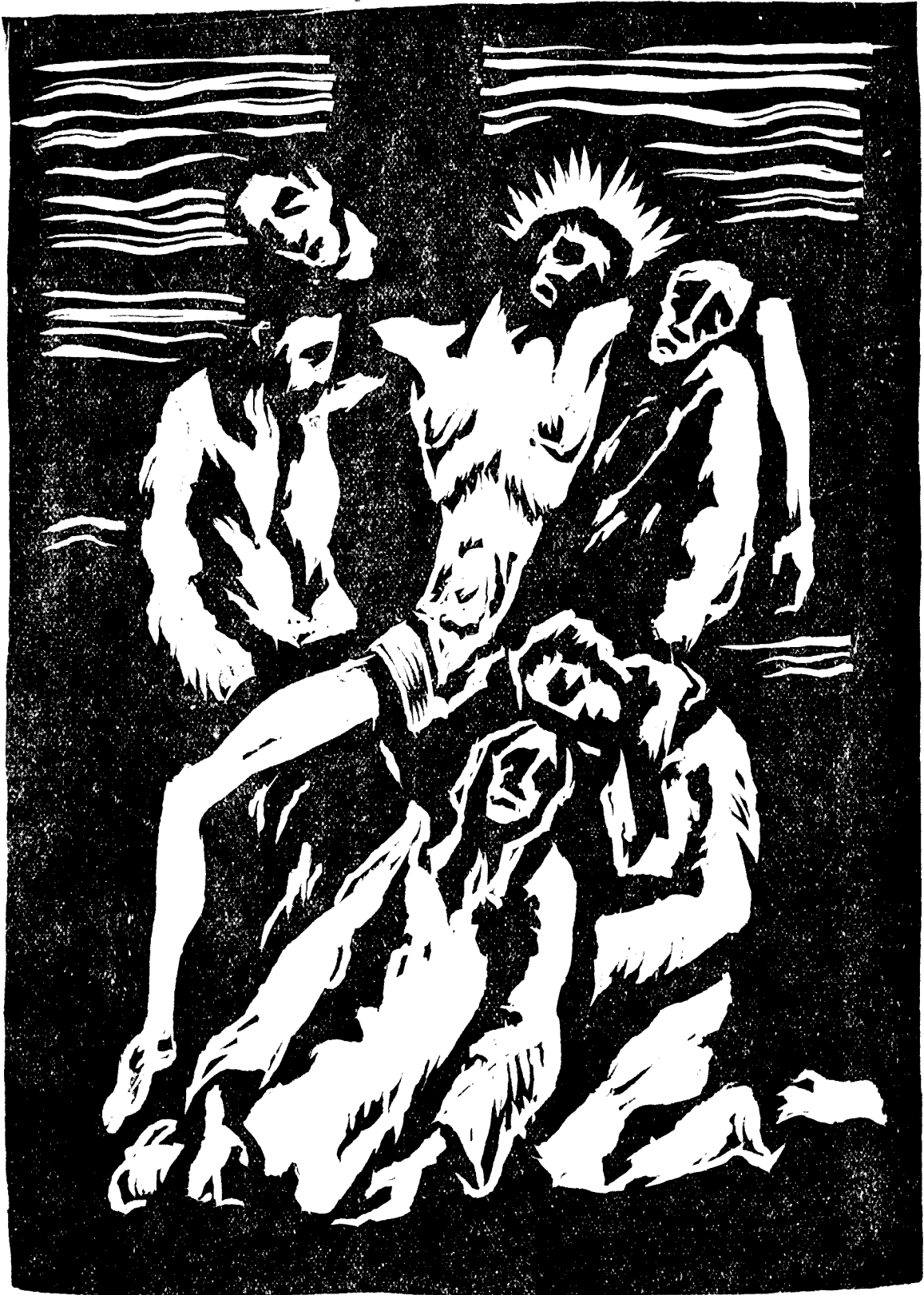
Bei dieser Antwort, die mit fester, sanfter Stimme gegeben war, erscholl ein großes Hohngelächter. Die Menge schrie: „Fort mit ihm! Kreuzige ihn!“ Und die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und die Wächter sagten: „Wir haben keinen anderen König als Cäsar.“

Und eine große Verwirrung war in die Seele des Richters gefahren, denn plötzlich war ihm die Ahnung gekommen, daß die Verurteilung des Sohnes von Maria den unweigerlichen Untergang der Juden bedeute. Als ob er in die Zukunft sähe, sah er das Judentum sich verdunkeln und von den lebendig hereinbrechenden Fluten der neuen Lehre verschlungen werden. Er sah voraus, daß der Todeskampf des gegenwärtigen Glaubens mit Jesu Sterben eintreten müßte, und daß jener im Augenblick seines Todes erst für die ganze Welt geboren würde.

Ein schrecklicher Kampf vollzog sich in ihm. Er hätte gern noch gezögert, den bedeutungsvollsten Augenblick noch hinausgeschoben, das Urteil gern nicht gesprochen, das die Juden unbesonnen von ihm verlangten. Doch Jesu Antwort brachte ihn davon ab, zwang ihn, sich zu ergeben.

Und die Menge schrie fortwährend; und die Hohenpriester schürten noch die Wut; und einige Männer, die anderen auf die Schultern gestiegen waren, widersprachen mit herrischer, heftiger Stimme. Und alle riefen Beifall wieder und wieder und immer stärker . . .

In diesem Aufruhr von Stimmen und Bewegungen begegneten sich Jesu Blicke und die des Pontius Pilatus, und in den klaren blauen Augen des Erneuerers las der Richter einen gebieterischen Befehl, der sich in einer beißenden Ironie offenbarte, sich seinem Geiste einprägte und ihn unterjochte. Und allmählich, wie behext von diesen klaren blauen Augen, die doch so sanft waren und ihm zu sagen schienen: „Feigling, du wagst es nicht, mich zu verurteilen?“, nahm Pontius Pilatus teil an dem Haß der Menge. Vergeb-



*Maz Gubler*

*Kreuzabnahme*

lich versuchte er, sich der bestrickenden Gewalt zu entziehen, die ihm befahl, Jesus auszuliefern. Oh, verzweifelter, ohnmächtiger Kampf gegen die Menge, die den Menschen verlangte, und diesen Menschen, der sagte: „Verurteile mich!“ Und Pontius Pilatus, außer sich, ließ den Ansturm dieser vereinigten Willen über sich ergehen, erlag der unwiderstehlichen Versuchung und überließ den Heiland den Händen der Juden . . . .

Als dann der Statthalter von Judäa, von seiner jetzt unwiderruflichen Entscheidung niedergeschlagen, des entsetzlichen Verbrechens bewußt wurde, zu dem er seine Zustimmung gegeben hatte, fiel er schwer auf den Richterstuhl nieder.

Doch plötzlich sprang er wieder auf, und mit einem Blick auf Jesus, den man hinausführte, murmelte er mit dumpfer Stimme, in der die herbe Freude an einer Züchtigung zum Ausdruck kam: „Dein Blut wird über ihre verfluchte Rasse kommen, die ich jetzt verabscheue.“ Und der Erlöser, dessen Gesicht in einer feierlichen Glückseligkeit strahlte, kehrte sich um und antwortete mit einem unbeschreiblichen Lächeln.

(Übersetzt von August Brücher)

## ZWEI OSTERGEDICHTE

Von Oscar Wilde

I

Fanfarenklänge schallten durch den Dom:  
In Ehrfurcht lag die Menge auf den Knien,  
Und auf den Schultern trugen Männer ihn  
Wie einen Gott, den Heiligen Herrn von Rom.  
Sein Priesterkleid schwamm überm Menschen-  
Vom königlichen Purpur eingehüllt; [strom,  
Drei goldne Kronen krönten dieses Bild.  
So zog in Prunk und Glanz der Papst durch Rom.  
Und weit zurück schwang meine Seele sich  
Zu Einem, der durch Einsamkeiten schritt  
Und nirgends eine Stätte fand zur Rast:  
„Der Fuchs hat seinen Bau, der Rabe seinen Ast,  
Nur mich, nur mich, der alles Leiden litt,  
Empfängt auf Erden nichts und niemand heimatlich.“

II

Christ, lebst du wirklich? Ist nicht dein Gebein  
Noch ausgestreckt im Felsengrab zu sehen,  
Und war nicht nur geträumt dein Auferstehen  
Von ihr, die kraft der Liebe sündenrein?  
Denn hier schreit Menschennot und Menschen-  
pein;  
Die Priester, die dir dienten, sind erschlagen,  
Und hörst du nicht die jammervollen Klagen,  
Die Väter den erschlagenen Kindern weihn?

Erscheine, Gottes Sohn! Verfinsternd hängt  
Blutschande ihren Vorhang in die Nacht,  
Hast du in Wahrheit einst das Grab gesprengt,  
So komm, o Menschensohn! Zeig deine Macht!  
(Deutsch von Gisela Kühn-Etzel)

## CHRISTI WIEDERKUNFT

Aus den „Ostergedichten“ von Loïs Cendré, die, in französischer Sprache, in Genf erschienen sind. Die Publikation ist mit erlesenem Geschmack ausgestattet und enthält sieben Zeichnungen, in einer delikaten Nuancierung der Beardsley-Art.

I

Blut ist auf Erden und fahle Schmach tief in den Herzen.

O welche Hingebung ohne Glauben! o welch sinnloses Leiden —:

denn einst ward das vollkommene Opfer vollbracht, und für die Menschen die sich töten starb ein Gott.

II

Die jungfräuliche Mutter ist bei jeder Mutter, die leidet.

Die armen Frauen sehen die Hoffnung ihres Leibes vernichtet.

Aber die schmerzgekrönte Königin zeigt ihnen das Wunder der Verwandlung,  
und wie man durch die Todespforte eingeht ins ewige Leben.

III

Von den irdischen Königreichen wird nichts bleiben im überirdischen Licht.

Am Himmelstor die Engel löschen den Haß,  
und aus den umgepflanzten Qualen blühen himmlische Blumen.

IV

Wer vermöchte alles Elend aufzuschreiben, das die Menschen sich zufügen in diesem Taumel des Wahns?

Von dem vergossenen Blut nähren sich Gespenster und wuchert empor die Tollheit.

Aber aus DEINER geöffneten Seite, o Christus!, strömt über die Menschen, die sich lieben könnten, eine allumfassende, eine sehnsüchtige Liebe.

V

Dereinst wird der irdischen Herrscher kurzen Kommandorufen ein langes Schweigen folgen.

Aber DEIN Herrscherstab, o Christus!, bleibt in Ewigkeit makelloser als die Purpurblüte des Himmels

und strahlend wie der Morgen, dessen, durch die angstvolle Nacht, unsere Herzen harren.

Loïs Cendré

(Deutsch von Stefan Wronski)





Daumier: Don Quijote

### PREDIGT AUF DEN TOD DES DON QUIJOTE Von Miguel de Unamuno

Diese von Unamuno autorisierte, von Paul Adler für die AKTION besorgte Uebersetzung ist der Schluß eines zur Jahrhundertfeier geschriebenen philosophischen Kommentars zum Don Quijote. Unamuno, Jahrzehnte lang Rektor von Salamanca, ist in Spanien als Philosoph und auch als Redner berühmt, unter anderem durch eine große Anklage wider die Hauptquelle der Kriege.

Eine Woche lang lag der Ritter zu Bett und fieberte, sein Arzt gab ihn auf, er blieb allein und schlief ununterbrochen durch länger als sechs Stunden. Am Ende richtete er sich auf, und er sprach mit lauter Stimme: „Großes Lob sei dem Allmächtigen, der mir so sehr wohl getan hat. Denn seine Barmherzigkeit findet kein Ende noch auch fallen die Sünden der Menschen seiner Gnade in Arm.“ Welche frommen Worte! Seine Nichte fragte ihn, welche Barmherzigkeit und welche Sünden er denn meine, und er entgegnete: „Jene Barmherzigkeit, Niffel, so der Herr an mir selber geübt hat, sintemal meine Sünden ihn nicht verhindert haben, mit mir barmherzig zu sein. Denn schon ist mein Verstand wieder befreit und hell von den nebelhaften Schatten der Torheit, in welche mich das beständige Lesen der abscheulichen Ritterbücher verwickelt hat. Ich erkenne itzt den begangenen Unsinn, die Schlingen, darin ich mich fing; und mir mißfällt von allem nur einzig die Verspätung dieser Erkenntnis, daß ich die verlorene Zeit nicht wiederbringen kann noch mit jenen Büchern mich zu beschäftigen vermag, die das Licht der Seele sind. Ich fühle mich meinem Ende nahe. Wollte Gott, dieses könnte so sein, daß man daraus nicht auf ein solches Leben schlosse, das in den Nachruf eines Narren bringt; und sintemal ich ein solcher Narr war, so möchte ich diese Tatsache nicht auch in meinem Tode bekräftigen.“

Beklagenswerter Ritter! Am Rande des Grabes

und im Licht des Todes beichtet und erklärt er, daß sein Leben nur ein närrischer Traum gewesen sei. „Das Leben ein Traum“, dieses ist so recht die Wahrheit, zu der Quijote an seinem Ende gelangt, und in dieser Wahrheit begegnet er sich mit seinem Bruder, dem Prinzen Sigismund des Calderon.

Gleichwohl beklagt sich Quijote darüber, daß er nicht jene Bücher mehr lesen könne, welche das Licht des Lebens sind. Hat dich die Erfahrung denn nicht genug über alle Bücher belehrt? Die Bücher machten dich zum fahrenden Ritter, die Bücher gaben es dir ein, Hirt zu werden. Und wie, wenn nun jene andern Bücher, das Licht der Seele, dir nur neugeartete Ritterlichkeiten in den Kopf setzten? Gedenken wir des Ignaz von Loyola, wie dieser verwundet, bettlägerig in Pamplona nach Ritterbüchern verlangten, nur um seine Zeit totzuschlagen; und man ihm dafür das Leben Jesu und den ‚Flos Sanctorum‘ reichte, die ihm dann eingaben, ein Ritter Christi zu werden!

— Der Don rief seine guten Freunde zusammen, den Pfarrer, den Lizentiaten und Meister Nikolaus, den Barbier, und er sprach seinen Wunsch aus, zu beichten und seinen letzten Willen aufzusetzen. Kaum hatte er die drei bei sich eintreten gesehen, so sprach er zu ihnen: „Beglückwünscht mich, meine Herren, denn ich bin nicht länger Don Quijote, sondern der Alonso Quijano, um seiner Sitten willen der Gütige genannt.“ Und nur wenige Tage zuvor hatte er dem Don Alvaro, als dieser ihn gut nannte, noch erwidert: „Ich weiß nicht, ob ich gut bin. Ich weiß nur, daß ich nicht schlecht bin.“

Jetzt aber vor seinem Ende und erleuchtet vom Licht des Todes verweist er darauf, daß seine Sitten ihm den Ruf der Güte eingetragen hätten. Den Ruf, den Ruf! Wie schwer hält es doch, mein Quijote, deinen Wahnsinn mit der Wurzel auszureißen! Den guten Ruf, den guten Ruf.

Darauf sprach er noch weiter Rührendes, er schalt den Amadis „und den ganzen endlosen Schwanz seiner Nachkommenschaft“, und seine Freunde glaubten von ihm, „daß ihn irgendwelche neue Narrheit ergriffen hätte“. Und es war kein Irrtum — ergriffen hatte ihn der letzte Wahnsinn, die unheilbare Narrheit des Todes. Das Leben ist ein Traum, fürwahr. Aber sag uns, unglücklicher Quijote, der du nun von deinem närrischen Traum erwacht bist, um ihm sterbend abzuschwören: Ist nicht auch der Tod ein Traum? Wie? Aber wäre er ein ewiger Traum, ein Traum ohne Träume und Erwachen, wodurch unterschiede sich dann, teurer Ritter, die Weisheit deines Sterbens von der berühmten Narrheit deines Lebens? Und wenn nicht abgeschieden sein träumen hieße, mein lieber Quijote, warum sollten dann noch die Riesen zu Windmühlen, die Feldheere zu Hämeln, deine Dulcinea zur groben Bäuerin und die Menschen zu Spöttern werden? Ist der Tod nicht mehr als ein Traum, dann wirklich war

Narrheit und vom Grund aus nichts als Narrheit dein Bangen um die Unsterblichkeit. — Wenn aber dein Wahn, Don Quijote, nur ein eitler Traum war, was anders als Träume sind dann aller menschliche Heldensinn, aller Aufwand für den Nächsten, alle Hilfe den Armen und jeder Kampf gegen einen Unterdrücker? Wenn also eitles Träumen dein Unsterblichkeitswahnsinn war, dann freilich behalten in dieser Welt nur recht die Lizentiaten, die „Herzöge“ und alle andern Verhöhner, die aus dem Menschenwert und der Güte für sich einen Zeitvertreib, eine Laune ihrer langen Weile machen. Dann umschließt alle Wahrheit jener Vers aus der Odysee:

„Also beginnen die Götter und vollenden den  
Menschen Verderben,  
Allzeit, damit auch die künftigen Menschen nicht  
ohne Lied seien.“

Mit deinem Bruder Sigismund könnten wir dann sagen:

„Des Menschen größte Schuld ist, daß er geboren ward.“

— Was aber, mein Quijote, was verführte dich zu deiner Idee, unsterblich zu werden im Gedenken der Menschheit, was anderes als eine Leidenschaft, nicht zu sterben, dein brünstiges Verlangen nach Ewigkeit, die Erbschaft, die wir von Geschlecht zu Geschlecht überkommen haben und die nichts anderes ist als „ein gewisser Durst nach Göttlichkeit und ein wahnsinniges Verlangen, über unsere Grenzen hinauszureichen“, wie der Pater Alfonso Rodriguez, dein Zeitgenosse, schrieb. Es ist die Furcht davor, am Ende nichts mehr von all dem sein zu können, was uns hier antreibt, alles zu sein; diese Furcht als das einzige Mittel betrachtet gegen die furchtbare Vernichtung.

„Darauf ließ der Priester alle aus dem Zimmer gehen, und mit ihm allein verblieben, hört er ihm die Beichte ab . . . Nach beendigter Beichte verließ der Pfarrer das Zimmer mit den Worten: „Es stirbt wahrhaftig und bei ganz gesundem Geiste Alonso Quijano, der Gütige. Wir können alle wieder bei ihm eintreten, damit er sein Testament macht.“ Und Sancho und die Magd und die Nichte brachen alle drei in Weinen aus, denn „insolange Don Quijote nur Alonso Quijano der Gütige ohne weiters gewesen war, insolange war er allzeit von freundlicher Gesinnung und zugänglich und darum nicht allein von seinen Hausgenossen gern gesehen, sondern auch von allen andern, die ihn kannten“. In jeder Lage war er gütig, gütig vor allem andern und über alles andere hinaus, gütig durch seine Veranlagung; und diese seine Güte, welche die Weisheit des Alonso Quijano und sein musterhaftes Sterben hervorbrachte, diese selbe Güte brachte auch die Narrheit des Don Quijote und sein ganz musterhaftes Leben hervor. Die Wurzel deines Unsterblichkeitswahnes, Don, die Wurzel deines Verlangens, noch in fernen Jahrhunderten zu leben, die Wurzel deiner Todesfurcht war nur allein deine Güte, mein Don Quijote. Der Gute be-

scheidet sich nicht damit, aus der Welt zu verschwinden, denn er fühlt, daß seine Güte ein Teil von Gott ist, ein Teil von diesem Gott, der „ein Gott ist der Lebenden und nicht der Toten“ und dem wir alle unser Leben verdanken. Die Güte bangt nicht, unermesslich zu werden noch auch ewig, die Güte erkennt, daß sie nur in der einzelnen Seele ihre Vollkommenheit erreichen kann, die Güte verkennt nicht, daß die Erreichung des höchsten Gutes in der „Entwicklung der Art“ Lüge ist. Wesentlich in jedem Fall ist nur das Gutsein, von welcher Art immer auch der Traum des Lebens sein mag. Auch dieses sagt Sigismund: „Darum zäumen — wollen wir das heftige Blut — diesen Tiersinn, diese Wut — wenn wir wieder einmal träumen.“ . . .

Don Quijote setzte seinen letzten Willen auf und in diesem bedachte er den Sancho gemäß seinen Verdiensten, denn wenn der Don schon als Narr beschlossen hatte, Sancho zum Statthalter der Insel zu machen, so war er als Verständiger in Stimmung, ihn über ein Königreich zu setzen zum Danke für seine Einfalt und für seine Treue. Und indem er sich zu Sancho wandte, wollte er dessen Glauben zerstören und ihn davon überzeugen, daß es niemals in der Welt fahrende Ritter gegeben habe. Sancho aber, voll Glaubenseinfalt und unverbesserlich närrisch, während sein Herr geheilt starb, entgegnete ihm weinend: „Ach Gott! Euer Gnaden wollen doch nicht sterben, sondern meinem Rat folgen und noch durch viele Jahre lang ein Schnippchen schlagen! Denn der größte Narrenstreich, den der Mensch in seinem Leben begehen kann, ist der, zu sterben!“ Der größte Narrenstreich!

Und nachdem er seine Einwilligung erteilt zu dem Narrenstreich des Todes, kehrte Sancho wieder zu den Geschäften zurück und sprach mit Don Quijote von der Entzauberung der Dulcinea und von den Ritterbüchern. O heldenhafter Sancho, nur gar wenige bemerken, daß du auf dem Gipfel der Narrheit stehst, während dein Herr in den Abgrund des gesunden Verstandes gestürzt ist und daß ihn auf seinem Totenbette just dein Glauben verklärt, dein lebendiger Glaube, der Glaube dessen, der nicht gestorben ist und niemals sterben wird. Der Ritter fiel ab von seinem Glauben und starb; du aber nahmst den Glauben auf und lebst. Quijote mußte in der Enttäuschung sterben, damit du leben bliebest in der Täuschung, dem Ursprung des Lebens.

Es trat hinzu der Lizentiat, und Quijote sprach mit der Heiterkeit des Todgeweihten: „Liebe Herren, wir eilen allmählich zu Ende. In den Nestern des Vorjahrs nisten die Vögel nicht mehr. Ich war ein Narr und bin jetzt klug geworden, ich war Don Quijote de la Mancha, und nun bin ich wieder, wie gesagt, Alonso Quijano, der Gütige. Mag meine einfältige Reue mir bei euch die Achtung wiedererwerben, deren ich mich zuvor erfreuen konnte.“

„Liebe Herren, in den Nestern des Vorjahrs sind keine Vögel mehr.“ Wie sagte doch Ignaz von

Loyola, als er von dem Traum seines Lebens erwachen wollte und man dem Sterbenden etwas Speise reichte: „Die Zeit für solche Dinge ist vorbei.“ Und es starb an funfzig Jahre darnach wie Ignatius schicklich Don Quijote, einfach und ohne den Aufwand einer Szene, ohne daß sich Leute an seinem Bett versammelten bei dem Schauspiel seines Todes. Er starb, wie die wahren Heiligen und die Helden sterben, beinahe wie die Tiere; diese verkriechen sich, wenn sie ihr Ende nahen fühlen.

Nach beendigtem letzten Willen empfing Alonso Quijano die Sakramente, und „unter dem Weinen und Schluchzen seiner Umgebung gab er seinen Geist auf. Ich meine damit: er starb“ erklärt der Geschichtschreiber.

„Er gab seinen Geist auf.“ An wen gab er ihn auf? Wo befindet er sich nun? Wo träumt er? Wo lebt er? In welchen Abgrund von Einsicht gehen die Seelen schlafen, die geheilt sind von dem Traum ihres Lebens, von dem Narrenstreich nicht zu sterben? Mein Gott, der du Leben und Geist dem Don Quijote verliehen hast in seinem eigenen Leben sowie im Geist seines Volkes, du, der du dem Cervantes dieses tiefchristliche Gedicht eingabst; sage mir, du Gott, von dem ich träume: wo empfängst du unsern Geist, nachdem wir den Traum dieses Lebens durchschritten haben, ergriffen von unserm Wahnsinn, in Ewigkeit fortzubestehen?

Das Leben ist ein Traum; ist nur ein Traum auch dieser ganze Zusammenhang, dessen überzeitliches, unendliches Bewußtsein du, o Gott, bist? Ist er einer deiner Träume? Träumst du vielleicht? Sind wir ein Traum, ein Traum von dir, wir, die Träumer dieses Lebens? Und wenn es so wäre, was geschieht dann mit der Welt, was geschieht mit uns, was wird mit mir selbst, wenn du, Gott meines Lebens, erst einmal erwachst? Denke daran, Herr! Wäre dies nicht möglich, daß du aufwachtest für die Guten, nachdem sie sterbend vom Traum des Lebens sich erhoben? Und vermögen wir, armselige Träumer, zu träumen von der Art des Erwachens des guten Menschen in deinem ewigen Wachen, o unser Gott? Wird die Güte der Glanz der Wache im Dunkel des Schlafes gewesen sein? Besser als deinen und unsern Traum zu behindern, besser als den Zusammenhang und das Leben zu zerfleischen, viel hundertmal besser ist es vielleicht, Gutes zu tun. „Denn es bleibt uns gutes Tun — Auch im Traum, dies lernt ich nun.“ Besser als sich fragen, ob Riesen oder ob vielleicht nur Mühlen die Ungeheuer sind, besser ist es vielleicht, der Stimme des Herzens folgen und gegen die Ungetüme anzurennen. Denn ein jedes hochherzige Anrennen geht hinaus über den Traum dieses Lebens. Durch unsere Tat, nicht durch unsere Erwägungen werden wir weise. Vergiß uns nicht, du Gott unsers Traums.

Erhalte dem Sancho seinen Traum, seinen Glauben, mein Gott; laß ihm den Glauben an sein

währendes Leben; laß ihn davon träumen, ein Hirte zu sein, dort in den unendlichen Gefilden deines Innern, und singend ohne Ende dieses ewige Leben, das du selbst bist!

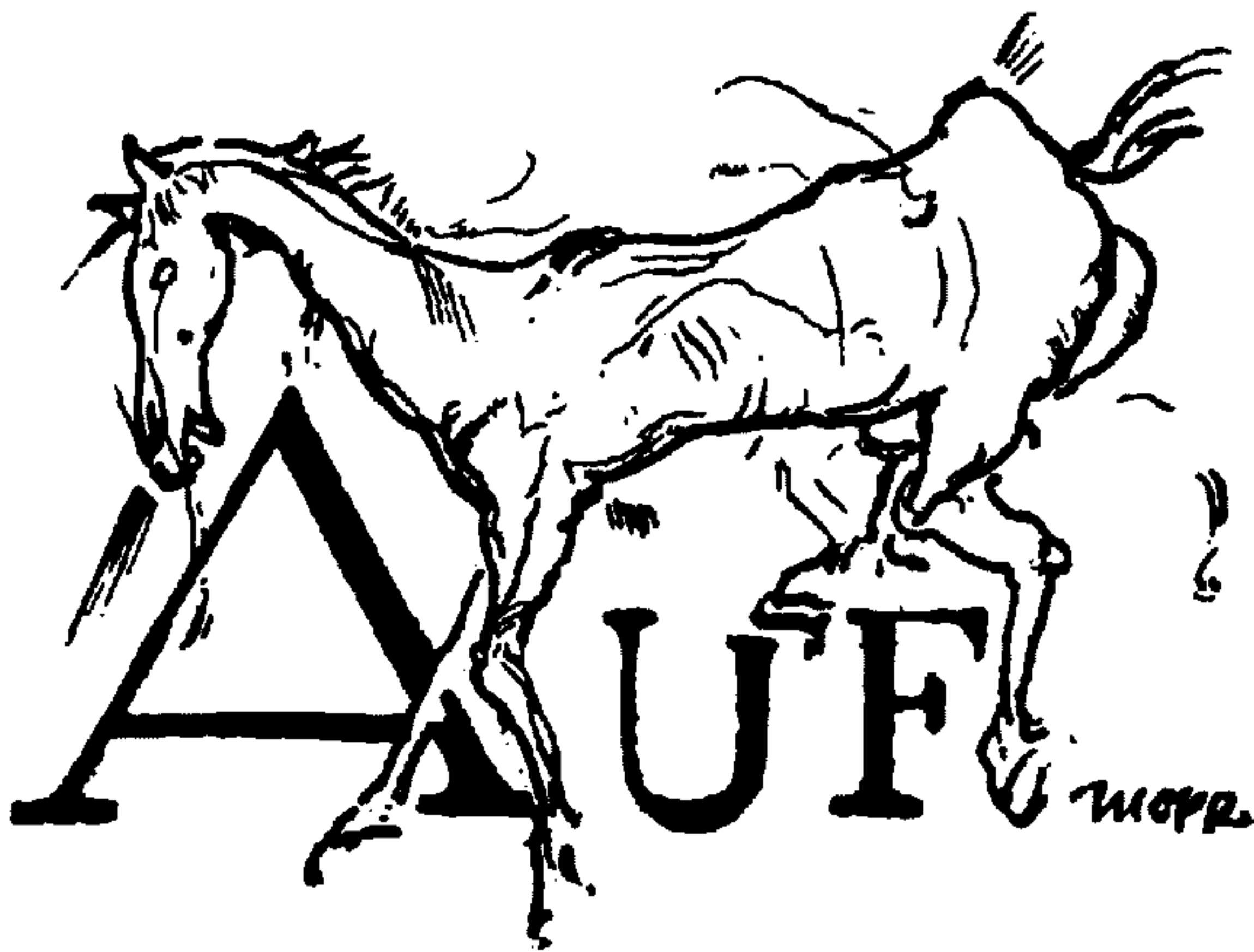
Der Geschichtschreiber fügt hinzu: Der Pfarrer verlangte von dem Notar ein Zeugnis darüber, „daß Alonso Quijano, der Gütige, gemeiniglich bekannt als Don Quijote de la Mancha, aus diesem Leben geschieden und eines natürlichen Todes gestorben sei, und er verlangte dieses Zeugnis, damit ein gewisser Fälscher den Quijote nicht wieder aufstehen lasse“. Und Cervantes, sein echter Autor, fügt hinzu, „daß der Junker in seinem Grabe ausgestreckt lag, seiner Länge nach und in einem Zustande, der es ihm ganz unmöglich mahte, sich auf seine dritte Fahrt zu begeben . . .“.

Und ihr glaubet wirklich, daß Don Quijote nicht wieder aufstand? Manche denken, daß er überhaupt nicht tot ist, daß vielmehr der Tote, der dauernd Tote nur Cervantes ist, der ihn nicht wieder aufleben lassen wollte. Manche glauben aber, daß er am dritten Tage auferstanden ist und daß er wieder zur Erde kommen wird, leiblich, um hier seine Streiche fortzusetzen. Mut also, heroischer Sancho, und belebe in dir diesen Glauben, den dein Herr entzündet hat!

— Man berichtet nichts davon, daß Don Quijote nach seinem Tode irgendwelche Wunder gewirkt hätte, so wie es vom Cid erzählt wird, daß er als Leichnam eine Schlacht gewann. War aber nicht vielmehr seine Laufbahn als Anwalt der Gerechtigkeit ein beständiges Wunderwirken? Und können wir es nicht für das größte Wunder, von Don Quijote bewirkt, halten, daß er sein Leben von Cervantes beschreiben ließ? Der unendliche Abstand zwischen dieser Biographie und allen übrigen Cervanteschen Büchern, dieses so offenbare Wunder, ist der Hauptgrund, zu glauben und zu bekennen, daß Don Quijote selbst dem Cervantes seine Geschichte diktierte! Ich muß hinzufügen, daß wir oft darum einen Dichter für wirklich halten, weil wir ihn vor uns sehn, und seine Gestalten halten wir daneben für Einbildungen. Indessen ist etwa das Gegenteil wahr, gerade seine Dichtungen sind wirklich wahr und glaubwürdig und sie bedienen sich nur dieses toten Scheins von Fleisch und Blut, um durch ihn vor den Menschen Gestalt zu gewinnen.

„Für mich allein wurde Don Quijote geboren, und ich für ihn; er verstand sich aufs Leben wie ich aufs Schreiben“, also läßt Cervantes am Ende seiner Geschichte seine Feder von sich rühmen . . . Und ich, der Erklärer, füge hinzu: Quijote sowohl wie Sancho wurden beide geboren, damit Cervantes ihre Geschichte aufschreibe und damit ich sie erkläre und aufhelle. Denn nichts kann, o mein Quijote, deine Geschichte ein anderer erklären, als wer von deiner eigenen Narrheit besessen ist des Nichtsterbenwollens . . .

## LOBGEDICHT AUS DEM „DON QUIJOTE“



ROSINANTE

Rosinante, ruhmerko—,  
 Enkelsohn des Babie—,  
 Jetzt zur Buße meiner Schwä—  
 Gaul des Ritters von Quijo—,  
 Zur Gemächlichkeit gebo—;  
 Doch des Gaules schlauer Na—  
 Ist kein Gerstenkorn entfah—,  
 Denn mich lehrte Lazari—,  
 Der dem Blinden Wein stibi—  
 Mit dem Strohalm in dem Ra—.

## ÜBER SHAKESPEARE

Von André Suarès

Shakespeare ist der größte Kelte, der vollendete Bretone. Vom Normannen hat er nur die Energie, den Willen zur Tat. Er ist ganz im Drama, d. h. in seiner Tat, die weder Gewinn heißt noch Ruhm, sondern: Poesie.

Unermüdlich schafft er das Ideal; und so ist es beim vollkommenen Idealisten: das Werk trägt in sich den Glauben; mehr als irgendwer muß der Dichter glauben an sich selbst. Er ist kein gewöhnlicher Apfelbaum der Äpfel macht; sondern ein Apfelbaum der den güldenen, unsterblichen Apfel tragen will, die süße Sonnen-Orange, die unverderbliche Frucht der Hesperiden.

Alles Leben und alle Wesen sind ihm ein Schauspiel das er sich gibt; an ihm ist ein Traum daraus zu machen der frei sei von Häßlichkeit, Eigennutz und Tod. Häßlichkeit: das ist das Böse. Mangelhaftigkeit: das ist die Sünde. Der wirkliche Macbeth ist der Hörige seiner blutigen Krone, zwischen dem jungen Macduff und dem guten König Duncan. Aber im Fegefeuer Shakespeares, in der heiligen Reinigung der Poesie,

ist Macbeth frei: er vollendet sich. Durch die erlösende Fülle der Kunst wird er, der er ist. Der Macbeth der Geschichte ist nur noch das Gespenst des anderen. Und das gilt für alle Menschen bei Shakespeare, und für alle Handlungen, vom dunkelsten Verbrechen bis zur lieblichsten Tugend, für Antikes und Modernes, für Schicksal und Willen, und endlich für den Menschen Shakespeare selbst.

Die Kunst ist der Ort völliger Freiheit. Welch ein souveräner Herrscher, dieser Shakespeare! Was für ein Reich, das seine! Die große Dichtung ist die einzige Wirklichkeit, inmitten der vergänglichen Dinge, die alle eitel sind. Und einzig die Schönheit erlöst den Menschen von seiner Nichtigkeit.

Es ist fast nichts Deutsches in Shakespeare. Seine Götter sind dem Olymp viel näher als der Walhalla. Er verachtet alles Gewalttame; und liebt jede Sanftmut. Nie hat es ein vornehmeres Herz gegeben. Niemals hat jemand aus solcher Höhe gescherzt. Er tändelt ja mit seinem eigenen Zorn. Mit dem Sturm den er entfesselt hat seh ich ihn spielen, wie mit einer Blume; und hauchen auf Erdbeben Krieg Pest, wie Kinderatem das flaumige Rund verblühten Löwenzahns in die Winde bläst. Er ist unendlich oberhalb von allem was er macht, von allem was er will, von allem was er ist. „Sein Geist schwebt über den Wassern.“ Alle Philosophie ist in Shakespeare, weil er alles Leben in sein großes Herz geschlossen hat. Der Metaphysik letztes Wort ist ein Gedicht, eine Schöpfung der Kunst und der Poesie.

Dieser Keltenfürst ist die Kathedrale der Dichtung. Shakespeares Werk: das ist Rheims, Chartres, Coutances, Bourges und Saint-Ouen, auch die Schlösser Warwick und Josselin, die am Meeresufer singen in einem Walde. Im Kirchen-Querschiff und ganz das erhabene Längsschiff entlang hat er köstliche, lachende Kapellen, in denen klares Renaissance-Genie triumphiert. Aber der Innenbau selbst, Pfeiler, Krypta, Glockentürme, die ganze Kirche ist gothisch. Die bunten Kirchenfenster sind aus Frankreich, mit aller Zauberwelt westlichen Lichtes. Und nie war ein Stil so bretonisch.

In schlimmsten Momenten seiner Qual hat der Dichter das Nichts dennoch nicht gerufen. Er mag es nicht. „Ich habe es nicht angerufen in meiner Tiefe“, sagt er. Nur in den Ängsten der Leidenschaft, in tobenden Wettern und in der

Furcht vor ewigem Ekel denkt er ans Nichts. Brennender Ekel der unseligen Passionen! und von allen die brennendste ist die zum Leben. Dieser Ekel ist keine Leere, aber eine Hölle die gnadenreiche Linderung erfleht.

So fühlt sich im härtesten Schmerz, lebendig geschunden, der wahre Bretone lebender und mehr er selbst als in des Genusses Wollust-Haut; und sicherlich balgt er sich mit dem Nichts: er umfaßt es nicht.

Und was nennt der Bretone mit diesem schwarzen, öden Namen? Er nennt mit diesem Namen nichts als seine Abneigung gegen Finsternis, den Willen nicht mehr zu denken an das peinliche Schwinden aller Formen, den Entschluß nicht zu verweilen in Nacht und Nebel, und den Plan um keinen Preis mehr an den Tod zu glauben. Der Bretone stirbt um den Tod zu überwinden.

Einbildungskraft ist die Hauptfähigkeit des Kelten. Oft beherrscht sie sein ganzes Leben. Sie ist der Feigenbaum der auf seinem Eiland wächst, und der seine Bequemlichkeit nährt. Sie beansprucht ihn, sie macht ihn gleichgültig gegen reale Güter. Aber der Kelte ist auch der wahrste, aufrichtigste Mensch und der treuste. Seine Liebe, sein Mut sind reine Feuer auf steinerner Schale.

Einbildungskraft ist die größte Schöpferin. Was sie ersinnt, das schafft sie. In ihrer vollen Stärke ist sie zugleich: Handlung, welt-umfassend, und Leiden, der Welt erliegend. Shakespeare ist ganz Einbildungskraft.

Er hatte alle Leidenschaften, mag er sie ausgeübt, sich ihnen hingegen oder sie nur zu sich genommen haben, um sie kennen zu lernen. Er konnte sein: alle Mächte des menschlichen Lebens und alle Menschen. In ihm sind alle Objekte: Wesen. Mit überlegener Leichtigkeit (wie gleiches Licht stilles oder wildes Meer bestrahlt) ist er der vollendete Bösewicht aller Verbrechen und die milde Güte aller Zartheiten. Stufenweise hat er sich erhoben von rasender Handlung, äußerster Leidenschaft zur makellosen, sündenlosen Handlung, die ein geistig-helles Besitzergreifen ist.

Shakespeare ist erfüllt worden auf dem Wege vom Prinzen Hamlet, der sich mit Schweigen krönt, zu Prospero, dem Herzog der abdankt. Shakespeare ist ganz in diesen beiden: jung im Hamlet, gereift im Prospero. Kein Dichter ist seinem Werke abwesender als er; doch keines spürt man so beglückend linde Gegenwart. Nirgends ist er in den Handlungen, überall in den

Gefühlen. Keinen Dichter kann man besser kennen lernen.

Wie's auch scheine, Hamlet und Prospero sind der selbe Mensch. Prospero: der befreite Hamlet. Endlich ist Hamlet vom Leben erlöst. Handlungen sind nur noch Schatten auf spanischer Wand.

Nur Traum befreit. Durch Verneinung muß man hindurch. Sie ist das wahre Ende logischer Erkenntnis. Die Wissenschaft hat's nicht oft begriffen; aber kaum bezweifelt sie's, schon muß sie das büßen.

Shakespeare ist so frei, so stark daß er sich immer wieder entäußert in den Formen die er aussinnt, und daß er befreit, indem er sie schafft. So einheitlich ist er in universaler Vielfältigkeit daß er sich selbst immer gleich bleibt. Alle Melodien sind in ihm, und alle Instrumente; aber aus allen hört man seinen Ton heraus.

Er hat alle Töne, und ist der Akkord von allen. Er hat alle Stimmen; und ist die Harmonie von allen. Er ist gewaltigste Symphonie. Es gibt nichts so Mannigfaches und so Einheitliches wie ihn.

(Uebersetzt von Ferdinand Hardekopf)

#### SONETTE

Von Shakespeare

I

That time of year thou may'st in me behold,  
When yellow leaves, or few, or none, do hang  
Upon those boughs which shake against the cold,  
Bare ruin'd choirs, where late the sweet birds sang.  
In me thou seest the twilight of such day  
As after sunset fadeth in the west,  
Which by and by black night doth take away,  
Death's second self, that seals up all in rest.  
In me thou seest the glowing of such fire  
That on the ashes of his youth doth lie,  
As the deathbed whereon it must expire,  
Consum'd with that which it was nourish'd by.  
This thou perceiv'st, which makes thy love more  
strong;

To love that well which thou must leave ere long.

Die Zeit des Jahres magst du in mir sehn,  
Wo keine oder wenige Blätter hangen,  
Vergelbt, im Wind sich zitternd Äste drehn,  
Die Chor-Ruine, drin einst Vögel sangen.  
In mir siehst du des Tages Zwiellichtschein,  
Der, nach der Sonne Scheiden, bleicht im West,  
Gar balde hüllt die schwarze Nacht ihn ein,  
Zwilling des Tods umfängt sie alles fest.  
In mir siehst du des Feuers letzte Glut,  
Das auf der Asche seiner Jugend schwebt  
Wie auf dem Totenbett, wo bald sie ruht,

Verzehrt durch das, wovon sie einst gelebt.  
Ist dir's bewußt: dein Lieben wächst und treibt  
Dich hin zu Dem, was dir nicht lange bleibt.

II

Let those who are in favour with their stars  
Of public honour and proud titles boast,  
Whilst I, whom fortune of such triumph bars,  
Unlook'd for joy in that I honour most.  
Great princes' favourites their fair leaves spread  
But as the marigold at the sun's eye;  
And in themselves their pride lies buried,  
For at a frown they in their glory die.  
The painful warrior famoused for fight,  
After a thousand victories once foil'd,  
Is from the book of honour razed quite,  
And all the rest forgot for which he toil'd:  
Then happy I, that love and am belov'd  
Where I may not remove nor be remov'd.

Laß, die geboren unter günstigem Stern,  
Mit äußerer Ehre prahlen, Titel, Pracht,  
Ich, durchs Geschick solcher Triumphe fern,  
Genieße still, was meine Achtung macht.  
Der Fürsten Günstling brüstet sich behend,  
Wie in dem Sonnenlicht die Ringelblum;  
Doch oft nimmt seine Hoffart jähes End:  
Ein Stirnerunzeln und es stirbt sein Ruhm.  
Des Kriegers schwererkämpfter Lorbeer auch,  
Wenn er nach tausend Siegen Schmach erlitt,  
Ist aus dem Buch der Ehre weggehaut,  
Vergessen ist, was früher er erstritt.  
Drum glücklich ich, der liebt und ist geliebt,  
Wo's kein Verdrängen und Vergessen gibt.

III

Not marble, nor the gilded monuments  
Of princes, shall outlive this powerful rhyme;  
But you shall shine more bright in these contents  
Than unswept stone, besmaer'd with sluttish time.  
When wasteful war shall statues overturn,  
Nor Mars his sword nor war's quick fire shall burn  
The living record of your memory.  
'Gainst death and all-oblivious enmity  
Shall you pace forth; your praise shall still find  
Even in the eyes of all posterity [room  
That wear this world out to the ending doom.  
So, till the judgement that yourself arise,  
You live in this, and dwell in lovers' eyes.

Nicht Marmor lebt, kein goldnes Fürstenmal  
Solang wie diese mächtigen Melodien,  
Nicht strahlt so hell wie dieser Reime Zahl  
Der schmutzige Stein, von ekler Zeit bespien.  
Wenn Kriegsgetös Statuen überrennt,  
Im Streit das stärkste Werk des Maurers bebt:

Kein Schwert des Mars, kein Kriegsfeuer verbrennt  
Dies Deingedenken, das im Liede lebt.  
Durch Tod und feindliche Vergessenheit  
Gehst du hindurch . . bis in die späteste Zeit  
Gerühmt von den Geschlechtern, die ins Nichts  
Hinsinken, bis zum Tage des Gerichts.  
So lebst du, bis du auferwecket wieder,  
Durch meine Liebe und durch meine Lieder.

## SHAKESPEARES GEIST

*Ein Monolog*

(Der Schauplatz: ein Theater. Die Kulissen mit einer Reihe Bogen bemalt, aus der eine unzählige Menge Köpfe hervorguckt. Im Grunde die spielenden Personen der Gespensterszene in Hamlet. Garrick spielt. Shakespeare tritt herein.)

Wie? welche Menge? welche Stille?  
Als wären's Geister. Welche Grille  
Bezaubert diese tausend Köpfe?

Ich?

Mein Hamlet? Mein Stück!  
Welch ein unerwartetes Glück!  
Hamlet vor mir!

Gott! — Schafft dein Schicksal

Menschen nach? Realisiert,  
Was ich in unvergeßlichen Stunden  
Durchgezittert, durchempfunden  
In meiner Seele aufgeführt?  
O welch Herablassen! deinem Affen  
Würdigst du Vater! nachzuerschaffen. —

Meine Shakespeares! Ihr schenkt mich mir  
Liebes, liebes Publikum. [wiederum,  
Guckt nur! bis ihr seht, was ich sah,  
Als die Offenbarung mir geschah.  
Bis euer Puls so fliegt, euer Leben erhitzt,  
So das Augenlid schwingt, bis euer Auge blitzt  
Voll unaussprechlicher Verlangen,  
Die sich Luft machen auf den Wangen.  
O ihr alle Shakespeares an diesem Abend, alle  
Meine Kinder! meine Wiederhalle!  
Bleibt nur den Abend so — darnach laß ich euch  
los,

Darnach werdt ihr wieder gewaltig und groß,  
Seht hinaus über mich, könnt wieder schreien,  
Könnt mir ins Angesicht speien  
Kritik, Galle, Zorn,  
Könnt, mich zu höhnen,  
Mich krönen  
Mit Dorn,  
Könnt, ihr armen Ehrgeizigen,  
Meinethalben mich kreuzigen:  
Hatte mein Gott, dessen Erdenkloß  
Ich nur bin, doch kein besser Los,  
Hat euch doch ewig selig gemacht,  
Da ich euch nur um zwei Stunden gebracht.

Bleibt die zwei Stunden nur so — liebe Ichs,  
Liebe Shakespeares! — Gott, wie beseligt mich's,  
Dies dein Gefühl, Urquell aller Gaben!  
Menschen mich mitgeteilt zu haben.

Diese zwei Stunden — genug! —  
Nun zu Gott zurück mein Flug!

(Verschwindet)

*Jacob Mich. Reinhold Lenz*

#### BEMERKUNGEN ZU „WAS IHR WOLLT“ VON SHAKESPEARE.

Eigentlich eine Weltanschauung, bei Shakespeare nur ein Lustspiel: Was ihr wollt. Ja, das Publikum will Handlung. Nun, ein Vorgang ist auch dabei, aber ganz wenig. Eine angedeutete kleine Verwechslungsangelegenheit, etwas Verliebtsein, et voilà tout! Am Schluß, vor dem Beifall, als Effekt eine überraschende Lösung. In Wirklichkeit handelt sich's jedoch im ganzen Stück, um für sich stehende reinste Kunst. Jede Szene ihr eigenstes Genrebild. Das Publikum unterhält sich dabei so gut, daß es vergißt was es will: eine Anekdote.

Oft wird in „Was ihr wollt“ über trockene Gesellen gesprochen: am Ende des Stückes eine Erklärung des Humors, in dem ziemlich sensationell-conventionellen Regen-Epilog des Narren. Um das dreht sich's aber: tief erscheinen, ohne anzustrengen, damit die Zuhörerschaft erschüttert nach Hause gehe. Da trüft's nur so von Feuchtigkeit; Tränen dürfen nicht fehlen, Spleen und Humor Englands seufzen und lachen in einer Welt auf, die der gelbe und der schwarze Nebel nichts angeht: die Märchenwelt Illyriens. So ein Märchenland „will das Publikum“. Sonne, ewiger Lenz, schöne Menschen. Die sollen traurig sein und schwärmerisch, für die Liebe geboren, nur für die Liebe zu haben, bloß in der Liebe zugegen, aus Liebe dahinsterbend. Aber das ganz allein wäre langweilig, selbst in gemildeter Aufmachung wie in „Was ihr wollt“. Dem Publikum gefällt auch heimatliche Derbheit, über die es lachen kann. Shakespeare will beweisen, daß man sogar fürs Publikum schreiben darf! Er bringt in diesem Lustspiel ganz märchenhaft, oder bereits futuristisch, Engländer und Illyrier durch Zusammenhang ins Durcheinander. Malvoglio (ich will Böses) in „Was ihr wollt“ kein zufälliger Name, gehört auf die venezianische Bühne. Er ist Italiener, der lächerliche Ciciusbeo. Seine Peiniger und Hausgenossen sind Engländer, die sich an den Küsten Illyriens breitgemacht haben. Aus Frau Fluts Stube, aus Fallstaffs Schenke sind sie entschlüpft. So wird im Lustspiel etwas verknotet, das nicht anekdotisch verflochten ist; es ergibt sich nur Groteskes durch das Zusammenagieren übernationaler „drastisch“ empfundener Personen.

Das ist aber nicht die Hauptsache. Nun kommen wir aufs Wichtigste zu sprechen. Shakespeare durfte einmal die Welt als das Allerrelativste auffassen. „Was ihr wollt“ sagen sich die Menschen zueinander, damit auch jeder dabei sein eigenes „Was du willst“ erhaschen kann. Also: der allerweitmaschigste Liberalismus! Es wird jedoch dabei vom Dichter noch viel mehr gemeint: Leute wollen sich schlagen, tapfer benehmen, aufgebracht zeigen: weil man es so will. Diese gesellschaftliche Angelegenheit hat er aber bloß burlesk behandelt, denn sonst gäbe es ja kein „laissez aller, laissez faire“, wie er es offenkundig im Lustspiel überall durchblicken läßt.

Die allerskeptischste Beurteilung des Lebens geht im Stück aus seiner Auffassung der Liebe hervor. Die Leutchen wollen nämlich lieben, glauben sich in bestimmte Objekte wirklich zu verlieben. So ist's aber gar nicht: wenn's zum Klappen kommt, bequemen sie sich ganz selbstverständlich zu etwas anderem. Sie werden leicht und schnell zufriedengestellt, diese Illyrier. Sie finden sich auch mit dem Gegebenen ab. Sogar in der Liebe. Ja, vielleicht gerade in der am allerbeweglichsten. Diese Menschen können immer auch anders. Folglich vielfach. Es

geht schon: man kann das eigenste Romantisch-Gewilltsein mit dem „Was ihr wollt“ einer Gesellschaft sehr gut in Einklang bringen. Somit nicht die Spur eines elementaren Willens in der Natur, sondern man richtet sich's je nach Belieben ein! Man will, weil man kein Wille ist. Somit will man so oder so. So und so. Und dadurch des Stückes Geheimnis: nichts Wirkliches, alles bloß „Was ihr wollt“.

Keine Erotik, nur Sinnlichkeit, insofern man sie bei schönen Menschen angebracht findet; die Andern, auch sinnlichen, sollen sich mit Trunk und Humor abfinden. Für sie ist's nicht am Platz zu lieben. Es sei denn, sie wollen sich lächerlich machen, wie Malvoglio.

Männer verlieben sich in „Was ihr wollt“ in Jünglinge, die sie für Mädchen halten. Frauen tun das gleiche mit Mädchen, die sich als Jünglinge ausgeben. Keine Spur von Homosexualität dabei, denn das ist das Gegenteil von dem „Was ihr wollt“. Kein Wittern eines Irrtums. Bloß Liebenwollen. Wo sich das Betrogensein erweist, liebt man sofort woandershin. Und zwar in der Richtung des „Was ihr wollt“. So lösen sich am leichtesten alle Konflikte, nur auf dieser Grundlage ist das Leben ein Lustspiel.

Keine Psychologie in diesem Stück, bloß eine Erkenntnis, die sehr bitter sein kann: „Was ihr wollt soll“ zum Bekenntnis werden! Verlustspielern wir es recht schnell, träumen wir uns damit ab. Finden wir uns trotzdem im Leben zurecht. Freilich als Tatsache schrecklich: aber so ist's! Obschon Shakespeare es auch anders weiß, so verkündet er diese Wahrheit doch voll Schwermut zum Schluß über sein „Was ihr wollt“. Er hat sich des klatschenden Publikums bedient. Er hat dem Publikum mit Verachtung gedient.

*Theodor Däubler*

#### KLEINER BRIEFKASTEN

L. A. Sie wundert es, daß Herr P. Schlenther auf Franz Bleis „Offenen Brief“ nicht geantwortet hat? Aber Herr P. Schlenther ist Journalist, ist also vornehm, und da war das vorauszusehen.

K. F. Sie sehen: wieder habe ich die Fortsetzung meiner Arbeit ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS unterbrechen müssen. Bis die AKTION ihr wöchentliches Erscheinen beginnen kann, tyrannisiert mich der Raummangel. (Nebenbei: es gibt Wichtigeres zu registrieren als das heutige Dichten und Trachten der Peter Schers.)

W. E. Ferdinand Hardekopfs „Lesestücke“, den ersten Band der im Verlage der AKTION erscheinenden AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, liefert Ihnen auch der Buchhändler, durch den Sie die AKTION beziehen. Das gebundene Exemplar kostet zwei Mark. Sehr wichtig ist und Pflicht der AKTIONSFREUNDE, für die AKTIONSBÜCHER eine große Lesergemeinde zu gewinnen.

E. B. Wilhelm Klemms Werk „Verse und Bilder“ ist nur in der Prachtausgabe erschienen. Der Band kostet 15 Mark.

Sabine D. Jawohl, die AKTION wird bald in Berlin ihre erste Kunstausstellung veranstalten, den SALON DER AETERNISTEN. Schon das nächste Heft wird Näheres mitteilen.

#### BÜCHERLISTE

SHAKESPEARES SONNETS. Englische Ausgabe. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Pergamentband M. 9,—.

ETWAS ÜBER WILLIAM SHAKESPEARES SCHAUSPIELE. Vom armen Mann im Tockenburg. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geb. M. 2,50.

ERNST WEISS. Der Kampf. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 4,—.

HERMANN BAHR. Himmelfahrt. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 4,50.

P.-J. JOUVE. Vous êtes des hommes. (Verlag Nouvelle-Revue Francaise, Paris, 1915.)

ALFRED DÖBLIN. Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 6,—

ARTHUR HOLITSCHER. Das amerikanische Gesicht. (S. Fischer.) M. 1,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Frühlingslandschaft (Titelblatt) / Aldo Palazzeschi: Besuch bei der Gräfin Pizzardini Bo. Ein Dialog / Félicien Rops: Drei Briefe / Honoré Daumier: Zwei Zeichnungen / Bapum: Um zu erheitern / Ferdinand Hardekopf: Vorwort zu den „Lesestücken“ / Hans Richter: Hardekopfs Porträt (Tuschzeichnung) / Rudolf Börsch: Ekstase der Sehnsucht / Alphonse de Lamartine: Tassos Kerker (Nachdichtung von Theodor Däubler) / Goll (Lausanne): Schöpfung / Wilhelm Klemm: Der Falter / Emil Wiedmer: Hochsommertag / Iwan Lassang: Klementine / Alfred Vagts: Münchener Hofgartencafé / Hans Leybold: Konfusion. Ein Film / André Derain: Holzschnitt / Eberhard Buchner: Telepathie. Eine Erzählung / Ich schneide die Zeit aus / Carl Einstein: Ueber Paul Adlers „Nämlich“ / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

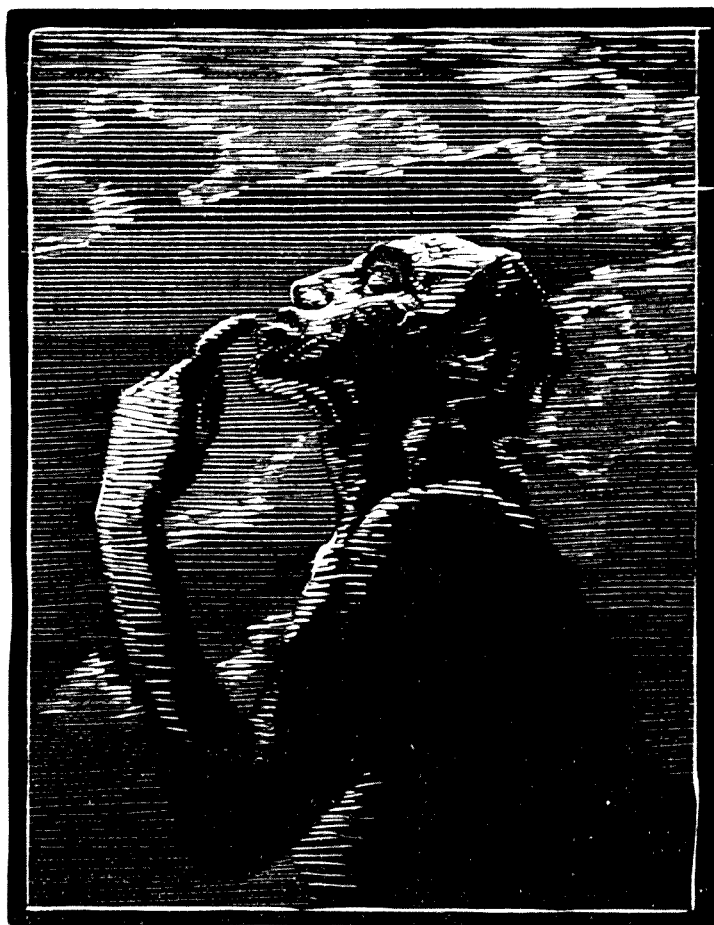


# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{18}{19}$

SONDERNUMMER „BÖHMEN“. INHALT: Fr. Bilek: Meteor. Holzschnitt (Titelblatt) / Josef Suk: Phantasie für Violine (Autograph des Komponisten) / Max Brod: Tschechische Musik / Josef Čapek: Zeichnung / Jan Löwenbach (Prag): Brief an einen Berliner Musikfreund / M. Aleš: Zeichnung / Otokar Březina: Meditation über Schönheit und Kunst (Deutsch von Otto Pick) / Josef Čapek: Der Bettler (Zeichnung) / Březina: Wieder spricht . . . / Arno Dvořák: Prolog zu einem Drama (Deutsch von Max Brod) / Petr Bezruč: Hochland; Ortschaft an der Ostravica; Ich und du (Deutsch von Rudolf Fuchs) / Jaroslav Vrchlický: Tschechisches Liebeslied / Antonín Sova: Verse / Viktor Dyk: Die Liebste der sieben Banditen / Vlastislav Hofman: Entwurf einer Häuserreihe / V. Špála: Der Sommer (Zeichnung) / Karl Toman: Fischamend / Fráňa Šrámek: Eine Novelle (Deutsch von Otto Pick) / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

SONDER-NUMMER „BÖHMEN“

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire

C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Gebunden M. 2,—

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r

Luxusausgabe M. 15 —

V E R L A G D I E A K T I O N

A R N O D V O Ř Á K  
D e r V o l k s k ö n i g

Drama in fünf Akten

Deutsch von Max Brod

Preis M. 3,50

O T O K A R B Ř E Z I N A  
H y m n e n

Deutsch von Otto Pick

M. 1,50

Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?

Roman. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m

Geschichte eines Knaben. M. 6,—

F R E D E R I K V A N E E D E N  
G l ü c k l i c h e M e n s c h e i t

Essays. Geh. M. 4,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l

Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g

Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m

Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

D I C H T E R - S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N  
H e i n r i c h M a n n  
F r a n z B l e i  
C a r l E i n s t e i n  
F e r d i n a n d H a r d e k o p f  
R e n é S c h i c k e l e  
P a r i s v o n G ü t e r s l o h  
T h e o d o r D ä u b l e r

K U N S T - S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N  
N e u e S e c e s s i o n  
R i c h t e r - B e r l i n - H e f t  
S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
L u d w i g M e i d n e r - H e f t  
Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 6. MAI 1916



Josef Suk: Anfang der Phantasie für Violine op. 23 (Autograph des Komponisten für die AKTION)

## TSCHECHISCHE MUSIK

Von Max Brod

Ein Wort für Meister Josef Suk  
(anlässlich seiner Violin-Phantasie op. 23)

„Menschensohn, werden die Knochen auf diesem Aasfeld je wieder leben?“ Und es antwortet der Prophet Jecheskiel: „Atah jadata, — Herr, du weißt es.“ — Und es fuhr ein Odem in die Knochen — —

Da liegen in einem Nachmittagskonzert nach einer jener unsäglich banalen Symphonien von Liszt die stinkenden Knochen und Aasfetzen einer Kunst, die ich ehemals unter dem Namen „Musik“

für etwas Anbetungswürdiges hielt. Da liegen zwischen den Pulten des Orchesters die bleckenden Zähne, Rippenkörbe und Schenkelstangen; die müden Philharmoniker stochern mit ihren Violinbögen in ihnen herum.

Ein Phosphorgift von Überflüssigkeit, Salonstück, geheucheltem Temperament steigt auf. Wem zuliebe? Was soll das? Wozu? Eitelkeit der Eitelkeiten.

Der Geiger Hoffmann tritt auf. Er spielt die Phantasie für Violine und Orchester von Josef Suk, op. 23.

Welch ein Taumel ergriff mich. Können diese

Knochen je wieder leben? Kann diese Luft entgiftet werden? Gibt es wieder Musik, gibt es wieder, o allerhöchste Gnade des Schöpfers, gibt es wieder — Realität?

Schwer hinwandelnd aus beladenem Erdkreis, aus der Eitelkeit von hohlen Tubaschrecken und Darmsaitengeschnarr, aus Niegewesenem, Niemals-zum-Leben-Erwachendem, aus dem Alpdruck des Nichtseienden —, ist dies das Tor des wirklichen Tönens, durch das ich eintrete, ist dies der Mund einer singenden Mensch- und Gottes-Seele, der warme Atem und das unerschütterliche Festland eines wahrhaftigen Gefühls, ist dies Verwandtes und Geahntes, aus teilenden Wolken hervor unverrückbar mit Sinaiglanz aufkrachendes Heil? O unsterbliche Seele, freue dich, denn du bist, du bist, — höre dich sein, höre dich dich freun — dich hat die Hand des Geistes ergriffen und kraut dich liebkosend auf Brust und Rücken, o meine Seele.

Es gibt absolute Realität. Es gibt den überindividuellen ewigen Schöpfergeist. Denn es gibt diese Violinphantasie von Suk.

Sage ich mehr oder verschmähe ich, das auszudrücken, was meinen Ausdruck verschmählt? — Ich werde es mir überlegen. Schön ist es, aufzujubeln, aufzuspritzen über den Rand des Bewußtseins, ja, über diesen Blechtopf zum Kochen, über seinen vor Abgenützteit scharfen braven küchenmäßigen Rand hinaus. Und schön auch, nachträglich zu überlegen, nachträglich. Denn dies ist des Menschen Teil an seiner göttlichen übermenschlichen Seele.

„Glaubst du, daß diese Knochen jemals —“ Und es blies ein Wind von den vier Ecken der Erde. — — Mehr nicht, mehr nicht! Noch nicht. Ich kann nicht sprechen vor Glück.

Es blies ein Wind. — Ein slawischer Wind war es, ein Wind aus Böhmen. — Aber unerkennbar sind die Mittel, die technischen Modalitäten, die dieser Phantasie das Slawische geben. Das eine weiß ich: keines der bekannten Mittel ist dabei, nein, kein Volksliedanklang und kein Dudelsackbaß. Starkes Licht und Schatten von schwarzer Kraft wogen über böhmische Felder, über gepflügte Flur, einen Wald im Nebel, eine gewundene Landstraße unendlich hin und mit Kot und mit einer blassen Kapelle an der Wegkreuzung neben Friedhof, neben Gräbern im Dorf. Ja, das war damals (singt die Seele vor sich hin), damals war es, ich weiß nicht, warum es geschah, ich hatte euch alle so lieb . . . Arme kleine, einsame Seele, ich kenne dich, oft habe ich dich

mir nahe gefühlt. Fremd bin ich in diesem Lande, fremd unter Fremden. Dennoch habe ich hier gefühlt, was mich ausmacht, — menschliche und heimatliche Realität, — als Fremdes habe ich sie gefühlt, aber ich habe sie gefühlt.

Meister Suk, geliebter, verehrter, wesentlicher Mensch, manchmal sehe ich Sie, jedes Jahr zwei- oder dreimal, ich rede ein paar Worte mit Ihnen, dann verschwinden wiederum auf lange Zeit hinaus unsere Leiber voreinander. Sie kennen mich kaum, ich weiß nichts von Ihrem Leben. Einmal sah ich Sie im Eisenbahnzug. Wir begrüßten einander und ich war dem Weinen nahe. Als der Krieg ausbrach, im August 1914, saßen wir zwei Stunden lang beisammen, im Gasthaus, wir sprachen und tranken, wissen Sie es noch? Ich habe es vergessen, was damals geredet wurde. Aber ich fühle noch heute: Realität war es, inmitten von unrealem Geschehen. Mit Ihrer lieben, heißen, vor Eifer ein wenig stotternden Stimme erwähnten Sie Beethovens Neunte. „Alle Menschen werden Brüder.“ — Ich verstand Sie wohl.

Und nun haben Sie mich wieder von fernher angerührt, Meister Suk, diesmal wie schon so oft. Wie mit Ihrer großen Symphonie „Asrael“, mit Ihrem „phantastischen Scherzo“, Ihrem Streichquartett, Ihrem Wenzels-Choral. Nun haben Sie wieder einmal Sehnen und Haut über meine Knochen gespannt und mir Odem eingeblasen. Ja, das haben Sie getan, nicht mehr und nicht weniger.

Über Vitězslav Nováks „Sturm“

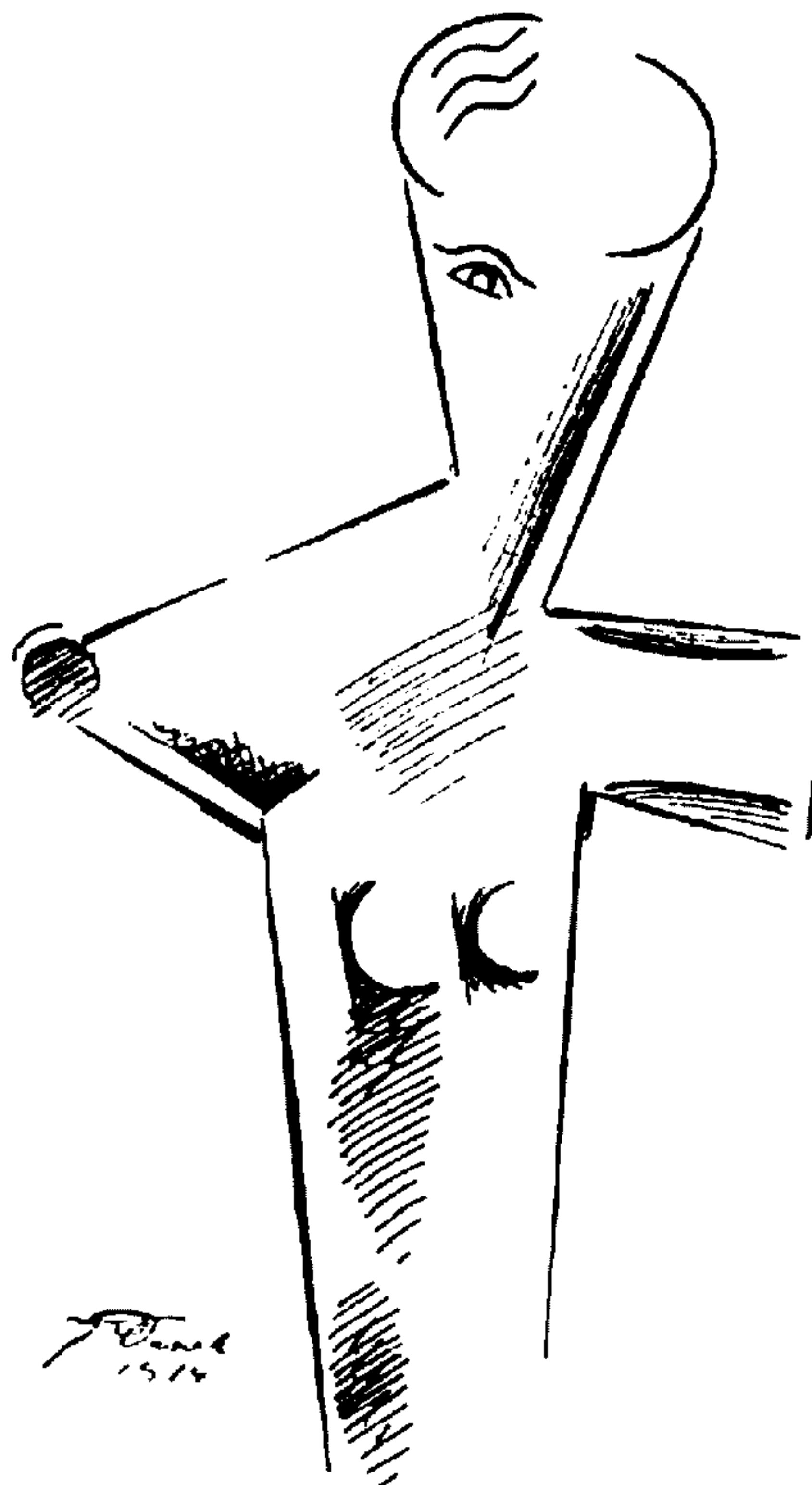
Was ist das eigentlich Trostlose in Richard Straußens „Alpensymphonie“? — Man vergleiche sie mit einer anderen musikalischen Reise, nämlich mit „Harald en Italie“ von Berlioz. Bei Berlioz steht die empfindende Seele, ausgedrückt durch Melodiezacken und den dunklen Samt der Paganini-Viola, im Mittelpunkt, bei Strauß aber — ein Tourist. Der Tourist muß alles haben, Wasserfall, Alm, Wiese, Gletscher, gefährliche Stellen, zwei Minuten Verklärung und fünf Minuten Melancholie, Gewitter und Nebel, kurz alles, was es auf den Alpen laut Baedeker zu sehen und zu hören gibt. Die Seele begnügt sich mit vier Ausschnitten, willkürlich gewählten, aber jedenfalls berstend angefüllt von intensivstem Leben. Der musikalische Tourist Richard Strauß reiht seine (stellenweise hübschen) Einfälle geographisch aneinander, sie sind nacktster Realismus, kein Ich steht hinter ihnen, das die wechselnden Land-

schaften färbte, im Gegenteil, das Ich ist so wasserhell unpersönlich, so ausschließlich auf „Impression“ eingestellt, daß es sich alle zwei bis drei Minuten nach dem Metronom chamäleonartig umfärbt. Bei Berlioz sind die Landschaften nichts anderes als sein Ich, sind Farbe und langausatmende Melos seines unendlichen, sehnsüchtigen Herzens, sind mit einem Wort: Musik.

So steigen auch Nováks musikalische Landschaften seelenhaft herauf, nicht am Leitfaden der Dinglichkeit, des Programms abgehaspelt. Seine „Tatra“ ragt, mit gläserner Harfenluft um ihre Gipfel, höher empor als Straußens pappendeckelnes Alpenpanorama. — Vor allem aber sein Meisterwerk, Meerreise und Schiffbruch, Trunkenheit und Liebe, ein wahres Oratorium der Leidenschaft: sein Meisterwerk „der Sturm“. Davon laßt mich reden! — Ich will vorausschicken, daß Novák und Suk heute für die repräsentativen Komponisten der Tschechen gelten, sowie Smetana und Dvořák (letzterer mit viel weniger Berechtigung) zu ihrer Zeit es waren. Und daß es zu den unbegreiflichen Dingen gehört, daß dieser „Sturm“ noch niemals in deutscher Sprache aufgeführt worden ist!!

Der „Sturm“. Nach einem Gedichte von Svatopluk Czech, aus jenen Dezennien, da Lord Byrons Mode regierte. — Zuerst sendet irgendein Mädchen von sturmgepeitschter Küste her ihr Gebet über das dunkle slawisch-illyrische Südmeer hin: Ave, stella maris, rette den Geliebten! . . . Dann sind wir auf dem Schiffe fern, irgendwo draußen, etagenmäßig wiederholt es von Gesang, oben im Mastkorb wiegt sich die Sopranstimme des Matrosenknaben, der die mütterliche Welle nicht fürchtet und dem Wind ins Gesicht fährt, auf dem Verdeck erklingt das Volkslied der arbeitenden Seeleute, abseits sehnt sich der junge Matrose nach dem Mädchen, dessen Grüße über hunderte von Wassermeilen hin er zu ahnen scheint, und und im Schiffsbauch, in der Kajüte unten stiert der schwarze Sklave (König war er im Sudan, der Dollar hat ihn in Knechtschaft verkauft) seine weiße Herrin an, die er liebt . . . Neue Wellen von Musik, Zyklon und Revolte auf Deck, langheranrollendes Unglück auf weißen Schaumkämmen. Da bricht das Schiff. Kapitän, betrunkenen Arbeiter, Mohr und Fürstin, alles hinab, nur die Sopranstimme wirft noch einmal auf der Spitze des Wracks ihr lustiges „La—la—la“ in die Luft empor, dann schließt sich das Meer, glättet sich. Irgendwo an der Küste fischen

Piraten den Verlobungsring des jungen Matrosen auf, und aus der Kapelle dringt der fromme Chor: stella maris . . . Kann man ahnen, zu welcher Einheit von ununterbrochenem Meerrauschen im Ohr und von Sehnsucht ohne Ende der Komponist dieses Gedicht umgeschaffen hat? Niemand kann sich den Schall der drohenden Trompete, der tief hervorschnaubenden Hörner und der wortlos rufenden Singstimmen hinter der Szene vorstellen, niemand vor allem das unablässige, immer neu sich selbst übersteigernde Drängen, das drangvolle Jagen des Grundmotivs „o Stern des Weltmeers“, der Kantilene und ihrer ruhelosen Variationen. Dieses Drängen (das fühle ich und darin fühle ich die Größe Nováks, darin vor allem) muß, ja es muß zum Schiffbruch führen und mit einer ganz andern Notwendigkeit, als das bloße Gedicht sie verlangt. Der Komponist hat aus dem rein ästhetisch-bildhaften post hoc der Vorlage ein ethisches propter hoc gemacht. In Worten läßt sich das vielleicht nicht weiter auseinandersetzen, aber die Musik sagt es allverständlich: dieses Schiff, in dessen Innerstem der mißhandelte, nadeldurchbohrte Negersklave sitzt, dieses Schiff menschlicher Vergewaltigung,



Josef Čapek (Prag)

Aktstudie

menschlichen Unrechts und Unrechtleidens geht nicht durch Zufall unter, es muß scheitern, es kann auf seinen leidzerfressenen Planken die reine beschwingte Jünglingsliebe und harmlose Frohheit der Matrosen nicht ertragen, dieses Schiff schüttelt einfach die ungerechte Menschheit ab und ersäuft sie, die Guten mit den Bösen, denn in tragischer Verknüpfung sind wir alle schuldig. Das ist der Sturm, meine Freunde! Kein touristisches Meerpanorama mit Wellenschlag und Sonnenuntergang, sondern der Sturm in der Seele, Drängen, Verzweiflung, Sünde und am Ende — wer fühlte sie heute nicht tiefer als je — die zarte, doch feste Hoffnung.

#### BRIEF AN EINEN BERLINER MUSIKFREUND Mein Lieber,

Sie fragen mich, ob denn in Böhmen seit der „Verkauften Braut“ und nach Dvořák's Symphonien keine exportfähige Musik mehr gemacht wird? Ich finde diese Frage recht begreiflich. Denn in Deutschland kennt man ja höchstens dann noch zwei drei leere Namen. Vielleicht Zdenko Fibich, den toten süßen Spätromantiker, vielleicht Vítězslav Novák und Josef Suk, die zwei wirklich lebenden und schaffenden Dioskuren der „Moderne“. Es wäre zwar vorher noch viel an der falsch einseitigen Beurteilung der böhmischen Klassiker Smetana und Dvořák auszusetzen — denn Smetana ist weit mehr als der nachmozartische Komponist der simplen lieblichen Bauernkomödie und Dvořák vielgestaltiger als etwa ein slawisches Gegenstück zu Brahms. Aber dazu möchte ich Sie als heutigen Musiker nicht überreden wollen, weil Sie doch kein historisches Interesse haben, sondern die Jungen und Lebenden suchen. Und in Böhmen leben und schaffen jetzt viele, die auswärts gehört werden müssen.

Soll ich Ihnen zuerst ein Aushängeschild für Novák und Suk malen, die hier bei uns längst keine Problematischen mehr sind? Sie sagten ja selbst, daß diese beiden Ihnen mehr brachten als sonst noch ein Dutzend anerkannter Größen. Sie kennen ja Novák's leidenschaftliche Kammermusik und Lieder zu gut. Sie haben ja in Prag seine gewaltige, massige Chor- und Orchesterphantasie „der Sturm“ wiederholt erlebt. Sie haben in Wien die junge „Serenade“ beklatscht und den reifen „Pan“-Zyklus auszwischen gehört. Und mit Suk haben Sie ja ähnliche Erfahrungen gemacht: die frischen, säuberlich geformten Jugendwerke wurden bei Ihnen herablassend anerkannt, die blutgetränkte, große „Asrael-Symphonie“ blieb aber draußen unaufgeführt, das „Sommermärchen“ wurde mit Kopfschütteln bemitleidet.

Muß ich Ihnen betonen, daß unsere Modernen weder Wagner-Wiederkäuer noch Strauß-Fetischisten sind? Es wird Sie doch nicht beirren, wenn

ich trotz der heute streitlosen Smetanaverehrung darauf hinweise, daß die „erkonservativen“ absoluten Musiker Brahms und Dvořák der lebenden tschechischen Musik einst mehr Impulse gegeben haben, als alle Theorien über Musikdrama und Programmmusik. Eine Zeitlang waren nämlich diese zwei Schlagworte bei uns gleichbedeutend mit „Fortschritt“. Aus dieser Zeit stammt noch die Zweiteilung der jüngeren Prager Musiker in zwei heute nicht mehr genau zu unterscheidende Gruppen. Die eine bezog einst ihre theoretischen Grundlagen vom Herbartsschüler Hostinský und hat heute — nachdem sie den dynamischen Prinzipien der Zeit nicht ganz entrinnen konnte — ihr geistiges Haupt in Zdenko Nejedlý, dem Professor der Musikgeschichte an der Prager Universität. Was in dieser Gruppe an wirklich schaffenden Kräften vorhanden ist, wird wohl alle theoretischen Theoremen überdauern. Sie sollen sich jedenfalls zwei Namen merken. Zunächst Otokar Ostrčil, den Mahlerpropagator, den Komponisten einiger seriösen Opern, in denen der Geist der Schwere zwar noch nicht ganz befreit ist, aber in der grotesken „Suite“ schon geläutert, alles Hergebrachte abschüttelt. Dann ein Junger, sich noch Häutender: der explosive K. B. Jiráček, bisher ein Versprechen. Nicht zu vergessen: Der geistige Ahne dieser beiden ist der nun fünfzigjährige Jos. B. Foerster, ein vornehmer Künstler, weich und empfindsam, nobel und voll Gefühlsüberschwang.

Ein bißchen abseits steht der etwas lederne Ästhetiker Otokar Zich; trotz aller eigenen und fremden Theorien erhält seine Musik die gesunden Anregungen aus den Volksliedern und Tänzen. Irgendwo in Sibirien steckt unser elementarstes Talent: Rudolf Karel. Zwischen Brahms und Reger hat er seine Technik her, von Dvořák hat er seine Kinderschuhe. Aber der Kerl strotzt von Musik, überpurzelt sich mit Einfällen, disziplinos in der Architektur trotzt er allen Künsten der Sonaten- und Variationenform. Ein unzeitgemäßer Erfinder in einer kurzatmigen Zeit.

Dieser Naturmensch leitet zur Gruppe jener wahrhaft jungen Pfadfinder, die sich um Novák und Suk scharen. Soll ich meinen lieben Freund Jaroslav Křička zuerst nennen, um mich des Vorwurfs der Kameradschaft preiszugeben? Oder den altklugen Beserwiser V. Štěpán, dessen phänomenales Klaviertalent Sie ja vor zwei Jahren in Berlin bewundert haben? Sie treffen beide oft nebeneinander und doch ist alles so grundverschieden: Křička —, voll Übermut und Laune, Schwermut und Weltschmerz, Wärme und Innigkeit. Er singt *con cuore ed sentimento*. (Siehe Intime Stücke, Der blaue Vogel.) Štěpán — voll kühler Überlegenheit und Selbstbewußtsein, geistreich im Satz, von verhaltener Leidenschaftlichkeit, ein zielbewußter Beherrscher seiner komplizierten Mittel. Novák's Schule zieht in ihm die letzten Konsequenzen. Bei einem anderen Novákschüler werden Sie des Lehrmeisters Ein-

fluß jetzt schon kaum mehr aufspüren: das ist der asketische Grübler Ladislav Vycpálek, vielleicht ein allzu bescheidenes Gegenstück zum Mystiker Otokar Březina, dessen keusche Größe und strenge Form in diesem unzeitgemäßen Doppelgänger eines Vincent d'Indy sein Widerspiel findet.

Wollen Sie weitere Namen hören? Vielleicht den des mährischen Lehrers Jan Kunc, dessen balladische Chöre uns zittern machen und der erst unlängst sich als reifer Künstler durchrang. Soll ich Ihnen die übrigen Novákschüler vorschlagen? Den kindlichen Liederdichter Jaroslav Novotny, den starken, zielbewußten Boleslav Vomáčka, oder die noch tastenden Talente eines Otokar Jeremiáš, Jaroslav Jeremiáš, Jaromír Weinberger? Das hätte ebensowenig Sinn, wie wenn ich Ihnen unsere gut und tüchtig komponierenden Theater- und Konzertkapellmeister, Konservatoriumsprofessoren oder Chordirigenten vorstellen möchte. Sie suchen ja das Lebende und das Neue. Suchen Sie vorläufig unter diesen paar Namen und lassen Sie sich eine Auswahl von Ihrem Musikalienhändler schicken. Sie finden diese Namen bei Simrock, in der Universal-Edition und bei den Prager Verlagen Urbánek, Umělecká Beseda und Chadim. Sie werden bestimmt Neuland entdecken und mir recht geben, wenn ich Ihnen versichere, daß die tschechische Musik mit Smetana und Dvořák nur ihren Anfang, aber nicht ihr Ende gefunden hat.

Dieser Brief soll Ihnen kein böhmisches Musiklexikon von anno 1916 vertreten. Es wird mich aber herzlich freuen, Ihnen mit allerhand genaueren Daten dienen zu können.

Ihr ganz ergebener  
Dr. Jan Löwenbach.

Prag, Mitte April 1916.

## MEDITATION ÜBER SCHÖNHEIT UND KUNST

Von Otokar Březina

Es gibt keine andere Einweihung in das Mysterium der Schönheit als das Leben. Der Reinheit des Lebens entspricht die Weihe der Vision. Jene, die nach dem höchsten Geheimnis der Schönheit fragen, fragen mit der einzigen Frage, die auf den Lippen aller Propheten glühte: Wie leben? Denn wie überall herrscht auch in den Gebieten der Schönheit die Schrecklichkeit und Pracht der Gerechtigkeit, die sich gleichmäßig dem Wurm wie dem Fürsten des Gedankens zuneigt und mit Sternen wie mit Granatenstaub die ungleichen Wagschalen zur Herstellung ewigen Gleichgewichts vollschüttet, eines niemals gefährdeten, den Kosmos stets in derselben Spannung erhaltenden Gleichgewichts. Jeder pflückt die köstliche Frucht der Schönheit von jenen Zweigen, an die er durch sein geistiges Wachstum heranreicht; ihre übereinander liegenden Galerien entsprechen der Hierarchie der Geister.

Aber immer, in allen ihren Äußerungen verfolgt die Schönheit ihr fernes Ziel: die Geister durch

eine mächtige Vision der Erde und einer Wirklichkeit zu vereinigen, die reicher ist als jede Wirklichkeit der Erde; gleich der Schalmel der Hirten die mystischen, auf den Bergen verstreuten Herden in höhere Lagen emporzulocken, auf strahlendere, duftendere, heilkräftigere Wiesen des Urgebirges. In jedem sieghaften Blick unserer Augen ist die Freude von Millionen, die für uns die Welt der Farben und Formen, das erhabene Lächeln der Blumen und Sterne erobert haben. Kein einziger starker Blick, der die Welt in neuer Pracht und Wahrheit erschaut, verliert oder entwertet sich in Jahrtausenden; ein jeder verkörpert sich zu seiner Zeit in eine Tat, entlodert als Wort, Kuß, Weissagung; aber auch als Vorwurf, Schmerz und heißes Gefühl des Kampfes, den die Geister in allen Welten führen. Der Ertrag aller Felder der Schönheit ist eine Steuer, die unser der Ewigkeit tributpflichtiges Gestirn für die Städte des Lebens entrichtet. —

Gleich Flammen, die über verborgenen Schätzen der Erde tanzen, zeigt uns die Schönheit die Orte, wo wir noch zu suchen haben. Wenn sie die Leidenschaft der Geister entzündet, so hat sie ihr Augenmerk auf hohe und rühmliche Verbindungen gerichtet, die wie Zielscheiben in Fernen liegen, wohin selbst die Pfeile der verwegensten Blicke nicht dringen. Ihr Lächeln ist wie das breite, rätselhafte Lächeln des Meeres, gefährlich dem einsamen Schiffer; und ihre Sendung ist wie ein mystisches Schreiben des Weltalls, mit Sternen versiegelt, das selbst die ätherische Hand des mächtigsten Geistes nicht auf-



Mikoláš Aleš

Zeichnung

bricht, das aber dereinst vor allen geöffnet werden wird. Millionen Herzen schlagen im Dienste der Schönheit gleich Webschiffchen am Webstuhl des Lebens: durch Millionen Schläge streben Millionen Seelen in ununterbrochenem Arbeitstage durch die Quersäden der Liebe das am Beginn der Zeiten gerissene Kettengarn zu verknüpfen. Und vergeblich pocht jedes Herz, das ihrer verbindenden Arbeit entschlüpft ist, ein Webschiffchen mit zerrissenem Faden, umsonst greifen die ermattenden geistigen Hände. —

Gleich der Sonne beim Aufstieg des Tages verläßt auch die Schönheit scheinbar die Orte, wo sie einmal geweilt hat. Doch wer ihr Geheimnis erfaßt hat, weiß, daß sie unbeweglich ist wie die Sonne, mit blendendem, sieghaftem Lachen der durch sie belebten Welten sich freud.

Solange vor unseren Blicken gleich einer mystischen Vegetation die Schönheit der Dinge, stets neu und hinreißend, emporschießt, ist dies das Zeichen, daß wir den rechten Weg gehen. Bäume, Blumen, Quellen und Horizonte spiegeln uns in ihrem Glanze die Glut unserer Seele wieder, die um so feuriger leuchtet, je näher sie ihrem Ziele kommt. Die Vögel begrüßen uns als Brüder und deuten mit ihrem Fluge die Süße und Leichtigkeit unseres Fluges an. Die ganze Schöpfung, deren Vielfältigkeit und Wirrnis uns beunruhigte, stillt sich vor uns wie das chaotische Gewoge der Kräfte am Schöpfungstage und löst sich vor unserer geistigen Schiffahrt in die klare, spiegelhafte Bewegung des Stromes auf. Die Pflicht wird uns mit der Schärfe genialer Inspiration offenbar, unser Handeln erlangt die schlichte Bündigkeit einer mit geklärtem Instinkt vollführten Funktion. Wir sehen von allen Seiten auf einmal, geistig, vielfältig und übersichtlich; wir gehen in der Richtung der Entwicklung; jeder Augenblick löst uns die Rätsel von Jahrhunderten; alles entspricht einander in den herrlichen Perspektiven des Gesetzes; der Rausch der Lebensfülle, überströmenden Reichtums läßt uns eine Vorahnung der Freiheit verkosten, nach der wir alle einen Durst im Herzen tragen.

Aber sowie die Dinge vor unseren Blicken in ein Chaos ohne Gesetz und Rhythmus zu zerfallen beginnen (sei es auch tragischer in jenen Seelen, denen die Gerechtigkeit die Bahn des Schmerzes vorbestimmt hat), ist dies ein Zeichen, daß wir vom Wege abgeirrt sind und auf die sumpfigen Orte der Auflösung zugehen, die durch Jahrtausende auf ihre Vegetation warten werden und sie vielleicht nicht einmal in der Dauer dieser Erde erwarten werden. Wie ein schadhafter Spiegel, dessen silberne Hülle blinde Hände losgeschält haben, verliert die Natur die Fähigkeit, die Züge unseres geistigen Antlitzes wiederzugeben. Verwirrungen und Gegensätze, die sich gegenseitig aufheben, verraten uns, daß auf unserem inneren Blicke irgendein Fleck sich befindet. Wir haben den Treffpunkt aller Schönheitsperspektiven verloren; etwas ist geschehen, was nicht hat geschehen sollen; unser Verhält-

nis zum Leben der Erde ist verletzt worden. War es ein Schmerz, der nicht hervorgerufen werden sollte aus den dunklen Höhlen der Schuld? War es eine Liebe, die nicht versagt werden sollte, als sie demütig nahte? War es eine Wahrheit, die wir vergaßen, wie eine Kerze, die am Bett entzündet ist und in einem allzu leidenschaftlichen Traume umgestürzt wurde und siehe! jetzt das Haus uns überm Kopfe in Flammen gesetzt hat? . . . Haben wir zu lange geschlafen und uns auf den Wegen der Jahrhunderte verspätet? Haben wir die brüderliche Schar der Vorrückenden verloren und irren nun über leichenbedeckte Schlachtfelder, wo nur gierige Gedanken unsere Köpfe umkreisen, wie Raubvögel, dem Feldlager folgend? Sind wir durch unser Schweigen der Schuld teilhaftig geworden, welche die Mächtigen an tausenden Namenlosen begehen? Haben wir vielleicht unbewußt gegen die geistige Vereinigung gearbeitet? . . . Die Schönheit ist verschwunden. Unser geistiger Blick ist erblindet, die Hände, die im Dunkel aneinanderstoßen, haben die Fähigkeit des Werkes eingebüßt. Die Kunst ist für uns in diesem Zustande verloren. Denn machtvoll sehen und schaffen ist eins und dasselbe. Der mystische Gärtner führt in seine inneren Gärten nicht jene hinein, welche die Kraft eingebüßt haben, darin zu arbeiten.

Aber die Arbeit, die die Kunst vollführt, ist die selbe Arbeit, auf welche das gesamte irdische Leben gerichtet ist: Es ist die Fortsetzung des schöpferischen Werkes, das die Sterne als Grundsteine seines Baues aufstellte und die Phantasie als Brücke zwischen den sichtbaren und unsichtbaren Welten. Es kann also die Kunst nicht gegen das Leben sein. Denn die Kunst ist gleich dem Leben die Macht des Gesetzes über das Chaos, eine Sprache, die für ewig formt, eine Linie, die noch weiter abgrenzt als die Natur, eine Farbe, die die Herrlichkeit der von einer anderen als unserer Sonne entflammten Morgen ahnen läßt, eine Musik, die selbst aus dem Wehklagen der Sturmwinde, aus dem Toben der Wellen, aus dem Stöhnen und Jubel der Tiere das strahlende Zittern erhabener Töne erlöst und sie so mächtig zu vereinigen versteht, daß sie wie Fluchworte bis in die Geisterwelt dringen und aus ihren Tiefen das Schluchzen reiner, noch ungeborener Wesen auf-erstehen lassen. Denn in der Kunst künden sich bisher noch unverkörpernte Formen des Lebens an. Gegen das Leben aber ist die Stummheit, und sei sie ausgedrückt durch einen Äonen währenden Regen von Phrasen und sei ihre Stille das Schweigen ganzer Bibliotheken; die Blindheit, selbst wenn sie in alle Röte des Nachtgewölks, die in den vertieften Handflächen der Abende ruht, ihre Pinsel tauchte und die Sonne wie Tropfen flüssigen Goldes daraus tropfen ließe; die Taubheit, und wenn sie sich gleich dem Sturmwind erschöpfte, um die gigantischen Klaviaturen der Meere zu stimmen. Stummheit,



Blindheit und Taubheit aber sind gegen das Leben, denn sie zerreißen den Zusammenhang zwischen den Wesen und verletzen so das Werk der geistigen Vereinigung, den Sinn der Schönheit.

An diesen Orten ist kein innerer Unterschied zwischen den einzelnen Formen des menschlichen Bemühens. Die Meister der Wissenschaft sind hier geradeso Künstler, wie die Genien der Tat und des Herzens, die Heiligen und all die Unzähligen, die mit ihnen an dem gemeinsamen Werke der Vereinigung der Geister arbeiten. Alle führt die Schönheit, die immer im grausamen Liebesspiel entweichende, stets von der Phantasie verfolgt. Von jener Phantasie, ohne die es keine Entdeckung auf Erden gäbe und deren Schiffe bis an die weißen Vorgebirge neuer Festländer um Jahrhunderte früher fuhren, als die Schiffe aus Eisen und Holz; die beim Anblick des Frühlings das Gezwitscher von tausenden Frühlings vernimmt, im Liede der Schnitter die Musik der reifenden Felder der Gestirne und in der Schönheit des Weibes die Liebe strahlender Bruderwesen begrüßt, die den Zeitaltern entsteigen; von der Phantasie, die den Begriff der Allmacht in der tiefen Intuition des geistigen Wesens des Lebens erschuf und die aus Dankbarkeit für einen Augenblick ekstatischen Erschauens des Zieles den ganzen Kosmos wie ein Lächeln erhellt, tausendjährige Wunden von Millionen Herzen vergißt und selbst den Tod, den die Lebenden nicht lieben dürfen, obwohl er inniger verbindet als das Leben.

Die ganze geheimnisvolle Welt, die in uns ausgedrückt ist, die nicht durch Reihen von Gestirnen in tausend Ländern ausgedrückt wird, deren Weite und Herrlichkeit der kühnste Traum nicht ahnt, erbebt in uns bei jedem Blitzstrahl des schöpferischen Kusses, als zerbräche wiederum eine Fessel des mystischen Fluches und als näherten sich einander immer mehr die zur Umarmung gebreiteten Arme der Geister aller Erdteile, die nach Vereinigung und Erlösung sich sehnen. Und diesen Eindruck üben alle großen Werke des Menschen auf Erden.

(Einzig berechnigte Uebertragung aus dem Tschechischen von Otto Pick)

#### WIEDER SPRICHT

Von Otokar Březina

Wieder spricht, seherhaft entrückt, uns Worte  
unbekannt die Nacht,  
die wiederholen über uns Baumrauschen, Zungen  
tausendfach:  
wie über Spiegel zauberisch zu stillen Wassern  
sie sich neigt,  
draus Glanz von tausend Augen ihr unirdisch  
froh entgegensteigt.

Auf schwarzen Wiesen, die besät mit Tränen  
wie mit Lichtsaat sind,

träumen die Jungfrauen unsres Hofes von Schwestern,  
die verwunschen sind,  
von milder Engelshand gehüllt in Bußgewänder  
sonder Pracht,  
und von der Sonne Eifersucht in ihrem tiefen  
Schmerz bewacht.

Aufragen Städte, wüst erhebt auf Inseln sich  
ein Trümmerhauf,  
mit Todeszeichen fliegen jetzt von jedem Kirchhof  
Falter auf:

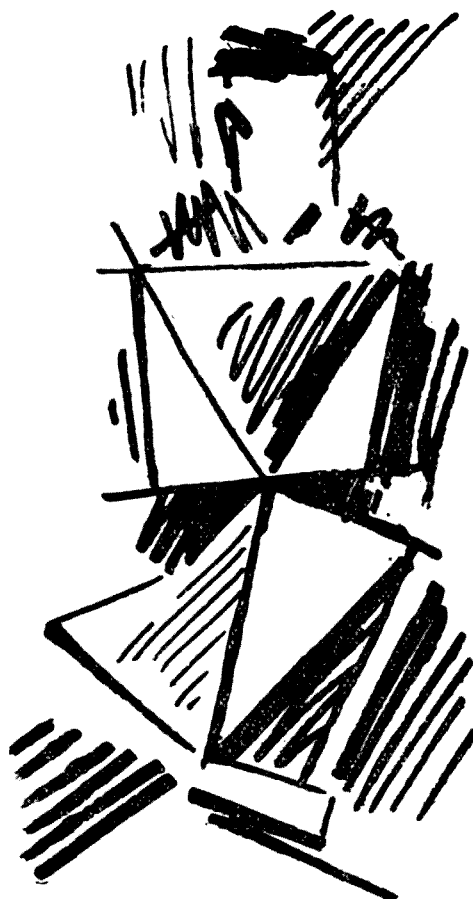
Doch zieht Musik im duftigen Saft in alle Blumen  
ein  
und Rausch in unserm Blute reift wie in den  
Trauben Wein.

Im Hochzeitsbett der Hoffnungen, ihr Brüder  
mein, schlaft süß, schlaft gut,  
und süßer noch, wenn ihr am Strand, Gescheiterte,  
im Sande ruht!

Vernehmt, wie euch im Traum die Nacht in  
unbekannter Sprache spricht:

Wir fallen jeden Augenblick viel Meilen in ein  
Meer von Licht.

(Nachdichtung von Otto Pick)



Josef Čapek

Der Bettler

## PROLOG ZU „DER VOLKSKÖNIG“

Von Arno Dvořák

Ein Weib in grauem Kleide, deren Gesicht in grellem  
Licht steht, tritt vor den Vorhang.

Ihr Menschen da, die ihr lebendige Anwesenheit  
Seid, heiß wie nackte Herzen schlagend,  
Vorbeiflirrend wie der Sekunde Schmetterling, —  
hört an:

Tote Vergangenheit

Will sich künden!

Lebenden Körpern haucht sie Seele ein — von  
Männern

Und Frauen, die über die Jahrhunderte dahin  
Wie schwerer Truppen Marsch geschritten sind,  
Und längst verblasene Stimmen läßt sie  
schmettern

In lärmenden neuen Kehlen,

Und warme Menschenherzen füllt sie an

Mit Freude, Zorn und Sehnsucht, Hassen

Und Lachen längst verstäubter Menschenherzen.

O, merket wohl auf diese Neugeborenen:

Einst haben sie die Last der ganzen Welt so  
stark

Herumgeworfen, daß noch heute unter eurem  
Fuß

Der Boden zittert!

Und lauschet ihren Stimmen wohl: die einst  
Des Erdenrunds Völker alle wohl vernommen  
haben,

Und heute hallen noch von diesen Stimmen

Wie von jenseitigen Stimmen eure Ohren.

Und öffnet ihren Herzen eures angelweit:

Denn deren Trauerglut, wie ein Gewitter,

Brach Throne, Königreiche, alte Götter ein,

Trug gute Saat zu allen Völkern hin,

Die eigne Heimat nur ward in dem Sturm ver-  
brannt und leergeweht . . .

(Deutsch von Max Brod)

## DREI GEDICHTE

Von Petr Bezruč

## Hochland

Dort unter den Bergen, unter den hohen,  
mit himmelwärts steiler Gebärde,  
erfüllt sich die unbeschreibliche,  
unaussprechliche, unvergleichliche  
Schönheit der bergigen Erde.

Das Feld wird gemessen. — Der Bauer genoß es  
zu Lehen, nun heißt es: „Der Grund ist des  
Schlosses!“

Zwar pflügte der Ahne und säte der Sohn,  
war alles nur Frohn.

Leid drängt sich ans Leben, wie Berge aufragen.  
Nicht länger wills Jasa Krasula tragen;

doch Jammer und nächtlicher Aufruhr verzittern  
hinter den Gittern.

Und Mädchen, ihr Mädchen, verlassenen Scherben!  
Die Scham weicht vor Hunger, die Lippen ver-  
derben.

Die Förster — nichts kehrt sich an Zorn und  
Galle —

haben euch alle.

Dort unter den Bergen, unter den hohen,  
mit himmelwärts steiler Gebärde,  
erfüllt sich der unbeschreibliche,  
unaussprechliche, unvergleichliche  
Jammer der bergigen Erde.

Ortschaft an der Ostravica

Wie als vor endloser, gelblicher Mauer

— der Blitz schlug den Vater und spaltet die  
Mutter,

das gramvolle Weib fiel hart auf die Schläfe —  
im Staube ihn schleifte, den bleichen Behüter,  
der Grieche im Sieg:

Wie als dem Hufe des römischen Reiters  
vergebens dem schwereren Stahl der Barbare  
mit hölzernem Schilde und steinernem Schwerte  
wehrend dahinsank:

So stürzten auch wir und benagen das Land.  
Freiherr vom Schlosse! War schön jener Reiter  
mit flatternder Buschzier und blitzendem Helme?  
Freiherr vom Schlosse! Ich schritt bei dem  
Pfluge,

Freiherr vom Schlosse, du rittest vorbei.

Ich und du

Geh aus dem Wege:

feucht meine Kleider und schwarz meine Hände,  
ich nur ein Bergmann, du edel und träge,  
dich wirten Paläste, mich bretterne Wände,  
die phrygische Kappe fällt mir ins Gesicht.

Mir folgt nicht der Waisen Schluchzen und  
Klaffen,

weil deine Hasen die Felder auffressen,  
herzlos du, schamlos — der Blitz soll dich treffen;  
ich, Sohn der Beskiden, geh niedrig im Licht,  
bedien deine Öfen, bedien deine Essen,  
indes meine Adern heiß sich vergällen,  
ich fange dir Stämme auf schäumenden Wellen,  
mit tiefender Stirne, voll Ruß und entrechtet;  
hab nicht im Gebirge die Waisen geknechtet,  
nicht Witwen gepreßt und Besitz abgeschnitten,  
denn ich bin der Bettler und du bist reich —  
Die phrygische Kappe folgt hart deinen Schritten.  
Du kommst in die Berge? Achtung — entweich!

(Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs)

## VERSE

Von Antonin Sova

Keiner hat mich geliebt, kein anderer mehr als  
mein Kind . . .  
Und also ward es spät, daß meine Haare grau  
vor Sorgen sind . . .  
Wohl weiß es der wie in seiner Jugend un-  
bekannte Poet,  
daß ihm der Ruhm seit je, wenn auch voll  
Achtung, vorsichtig aus dem Wege geht . . .  
Jetzt, wenn die Abende kommen, such ich meinen  
Winkel auf,  
mir im Arme der Knabe will brav sein und  
ruhen;  
wieder meines Frühlings wilden Freuden geb  
ich Wort und Lauf,  
und der Wälder Atem rauscht und die nahen  
Herden muhen,  
um geborstener Hütten auferstandener Gemäuer  
wallen verlorener Zeiten gut und böse Aben-  
teuer;  
über den Rücken des Tals, und von Ziegelstaub  
rötliche Matten,  
die dorrende Böschung dahin und der Erlen tief  
kühlige Schatten,  
bei Einsamkeiten weilen wir, und unser Brot  
zerteilen wir,  
und unsern Durst, die Scherben tauchend, heilen  
wir . . .

(Uebersetzt von Rudolf Fuchs)

## TSCHECHISCHES LIEBESLIED

Duftreich ist die Erde und die Luft kristallen,  
Und das Moos erzittert unter deinem Fuß.  
Aus dem Schilfrohr hör ichs wie von Pfeifen  
schallen,  
Und vom Hagedorn fällt heller Blütengruß.  
Und das Aug vor Freude naß,  
Fragst du: „Ja, was soll all das?“  
„Was?“  
Ruft der Vogel, und die Blume spricht:  
„Anders kommen Lenzes holde Wunder nicht!“  
Hell dein Blick, dein Atem süß vom Duft der Erlen,  
Und es bebt dein Busen, wie ich dich umfang';  
Wie aus hartem Felsen springen Quellenperlen,  
Bricht aus meinem Herzen glühender Lieder  
Drang.  
Und das Aug vor Freude naß,  
Fragst du: „Ja, was soll all das?“  
„Was?“  
Ruft der Vogel, und die Blume spricht:  
„Anders kommen doch der Liebe holde Wunder  
nicht!“

Jaroslav Vrchlický

## FISCHAMEND

Von Karl Toman

Ein Junitag erhob sich heut in mir  
und lebte, lohte. Eine weiße Straße,  
elendes Gras am Rand, mit Staub beschüttet,  
Drin christlich demütige Wegeriche,  
und hinter mir, weit, geht die Sonne unter.  
Von links her atmet kühl der hehre Strom,  
Die grüne Donau. Meinen Kopf durchschwärmen  
Lieder, Balladen, Melancholien,  
ich sehe Gesten, Mienen, Burschen, Mädchen,  
denen du, stiller Fluß, Vertrauter bist,  
Held und Geliebte, wie's der Zufall bringt.  
Ich gehe, träume und skandiere halblaut  
die schlichten heiligen Verse. Und auf einmal  
schlägt strahlend meinen Blick das matte Weiß  
der Friedhofsmauer, die am Hang zur rechten  
Seite entlang zieht. Schlankragend Zypressen,  
kühle und keusch erstarrte Flammen  
von Opferfeuern, streben himmeln  
und neigen leisem Winde ihre Scheitel.

„Du Namenloser, den das Wasser hertrug,  
requiescant in pace.“

Ein Junitag stand heute auf in mir,



V. Špála

Der Sommer

ich gehe nach Jahren wieder übern Friedhof,  
wo weder Kreuze sind noch Steine stehn,  
nur Gras dicht wuchert und darin  
gelblicher Löwenzahn emporloht,  
und meine Seele weint vor Dankbarkeit  
zu dir, o gütige und süße Erde,  
ewig gleich freundliche und gleich gerechte,  
einzig gerechte du unter der Sonne.

(Deutsch von Otto Pick)

**DIE LIEBSTE DER SIEBEN BANDITEN SINGT:**  
*Von Viktor Dyk*

Als Sonne erglänzte, kam er gegangen,  
Der Wald oben rauschte, die Vögel hell sangen.  
Durch Baumwipfel lugte des Frühlhimmels Bläue.  
Wandrer, du junger, um dich fühl ich Reue.  
Rotes Bächlein verrieselt.

Wohin der Fuß trat, Blume erstand,  
Vögel verstummt, er aber sang.  
Nimmer hab ich solch Liedchen vernommen.  
Verzweiflung, Gram, Sehnsucht innig drin glom-  
men.

Rotes Bächlein verrieselt.

Da wollte ich reden. Wollte ihn warnen:  
Räuber, sie lauern, dich zu umgarnen.  
Wende dich heimwärts, wollte ich sagen.  
Baumschatten drohen, die dich erschlagen.  
Rotes Bächlein verrieselt.

Wollte ihm sagen, bot ihm die Hände.  
Da umfing er leicht mich behende.  
Mädchen, dich such ich, ach, seit wieviel Jahren.  
Waldrauschen tönt unterm Himmel, dem klaren.  
Rotes Bächlein verrieselt.

Wollte ihm sagen: Der Tod kommt geschritten.  
Bin die Liebste der sieben Banditen.  
Der Tod irrt im Walde herum und will morden.  
— Das Moos war so weich . . . Zu spät ist's  
geworden.

Rotes Bächlein verrieselt.

Sie brachen hervor und sie stießen ihn um.  
Sonne verlor sich, Wald ward traurig stumm.  
Der Vorwurfsblick starrt, wir sehn, was wir taten.  
— O Mädchen, so jung, und hast mich verraten.  
Rotes Bächlein verrieselt.

Münzen schrill klimpern. Still und gut  
unterm Baume der Tote ruht.  
Klaffen im Busen die blutigen Wunden.  
Fremdling, dein Liedchen, wohin ist's entschwun-  
den?

Rotes Bächlein verrieselt — —

(Deutsch von Otto Pick)

**SIE ENTRISSEN IHR DIE BLÜTEN UND ZER-  
BRACHEN IHRE ÄSTCHEN**

*Von Fráňa Šrámek (1912)*

Die großen Herbstübungen fanden statt, und ich  
war Soldat.

— — Wir lagen in einem Städtchen.

Es war ganz blau von unsern Uniformen; die  
Schäferidylle des Städtchens bekam einen kavalle-  
ristischen Anstrich.

Abends spielte die Militärmusik auf dem Markt-  
platz.

Und die Bürger promenierten dabei, in ihren  
Augen strahlte Dankbarkeit für etwas Unbe-  
stimmtes, und ihre Gesichter leuchteten helden-  
mütig und patriotisch.

Und die Frauen, welche hier standen, Fieber  
in den Waden und in den Fingerspitzen, blut-  
arm, nordische Dachweibchen, wurden von dem  
durstigen Refrain eines herrlichen Traumes bis  
zur Besinnungslosigkeit gepeitscht . . .

Und ich, der dies alles verstand, ich war traurig  
über all diese erregten Gesichter, mein Herz  
glich einer geballten Faust, ich wollte lachen und  
konnte nicht, und es trieb mich fort von diesen  
Menschen.

Als ich den Marktplatz verließ, ließ ich wohl den  
Kopf hängen, der von Trauer schwer war; ich  
mußte ihn gesenkt haben, denn sonst hätte ich  
nicht in der Vorstadt an ein Fräulein gestoßen,  
das eben aus einem Hause trat.

Ihre Augen blickten auf mich wie blinde Fenster-  
chen. Und diese Augen waren so seltsam, von  
ganz anderer Art als alle Augen, die ich heute  
gesehen hatte, daß ich mich zu entschuldigen  
vergaß.

Etwas wie eine Angel bohrte sich in meine Stirn  
ein; es waren so seltsame Augen.

Ich begann etwas im Kopfe angestrengt zu formu-  
lieren und schaute sie an; sie ging etwa drei  
Schritte vor mir.

Hier fing schon die Landstraße an, eine lange  
Pappelniefe lief in die Ferne; Kartoffelfelder  
und ausgekühlte, mit Herzeitlosen bestandene  
Wiesenflecken sandten ihren Geruch herüber,  
und der Herbstwind kämmte den Pappeln mit  
langen wehenden Gesten die Haare.

Ich hätte ihr nicht nachgehen sollen, die Land-  
straße war öd, nirgends ein Mensch, und sie  
fürchtete sich gewiß.

Aber es war merkwürdig, sie fürchtete sich nicht;  
es war eine solche verächtliche Ruhe in ihrem  
zögernden Gang.

Hm, sie allein war nicht die Soldaten an-  
schaun gegangen; schließlich, vielleicht liebt sie  
gewagtere Abenteuer.

Und die Musik sprudelt aus dem Städtchen bis  
hierher; wird das Fräulein nicht vielleicht doch

umkehren, um einmal in fünf Jahren schöne Offiziere zu sehn, für fünf Jahre sich einmal tödlich zu verlieben, hehe?

Ihre hartnäckige Ruhe war wahrhaftig herausfordernd.

Ich begann auszuschreiten und ging wohl zwei Schritte an ihrer Seite; meine Augen starrten ihr frech ins Gesicht.

Sie blieb plötzlich stehen, und ihr verächtlich ruhiger Blick zerschnitt mir die dünnsten Adern.

„Wollen Sie etwas von mir . . . Soldat?“

Die Angel verfang sich wieder in der Mitte meiner Stirn, ich formulierte im Kopfe heftig etwas.

„Ich bin kein Soldat.“

Es klang komisch, aber ich sagte es.

Und weil sie lachte, sagte ich es noch einmal. Eigensinnig wie ein kleines Kind.

Endlich schien sie zu begreifen, wie ein warmer Hauch durchströmte es ihren Körper.

„Und bloß das wollten Sie mir sagen . . .?“

„Ich wollte Ihnen überhaupt nichts sagen . . . Wenn Sie nicht so . . . so anders wären, hätte ich Ihnen nicht einmal das gesagt.“

Sie sagte kurz, aber nicht mehr geringschätzig: „Gut, lieber Herr; und nun gehn wir jeder seines Weges.“

Ich weiß nicht, warum ich es tat, aber es war vielleicht die Wahrheit, und ich sagte:

„Es wäre schade.“

„Was wäre schade?“

Ich vollendete das Gefragte mit den Augen. Und sie bekam plötzlich die vertraute Stimme eines Freundes.

„Nun ja, bei Gott. Aber ich habe zu tun. Ich gehe und denke nach, was alles ich morgen den Kindern erzählen soll, ich bin nämlich Lehrerin . . . So großen Kindern weiß ich nichts mehr zu erzählen . . .“

Dann fragte sie:

„Es ist traurig, wenn ein Mensch Soldat ist und doch nicht ist, nicht wahr? Habe ich Sie verstanden?“

Ich nickte.

Sie zögerte einen Augenblick.

„Nun denn, wenn Sie wollen . . . es ist mein gewöhnlicher Spaziergang.“

Ich war froh, daß ich mit ihr gehn durfte; ihre Stimme und ihre Augen verhießen so viele warme, lindernde Pflaster.

„Und was werden Sie morgen den Kindern erzählen?“ fragte ich.

„Was? Oh, morgen wird es viel sein.“

„Nun, zum Beispiel . . .“

„Zum Beispiel . . .“ sie überlegte einen Augenblick und schüttelte mit dem Kopf. „Nein, es ist sehr schwer . . . Zu den Kindern muß man mit betauten Zweigen kommen; ich weiß nicht,

ob sie mich verstehn. Und nicht mit Zweigen, welche für Kinderhändchen erreichbar sind; ein Kind will mehr, als das, was zu erreichen ist . . .

Und so muß man auch mit ihnen reden; Worte, die sich erheben und nicht erreichbar sind. Aber ich drücke mich schlecht aus, das ist es nicht,

was ich sagen will. Es ist überhaupt schwer . . . schrecklich schwer . . .“

Ihr ganzes Gesicht verzerrte sich schmerzlich im Gefühl dieser Ohnmacht; auch in ihren Augen rief etwas, das die Hände reckte und nicht emporlangen konnte. Aber da sah sie mich und lachte. Mit einem wieder gläubigen und gefaßten Lachen.

Plötzlich:

„Sie glauben bestimmt an nichts; an die Menschen nämlich, meine ich. Daß sie einmal besser sein werden, daß es auf der Welt überhaupt einmal besser zugehn werde . . .“



Vlastislav Hofman (Prag)

Entwurf einer Häuserreihe

Sie geriet ganz außer Atem bei dieser plötzlichen Frage, und ihre Augen hielten mich wieder fest. Ich lachte statt einer Antwort, aber auf einmal tat mir mein eigenes Lachen weh und blieb mir wie eine Lüge in der Kehle stecken.

Sie blickte mich nur vorwurfsvoll an und schwieg.

Es war mir auf einmal so unbehaglich und unglücklich zumute, ich hätte ihr gern gesagt, daß dies alles so schrecklich ist, daß ich freilich nicht gläubig sei, aber doch . . . aber . . . Hinter diesem ‚aber‘ begann sich etwas zu erhellen, doch ich hatte keine Worte dafür, und ich fühlte mich unglücklich, weil ich die Worte nicht fand . . .

Erst nach einer Weile sagte ich:

„Ich kann nicht . . .“

Wieder schaute sie mich so vorwurfsvoll an.

„Was können Sie nicht . . .?“

Ich zuckte bloß ratlos mit den Schultern. Sie schien mich zu verstehn, nickte mit dem Kopfe, und ihre Augen wurden teilnahmsvoll warm.

Wir gingen über die Landstraße, über uns in den Pappeln war ein Rauschen, hier und da fiel ein Blatt herab und hinterließ in der Luft gleichsam die schmerzlichen Spuren seines Falles.

Sie begann plötzlich mit einer Stimme, die zart und wie Löwenzahnfasern zerweht war:

„Sie fragten, was ich den Kindern morgen erzählen werde . . . Nun, ich werde zum Beispiel so beginnen; nein, ich weiß wirklich bis jetzt nicht, wie ich beginnen werde. Das werden mir die Kinder selbst einsagen, ich werde ihnen in die Augen schauen, und da werden die Worte von selber auf die Lippen kommen. Ich sage zum Beispiel: Seht, Kinder, so hat sich der Sommer schon von uns verabschiedet. Die liebe Sonne möchte noch gern wärmen, aber der Nebel hindert sie und der Nordwind übersiedelt aus den Bergen zu uns her. Alles, Grashalme und Bäume, Ackerfurchen und das Bächlein in den Wiesen, alles ist so winterlich zag, wie wenn es sich auf die erfrorenen Fingerspitzen hauchte. Und wir alle haben die Sonne so lieb, nicht wahr? Und doch weinen wir jetzt, da sie von uns Abschied nimmt, nicht. Warum? Weil ihr erkennt, daß es so sein muß. Niemandem fällt es ein, etwas daran zu ändern. Was würdet ihr, Kinder, zu einem Menschen sagen, der im Frühling einem blühenden Baume beföhle, augenblicklich zu welken und zu vergilben? Ihr würdet sagen, daß er ein Narr sei. Und der Baum freilich würde ihm gar nicht gehorchen; er blüht nur, wenn es ihm die Sonne im Lenz befiehlt. Und bis ihr größer seid, werdet ihr erkennen, daß der Mensch manchmal unglücklicher ist als ein Baum. Auch der Mensch möchte manchmal wie ein Baum Blüten treiben; der Mensch ist manchmal so wie ein kahler Baum

und möchte blühen. Er blüht auf — und da kommt ein anderer Mensch, der reißt die Blüten und Blätter ab und verbietet ihm zu blühen; das werdet ihr alles einmal verstehen. Und nun seht noch dies: angenommen, es wollte jemand einen Apfelbaum zwingen, so zu blühen wie etwa eine Distel. Es geht nicht. Der Apfelbaum kann nicht andere Blüten treiben, und wenn er anders blühen sollte, so würde es ihn sicherlich furchtbar schmerzen. Und, seht ihr, der Mensch zwingt einen, anders zu blühen, als wie er kann und muß; bis ihr groß seid, werdet ihr erkennen, wie furchtbar ihm das wehtut. Gestern saht ihr hier die Soldaten. Alles glänzte an ihnen, und euch hat das gewiß sehr gut gefallen. Und ich sage euch, Kinder, daß sie es sind, die ich mit Bäumen verglichen habe: Die Musik spielt, damit es weniger schmerzt . . . Bis ihr groß seid, meine Kinder, dürft ihr nicht erlauben, daß euch jemand solches antue . . .“

Ihre Stimme glich anfangs einem Windhauch, einem Blütenblätterregen. Und je länger sie sprach, desto voller wurde ihre Stimme, wie eine Traube, und die Kraft spritzte aus ihr heraus.

Und ich hatte plötzlich das Gefühl, als hätte ich jetzt durch diese seltsame Frau mich selbst gefunden, meine Kraft und den Glauben an den Menschen.

Ich war nicht mehr traurig, meine Brust war wie ein lauer Teig, und meine Stirn leuchtete wie ein sonnebestrahlter polierter Kieselstein.

Wir blieben stehen, der Glanz unserer Gesichter floß zusammen, was galt es, daß wir uns gestern fremd gewesen waren und daß wir morgen auseinandergehn sollten, wenn der gleiche Schmerz uns quälte und wenn ein einziger Traum uns berauschte, der einzige erlebte Traum von der Sonne?

Und wir faßten uns an den Händen und gingen durch die Pappelallee; die Landschaft welkte und diese traurigen Düfte schmerzten uns nicht, weil wir in ihnen die Vorbereitungen des Frühlings spürten, ein paar Feuerchen blühten im Dämmern der Wiesen und der Wind pflückte uns irre und glückliche Sätze vom Munde . . .

Und so kehrten wir auch zurück . . .

Die Soldaten im Städtchen bliesen den Zapfenstreich.

Ich nahm ihre beiden Hände und wollte sie küssen; es war soviel Dankbarkeit in mir.

Sie zuckte leise und sagte nur:

„Die Hände?“

Und da legte ich meine Lippen auf die ihren; das war das eine Mal in meinem Leben, daß ich die Seele eines Weibes küßte . . .

In der Nacht wurden wir zum Abmarsch alarmiert. Ich habe sie nicht wiedergesehn . . . Sie ließ

sich nicht befehlen, wann und wie sie blühen solle. Sie entrissen ihr die Blüten und zerbrachen ihre Ästchen. Sie hetzten sie matt. Sie ist im Irrenhaus . . .

(Autorisierte Übersetzung von Otto Pick)

### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Es war von langer Hand vorbereitet, abgefeimt ausgesonnen und mit einem kaum zu überbietenden Maß von Tücke und Falschheit durchgeführt, was da an dem mittelsten Kreuz auf der Schädelstätte vor Jerusalem seinen Abschluß fand.

Wenigstens war es als Abschluß gedacht von denen, die den ganzen teuflischen Plan ausgeheckt und unter skrupelloser Benutzung aller, aber auch aller Mittel zu verwirklichen verstanden hatten. Schon die Ankläger Jesu kannten den fürchterlichen Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ — und handelten dementsprechend, als sie sich zu gemeinsamer Aktion mit dem Römer Pontius Pilatus verbanden. . . . Überdies war ja noch „die Masse“ da, auch damals schon Wachs in den Händen ihrer Verführer. Man muß sie nur gewissenlos genug zu bearbeiten verstehen, und man kann sie auftreten lassen, wie man will. Sie schreit „Hosianna!“ und „Kreuzige!“ je nachdem. . . . Und es gelang glänzend, der Masse einzupumpfen, daß sie ihren Wohltäter hassen müsse — nicht etwa aus Gründen der Einsicht und der ehrlichen Überzeugung, sondern weil einige wenige diesen Haß brauchen konnten, um damit ihre Geschäfte zu machen und ihren Ehrgeiz zu befriedigen.

Endlich: wer war denn nun derjenige, der schließlich den Stab über Jesus brach? Pilatus schob die Verantwortung den jüdischen Hierarchen zu, diese wiederum dem Pilatus. Keiner wollte sie tragen. Gewißlich nicht — die Kriegsknechte. Die mußten tun, was ihnen befohlen war. Ob unschuldig Blut vergossen wurde oder nicht! — Karfreitag einst.

Und heute.

Niemals ist gegen einen einzelnen infamer gestündigt worden als damals. Niemals ist gegen ein Volk infamer gestündigt worden als heute. Der Einzelne war Jesus. Das Volk sind wir Deutsche.

Die Parallelen, wie man an ihm verfuhr und wie man an uns verfährt, sind schreiend deutlich. Diese Feststellung hat für mich etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Und zwar um deswillen, weil sie mich zu der Frage zwingt, inwieweit darin eine Verheißung für uns liegt.

Was am meisten in die Augen springt, ist dies: Das Christentum hat das Große, Weltüberwindende in dem Leben Jesu und den Grund zu seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters in seinem Gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz gesehen. Versuchen wir das mit einem uns gerade jetzt geläufigen Wort wiederzugeben, so muß es lauten: sein Grundsatz für Leben und Leiden war Durchhalten! . . .

Doch beachten wir noch ein zweites. Das Durchhalten Jesu hatte ein Ziel. Freilich nicht ein selbstgestecktes, sondern ein gegebenes. Aber nicht zufällig gegeben, als hätte es auch irgendwo anders liegen, leichter erreichbar sein können! In welcher letzterem Falle es Grund zu Mißmut und Unwillen in sich getragen hätte: warum muß es gerade so weit liegen, warum kann es nur unter so großen Opfern erreicht werden? Und was dann noch mehr zu fragen wäre. — Für Jesus gab's kein Warum. Er gestand sich nicht das Recht der Kritik zu an dem, was als Aufgabe groß und heilig im Leben ihm entgegentrat. Auch als das Leiden felsenhart und schier vernichtend schwer an ihn sich machte, als er das Bitterste vom Bitteren erleben mußte, daß Menschen, denen er so ehrlich wohlgevolllt und wohlgetan, ihm mit verruchten Händen und verstockten Herzen das Kreuz zimmerten — —, die Frage: Warum? bewegt ihn nicht, wohl aber die andere, ob auch das seines

Vaters Wille sei, daß er das Fluchholz trüge, und wenn ja, dann: es geschehe dein Wille! Da liegt sein Ziel, wo der Wille seines Vaters es ihm bereitet hat. Und ist der Tod das Ziel, nun gut: was sollte ihm der Tod schaden, wenn er weiter nichts ist als der Vollstrecker des Willens Gottes.

Seit Jesu Tod ist der Beweis erbracht, daß man sterben kann und nicht nur sterben muß. Daß also alles, was zum Tode führt, ja noch der Tod selbst eine Zielstrebigkeit in sich trägt, die über das Ende unseres natürlichen Lebens und über unsern Grabeshügel himmelhoch hinausweist, wenn anders das Opfer des Lebens eine Gabe des Erdenkinds in die Hände seines himmlischen Vaters ist. Dann lohnt sich's zu sterben. Dann hat es Zweck und Sinn.

Nicht wahr, wir segnen heute unter dem Kreuz Jesu Christi alle die, die unter Kreuzen draußen ruhen, daß sie nicht klagend und fragend, sondern getrost in den Tod gingen. Sie kannten dessen Zweck und Sinn: „Gott bleibt, der Mensch vergeht!“ Und wenn der bleibt, dann hat's keine Not, vorausgesetzt, daß die bei ihm bleiben, die nun keinen Gatten und keinen Vater, für ihres Alters Tage keine Stütze oder für ihres Lebens Blütezeit keinen Mitgenossen haben. Das tragen zu müssen, ohne darin den Willen Gottes zu erkennen, und ohne sich ihm zu beugen und ohne des Lebens Last ebenso mutig auf sich nehmen zu können, wie jene, die des Sterbens auf sich nahmen, das hieß verzweifeln.

Ein Letztes. Die häufigste Frage, die man heute hört, lautet: Wie lange dauert der Krieg noch? — Man schelte mich nicht leichtfertig, wenn ich mit einem Wort, das sich nach Scherz anhört, aber von mir bitter ernst gemeint ist, antworte: bis er zu Ende ist.

Deutsches Volk! Soll der sterbende Jesus am Kreuz für dich eine Verheißung sein, soll deinem Karfreitag ein Ostern folgen und deine Sache die Welt überwinden, wie seine sie überwunden hat, dann halt an deinem Kreuz, in diesem Krieg aus, bis über deine Feinde die Nacht, über dir aber der Ostermorgen anbricht.

*Hofprediger Lix. Doehring (Berlin) im Leitartikel des „Berliner Lokal-Anzeigers“, 21. 4. 1916, unter dem Titel: „Karfreitag — einst und heute“ —.*

### KLEINER BRIEFKASTEN

Freunde! Natürlich ist diese Sondernummer „Böhmen“ nur eine kleine Demonstration für die neue tschechische Literatur und Kunst. Ich mußte, so eng ich die Beiträge auch aneinander rückte, viel Wertvolles zurückstellen. Als Ergänzung will ich den AKTIONEN-BÜCHERN DER AETERNISTEN einen Band „Neue tschechische Lyrik“ einreihen. Vorher kommen die Bände: Wilhelm Klemm, Carl Einstein, Franz Jung, Gottfried Benn, Max Elskamp, Heinrich Schaefer und „Der Hahn“ von Däubler. Sehr gefördert wird das schnelle Erscheinen der Bücher durch reges Werben für die Verbreitung des ersten Bandes: Ferdinand Hardekopf, Lesestücke! . . .

M. P. Die Reihe der SONDERNUMMERN, die kommen werden, ist noch nicht zu übersehen. Fertig habe ich: die Hefte „Deutschland“, Wilhelm Klemm und Paul Adler, in Vorbereitung; das Max Oppenheimer-Heft, „Dänemark“ und „Amerika“. Sabine D. Über die AKTIONEN-AUSSTELLUNG im nächsten Heft.

### BÜCHERLISTE

F. GÄRFIN ZU REVENTLOW. Der Geldkomplex. Roman. (Albert Langen, Verlag, München.) Geh. M. 2,—.

ANDREAS SCHREIBER. Das ewige Bankett. Novellen. (Georg Müller, Verlag, München.) M. 2,50.

OTOKAR BŘEZINA. Hymnen. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) M. 1,50.

ARNO DVOŘÁK. Der Volkskönig. Drama. Aus dem Tschechischen übertragen von Max Brod. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) M. 2,50.

INHALT DER VORIGEN NUMMER. (OSTER-CERVANTES-SHAKESPEARE-HEFT): Else von zur Mühlen: Zeichnung nach Leonardo da Vincis „Abendmahl“ (Titelblatt) / August Strindberg: Das Lamm / Joh. Kubišek (Prag): Piètà (Zeichnung) / J. Eberz: Johannes (Zeichnung) / Jules Vander Brugghen: Die Weihe des Pontius Pilatus / Max Gubler: Kreuzabnahme (Original-Holzchnitt) / Oscar Wilde: Zwei Ostergedichte / Lois Cendrè: Christi Wiederkunft / Daumier: Don Quijote (Holzchnitt. Aus der Kollektion Eduard Fuchs) / Miguel de Unamuno: Predigt auf den Tod des Don Quijote (Deutsch von Paul Adler) / Max Oppenheimer: Auf Rosinante (Zeichnung) / Lobgedicht auf „Don Quijote“ / André Suarès: Ueber Shakespeare (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Drei Sonette von William Shakespeare (englisch und deutsch) / J. M. R. Lenz: Shakespeares Geist / Theodor Däubler: Bemerkungen zu Shakespeares „Was ihr wollt“ / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{20}{21}$

INHALT: Max Oppenheimer: Weltuntergang (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Sang an Amalfi / Richter-Berlin: Theodor Däubler (Zeichnung) / Carl Einstein: Didaktisches für Zurückgebliebene / Christian Schad: Zeichnung / Stéphane Mallarmé: Herodias (Nachdichtung von Goll) / André Derain: Zeichnung / Wilhelm Klemm: Die Fülle / Otokar Březina: Wir grüßen den Frühling / Hanns Johst: Verse / Rudolf Fuchs: Benjamins Karawane / Gottfried Benn: Neue Lyrik / Erna Kröner: Mondnacht / Fráňa Šrámek: Ein Gedicht und sein Schicksal / Daumier: Vor dem Café / Hans Reimann: Hand und Auge. Ein Reiseerlebnis / Wilhelm Morgner: Zeichnung / S. Friedlaender: Herrn Schelers „Abhandlungen“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“

Diese fünf Hefte einzeln à 50 Pfg., gebunden M. 3,—

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Gebunden M. 2,—

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R  
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

A R N O D V O Ř Á K  
D e r V o l k s k ö n i g

Drama in fünf Akten

Deutsch von Max Brod

Preis M. 3,50

O T O K A R B Ř E Z I N A  
H y m n e n

Deutsch von Otto Pick

M. 1,50

Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?

Roman. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m

Geschichte eines Knaben. M. 6,—

F R E D E R I K V A N E E D E N  
G l ü c k l i c h e M e n s c h e i t

Essays. Geh. M. 4,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

T H E O D O R D Ä U B L E R  
M i t s i l b e r n e r S i c h e l  
Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

D e r s t e r n h e l l e W e g  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

W i r w o l l e n n i c h t v e r -  
w e i l e n

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
E l o h i m  
Ein symbolischer Geschichtenkreis

N ä m l i c h  
Ein Prosabuch

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L E R A U

D I C H T E R . S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N  
H e i n r i c h M a n n  
F r a n z B l e i  
C a r l E i n s t e i n  
F e r d i n a n d H a r d e k o p f  
R e n é S c h i c k e l e  
P a r i s v o n G ü t e r s l o h  
T h e o d o r D ä u b l e r

K U N S T . S O N D E R H E F T E  
D E R A K T I O N  
N e u e S e c e s s i o n  
R i c h t e r - B e r l i n - H e f t  
S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
L u d w i g M e i d n e r - H e f t  
Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 20. MAI 1916

## SANG AN AMALFI

Von Theodor Däubler

Die Schwermut auf den Fluten hat noch nicht  
entschieden,

Wie weit ein Fischersegel Riffen nahen darf.  
Die Schiffer fühlen keinen Wind und bringen  
Frieden

Bis knapp ans Land mit gischtbehangnem Klippen-  
strand.

Dann wenden sie bestimmt mit einemmal ganz  
scharf,

Und andre folgen schon, bevor das letzte schwand.  
Da kommt ein Boot, das eben seine Netze warf,  
Und schäumt mit vollem Segelbauch zum Felsen-  
rand.

Auch dieses Schiff vernimmt den rechten Augen-  
blick

Und schwenkt. Das kam und ging mit treff-  
lichem Geschick.

Die kleinen Barken schwanken an mit Segel-  
brüsten.

Mit Segelbauch, mit Segelbrust,  
Voll Schwermut und voll Lebenslust  
Erfüllen Boote Buchten und verklippte Küsten.

Amalfi, die Andreasstadt,  
Erwartet, was sie täglich hat:  
Das Quecksilber im blauen Meere,  
Lebendige Makrelenheere,  
Die Kupferschätze, die sein Volk gehoben,  
Den Barbenschwarm, den alle Kenner loben.

Das alte Glas, das tauchen mag,  
Die Quellen, lila wie der Tag,  
Das Sinnbild vom verborgnen Kummer  
Des Golfes allergrößten Hummer.  
Auch Tintenfische prangen blank am Markte,  
Da nie der arme Mann, der lang am Tage harkte,  
Am Abend zu Amalfi arg, wenn alles praßte,  
kargte.

Du siehst am Hafen lauter Meereseinfälle und  
Witze,

Zumal ein Fischgekribbel mit unglaublich langer  
Spitze.

Wie lustig das angeht, man tanzt Tarantellas,  
Das hüpf mit Verbeugung, umhalst sich als Paar:  
Erkenn dich am Strande, genau wie in Hellas,  
Doch bleibst du nicht einsam, schon faßt dich  
die Schar.

Man kommt in den Wirbel, erfreut sich am Springen,

An Kindern und Klingeln, am Keifen und Singen,  
Das zetert im Hafem, zupft Harfe am Strand,  
Da balgen sich Knaben mit halbem Gewand.  
Das tanzt Tarantella und schnelltsich mit Schellen  
Von Brust jäh an Brust und das schwingt Tam-  
burellen

Und rast raschelnd rasch aneinander vorbei.  
Man hält sich im Arme: zum Schluß einen Schrei!

In groben Kutten kommen Grottenkapuziner  
Den Strand entlang, wo man die braunen Fische  
brät,

Und kaufen Kraut, Kastanienquark für die Diät,  
Das Festgebäck und einen Fisch, denn frisch er-  
schien er

Den leckern Kennern, die in hohen Klöstern  
wohnen.

Der reichste Graf ermarktet auch mit seinem  
Diener

Ein großes Schwein, die schönste Kuh und drei  
Zitronen.

Auf einem Teppich lagert eine Tanzfamilie:  
Der Leiermann und Vater, stolz und selbstbewußt,  
Die Tochter mit dem starken Busen und der Lilie,  
Die Bauchtanzalte mit dem Kleinsten an der Brust,  
Ein Jüngling schließlich, sehr geübt im Spiel der  
Messer.

Er zeigt sich eben. Es gelingt ihm immer besser.  
Da klatscht das Volk und auch, was Anstand hat  
und Glanz.

Vor einer Kutsche flüchtet schnatternd eine Gans.

\* \* \*

Amalfi überbaut sich stolz in großen Grotten,  
Die Boote ruhen oft in einem Felsenloch.  
Das Volk muß sich auf Treppen hoch zusammen-  
rotten,

Wenn was Besondres kommt, und man erzählt  
sich noch

Von Königen mit ihrem Troß. Ihr möchtet spotten:  
Die Heiligen? Ihr zweifelt wohl: sie waren's doch!  
Nun wißt ihr's ja: ich hab es längst auf meiner  
Lippe,

Amalfi liegt in einer Weihnachtswunderkrippe.

Die ganze Stadt ins alte Grottenloch verkrochen?  
Somit die Häuser jedes wohl ein Schwalbennest?  
Die Wogen also müssen unterirdisch pochen  
Und alte Boote schlafen abends wirklich fest!

Was macht der Rauch? Die Leute müssen schließlich kochen,  
Er bleibt vielleicht in Holz und Kohle eingepreßt!  
Doch alles weiß der Klosterbruder auf der Klippe;  
Er ist an Spott gewöhnt, die Meisten fragen schnippe.

„Fürwahr,“ beginnt der Mönch, „ihr angereisten Fremden,

Amalfi ist ein Stall! Der Esel lebt, die Kuh!  
Vom Potomak, aus Bukarest, Madrid und Emden  
War Mancher da und sah beim Zaubervorgang zu:  
Drei weise Greise kamen in gestickten Hemden  
Zur Mutter Gottes in der holden Grottenruh.  
Ich sah die Klepper an, sechs häßliche Gerippe!  
Das sag ich, denn es steht der Glaube an der Kippe.

Die Männer aber trugen sich gar reich gewandet,  
Der Eine war ein Mohr und nahm die Sklavin mit.  
Vor der Andreaskathedrale kaum gelandet,  
Bewegte sich sofort ihr andachtsvoller Schritt  
Zur Tropfsteinhöhle, wo das Meer am ärgsten brandet;

Dann kam ein Blitz, der Jedem in die Seele schnitt,  
Und gleich darauf erstaunte uns die Heilige Sippe:  
Der Seegang wurde ein gefälliges Gewippe.

Die Mutter Gottes war in dunkelblauer Wolle,  
Das kaumgeborne Kind beinahe rot und nackt.  
Dem Joseph stand die Auszeichnung und Vaterrolle,  
Ein starkes Weib, die Anna, hat das Holz gehackt.  
Amalfi ließ sofort von allem alten Grolle,  
So mächtig hat der Anblick unser Volk gepackt.  
Es zog vielleicht ein Zauberer die Vorhangs-  
strippe.

Wir stauten uns, daß Alt und Jung vom Schau-  
stück nippe.

Dann holten wir die schönsten Tarantellapaare  
Und brachten unsern Gästen frohe Tänze dar.  
Die Mädchen hatten aufgelöste Flatterhaare.  
Voll Anmut war der Knaben junge Schäferschar.  
Man tanzte bis hinan zum himmlischen Altare,  
Wo unsern Heiland eine Jungfrau einst gebar.  
Die Mutter blickte huldvoll auf die muntern Leute,  
Daß niemand seine Lustigkeit als Christ bereute.

Die weisen Greise mit den reichen Königsgaben  
Verzierten köstlich das Gerät ums Jesuskind.  
Der Tisch bekam Getränke, um den Gast zu laben,  
Der Greis mit langem Haar tat Wäsche in den  
Spind.

Dann brachte man den heiligen Johannesknaben  
Und legte Futter in die Krippe für das Rind.  
Es ist dem Joseph nie so gut wie da ergangen,  
Er brauchte nach den Hausstandsachen bloß zu  
langen.

Zum Schluß war auch der gute Nikolaus zugegen,  
Doch weilte er nicht lang im Grottenstall.  
Das Christuskind erteilte seinen ersten Segen,  
Und da bekam man Angst vor unserm Menschen-  
prall:

Die Greise zeigten sich auf drei verschiedenen  
Wegen,

Und dann verschwanden sie im allgemeinen  
Schwall.

Der Nikolaus beschenkte überreich die Kinder,  
Doch zügellos verfolgte ihn ein alter Blinder.

\* \* \*

Der Abend flackert durch die langen Gassen.  
Ums Dämmergold erscheinen auch zu Haus die  
Feuer.

Genau dort oben, wo die Glasthände verprassen,  
Bekämpfen sich die ersten Sternengeheuer.

Ein Dudelsack berauscht sich an der Glut der  
Lauben,

Denn hinter Palmen geht die Sonne drohend fort.  
Dort wo Zypressen wehn, scheint Gott den Tag  
zu rauben,

Und wenn ein Ölbaum silbert, kommt er nicht  
vom Ort.

Nun folgen noch die roten Flackerprozessionen:  
Das ist das letzte Tagesflattern durch die Stadt.  
Das Quastengold verfäht wie krankhafte Zitronen,  
Wenn jedes Ding den Apfelsinenschimmer hat.

Die Berge fassen jetzt die besten Glutgedanken:  
Sie winken gut, wir können wirklich ruhig sein.  
Die Hohen wachen, daß die Wünsche nimmer  
schwanken:

O würde unser Opferleben voll und rein!

\* \* \*

Halloh und bum! Das sind die ersten Schuß-  
raketen!

Sind alle Feuerschlangen von Amalfi los?  
Was zischeln sie, ist jemand auf die Brut ge-  
treten?

Sie huschen immer, heute häuten sie sich bloß.

Ja, ja, nur was sich anschmiegt, macht die  
Menschen staunen.

Den Sinnen sind bloß Eitelkeiten zugewandt.  
Raketen kleiden sich nach ihren bunten Launen,  
Und dann vertaumeln sie mit langem Flatterband.

Die Tarantella kann man mit Raketen tanzen.  
Die Flammenschlange unterliegt dem schlanken  
Leib.

Die Wollustsonne mit Geschmacksprotuberanzen  
Enthüllt sich unserm Sinn als goldner Zeitvertreib.

Die Körper sind unter Geschmeidigkeit ver-  
schwunden.

Das ist ein überfeuerwerkter Freudenknäul.  
Amalfi hat die Jugendsonne hold entbunden,  
Nun tobt zugleich ihr Schmerz- und auch ihr  
Lustgeheul.

\* \* \*

Hoch erhoben liegt Ravello über Klüften,  
Seine Sehnsucht zittert um den liebsten Stern.  
Ach, Amalfi ist der Berg bis zu den Hüften,  
Doch Ravello ragt empor zu Gott dem Herrn.

Lilien, Kinderfinger schimmern in den Gängen,  
Langsam wandernd an den Grotten vor dem Mond.  
Stimmen blühen auf zu nächtlichen Gesängen,  
Wo im Lorbeer eine Marmorgottheit thront.

Wasser wirft sich in erwachte Treppenferne,  
Doch ein Springquell schleiert sanghaft in der  
Nacht.

Und sein Hals verschwallt sich als gelachte Sterne,  
Und ich habe wie an Schwur und Hand gedacht.

Nur behutsam malen mondentnommene Ranken  
Blumen, Runen und ein blutloses Gesicht.  
Was besagt daneben Bleichheit der Gedanken,  
Das ist stiller wie ein himmlischer Verzicht.

\* \* \*

Ravello, meine Blicke reizen Blendraketen!  
Ich schaue bleich das Blau, aus dem Amalfi lacht.  
Mit Zufallsternen, Sonnenschnuppen, Flucht-  
kometen

Umkettet und behängt sich unten grell die Nacht.

Das Blau ist lau, doch schwankt die Flauheit  
schon im Winde.

Sie taumelt gar. Jetzt fliegen Freudenwolken auf.  
Ein Bauch ist schwarz. Was überwirbelt uns  
geschwinde?

Die Brust bleibt nackt. Wie wehn sich Schleier  
schnell zuhauf!

Ein Bauchtanz hat dort fußend angefangen.  
Raketen knattern schwer. Das Echo macht  
Applaus!

Raketen zischeln spitz: Die Nacht umfängt mein  
Bangen.

Raketen stechen vor: Die Blauheit dreht sich  
durchs Gebraus.

Raketen zucken blau! Sie steigen auf wie  
Schwerter,  
Der Bauchtanz wird zum Schwertertanz der lauen  
Nacht.

Ihr Sternenschirm bleibt fest, doch keinen Sprung  
erschwert er.

Der Mond tanzt als Juwelle durch die Schleier-  
pracht.

\* \* \*

Ravellos Häuser stürzen schauernd zu den Klüften.  
Die Stadt ist aufgebracht und kann noch kaum  
begreifen:

Was tut man in Amalfis und Atranis Klüften?

Ein schreckliches Verbrechen scheint durchs Tal  
zu schweifen:

Das Schwert hat in die Heilsverkündung ein-  
gegriffen.

Was sollen in der Nacht verdächtige Dämmer-  
streifen?

Wer hat das Richterschwert gegen das Recht  
geschliffen?

Ein Haupt ward abgehaun und wird sich schreck-  
lich zeigen:

Auf einmal taucht es auf und blutet zwischen  
Riffen.

Das tanzt im Tarantellatal, zerlacht das Schweigen:  
Entbibelt hat man Heilsgestalten und Propheten.  
Verdammte Geigen, samt Amalfis Reigen!

Zertreten wir entsetzt die stechenden Raketen.  
Das Haupt Johanaans wird diesen Hang ersteigen,  
Des Meeres Mondsüssel bringt den Rubin-  
kometen.

Er flimmert her, entgleist der Schlucht auf  
Schleifensteigen:

Der Kopf Johanaans kommt totenblaß nach oben:  
Die Häuser möchten sich über die Felsen neigen.

Doch auch Ravellos Nacht fängt ruchlos an zu  
toben.

Sie wirft sich in die Nebel, um davonzutanzten,  
Amalfis rote Wolke aber ward zum Kloben.

Die Nachtgewalt bekränzt sich mit zerwühlten  
Pflanzen.

Ravellos Mondgespenst ist Salome, die Tochter  
Des strahlenden Tetrarchen unter schwarzen  
Schranzen.

Es hob ein Mohr das Haupt empor. Verstoßen  
mocht er



Richter-Berlin

(Porträt des Theodor Däubler)

Dabei sein, wo die Schlankheit ihre Nacktheit  
toll entrollt.

Auch er ist hochgestellt und bloß ein unterjochter  
Sahasohn, der Abenteuer suchen wollte.

Das Haupt Johanaans umblaut die Maid im  
Schleier,

Das Dorfecho erschallt, als ob man Beifall zollte.

Der Bergwind ist der Schleier lüsterner Verleiher.  
Das Kind im Silberwirbel trippelt durch die Sippe  
Der Geister von Ravello bei der Mondscheinfier.

Nun schwingt sich Salome zu einer Fingerklippe  
Und schließt das Haupt an ihre Brust und in die  
Arme

Und küßt mit heißem Schmerzensmund die kühle  
Lippe.

„Erbarmen,“ ruft Ravellos Patriarch: „Die Arme  
Ist wahngewandelt, Schlangen brachten ihr Ge-  
fahren!

Entnachtet sie, daß ihrer sich das Heil erbarme.“

„Der Satan ist im Schlangenkleid ins Weib ge-  
fahren,

Soldaten.“ Schallt die feste Stimme des Te-  
trarchen:

„Erschlagt den Leib, um eine Seele zu be-  
wahren!“

Verschlafne Wachen hören plötzlich auf zu  
schnarchen

Und sie ersticken Kind und Wirbel unter  
Schildern,

Dann flattern Sternenbanner über den Monarchen.

Wie soll ich jetzt den Frieden von Ravello  
schildern?

Der schwarze Sarg stand da mit frischen Sternen-  
nägeln:

Ein Hämmerkunstwerk mit Verblichener Lebens-  
bildern.

Gespensterzüge sah ich ins Gebirge segeln,  
Verwandte, die sich des Familiantanzes schämten,  
Denn sie verschwanden einsam hinter kalten  
Kegeln.

Wo sind die Väter, die das Gaukelspiel ver-  
femten?

Der Platz ist da. Die Stelle leer. Ravello leuchtet  
Voll Herzergebenheit zu Sternen, die sich  
grämten.

Wo bleibt ihr, Geister, die ihr das Gespenst ver-  
scheuchtet?

Bei Sturm erscheint der Spuk ums Brunnen-  
dunkel

Und weicht zur Stunde, wenn die Weide sich be-  
feuchtet.

Genug von diesen Wunderkunden, vom Ge-  
munkel!

Es bleibe die Ruinenstadt in sich versunken,  
Denn sie beherzigt inniglich das Sterngefunkel;

Mit einer Wolke hat sie Berg und Meer ge-  
wunken.

## DIDAKTISCHES FÜR ZURÜCKGEBLIEBENE

Von Carl Einstein

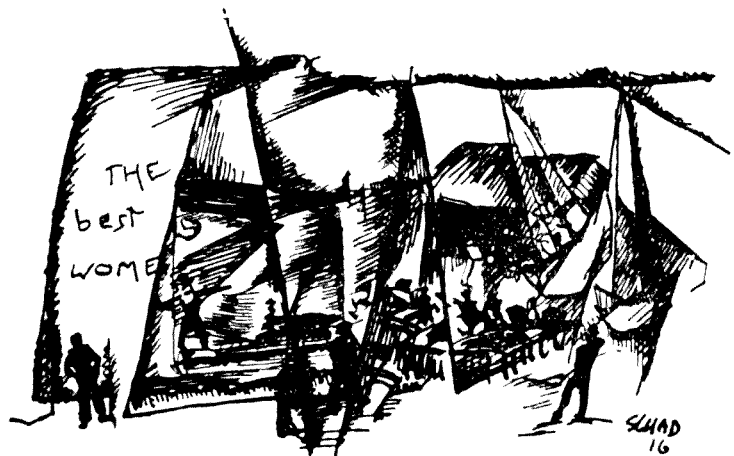
Ich danke Ihnen, daß ich Ihr Buch lesen durfte; dieser Dank ist um so kräftiger, als ich Ihnen den freundschaftlichen Rat zu geben wage, es nicht drucken zu lassen. Ihr Roman besitzt so ganz die liebliche und gewaltige Verwirrung der deutschen Bücher, einen nebulösen Reichtum, dessen Fülle zu übertreffen kaum noch einem anderen Volk gelingen wird. Was erfuhr ich alles hieraus über Bücher, welche die Zustände und Handlungen Ihrer Menschen bestimmen, z. B. wie Hans nicht Grete heiraten kann, da der Kirkegaard und Pascal mit starkem hingegebenen Gefühl gelesen hat. Aber ist dies ein Erlebnis des Hans? Zweifellos, und doch nicht. Hans ist eher ein Attribut dieses Buches, eine belanglose Anekdote aus dem Schicksal Pascal, der alle Zeiten durchzieht. Es ist kein formal einheitliches Geschehnis, da Hans zu sehr aus sich herausgeht, in eine Sache, die kein erfundenes Ding ist; die ihren Personen eigentlich nicht gehört. Und dann, das Schicksal des Buches ist stärker gewesen als die Aufnahmefähigkeit ihrer Helden. Sehen Sie, es ist schön, daß Sie soviel lesen, das denkt man dabei, und gebildet sind. Aber wieviel Sachen, Gedanken und Geschehnisse importieren Sie mit Ihrer Bildung? Wissenschaftlicher Archaismus ist es, Pascal auf Ihre Menschen einwirken zu lassen, und zwischen zwei Handlungen schieben Sie ein Buch. Jedoch warum? Weil Sie dramatische Szenen im Kopfe haben, die nur durch eine Eselsbrücke gekuppelt werden können. Man lehrt oft: der Roman schildert, das Drama agiert oder etwas Ähnliches. Nein, das ist falsch. Der Unterschied begründet sich in der Sprache, die Sprache des Dramas muß Gesten erregen, die des Epos klingende Vorstellungen, und im Unterschied von Gebärde und Vorstellung wurzelt der Unterschied beider.

Man spricht von Schilderung, und wer rühmte da nicht Homer und Goethe. Jedoch ich versichere Ihnen, Homer schildert wenig und ganz konventionell, und Goethe ist eher ein Biograph als ein Epiker. Sie möchten hier einwenden: Schilderungen retardieren, sie sind Pausen. Nein, Schilderungen bereiten Neues vor und bezeichnen oft einen Mangel des Schriftstellers. Goethe ist ein Biograph, der sich über alles liebt und sich mit jedem Buch entwickelt. Der Epiker gestaltet ein Geschehen, seine Tugend fordert, daß er sich nur so weit züchtet, als es das Geschehnis will. Er ist in seinem Buch befangen. Goethe geht immer über das Buch und seinen Plan hinaus, und darin redet seine Gewalt. Er verbreitert die Stellen, wo er Gelegenheit findet, sein Auge und seine Vorstellungskraft zu stärken und zu erziehen. Goethe ist in seinen Epen eher ein Verbreiter von Bildung und Einsicht, als von Kunst. Dies zu merken und noch mehr zu sagen, ist schwierig, da er wie kein Deutscher außer Eckhart unsere Sprache beeinflusste. Wir wohnen bei ihm einem vielleicht ganz unmittelbaren

künstlerischen Vorgang bei, der sich aber nicht weit genug auf die epische Form erstreckt. Goethe vergißt oft über der Köstlichkeit des Sprachschaffens das Epos. Anders Homer und Flaubert. Hier dient das Wort dem Epos und wird erfunden nicht um einen Menschen zu entwickeln, sondern ein Geschehen auszuzeichnen. Goethe verweilt da, wo seine Person es braucht.

Der Deutsche erreicht selten die *aequitas animi*, die Voraussetzung eines geglichenen Werkes ist, und er bewegt sich immer im Werden und im Schaffen. Sehen Sie, ich meine, Sie sind zum Ende Ihres Buches ein anderer Mensch wie im Beginn und in der Mitte. Sie schreiben weniger, um ein Buch, als um sich zu machen. Das mag Ihnen viel wert sein, ob aber dem Leser? Der deutsche Schriftsteller setzt im geheimen einen Leser, der unter ihm steht, einen Servilen, voraus; der Romane hingegen einen deutlich und leidenschaftlich Schauenden oder gar keinen. Ich weiß, wessen Moralität in beiden Fällen vernünftiger steht. Wir haben so eine, verzeihen Sie das schlimme Wort, „kosmische“ Auffassung der Person, der Lateiner eher eine berufsmäßige, und nichts hört ihn so entfremdet wie den Dilettanten. Welche Torkelei, Sie klönen Reichtum steckt in deutschen Romanen, zum wenigsten oft eine Philosophie. Gerade diese hat Merkwürdiges hervorgebracht. Ist Ihr Hans denn nicht ein intellektueller Romantiker, der zwischen dem einzelnen und einem Begriff taumelnd und wie ein Schatten einherschwankt? Ihr Buch ist sozusagen doppelbödig. Dabei liebe ich Sie mehr als einen armen abgeklärten Dichter; denn schließlich ist dieser nur scheinbar genauer, weil er eben leichtsinniger philosophierte. Sie werden mir sagen: in Flaubert steckt auch eine Weltanschauung. Vielleicht aber dann sicher eine epische. Eine, die nur dient, daß man betrachte. Und Cervantes, hat er nicht Humor? Ich weiß nicht recht. Dies alles sind Worte, die einer genauen Erklärung bedürfen, und man muß schauen, was dann übrig bleibt. Bei beiden sehe ich nichts anderes als eine strenge Erziehung zum Epiker. Flaubert entzog seinen Sentiments die persönliche Teilnahme. Ich höre, wie Sie mit Nietzsche rufen: er war ein Nihilist, er tötete sich selbst. Merkwürdig dieser angebliche Selbstmord, bei dem man eine Bovary gewinnt. Vielleicht sonderte er seine Kräfte und setzte sie leidenschaftlich auf eine Karte. Er schied aus seinem Denken das Unnötige aus, und beim Schreiben besann er sich nur auf die Dinge, die seinen Roman fördern. Ihre Personen leben im melodramatischen Rhythmus einer Philosophie, der sie sich bald nähern, bald entziehen. Die Bovary lebt demgemäß, wie es das Kunstwerk bedarf. Was ich darunter verstehe? Sie lebt immer so, daß man es sieht, so daß an keinem Punkte in einer zweiten Etage gespielt wird, in einem plötzlich geöffneten Nebenzimmer. Und warum? Weil der Dichter in dem Geschehnis unterging, nicht in einzelnen Figuren, und zu

opfern verstand. In Ihrem Buch oder in Wilhelm Meister (Sie sehen, ich stelle Sie nicht hoch) steht Gescheites, das in der Bovary gewiß nicht zu finden ist. Aber dafür unterbrechen Sie auch das Geschehen mit einer rüden Selbstsucht. Flaubert teilte sich allen Dingen in gleichem Maße mit; allerdings privatim haßte er die Bourgeois seiner Bücher. Der Deutsche will immer hinauf, und mit einem Kapitel überwindet er das vorige, und zum Schluß überschreitet er mit dem Leser das ganze Buch. Sie entgegenen mir, ich redete hier unaufhörlich von den einseitigen unnormalen Artisten. Nein, ich glaube kaum. Ich unterscheide sehr zwischen dem Dichter und dem Poetischen. Der Deutsche wird oft künstlich und pauvre, wenn er sich distanciert, was heute sehr Mode ist. Nehmen Sie George, was verlor dieser Mann alles auf dem Wege zum Gedicht; wie lange steckte er in der Vorbereitung zu diesem. Endlich dort angelangt, wie verarmt. Der Deutsche stilisiert entweder zum Kunstgewerbeskosmos oder gar nicht und teilt nur das Ganze mit. Der Lateiner gibt dem Kunstwerk nichts als dies, zugleich aber den anderen ein Mittel, andere Dinge zu bereichern, vereinfachen usw. Nach einem großen deutschen Werk läßt sich schwer etwas anderes tun als das Gegenteil beginnen oder nachahmen. Denn der Mann versuchte, in seinem Werk alles zu leisten. Der Deutsche diskutiert in seinen Werken, er spielt einen Menschen gegen den andern aus. Man erfand dafür das Wort Charakter, was oft besagte, die Figur reicht weit über den Roman hinaus, sie führt ein Leben nach dem Tode weiter. Aber wir sprechen vom Künstlichen, der ist nichts als unsachlich und gibt Pointen. Ob eine Pointe im sprachlichen oder gegenständlichen Sinn, ist gleich. Der Poetische hingegen scheint mir ein ebenso liebenswürdiger wie gefährlicher Trottel. Gerade die Deutschen besitzen den ungeheuren poetischen Menschen in Jean Paul. Wieviel dichterische Empfindungen sind dort angehäuft; einen gesäuberten Jean Paul kann ich mir nicht vorstellen; ungeheuer wäre er. Aber er verspürte und fand keine Schicksale, und so bleibt er leicht



Christian Schad

Messe (Zeichnung)

und witzig. Die Griechen wählten die Ananke, die Athe, um sich zur Form zu zwingen. Balzac fand die Gier und Flaubert den allmählichen Tod — das Sichgleichbleiben oder das Kleinwerden —, der ungesehen erstickt. Sie entdeckten Kräfte, die unentrinnbar sind; nur solche erzeugen die Form. Louis Philippe schrieb einmal: „Man braucht jetzt Barbaren, man muß jetzt ganz nahe bei Gott gelebt haben, ohne ihn in Büchern studiert zu haben. Eine Vision der lebendigen Natur brauchen wir, damit man Kraft habe, ja, selbst Mut. Die Zeit des Dilettantismus der sanften Mittel ist vorüber, heute beginnt die Zeit der Leidenschaft. Ich weiß nicht, ob der eine oder andere unter uns ein großer Schriftsteller ist, aber das weiß ich, wir gehören zum Geschlecht derer, die kommen werden, darunter ist sicher einer der kleinen Propheten, die den Christus vor seiner Ankunft verkündigten und schon da nach seiner Lehre predigten.“ Vorher sprach er von Anatole France, dann fährt er mit dem Idioten Dostojewskis fort: „Hier, sagt er, ist das Werk eines Barbaren, alle menschlichen Fragen werden mit Leidenschaft abgehandelt, manchmal war ich toll vor Schönheit. Seine Personen sind zugleich einfach und kompliziert.“ Das ist von einem Menschen geschrieben, der einsieht, daß man in Frankreich fast zuviel Literatur getrieben hat, so daß es kaum noch einen Zustand dort gibt, der nicht literarisch fixiert worden wäre. Zunächst dichtet man dort in sinnlichen Abstrakten und löst fast zu sehr auf. Uns hingegen kolportierte man einen Gegensatz zwischen Literatur und Leben, und die Verschmelzung beider kommt selten über eine absonderliche Grotteske hinaus. Philippe schrieb diesen kurzen und wichtigen Satz, „die Menschen Dostojewskis seien zugleich einfach und kompliziert“. Sehen Sie von einem ganzen Kern, einem Aktionszentrum aus, geschieht dort alles. Der Mensch ist von vornherein Roman. Dieser entfaltet sich in jedem Kapitel mehr und nach immer neuen Seiten hin. Er wird plastisch und das Epos führt ihm neue Menschen zu, woran er sich äußert und seiner selbst gewahr wird. Dann erschrickt er über sich selbst, denn so viel Schicksal für Menschen zu sein erträgt er nicht. Er kann nicht unter die Menschen den Tod bringen, hierin besteht seine Sünde, daß ein Mensch um seinetwillen gemordet werden mußte. Hier steht sein Schicksal. Der Idiot bedarf des Romans, sonst bliebe er nichtig. Das Drama kann ihm nicht helfen und das Leben auch nicht. Er wird auf ganz wenige Wochen lebendig, um wieder zurückzufallen. Der Idiot verlangt nach Menschen, die ihn erwidern und erleben, sonst wäre er nichts, Menschen, denen er zum Schicksal anschwillt, und diese Menschen wiederum brauchen ihn. Sie sind nötig aufeinander angewiesen und leben vom Wachsein des Idioten. Madame Bovary, was wäre sie ohne die Menschen des Buches, und Ihr Hans, was wäre er ohne die Dinge, die Bücher, die Kämpfe, die nicht im Buche stehen. Der Deutsche schreibt Bruchstücke einer Biographie und wagt nur selten gewalt-

tätige Ausschnitte. Er löst die Gestalt in Fremdkörpern auf und verbindet sie durch Surrogate, Erklärungen oder Ähnliches. Wie er oft erläutert, da er der seelischen Übereinkünfte ermangelt. Diese Menschen, der Idiot, die Bovary, sind einfach. Heißt dies anderes, als sie decken sich mit dem Buch, und wird dies nicht ganz bei uns bleiben, und sind die Dinge dort nicht so gültig, daß sie immer sein werden? Meinungen, Entwicklungen und Historien werden nie eindeutig und notwendig, werden nie Schicksale. Im Drama ist zumeist alles geschehen, wir erleben nur die Wirkung, das Ausbreiten der Geste. Im Epos geschieht es, und die Geste ist darum unmöglich. Um so mehr Formung verlangt der Roman. Er ist sicher keine Verbreiterung oder ein Abgeleitetes von irgendeiner Gattung. Ohne den Roman wäre die Menschheit unvollständig; denn sie bedarf des epischen Schauens. Hier gelange ich zum Wichtigen; der Erziehung zum Epiker. Das Ganze besteht darin, Menschen so stark zu sehen, daß sie einander zum Schicksal werden, aber nichts außer diesen Menschen. Das heißt, sie müssen von sich ausgehen und in sich verbleiben. Nicht von einer außenstehenden Sache oder Idee.

Es darf nichts mehr sein außer diesen Menschen; denn anderes schwächt und lenkt ab. Diese Menschen müssen sich stark lieben und befeinden und die Dinge zwischen ihnen absorbieren. Sie dürfen nicht selbstsüchtig sein und ihre Biographie bringen, keine Gedanken über Dinge oder Aperçus, keine Gegenstände zwischen sich aufbauen, keine Philosophen und Privatgefühle. Sie müssen sich ganz dem Geschehen hingeben. Der Sinn des Romans ist, Menschen und Dinge in einem Zug zu bewegen, der Roman gibt nicht das Leben der Menschen, sondern die Zeit, da sie sich bewegen, um ihr Schicksal zu erzeugen. Im Drama ist dies bereits fertig, im Roman wird es.

Und was bleibt mir, dem Dichter, beklagen Sie sich? Noch lebe ich.

Ihnen gehört alles, diese Menschen, diese Schicksale und viele andere Bücher, die Sie schreiben werden. Verringern Sie das nicht, indem Sie sich ungelöst einmischen. Sie müssen ganz darin sein, nicht Ihren Roman schlechter machen, als Sie sind. Eine Person, deren Etappen nicht vollkommen sachliche Taten sind, bleibt immer Dilettant.

Aber lebe ich nicht über den Roman hinaus? Oh, wollen Sie drei Bücher in einem schreiben? Haben Sie Geduld, sonst verfallen Sie einer Anhäufung von Fragmenten, und das Fragment ist die schwerste Sünde. Schreiben Sie einfach und kompliziert, aber versuchen Sie nicht, in den üblichen einfachen Zuständen, die geographisch begrenzt sind, der Heimatskunst oder dem Volkston, den das Volk nicht mehr versteht. Seien Sie in der Nähe Gottes, d. i. seien Sie ursprünglich von Ihrem Innern aus. Dann entwickeln Sie sich auch nicht in Ihren Romanen, wenn Sie über Ideologien und Dinge hinaus zu den Ursprüngen gelangen.



## HERODIAS

Von Stéphane Mallarmé

Herodias:

Ich blühe nur für mich, für mich allein!  
 Das wißt ihr Gärten, amethystenhaft, bewußt  
 In Schattenschluchten schimmernd untertauchend,  
 Vergrabnes Gold, das seinen alten Glanz  
 Im dunklen Schläfe erster Schöpfung birgt,  
 Gestein, dem meine Augen wie Demanten  
 Ihr klangvoll Licht entborgen, und Metalle,  
 Die ihr in meine jugendliche Haartracht  
 Dunkelen Glücks Gelassenheit verflucht!  
 Ihr wißt es! Aber du, durch der Jahrhunderte  
 Geheimnis tiefgewordenes, gewitztes Weib,  
 Mir einen Sterblichen zu künden, dessentwegen  
 Aus meines Kleids geöffneten Gefäßen,  
 Von süßem, tollem Fleischgeruch getragen,  
 Der weiße Seufzer meiner Nacktheit flüchte —  
 Das wisse, wenn der sanfte Sommerstrom  
 Aufblühend ihm das Weib entschleierte,  
 So mich der Sterne kühle Scham durchfröstelt,  
 Dann will ich sterben!

O so süß, wenn ich  
 Erschreckt von meiner eigenen Jungfräulichkeit,  
 Angstvoll im Taumel meines Haars, am Abend  
 Wie eine Natter tief ins Bett geknault,  
 Dich über meinem ungebrauchten Fleische spüre,  
 Den kalten Hauch von deiner Fahlheit Nacht,  
 Wenn du verbrennst und stirbst an deiner Rein-  
 heit,

Starr wie aus Eis und grausam wie aus Schnee!

Ewige Schwester Nacht, dir deine einsame  
 Traumschwester opfre ich: und selten ist  
 Schon solche Klarheit für ein Herz, das denkt;  
 In meiner schlichten Einsamkeit glaubt' ich allein  
 Zu sein, und sieh, rings alles ist ergeben  
 Mir wie ein Spiegel, dessen stiller Grund  
 Herodias' demantnen Blick vertausendfacht . . .  
 Dies höchste Glück ist mein: ich bin allein.

Die Amme:

Ihr wollt sterben, Herrin?

Herodias:

Nein, du Gute, .  
 Schlaf ruhig, geh, vergib mir hartem Herzen.  
 Doch schließe mir zuvor das Fenster! So.  
 Der leichte Himmel lächle in die Scheiben,  
 Der schöne, der mir leid ist!

Drüben lechzt  
 Ein Wasser; gibt es eine Landschaft dort,  
 Wo der Nachthimmel den verhaßten Blick

Der Venus hat, die durch die Blätter gleißt:  
 Da möcht' ich hin!

Halt, zünde, statt zu spotten,  
 Die Leuchter an: das Wachs am goldnen Sterben  
 Des Feuers rinnt wie eine fremde Träne  
 Und . . .

Die Amme:  
 Was noch?

Herodias:  
 Geh!

Du lügst, du meines Mundes  
 Rotnackte Blume!

Etwas Unbekanntes kommt  
 Da über mich: vielleicht, von euren Heimlich-  
 keiten  
 Und Schreien fern noch, bricht ein letztes  
 Schluchzen

Aus meiner Kindheit, die die Träumereien  
 Vom kühlen Prunke endlich scheiden lernt.  
 (Nachdichtung von Goll)



André Derain

Zeichnung

## DIE FÜLLE

In den Marmorgebirgen schlafen Tausende von  
Gestalten,

Die Michelangelo hätte meißeln können,  
Und im Rauschen des Meeres verbergen sich  
Die gewesenen und zukünftigen Motive der  
Musik,

In den Sternen verirren sich die Gedanken der  
Schwermut.

In breiten Völkern erblühen die Weiber,  
Geschaffen für unzählige Liebesnächte.  
Kind, und jede Sekunde ist nah dem Sterben.

Im Gang eines einzigen Tages ist Zeit,  
Gottes Geheimnis ins wunderbare zu variieren.  
Brücken führen uns hinaus über uns,  
Immer zarter, höher und dünner, und zerbrechen  
knisternd.

*Wilhelm Klemm*

## WIR GRÜSSEN DEN FRÜHLING

*Von Otokar Březina*

Wir grüßen den Frühling! Nahend im Jauchzen  
des Wildbachs,  
in Mutterregung der Erde, im schleunigern Strö-  
men der Zeit und des Blutes!

Wind wiegte uns ein in Träume vom Ruhm.  
Verschmolzen im täubenden Odem  
erbeben Rosen und Sonne, Rhythmen der Brüste  
und Lieder!

Wir grüßen den Frühling deines Werks! Es  
schaffen unsichtbar  
hundert Hände mit uns. Des Lichtes Funkeln  
ist der Schatten ihrer Gebärde. —  
Geheimnisvoller Uhrenschlag, tönen Insekten-  
stimmen vom Kleefeld herüber,  
aneinanderklingend wie Becher in den Duft-  
kammern der Kastanienblüten.

Wir grüßen den Frühling, den Gewitterbringer!  
Er schafft Kämpfe der Liebe  
im Blitzbrand, Blendung und Glanz dem Lächeln  
und Kraft für den Schmerz  
im Kristallbad des Taus. Durch den Anblick der  
Schönheit bannt er selbstmörderische Hände  
und läßt die Seele träumen vom erhabnen Wahn-  
sinn der Heroismen.

Wir grüßen den Frühling, Rufer von tausend  
Frühlingen! Hört ihr ihre Antwort,  
durchdröhnend das Weltall, das seine Hoff-  
nungen singt?

Azurne Wiesen, mit Himmelsschlüsseln beglitzert,  
Sterne wie Augen

öffnen sich weit, Ekstasen der Liebe entströmen  
ihnen mit den weinenden Lichtern!

Wir grüßen den Frühling, duftige Feuerknospe  
im Denken der Brüder!

Vogelsang aller Gärten dringt herein in unsern.  
Und unsere Worte

fallen mit den Flocken blühender Kirschen zur  
Erde und steigen empor

wie Bienenköniginnen zum Hochzeitsflug und  
kehren wieder, um Leben zu geben!

Wir grüßen den Frühling, Wasserfall des mysti-  
schen Stroms,

der niedersprudelt von Gletschern, Funkenmillion,  
Regenbogen in deiner Sonne,

und im Jasmin des wirbelnden Schaumes zer-  
schmilzt und durch die schweigenden Zeiten  
wie durch Felsen zum lichtüberfluteten Meere  
sich wälzt.

Wir grüßen den Frühling! Siehe, es wechseln  
Tage und Nächte

wie Fenster, von Engeln mit symbolischen Zeich-  
nungen bemalt,

unendlich zu deines Tempels Ätherwolken ge-  
wölbt,

wo du alle Flammen deiner Lüster zur Auf-  
erstehung entfacht.

Wir grüßen den Frühling! Ungeduld der Seelen,  
willkommen!

Erstarkter Schwingen Geschwanke! Mut hellern  
Blicks!

Unendlichkeiten harren unser, andre festlichere  
Lenze,

Der Ewigkeit donnernde Lieder, die Erlösung.  
(Nachdichtung von Otto Pick)

## FROMM

Das Fieber der Sterne schüttelt den Leib der Nacht,  
Ferne Ufer atmen letzte Rufe

Und die Wellen wachen hell am Boot . . .

Dunkles Schweigen flicht die kühlen Hände  
Über alles wogende Gelände.

— — — — —  
Meine Seele schaut mit offenen Augen  
Über See und Ufer. —

Und ihr wird

Die Gewißheit: Dieses ist die Stunde

In der heimatlos

Über kalte Wellenweiten

Des Heilands bloße Füße schreiten . . .

Sterne weben heimliche Choräle

Und die Nacht ist orgeldunkler Dom.

*Hanns Johst*

## BENJAMINS KARAWANE

Da sich der Mond vom welken Himmel scheidet  
und eine Wolke nach dem Rande fährt,  
ist tief der Brüder Schar in Licht gekleidet  
und Kanaan vom Abend aufgezehrt.

Laßt mir den Segen von der Schulter gleiten,  
wie eine Spange abfällt von dem Kleid:  
Ich will mit Nacktheit nach Ägypten schreiten  
und eine Rose aufgehn in der Zeit.

Schon weiß die Welt um ihre frische Quelle,  
schon zittern Sterne anders als zuvor —  
wir brauchen nicht zu gehn, uns trägt die  
Wüstenwelle,  
und Schlummer schweift heran ans dunkle Ohr.

Wie Thamar noch gedämpft vorüberweht,  
blinkt mir in meiner Augen jäher Nässe  
der Widerschein von ihres Busens Blässe,  
wie Wolkenlicht im See Genezareth.  
*Rudolf Fuchs (Prag)*

## LYRIK

Von *Gottfried Benn*

Aus „Der Psychiater“, dem Bande Lyrik, der in der  
Sammlung AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN  
erscheinen wird

## Ikarus

I  
O Mittag, der mit heißem Heu mein Hirn  
Zu Wiese, flachem Land und Hirten schwächt  
Daß ich hinrinne und, den Arm im Bach,  
Den Mohn an meine Schläfe ziehe —  
O Du Weithingewölbter, enthirne doch  
Stillflügelnd über Fluch und Gram  
Des Werdens und Geschehns  
Mein Auge.  
Noch durch Geröll der Halde, noch durch  
Land-aas,  
Verstaubendes, durch bettelhaft Gezack  
Der Felsen, — überall  
Verwehn der Sonne, überall  
Das tiefe Mutterblut, die strömende  
Entstirnte  
Matte  
Getragenheit.  
Das Tier lebt Tag um Tag  
Und hat an seinem Euter kein Erinnern.  
Der Hang schweigt seine Blume in das Licht  
Und wird zerstört.  
Nur ich, mit Wächter zwischen Blut und Pranke,  
Ein hirnerfressenes Aas, mit Flüchen  
Im Nichts zergellend, bespien mit Worten,  
Veräfft vom Licht —  
O Du Weithingewölbter,

Träuf meinen Augen eine Stunde  
Des guten frühen Voraugenlichts —  
Schmilz hin den Trug der Farben! Schwinge  
Die kotbedrängten Höhlen in das Rauschen  
Gebäumter Sonnen, Sturz der Sonnen-sonnen,  
O aller Sonnen ewiges Gefälle. —

## II

Das Hirn frißt Staub. Die Füße fressen Staub.  
Wäre das Auge rund und abgeschlossen,  
Dann bräche durch die Lider süße Nacht,  
Gebüsch und Liebe.

Aus Dir, Du süßes Tierisches,  
Aus euern Schatten, Schlaf und Haar,  
Muß ich mein Hirn besteigen,  
Alle Windungen,  
Das letzte Zwiesgespräch. —

## III

So sehr am Strand, so sehr schon in der Barke —  
Im krokosfarbnen Kleide der Geweihten  
Und um die Glieder schon den leichten Flaum —  
Ausrauschst Du aus den Falten, Sonne,  
Allnächtlich Welten in den Raum —  
O eine der vergeblich hingesprühten  
Mit junger Glut die Schläfe mir zerschmelzend  
Auftrinkend das entstirnte Blut —



Daumier

„Hätt' ich Geld! . . .“

## Reise

O, dieses Lichts! Die Insel kränzt  
Sternblaue Wasser um sich her.  
Am Saum gestillt, zu Strand ergänzt,  
Und sättigt täglich sich am Meer.  
Es muß nichts zu einander hin.  
Die Alke, das gelappte Laub  
Erfüllen sich; es liegt ihr Sinn  
Im Mittelpunkt, den Nichts beraubt.  
Auch ich zu: braun! Ich zu: besonnt!  
Zu Flachem, das sich selbst benennt!  
Das Auge tief am Horizont,  
Der keine Vertikale kennt.  
Schon schwindet der Verknüpfungsdrang.  
Schon löst sich das Bezugssystem.  
Und unter dunklem Haut-Gesang  
Erhebt sich Blut-Methusalem.

## MONDNACHT

Hoch am Himmel steht der Mond.  
Träumend senkt er seine Silberspindel  
In den schwarzen Flachs des Wassers.  
Webt ein sammetweiches Band.  
Duftend singt dazu die Nachtluft.  
Hoch im Haus in einer Kammer  
Lauscht ein wildes Herz.  
In das rote Lampenlicht  
Malen sich sechs schwarze Kreuze.

*Erna Kröner*

## DAS MÄDCHEN\*)

*Von Fräna Šrámek*

Was mich gestern so erstaunte, waren meine  
Hände,  
Fielen schwer aufs Herz mir, flogen hin behende,  
Wo den Strand zwei Wogen stießen,  
Die mich auch erstaunen ließen.  
War wie eine Wiese, morgentaubenetzte,  
Wo ein weißes Pferdchen sich an Gräsern letzte;  
Bin seit gestern anders; kanns, o Gott, nicht  
glauben;  
Fühle, wie auf mir wachsen frisch Wein-  
trauben.  
Möchte meine Schwestern, gerne möcht ich  
fragen,  
Warum ich so neu bin, möchte Blüten tragen,  
Wie ists nur geschehen . . .? Weiß es nicht  
zu deuten . . .  
Sind vielleicht die Männer alle Räubersleute?

\*) Dieses, viele Monate vor August 1914 entstandene Gedicht wurde von Otto Pick nach dem Originalmanuskript übersetzt. Obige Übersetzung bildete die Vorlage, nach welcher die Umschreibung der Verse durch Herrn Willy Haas (vor August 1914) erfolgte. Der „Österreichische Almanach auf das Jahr 1916“, herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal im Insel-Verlag zu Leipzig, bringt auf Seite 183: „Das Mädchen“ (Slowakisch). — Im Felde aufgezichnet und übersetzt vom Kadetten Wilhelm Haas (Slowakisch = Von Fräna Šrámek, Wilhelm Haas = Herr Willy Haas. Im Felde = Vor August 1914.)

## HAND UND AUGE

*Von Hans Reimann (Leipzig)*

Personen:

Die anmutige Dame

Der stattliche Herr

Ort:

Eisenbahn-Abteil 2. Klasse

Der Herr: „Darf ich das Fenster öffnen?“

Die Dame: „Ja.“

— —

Der Herr: „Stört es Sie, wenn ich eine Zigarette rauche?“

Die Dame: „Nein.“

— —

Der Herr: „Darf ich fragen, wohin Ihre Reise geht?“

Die Dame: „Ja. Nach Danzig.“

Der Herr: „Wie sich das trifft! Ausgerechnet nach Danzig fahre auch ich!“

— —

Der Herr: „Ist es Ihnen unangenehm, mit mir im selben Abteil fahren zu müssen?“

Die Dame: „Nein.“

— —

Der Herr: „Fahren Sie gern mit der Eisenbahn?“

Die Dame: „Nein.“

— —

Ein Gespräch kommt nicht zustande.

Es ist frostern im Abteil. Die Dame ist zugeknöpft. Der Herr versucht es mit einem Gewaltmittel:

„Schauen Sie,“ spricht er, „ich habe ein Glasauge!“ und nimmt sein linkes Auge heraus.

Die Dame taut auf: „Ach!? — Ist das echt?“

„Jawohl — es ist ein echtes nachgemachtes Auge.“

„Gott, wie goldig!“

„Nicht wahr?“

„Und ohne das Auge sehen Sie gar nichts?“

„Nein, nicht das mindeste.“

„Und mit dem Auge?“

„Sehe ich auch nichts.“

„Ja, ist denn das Auge nicht durchsichtig?“

„Doch — aber womit sollte ich hindurchsehen?“

„Haben Sie das Auge verloren?“

„Ja — ein Fräulein hat es mir mit der Hutnadel ausgestochen.“

„Wie gemein!“

„Ich habe mich gebührend gerächt.“

„Inwiefern?“

„Ich habe das Fräulein geheiratet.“

Die Dame rückt ab und knöpft sich wiederum zu. Der Herr hat seinen Reiz zur guten Hälfte verloren. Er ist verheiratet!

Der Herr steckt sein Auge ein.

Die Dame — nach langer Pause —: „Sie tragen ja gar keinen Trau-Ring?“

„Nein, warum? Ich bin ja nicht verheiratet.“

„Sie sagten doch . . .“

„Ein Scherz.“

„Aber das falsche Auge ist doch wenigstens echt, wie?“

„Völlig echt, meine Gnädige.“

„Darf ich es mal sehen?“

„Mit Vergnügen.“

Der Herr reichte der Dame das echte falsche Auge. Die Dame nimmt es in die linke Hand.

Sie faßt das Auge scharf ins Auge und spricht:

„Es ist täuschend imitiert. Besser als diese meine linke Hand.“

„Was ist mit der Hand?“

„Sie ist künstlich. Aus Marmor.“

„Seltsam. Ein falsches Auge in falscher Hand!“

„Ich finde das weniger seltsam, als wenn ein echtes Auge in einer echten Hand läge.“

„So? Wäre das seltsamer?“

„Es wäre nicht nur seltsamer, es wäre unmöglich.“

„Es ist nicht unmöglich. — Mein Auge ist kein Glasauge. — Das Auge ist mein wirkliches, echtes Auge.“

Die Dame läßt erschreckt das Auge fallen.

Das Auge blickt die Dame wehmütig an.

Die Dame greift gerührt mit ihrer Linken nach dem Auge — — — die Hand füllt sich mit Leben, Blut durchrinnt sie, Puls klopft auf.

Das Auge zwinkert bedeutsam.

Der Herr sieht die marmornen Finger der Dame sich regen: „Ihre Hand, Gnädige, scheint lebend zu sein!“

Die Dame krümmt die Finger — und ist selbst betroffen über die Verwandlung.

Sie streicht mit der Rechten über das Auge in ihrer Linken, und das Auge schläft ein.

Der Herr nimmt es und steckt es in seine Höhle zurück.

Die Dame kann nicht anders, sie drückt einen Kuß auf das Auge.

Der Herr küßt der Dame die linke Hand.

Das Auge öffnet sich und blickt dankbar.

Die Linke der Dame streichelt die Wange des Herrn.

„Danzig — —!“

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

MAX SCHELER „Abhandlungen und Aufsätze“, erster Band. Leipzig. (Verlag der Weißen Bücher, 1915.) Dieses Buch ist ein Blitzableiter. Der Blitzstrahl, welchen Nietzsche gegen das Christentum schleudert, wird hier mit Geschicklichkeit auf den modernen Bürgergeist abgelenkt. Aus dem Angriff Nietzsches auf die christliche Kirche wird hier mit einem großen Aufgebot von Diplomatie der Angriff der unschuldigen von der Bourgeoisie verdorbenen Kirche auf die moderne Zivilisation.

Welches Wunder! Wie geschieht hier dem berühmten „Antichristen“! Er wird ja von einem ganz lächerlichen Irrtum befreit: er war ja kein Antichrist, sondern nur Antibourgeois. Hätte er sich nur besser besonnen, so wäre er, wie sich der Autor zweimal vernehmen läßt, nicht vom Turm gefallen. (Vielleicht hätte Nietzsche es sonst noch bis zum Papst gebracht und damit seine Vision des Cesare Borgia als Papstes entzückend übertroffen?) An eine treuherzige Naivität bei einem technisch so raffinierten Kopfe wie Scheler zu glauben, vermögen wir schwerlich. („Unsere Zeit ist wissend“). Aber Herr Scheler hat recht: ursprünglich ist das christliche Prinzip frei von allem Ressentiment — Nietzsche hat niemals das Gegenteil behauptet, er ist ein Verehrer Jesu. Das hindert ihn aber nicht, ein Kritiker der christlichen Kirche, d. h. der priesterlichen Verweltlichung des christlichen Prinzips zu sein. Diese Kritik hat eine lange Vorgeschichte, und unmittelbar vor Nietzsche hört man bei Goethe, Heine, Hebbel die energischsten Töne gegen das „Kreuz“.

„Den deutschen Mannern gerecht's zum Ruhm,  
Daß sie gehaßt das Christentum,  
Bis Herrn Carolus leidigem Degen  
Die edlen Sachsen unterlegen.  
Doch haben sie lange genug gerungen,  
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen  
Und sie sich unters Joch geduckt;  
Doch haben sie immer einmal gemuckt.  
Sie lagen nur im halben Schlaf,  
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.  
Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,  
Erschien den Rittern minder herb,  
Freiheit erwacht in jeder Brust,  
Wir protestieren alle mit Lust.“

(Goethe).

Man erinnert sich, daß Luther keineswegs im Goethe-Nietzscheschen Sinne protestierte. Tatsächlich hat aber sein Protest die befreiende Wirkung gehabt, den Geist auf sich selber zu stellen, ihn selber schließlich zum unabhängig regierenden Prinzip zu machen. Wie gern möchten die Dunkelmänner diese Wirkung ungeschehen machen! („Alle Herzens-Mausefallen sind jetzt wieder aufgestellt!“) Aber es wird auch diesem raffinierten Obskurantentum nicht wieder gelingen, den unabhängigen Geist auf die listigste Weise zu verdummen und in die sich schon liebend nach ihm ausbreitenden Arme der autoritativen Kirche zurückzubetrügen.



Wilhelm Morgner

Kains Opfer

Welcher unerhörte Schwindel bis zum vollendeten Selbstbetrug gehört dazu, sich zur Offenbarung, zu den Dogmen der Gnade, der Erlösung, also vor allem der Erbsünde zu bekennen und im selben Atem glauben machen zu wollen, dies vertrage sich mit der Freiheit von Ressentiment gegen die selbständige Unabhängigkeit des Geistes! Ressentiment sei in die christliche Kirche erst gerade durch die moderne Befreiung des Geistes von der Autorität und Gnade hineingekommen! Oh!

Wie geschickt diese Falschmünzer auch verfahren — Herr Scheler ist „klug bis zur Heiligkeit“: Sie werden dem Kenner nicht mehr entgehen. Stürzt Nietzsche wirklich vom Turm, wenn man ihm zeigt, daß er sich optisch täusche; daß die moderne Dekadenz keine Folgerung aus dem reinen Christentum, sondern umgekehrt das verdorbene Christentum aus dem modernen Abfall vom reinen herrühre? — Das sind Flausen; mit schlechten Witzen lenkt man keine guten Blitze ab. Er wattierte sein hierarchisches Prinzip noch so isolierend, aber der dionysische Blitz entzündet es doch zu der Verweltlichung, die von Gnade, Reue, Gewissensbiß, Sünde nichts mehr wissen will.

Denn das ist der Kampf, den Herr Scheler verdecken möchte: zwischen dionysisch welterschöpfender Liebe und kirchlich die Welt zuerst als sündig verdammender, um sie dann zu erlösen. Herr Scheler hat die Gewitztheit, sich des Nietzsche'schen Blitzes zu bedienen, um die allerdekadentesten Christen zu treffen, nämlich alle Nicht-mehr-Christen und Noch-nicht-Dionysier, z. B. die modernen „Freigeister“ à la Haeckel und alle die guten Bürger, deren wimmelndes Gesindel der alten Autorität entlaufen ist, ohne schon die neue, die eigne in sich zu empfinden; befreite Gefangene bieten zunächst einen miserablen Anblick als brave Sklaven. Solange man noch kein echtes Gegen-Ideal hat: solange z. B. das Kapital zwar nicht mehr der heiligen Kirche, aber auch noch lange nicht der Welt im Sinne des dionysischen Gegen-Ideals zur Kirche angehört, spielt es freilich mit noch unreinem Gewissen eine klägliche Interimsrolle, diese Rolle, zu der überhaupt die Neuzeit verurteilt bleibt, bis sie sich vom allerletzten Reste der Superstition desinfiziert haben wird: erst dann kann die Welt „erlöst“ aufatmen. Arme „Moderne“! Von der Kirche und von Dionysos zugleich bedroht und zur Entscheidung gezwungen, wird sie obendrein noch das Opfer von schlangenkluhen Betrügnern, die englisch lispeln, um zu lügen. Man hört nun auf einmal Schelern in der Tonart Nietzsches auf die Moderne einschimpfen; und Herr Scheler hütet sich wohl, zu verraten, daß der „selbe“ Donnerton der Verdammung von entgegengesetzten Weltenden her erschallt.

Wie ergeht es inzwischen den guten Bürgern? Kriechen nicht schon viele eingeschüchtert wieder „zu Kreuze“? — Kein Zweifel! Die Welt, das Leben, der Mensch — das wird inbrünstig geliebt. In diesem Prinzip stimmt wohl alles überein, in ihm verständigt sich Jesus mit Nietzsche. Nun aber kommt die Praxis, und hier bricht der unversöhnliche Zwist aus. Denn nach der einen Praxis tun Welt, Leben, Mensch zuerst ihren „Sündenfall“, um dann durch „Gnade“ erlöst zu werden; nach der andern sind sie unmittelbar der herrliche Freudensprung des Lebens selber: Leben, Tod und Teufel sind gut, sind göttlich; denn man warte doch erst ab, wie sich sogar der Tod selber erholt, sobald er nicht mehr die Strafe für die Erbsünde ist. Die eine Praxis ist von scheinbarer, die andere von echter Positivität. Jene setzt von Anfang an eine gefallene Welt voraus, an der sie dann genug aufzuerbauen hat, um auch nur bis zur Höhe zu gelangen, auf der die andere schon wesentlich beginnt. Diese Praxis ist im weitesten Sinne krankmachend, um zu heilen. Zuerst wird die Welt von oben herab schrecklich beschämt, alsdann kann der Heilsprozeß anheben.

Die andere Praxis der Liebe ist direkt, positiv, kraftvoll weltlich, vom ersten Momente an die Welt klar erschaffend. Man vergleiche nur einmal Herrn Schelers Auffassung des Tragischen mit der dionysischen! Hoffentlich heißt aber Tragos noch immer Bock; und Nietzsche bemißt den Wert ganzer Kulturen danach, wie wenig sie nötig haben, zwischen Gott und Satyr zu trennen. Bei Scheler aber verfällt das Reine in Schuld, diese Schuld liegt aber nur dem fatalen Weltlauf zur Last, und so versöhnt man sich wieder und ist rein. Es ist erlaubt, über solche Vorgestrigkeiten hell aufzulachen. Daß Ikarus Wachsfügel hat, ist zwar tragisch;

aber von dieser Konstatierung aus hat man es kaum weit bis dahin, wo man jedem Ikarus Wachsfügel wünscht und jeden Nietzsche vom Turm stürzen läßt.

Nein. Glücklicherweise sind wir mit der resoluteinsten Gegeninstanz zu ähnlichen Wünschbarkeiten begabt und glücklicherweise hält vor dem Auge Zarathustras keine noch so edle und ritterliche Maskerade mehr stand. Natürlich! Das Christentum fand eine stolze zäsarische Welt vor. Und Rom blieb scheinbar Rom. Nur das Mysterium der Liebe kam über diese stolze Welt. Von nun an begann die Hierarchie. Die Welt blieb Welt — bis auf eine Kleinigkeit in ihrer Lenkung: sie durfte ihren Sinn nicht mehr in sich selber haben. Als die Antike vor der Wahl stand, sich intensiver als jemals zu konsolidieren oder entzweizugehen, wurde sie brüchig, sündig, krank, und das Heil kam von auswärts über sie. Eigentlich ist ja die Neuzeit nichts andres als die Wiederhereinnehmung dieser Auswärtigkeit in die Welt; aber erst Nietzsche hat diese Wendung restlos vollzogen. Das ist den heiligen Herren unbequem, und so frisieren sie jetzt den Katholizismus auf schlecht dionysisch um; schlangenklu und nichts weniger als taubenunschuldig. Gewiß! Auch sie sind aristokratisch, ritterlich, feudal, auch sie anti-revolutionär und souverän: aber (wohlverstanden!) sie sind es in Demut. Nur Eines, Eines verlangen sie, und daran sind sie kenntlich: das radikale Opfer der unabhängigen Selbsteigenheit, des „alten Adams“.

„Hengste sind unter ihnen, die auf eine keusche Weise wiehern.“ Hätte Irgendwer geglaubt, sie verachteten das Fleisch? Bewahre! Sie heiligen es nur. Auch die christliche Askese ist eine Art göttlicher Leibessport; und wie fröhlich! Nachdem sie den berühmten Vampyr an die (wahrscheinlich sonst zu tolle) Welt angesetzt haben, können sie sogar aus Liebe ritterlich-heilige Kriege führen und sich gleichsam dionysisch erlustigen. Es ist wundervoll! Der wilde Räuber Nietzsche hat auf einmal anstatt des unschuldigen christlichen Lammes saftigen, modernen Bürgerbraten im Maule: Humanität mit reichstem Kapital. Da bleibt kein Auge trocken, es ist der urkomischste Taschenspielerstreich seit 1889.

Diese moderne Humanität ist freilich weder Fisch des Petrus noch Fleisch des Dionysos; sie ist Mischmasch, Wirrwarr. Setzt also nur die Elektroden an und zwingt sie zur Entscheidung! Das Verdienst des Herrn Scheler (von Nietzsche gezwungen), das christliche Ideal rein hingestellt zu haben, bleibe ihm unbenommen. Aber glaubt er ernstlich, nun werde das Gegen-Ideal umfallen? — im Gegenteil! Es sind Elektroden, wie gesagt; Nietzsche wertet das Christentum nur um, er entwertet es nicht. Das Christentum verbietet die Welt als Welt, es befiehlt sie als sündig und also erlösungspflichtig. Da muß denn Nietzsche des Teufels sein: er befiehlt die Welt als Welt; er verbietet es, in ihr Sünde zu sehen, und leugnet ihre Erlösungsbedürftigkeit. Er ist antik im vorsokratischen Sinne, der Gegen-Platon; er bekämpft den „Platonismus fürs Volk“.

So! Jetzt wählt und versucht keine schlaun Duckmäusereien, die man ev. noch dem gepanzertsten Ritter anrieht. Ob sich der Schöpfer frank und frei mit Herzenslust zu Sünde, Teufel, Uebel, Not und Tod hochherrlich bekennt, mit dem Stolz der souveränen Liebe, deren Hölle noch ihr Himmel ist; oder ob der Schöpfer gewisse seiner eignen Geschöpfe schuldig, „sündig“ findet, sie aus seinem Himmel zur Strafe in Hölle und Fegefeuer verbannt — hier ist die Alternative, der Wahlzwang. Er entbrennt nicht, wie Herr Scheler es von Herzen gern glauben machen möchte, zwischen „Liebe“ und Bourgeoisie (Kapital); sondern zwischen katholischer und dionysischer Liebe; zwischen einer Liebe, deren Gegenstand erst chemisch gereinigt werden soll, und der dionysischen, deren Gegenstand die Reinheit selber ist. Die Bourgeoisie dagegen, das Kapital, ist nur das Streitobjekt. Man lasse doch einmal der dionysischen Praxis nur halb so viel Zeit wie der katholischen und sehe dann zu. Die „Sünde“ des Dionysiers ist seine Übergesundheit; sie ist sein „Kreuz“, er krankt daran. Daß man aber diese beiden Kreuze verwechselt! Daß man es bis zu der Doppelzüngigkeit bringt, in der Zunge Zarathustras zu — beten, ist ein Falsett der schlimmsten Sorte. Der Mensch nur ein Übergang, eine Brücke: „Das Gebet des Lebens über sich hinaus.“ Ah! Ist es so gemeint? Lassen wir das Gegenideal antworten: „Es ist aber eine Schmach, zu beten!“

Nicht für Alle, aber für dich und mich, und wer auch im Kopfe sein Gewissen hat. Für dich ist es eine Schmach, zu beten!" Extreme gestatten eine gefährlich täuschende Zweideutigkeit; und wenn Herr Scheler im Menschen als wie in einer Intention und Geste der Transzendenz schwelgt, als wie in einer Brücke zwischen Natur und . . . dem Reiche Gottes; wenn er nur diese Geste sehen will, und es ihm schließlich gleich ist, ob Übermensch oder Gott; so hören wir hier die Flöte des Dionysos sehr bedenklich wie den Sopran gewisser Chorknaben tönen. Listiger Rattenfänger! Nietzsche „transzendiert“ zur Natur, zur Welt, zum Geld, zum Weibe, zur Geschlechtlichkeit, zur Industrie, zum Verstande, zur immer eingespielteren Präzisionsmechanik, zur Zahl, zur Definition, zur Klarheit, zur Erde, zum „Tier“ — zu Allem, wovon Herr Scheler wegtendiert. Nietzsches Maßstab ist nicht simpel biologisch-quantitativ, sondern dionysisch; an ihm gemessen nimmt sich die Moderne kümmerlich aus; am christlichen gemessen gleichfalls; deshalb ist hier Gelegenheit für gewisse Kunststückchen. Ich fürchte, Nietzsche würde auch die Schelersche Vorliebe für den Ackerbau auf ihre Liebesmotive hin tief durchschauen; der Ackerbauer lebt gar fromm „über sich hinaus“ —

„Ist das noch deutsch?

Erwägt! Noch steht ihr an der Pforte . . .

Denn was ihr hört, ist Rom, —

Roms Glaube ohne Worte!“

Kryptokatholizismus . . .

Dr. S. Friedlaender

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Staatssekretär v. Jagow zeigte Herrn Haase und den Seinen an einem Zitat aus einer französischen Zeitung, wie sein Auftreten im feindlichen Auslande wirke: auch das wird vermutlich keinen Eindruck auf sie gemacht haben.

Ob auch die Rede ihres ehemaligen Fraktionsgenossen Scheidemann nicht? Das mag dahingestellt sein. Auf das ganze übrige Haus hat sie jedenfalls Eindruck gemacht, einen sehr großen und starken Eindruck sogar. Sie war eine Glanzleistung. Es ist, als wüchse Herr Scheidemann immer mehr, als entwickle er sich mehr und mehr zum Nachfolger Babels. Es war ein Genuß für die Hörer, wie er nach den Haaseschen Verschiebungen mit einem Ruck alles wieder ins Lot brachte, wie er mit überlegenem Humor Herrn Haase und die von ihm zum besten gegebenen Auffassungen abfertigte. Er bekannte sich, unter Wahrung der grundsätzlichen sozialdemokratischen Anschauungen und Forderungen, durchaus zu dem Programm des Kanzlers. Das Wort wird man sich merken, daß nur ein politischer Kindskopf annehmen könne, nach einem derartigen Weltbrande werde kein einziger Grenzstein verrückt werden!  
„Vossische Zeitung“, Morgenausgabe, 7. 4. 1916.

Brief eines deutschen Dichters. An die Armeezeitung A. O. K. 10. Einladungen von Blättern, die meinen Namen in ihren Spalten zu sehen wünschten, habe ich wohl schon manchmal erhalten: aber so stolz war ich noch auf keine, wie auf die, der ich heute folge. Liebe Herren und deutsche Brüder, bei solcher Gelegenheit lernt man den sogenannten Ruhm schätzen, lernt sich freuen, daß man zahlreichen Menschen etwas geworden ist, etwas sein konnte! Denn daraus erwächst mir heute das mich beglückende Ehrenrecht, euch allen, die ihr nun schon solange und so heldenhaft für Deutschland, für deutschen Geist, deutsche Freiheit und Ordnung kämpft, ganz unmittelbar, und als ob ich euch alle vor mir hätte, zu sagen, wie sehr ich euch bewundere und liebe, wie sehr ich euch beneide, wie sehr ich euch danke. Euch kann das wohl einerlei sein; aber mir bedeutet es viel und macht mich froh.

Ein Beitrag? Nein, einen Beitrag kann man das natürlich nicht nennen. Aber ein Verseschmied bin ich nicht, und in Prosa — was sollte ich auch anders sagen, als eben dies?

Der Genius Deutschlands gebe euch fernerhin Kraft und Treue,

zu tun und zu dulden, was vonnöten ist! Von ganzem Herzen wünsche ich euch Glück und Sieg. Hoch lebe Deutschland! Hoch lebe eure Armee!

Thomas Mann.

Erschienen den 11. 4. 1916; von fast allen guten Zeitungen nachgedruckt.

## KLEINER BRIEFKASTEN

Hans Reimann: Sie schreiben mir:

„Am 24. April 1916 hat meine Frau in der Großen Leipziger Straßenbahn eine Tischdecke liegen lassen.

Sie hat sie nicht wieder gekriegt.

Am 28. April 1916 vormittags habe ich in der Leipziger Elektrischen Peter Altenbergs jüngstes Buch „Nachfechtung“ liegen lassen.

Am Nachmittag habe ich mir das Buch von der Fundstelle geholt. Es war prompt abgeliefert worden.“

Wenn Sie nicht protestieren, lieber H. R., drucke ich diesen Tatsachenbericht als Kulturdokument in der AKTION ab. Darf ichs tun?

Dr. H. R. Die AKTION beschäftigt sich seit dem August 1914 nicht mit der Politik, was Sie nachgerade wissen könnten. Meine Antworten auf Ihre Fragen finden Sie in den früheren Jahrgängen, die überhaupt „aktueller“ sind als alle Tageszeitungen von morgen früh. Sie finden dort auch, was ich über den Reichstag zu sagen habe und heute nicht besser sagen könnte.

L. F. Mich wundert weit mehr, daß es noch immer Zeitungsleser gibt, die sich über Zeitungsleistungen wundern.

Sabine D. Bis heute steht nur fest, daß die Kunstaussstellung der AKTION im Juni stattfinden wird.

G. Z. Carl Einsteins Buch „Anmerkungen“, der zweite Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, wird in acht Tagen erscheinen. Es folgen dann gleichzeitig: Wilhelm Klemm, Benns Drama, Däublers „Hahn“ und die lyrische Anthologie: „Die jungen Tschechen“. Vorbedingung für das schnelle Erscheinen der Bände ist: rege Agitation für Ferdinand Hardekopfs „Lesestücke“!

K.—F. B. Der erste Autorenabend der AKTION fand Mittwoch, den 22. März 1911, statt. Es war ein Paul-Scheerbart-Abend. Der zweite Abend war Max Brod gewidmet (November 1911). Bis zum Ausbruch dieser Zeit hatte die AKTION 19 Autorenabende veranstaltet. Mitwirkende: Franz Blei, Gottfried Benn, Carl Einstein, Franz Jung, Ferdinand Hardekopf, Jakob van Hoddis, Wilhelm Klemm, Else Lasker-Schüler, Paul Boldt, Wolfenstein, Hellmuth Wetzler, Richard Oehring, Mopp, Alfred Lichtenstein, Georg Heym, S. Friedlaender u. a. Der zwanzigste Abend wird (vielleicht) gelegentlich unserer Kunstaussstellung möglich werden.

O. P. Theodor Lessings „Erinnerungen an ‚berühmte‘ Zeitgenossen“ (Aufzeichnungen über den Prozeß Sudermann-Jacobsohn) sind im Jahre 1913 in der AKTION erschienen und auch als Broschüre gedruckt worden. Das Büchlein können Sie noch erhalten.

## BÜCHERLISTE

GEORGES RODENBACH. Das tote Brügge. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) Geb. M. 3,—.

GIOVANNI PASCOLI. Die ausgewählten Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 5,—.

ANDRÉ GIDE. Die enge Pforte. Roman. (Erich Reiß, Verlag, Berlin.) M. 3,—.

ALBERT EHRENSTEIN. Der Mensch schreit! (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) M. 10,—.

ALEXANDRE MERCEREAU. Worte vor dem Leben. (Insel-Verlag, Leipzig.) M. 3,—.

MARGARETHA VON VALOIS, Königin von Frankreich und Navarra. Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens herausgegeben von W. Fred. (Insel-Verlag, Leipzig.) Zwei Bände M. 5,—.

WILHELM WEIGAND. Stendhal und Balzac. (Insel-Verlag.) M. 4,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER. (SONDERNUMMER „BÖHMEN“): Fr. Bilek: Meteor, Holzschnitt (Titelblatt) / Josef Suk: Phantasie für Violine (Autograph des Komponisten) / Max Brod: Tschechische Musik / Josef Čapek: Zeichnung / Jan Löwenbach (Prag): Brief an einen Berliner Musikfreund / M. Aleš: Zeichnung / Otokar Březina: Meditation über Schönheit und Kunst (Deutsch von Otto Pick) / Josef Čapek: Der Bettler (Zeichnung) / Březina: Wieder spricht . . . / Arno Dvořák: Prolog zu einem Drama (Deutsch von Max Brod) / Petr Bezruč: Hochland; Ortschaft an der Ostravica; Ich und du (Deutsch von Rudolf Fuchs) / Jaroslav Vrchlický: Tschechisches Liebeslied / Antonín Sova: Verse / Viktor Dyk: Die Liebste der sieben Banditen / Vlastislav Hofman: Entwurf einer Häuserreihe / V. Špála: Der Sommer (Zeichnung) / Karl Toman: Fischamend / Fráňa Šrámek: Eine Novelle (Deutsch von Otto Pick) / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. <sup>22</sup>/<sub>23</sub>

PAUL ADLER-HEFT. INHALT: Georg A. Mathéy: Sturm. Paul Adler gewidmet (Titelblatt) / Paul Adler: Glauben aus unserer Zeit / Zwei Holzschnitte aus dem Buche „La Grande danse macabre“ XV. Jahrhundert / Paul Adler: Das Einhorn. Eine Novelle / G. A. Matéy: Brennende Stadt (Original-Holzschnitt) / Paul Adler: Ihr Wälder / Paul Adler: Zwei Szenen aus einem Drama / Paul Adler: Drei Gespräche / Ludwig Rubiner: Ueber Paul Adlers Elohim / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

SONDER-NUMMER

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
 SONDERNUMMER „ENGLAND“  
 SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
 SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
 SONDERNUMMER „BELGIEN“  
 SONDERNUMMER „ITALIEN“  
 SONDERNUMMER „BÖHMEN“  
 NAPOLEON BONAPARTE  
 Das Nachtmahl von Beaucaire  
 CARL STERNHEIM  
 Herr von Seingalt  
 Jede Sondernummer 50 Pfg.  
 DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
 Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
 VERLAG DIE AKTION

FERDINAND HARDEKOPF  
 L e s e s t ü c k e  
 Gebunden M. 2,—  
 CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
 DIE DILETTANTEN DES WUNDERS  
 Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
 Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
 Preis M. 3,—  
 F R A N Z J U N G  
 Sophie. Der Kreuzweg der Demüt  
 Ein Roman. Gebunden M. 3,—  
 W I L H E L M K L E M M  
 V e r s e u n d B i l d e r  
 Luxusausgabe M. 15,—  
 VERLAG DIE AKTION

A R N O D V O Ř Á K  
 D e r V o l k s k ö n i g  
 Drama in fünf Akten  
 Deutsch von Max Brod  
 Preis M. 3,50  
 O T O K A R B Ř E Z I N A  
 H y m n e n  
 Deutsch von Otto Pick  
 M. 1,50  
 Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

ARTHUR HOLITSCHER  
 W o r a u f w a r t e s t d u ?  
 Roman. M. 3,—  
 E G M O N T S E Y E R L E N  
 D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m  
 Geschichte eines Knaben. M. 6,—  
 F R E D E R I K V A N E E D E N  
 G l ü c k l i c h e M e n s c h e i t  
 Essays. Geh. M. 4,—  
 S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

P A U L A D L E R  
 „Frankfurter Zeitung“: „ . . . Brod, Baum, Kafka,  
 Werfel — das alles ist Prag. Adler entstammt dem-  
 selben Boden; vielleicht ist seine Blüte verschlossener  
 und teurer als die der andern.“  
 E L O H I M  
 Mark 2,50 geheftet, Mark 3,50 in Leinen gebunden.  
 Oskar Loerke in der „Neuen Rundschau“: Wir befinden uns  
 in einem geistigen Gebäude der Welt, in dem die Dinge  
 stehn wie hinter einer in der Hitze flimmernden Luftschicht.  
 N Ä M L I C H  
 Mark 2,— geheftet, Mark 3,— in Leinen gebunden.  
 Carl Einstein in der AKTION: Adlers Buch bezeichne  
 ich als ein wichtiges, gründliches Buch, worin der Verfasser  
 in straker, reinlicher Bemühung ein Unmittelbares eröffnete.  
 DIE ZAUBERFLÖTE  
 Roman. — M. 3,50 geheftet, M. 6,— in Halbl. gebunden.  
 Überwelt und Welt, die Vorzeiten und die Zeit, Tran-  
 szendenz und Realität sind hier, im Denken wie im Fühlen,  
 Einheit, Geist, Gestalt geworden.  
 HELLERAUER VERLAG  
 D R E S D E N - H E L L E R A U

DICHTER - SONDERHEFTE  
 D E R A K T I O N  
 H e i n r i c h M a n n  
 F r a n z B l e i  
 C a r l E i n s t e i n  
 F e r d i n a n d H a r d e k o p f  
 R e n é S c h i c k e l e  
 P a r i s v o n G ü t e r s l o h  
 T h e o d o r D ä u b l e r  
 KUNST - SONDERHEFTE  
 D E R A K T I O N  
 N e u e S e c e s s i o n  
 R i c h t e r - B e r l i n - H e f t  
 S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
 L u d w i g M e i d n e r - H e f t  
 Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 3. JUNI 1916

## GLAUBEN AUS UNSERER ZEIT

Von Paul Adler

Den nicht ganz unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß du Gott trotz einer höchsten Bemühung nicht entdecken kannst, lebe du so „als ob Gott wäre.“ Damit hast du für jede der beiden Möglichkeiten ein gewisses Anrecht an ihn erlangt. Denn du hast von ihm einen nicht geringen Teil geschaffen.

### Das Dilemma:

Nicht nur aus seiner ganz unumgänglichen Beschränkung heraus, geschweige denn aus einem weit schlimmern Pharisäertum, weigert sich unser Herz beharrlich, das Gute in allen Menschen anzuerkennen. Denn unser, nur Gott allein suchender, Gemeinsamkeitsdrang, unser echter „Katholizismus“, ist bestrebt, die zweite schrecklichste Lösung, die Schlechtigkeit des Ganzen, zu umgehen, als einen Zustand in welchem kein natürliches Wesen zu bestehen vermag. So entsteht auch der vorwiegend katholische Typus des aus Güte böartigen Fanatikers bei allen Bekenntnissen. Wenn ich mir (beispielsweise) die Menschen also betrachtete, daß sie, von ihrem Standpunkte, wie man sagt das Gute getan hätten, und daß sie, entgegen der mir eigentümlichen Art ethischer Tagedieberei, notwendig von der Erkenntnis des Abgelegenen durch eigene innere Erfüllung abgezogen würden — wenn ich mich mit einem Worte auf eine Mechanisierung des Ethos zur subjektiven Pflicht einlasse, so muß ich gegen Gott selbst den ungleich schwereren Vorwurf erheben, daß er uns seine Gebote umsonst ins Herz gegeben hat. Wie glücklich waren daher alle naivern Kulturen, die von dem, mehr theoretischen, Satan abgesehn, in Wirklichkeit alles Übel in Himmel und Erde einigen ihrer Nächsten, z. B. den Juden, zuschreiben konnten. Uns bleibt heute, im Grunde genommen, nur Eines übrig: Als Operateure die fremden moralischen Krankheiten anzuschneiden in der vielleicht unbegründeten Hoffnung, daß unser eigenes Leiden sich ohne solchen Eingriff bessere.

### Auflösung:

Alles löste sich freilich auf in das All und in eine Art von uns zugänglichem Nirvana, wenn wir nur auf alle philosophischen Grundsätze und geistigen Forderungen, auch auf die uns persönlich eigentümlichen, verzichten. Danach wären

wir, trotz allem, doch Teil einer bewunderungswürdigen Einheit, die, unerbittlich, wie sie uns oft genug beweist, sich ihrer Teile da und dort bewußt wird oder diese spiegelt. Nicht nur die Abhängigkeit des Geistes, sondern auch seine im Gegenteil phantasierende Selbstherrlichkeit wäre auf diesem Wege erklärlich, etwa durch das Bild eines selbst wirkliche Bilder erzeugenden, besonders geschliffenen Hohlspiegels. Aber auch die Möglichkeit des Irrtums angesichts der Wahrheit, diese Parallele oder gar andere Form des Bösen, wirkte versöhnend, eben als die eigentümliche Ablenkung eines zugleich gespiegelten und tendenziösen Strahles und als eine Haftung an einem einzelnen veränderlichen Gegenstand. Das menschliche Ich aufzulösen, bietet dem mit seinen wahren Vorgängen vertrauten Geist kaum besondere Schwierigkeiten. Aber auch das göttliche Allbewußtsein wäre vielleicht noch gerade möglich, doch gewiß nicht allerfreulich und allgütig, sondern einigermaßen leidbewußt und sehr wissend in dieser selbstherrlichen, guten, bösen, bildenden und entbildenden, aber überall für den verfolgenden Einsichts- oder Liebespfeil überaus herrlichen und unausschöpflichen Welt. Die ungeheuerlichste, methaphysische Verantwortlichkeit des Menschen, der unerträgliche Schmerz seines stets zum Sprunge zwischen den Dingen bereiten Geistes, sie wären verschwunden oder zum Teil herabgemindert, eben als ein Sprung, den, wenigstens dem Anscheine nach, die Natur nicht liebt. Selbst der Tod, die Verwicklung aller Verwicklungen, wäre ein wirkliches Nichts nicht allein für den Lebenden, und es gäbe nichts, was uns irgendwo in der Welt Furcht oder Leid oder ausschließliche Liebe und Hoffnung bereiten sollte! Ein gewiß erhabener Zustand eigentlicher und sittlicher Weisheit, und, wie die Väter aller Glaubenslehren wohl wußten, von dem Glauben selbst nicht in allem verschieden.

Da aber leben kaum etwas anderes ist als einige benachbarte oder auch heranzunähernde Dinge den andern vorziehen, und da ein solcher Vorzug in Wirklichkeit kaum dauernd ohne einen einwurzelnden Hang bestehen kann — welchen Hang dann das ausgebildete Bewußtsein in einer besonders hervorstechenden Weise wiedergeben muß —, so hebt die Tragik des verurteilten Geistes, seine weite Schwingung zwischen Wahr-

heit und Irrtümern, zwischen Gutem und Bösem, zwischen Liebe und Abneigung, mit allen daraus entstehenden Folgen nur wieder um so schrecklicher an. Es sei denn in dem uns allen unbekanntem Falle des vollkommenen Weisen oder Heiligen, dessen einfaches Dasein aber bereits alle Fragen lösen würde.

#### KATEGORIEN DES GLAUBENS

Der Glaube, der in den Guten Botschaften kaum viel mehr als überhaupt die Gotteskindschaft umfaßt, sollte er sich in den Kirchenglauben umwandeln, und immer mehrere irdische Gegenstände in sich schließen? Schon ein frühes christliches Konzil z. B. verlangte als Heilserfordernis den Glauben an die Trinität nicht nur, sondern selbst an eine bestimmte theoretische Konstruktion des Geheimnisses. Die Kirchen eine jede für sich gehen aber weit darüber hinaus, indem sie zumindest praktisch, wenn auch nicht jedesmal dogmatisch, den Glauben an eine Unzahl von verschiedenartigen göttlich-menschlichen Einrichtungen, Historien, Auffassungen, ja sogar von menschlichen Individuen, zur Erlangung der Seligkeit erheischen. Muß aber nicht der „Glaube“ an so zahlreiche und verwickelte Dinge notwendig etwas anderes sein, als der einfache „Glaube an Gott“ und seine sich vermenschlichende Liebe? Ist dieser entwickelte Glaube nicht einfach von einer andern Kategorie? Nicht teilweise und besten Falls eine philosophische und historische Einsicht der Theologen, zu aller häufigst aber nur ein negatives Nichtwidersprechen? Ich glaube (wobei ich freilich die stärker Gläubigen zu meinen Richtern aufrufen muß), daß der Glaube als ein liebevolles Gerichtetsein auf seinen Gegenstand nur ein Allgemeines erfassen kann, daß das menschliche Gemüt ebensowenig wie der menschliche Geist die Kraft hat, sich über ein Ausgebreitetes zugleich mit auszubreiten und zugleich gesammelt zu erhalten. So denke ich, wird selbst der Trinitätsglaube des Athanasius von seinem Christenglauben einigermaßen verschieden gewesen sein.

Umfaßt aber der Glaube wirklich ganz gleicherweise die gesamten mit einer positiven Religion verbundenen Vorstellungen? Dann frage ich mich: Welche unzulässigen Folgerungen ergäbe der eine positive Glaube gegenüber dem andern? Kann die religiöse oder gar metaphysische Natur des einzelnen Gläubigen kontradiktorisch verschieden sein, nach Ja und Nein, je nachdem das eine oder das andere gänzlich Unmetaphysische geglaubt wird? Sogar vorausgesetzt, daß hier der Charakter der Wahrheit entscheidend sei wie in der Logik und der Mathematik, oder der Charakter der Wahrscheinlichkeit wie in allem Historischen und Physikalischen; so erscheint doch der logisch oder mathematisch Irrende niemals in seiner ganzen Person in das kontradiktorische Gegenteil der Wahrheit umgewandelt, und gar ein historisch-physikalischer Irrtum wird von der Wirklichkeit immer wieder ebenso historisch-

physikalisch und endlich bestraft. Sollte aber in einem „Glauben“ mit all seinem zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Inhalt ein jedes Endliche und Gefolgerte stets von gleicher Kraft wie das Grundsätzliche sein? Sollte ein Glaubens-, d. h. Gemütsirrtum über ein rein historisch-physikalisches Objekt kategorisch andere Wirkungen hervorrufen wie ein gleichartiger Irrtum auf dem Gebiete aller übrigen Einsicht und Erfahrung? Glaubensaxiom ist die Richtung auf Gott. Glauben heißt: mit seinem Gemüt auf Gott gerichtet sein. Der Glaube an Gott Vater schließt den Glauben an den Sohn einigermaßen in sich; an den Sohn glauben irgendwie mindestens alle, die eine Menschlichkeit von Gott dem Transzendenten ableiten. Das Gemüt des Juden bleibt dabei diskret mehr auf den Vater gerichtet, das christliche Gemüt hat sich historisch fast ausschließlich auf die Person des Sohnes gesammelt. Der Geist aber scheint bloßer Gegenstand der Theologie. Er ist vielleicht nie in echter Gestalt in das Gemüt eingezogen.

Da der Glaube doch eine Kraft der Seele ist, so darf der besondere Glaube des Gott zugewandten Leugners — jenes nämlich, der Gott durch den Glauben an sein Dasein in dieser Welt nicht zu lästern vermag — vielleicht nicht der schwächste genannt werden. Es ist ein schwacher Glaube, der eine Bewegung in seinen Grundlagen nicht verträgt. So wie in jenem Lande des stärksten europäischen Glaubens, im Süden, zwar vielleicht einige Kirchlein zeitweise einstürzen, alle die alten Dome aber die Erdbeben durchaus gewohnt sind.

#### DIE ANTINOMIE

Alles im Menschen kann als Gottgewollt ebenso sehr wie als Sünde gegen den heiligen Geist angesehen werden. Der Frohsinn wie die Trauer, die Askese gleichwie jede einzelne Betätigung des Lebenstriebs, die Hochschätzung und ebenso die Verachtung der realen Welt oder des Ich. Darum stehen die Sekten (und die Ungewißheit hört auch nicht innerhalb der Offenbarung noch selbst in der festesten Kirche auf) nicht so sehr alle wie eine einzige gegen den Unglauben zusammen, den sie dann leicht unterwerfen würden; sondern alle sind in der furchtbarsten Art eine jede Unglauben gegen den andern Glauben; und hinter einem jeden fremden Glauben steht ein sonst unersetzliches Stück der Seele. Deshalb wendet sich das Herz der Frömmigkeit so sehr den älteren, allem Menscheneinfluß entrückten Dingen zu, gegen ihre nicht reale Verinnerlichung. Und selbst der Christus der Evangelien erscheint der Frömmigkeit da und dort als der oberflächlich und intellektuell gerichtete und „unfromme“ Aufklärer, ja sogar (wie es die Juden sahen) eitle Zerstörer eines bestehenden Verhältnisses von Menschen zu Gott. Dürfen wir uns das Volk um seine Wodanseiche wirklich unfrommer vorstellen als den beilschwingenden Apostel, die heidnischen

Athener unheiliger als ihren Neologen Sokrates? Ja sogar das Böse hat seinen eigenen furchtbaren Dienst, der die Herzen vor Gott beugt; und die intellektuellere Lehre von Nazareth steht nackt und kahl als ein erbärmlicher Ungläubiger in dem Satansdienst, als eine, die Gottes offenbarem Willen widerstrebt.

Das wieder kindisch gewordene, alte Weib liebt Gott nur in ihrer heiligen Puppe; der Denker verachtet alles vor dem amor intellectualis Dei; der Künstler sowie der Leidende vergehen ohne den Kult, ohne den Menschen Christus. Ebensoviele furchtbare „Todsünden“, ohne die aber, soweit Lebenserfahrung an mir und andern reicht, auch Gott nicht im Menschen bestehn kann.

#### WEGE

Der Mensch hat zwei große Wege, auch des Glücks. Gott lieben, ohne ihn ganz erfahren zu haben, den eigenen Willen vollkommen auslöschen in der vollkommenen Askese, ohne doch die Sicherheit des Göttlichen zu verlangen, dieses ist der frömmste. Jeglichen Aberglauben an Außermenschliches aus seinem Leben der reinen Humanität gänzlich ausmerzen, Gott lieben und sich von ihm nichts vorgeben lassen, ist der bewundernswerte zweite. Wer aber vermöchte an die Verzweiflung auch nur ernsthaft zu denken, und welche Handlung der Humanität ist anderseits nicht auf irgend eine Anleihe, in diesem obersten Sinn, bei der Gottheit gegründet? Und doch liegt zwischen diesen beiden — wenn auch zumeist unbewußt, weil einigermaßen nach einem der beiden Ziele gelenkt — das ganze menschliche Elend, eben das „Jammertal.“

#### IRDISCHE MÖGLICHKEIT DES ÜBERIRDISCHEN

Unsre irdische Laufbahn kann trotzdem in einem Sinn für die Ewigkeit Bedeutung gewinnen, wenn man sich nur entschließt, alle menschlichen tatkräftigen Gesinnungen in einem überirdischen Raum hineinragen zu lassen, wenn man also den Menschen auf Erden neben Gott eine eigene überirdische Energie zuweist. Nichts Geringeres dürfte übrigens den freien Willen adeln oder auch nur ermöglichen. Und danach vermöchte der Mensch, sich durch sein irdisches Handeln unmittelbar und auf ewig seinen Himmel um sich zu erschaffen oder teilweise zu bereiten, oder am Ende gar seine Hölle; diese aber muß in Gottes Allgüte immer auflösbar sein. Ein Beispiel und ein historischer Hinweis werden diese scheinbar abgelegene Erwägung näher bringen.

#### Das Beispiel:

Taten, die nach ihren irdischen Folgen gar keinen menschlichen (d. i. moralischen) Nutzen haben — wie z. B., daß jemand in dem jetzigen Kriege den Dienst verweigerte und seine Weigerung unbekannt bliebe — solche Taten oder tatkräftige Gesinnungen müssen, ebenso wie sie sich in einem vom Irdischen ganz leeren Raum abspielen,

auch in diesem überirdischen Raume ihre Wirkungen haben, und den Urheber zu einem Mitwirker Gottes (nach dem Sprachgebrauch der Kirche zu einem „Seligen“ oder „Heiligen“) machen. Hierher gehört auch die in der Welt gewiß nur lächerliche „reine“ Wahrheit. Man wird nun leichter einsehen, was es bedeutet „allesamt sündig sein“, das Wort auch von, ihren Endzwecken nach irdisch einwandfreien, Menschen gebraucht. Ja besonders in jenen Naturen, die heftig auf die irdische Verwirklichung des Guten, auf das menschliche Himmelreich hingerichtet sind, muß ihrer Umgebung methodisches Mißtrauen gegen alles unmenschlich, unbestimmbar Göttliche die stärkste „Wurzel“ geschlagen haben, zu einem tätigen und fruchttragenden Organ geworden sein. Gerade dieser sittliche Adelsstand hofft und liebt, ohne eigentlich glauben zu können; gerade er ist jederzeit geneigt, aus seinem reineren Bewußtsein heraus das vieldeutig Überirdische, das irdisch Ungestaltete zu beleidigen. Diesen Wählern am meisten erscheint, da sie mit Recht alle Götzen verbrannten, der Himmel gestaltenleer, so leer, wie er selbst dem Zyniker niemals erscheinen kann. Die Werk-tätigen werden leicht zu Werkheiligen und Scheinheiligen, die Aufrechten belügen die Lüge und selbst Alldeutigkeit nur allzu leicht.

#### Der Hinweis:

Kant, der die kategorische Sittenlehre aufrichtete, irrte gewiß in dem Inhalt, aber keineswegs in der Mechanik des Überirdischen (Verstand er sich doch trefflich auf die Mechanik des Irdischen!) Er warf den Anker in den unsterblichen Breiten.

Die Intuition, das ist dieselbe Erkenntnisquelle, die uns über die Güte und den Wert des Lebens belehrt, klärt uns auch über die Verworfenheit alles Toten auf, über jene Verderbnis, die von den Mythen als Personalstatus und Staatsangehörigkeit des Bösen erklärt wird. Sollte dieser Eindruck Mensch und Tier wirklich ganz belügen? — Und da niemand diesem Gottesfeind entrinnt, scheint unser Schicksal eine hoffnungslose Verwerfung. Aber es gibt doch eine Hoffnung, und sie macht den Eindruck von Wirklichkeit: Gewiß entrinnt niemand dem Tode, aber darum kann man doch nicht sagen, es entkäme dem Tode auch wirklich Nichts. Vielmehr hat der Geist (Kierkegaards Wille) die Freiheit, dem Tode zu entrinnen, und er übt diese Freiheit auch wirklich in seiner Gesinnung. Kommt dann der Tod in der Realität, so ist sein Zwang als ein Zwang nicht mehr gegen den Geist gerichtet; dem Tode verfällt nur die Natur, während die Seele sich längst zu dem Quell des Lebens begeben hat. Was den Tod derart leugnet, das überwindet ihn auch.

#### DIE HÖLLE

Um zu erkennen, daß dem irdischen Menschen kein wirkliches Sein zukommt, dazu bedarf es nicht erst sehr transzendenter Erwägungen (wie

von Spinoza oder Fichte,) darüber belehrt neben dem real beweiskräftigen Ende des Lebens auch schon seine innere Erfahrung, die Gewalt eines Blickes hinter dem Zusammenhang der realen Vorgänge in die Leere des Ich. Wer jene dinglichen Zusammenhänge mehr oder minder „vorsich“ aufgibt oder sie bewußt lockert, der gelangt, gleich allen, denen „ihr“ Zusammenhang anscheinend von außen entzogen wird, in einen chaotischen „gottverlassenen“ Zustand verschiedener Stufung, welcher mit der Hölle der Theologen vielleicht alles Bedeutende gemeinsam hat. Dieser Mensch wird „leidend“ und „pathetisch“, für den Beobachter also „pathologisch“.

Wir haben demnach einige — wenn auch gottseidank nicht alle — Ursache zur Bedenklichkeit gegenüber einem ganz ungeordneten Zustande nach dem Tode, wenn wir etwa, ohne das wirkliche Sein gefunden zu haben, unseren fragmentarischen „Geist aufgegeben“ hätten, oder, wenn wir, was dasselbe ist, der irdischen Realität völlig beraubt wären.

#### SCHLUSSWORTE

Eine Lösung des Widerspruchs zwischen Allgüte und Allmacht wäre vielleicht diese: Nur die Güte ist das Primäre und Positive, der Inhalt Gottes; die Macht aber durchaus das negative Element seiner bloßen Freiheit von allem Äußern. Dieser Art könnte denn Gott aus sich selbst heraus das Böse oder Mindere niemals tun, ebenso wie ein guter Mensch — oder ein guter Arbeiter — nichts Böses oder Geringes zu tun imstande ist, wenn ihn auch nichts Äußerliches daran hindert.

\* \* \*

Das religiöse Problem ist nach allen Seiten hin unermesslich, auch nach der des Unheils, des Abfalls hin. Gott selbst, wie man ihn auch predigen mag, füllt seinen eigenen ganzen Grund nicht aus. Alles dürstet nach Unendlichkeit, alles dürstet nach seinem Unermesslichen, das Gute sowie das Entsetzlichste. Alles ist, im Ernste genommen, transzendent, religiös.



#### DAS EINHORN

Von Paul Adler

Die Mandeln erblühten, die viereckigen gelben Streittürme blendeten nieder auf die grauen Olbäume, wo der kleine Zug auf seinen drei rotgezäumten Maultieren emporkletterte. Heftigstes Gelb. Nun, als die Tiere vor dem kleinen Schiebefenster des Schloßtores die Ohren spitzten, fragte der schwarze kaiserliche Aar, in dem eine Stimme stak, nach dem Namen ihrer Reiter.

Ein klangvolles gotisches Wort gab ihm eine willkommene Antwort; darauf folgte die vertraulichere Auskunft: „Der Kastrat.“

„Reitet ein, man weiß von Euch,“ war die ehrerbietige Gegenrede. Die Maultiere wurden bewirtet, und der große Zisterziensermonch Melanio stieg zusammen mit seinem Beichtiger und mit einem Schreiber hinauf in den hellen Thronsaal, in den die Sonne brannte.

Über des Saales Pforte war der ganz junge Schloßherr selbst abgebildet mit Apfel und Stab in der Hand. Vögel sangen in Ranken zu seinen Füßen und über seine Schultern herüber dem Gast entgegen. „Guardate, welch liebliche Verstellung; Puellis puerisque imperat,“ fiel der Beichtiger leise dem Zisterzienser ins Ohr; indessen zunächst der Präfekt Otto, des Kaiserknaben Liebling, die Abordnung empfing. Da trat er auch schon ein, und er trug wahrhaftig einen sikulischen Purpurmantel auf den Schultern. Seine Stirne strahlte in einem goldenen Reif, und auf dem entgegengereckten Finger seiner zum Gruß erhobenen Rechten trug er die blaue Gemme von Lazulsteine, das berühmte Siegel seines anrühigen Geschlechts. Sein Knabenbau schon tat kund, von welch gewaltigen Rittern er abkünftig war; eine kleine leichte Röte auf seinen Wangen verriet das Mahl, bei dem er sich kindlich noch eben erhitzt hatte.

„Deine Burg beherbergt so viel Frauen,“ sagte der Kastrat, leichthin höfisch, „darf ich denn hoffen, daß du einem Manne, und gar einem halben, dein Auge günstig zuwendest? Auch bringe ich dir keinen Besiegten, um mit ihm deinen Purpur weiter aufzufärben. Nur dein eigener Nutzen, den du trotz deiner Jugend schon klar begreifst, gebietet dir, diesmal einen so unangenehmen Mann zu empfangen.“

Des Kaisers noch bartloser Mund verzog sich zum kurzen Stoß eines männlichen Lachens, dann erwiderte er:

„Rede, doch fasse dich kurz!“ — „Ich will vor dir reden,“ begann Melanio, „aber wenn ich dich mit Augustus anredete, beginge ich ein Unrecht, da du ja noch nicht gekrönt bist. In unsern Augen bist du nur ein roher Heerführer trotz deinem schwarzen Vater, solange du nicht aus Petri Händen dein Schwert erhalten hast. Das nackte Schwert aber, das du ziehst, ist vom Teufel; es reitet auf der Unschuld Nacken. Du hoffst von Blut zu erwachsen wie eine Zypresse vom Quell. Wenn ich dich Nero hieße, so würde mich auf meinem Lager dieser verdammte Schatten beunruhigen, bis ich die Schmach solcher

Nachkommenschaft von ihm genommen hätte! Denn deiner Knospe Sünde übertrifft weitaus seine stinkende Blüte. Du bist schlimmer als Guido, du bist schlimmer, als alle deine Vorfahren waren, die die heilige Mutter betrübten. Du steckst in deinem verhärteten Kot; und ich nenne dich darum am besten nach deiner Abkunft: Saligo.“

„Soll ich den trocknen Rest zerschneiden lassen?“ fragte der blonde Knabe, mit halbem Antlitz zu seinem Freunde gewendet. Zwei seiner Finger spielten mit dem antiken Knopf an seinem Wehrgehenk. „Er belustigt mich, solch verschrumpfter Hund.“

„Versuche du mit dem grauen Orden anzubinden!“ war die Antwort von den fest geschlossenen Lippen. „Der heilige Bär ist stärker als der Leopard mit deiner falschen Wölfin zusammen. Er vermöchte auch einem mehr herangewachsenen Aar den Kopf abzubeißen. Was heute der graue Tatzenträger dir anbietet, ist nicht seine Umarmung, für die du wahrlich zu unrein bist; es ist hier dieser Pakt, auf den du deine Gemme drücken sollst. Du entfernst den verbrecherischen Papst von seinem Stuhle, und dafür geleitet dich der Orden sicher an seine Stätte.“

Der Kaiser zog sein Kinn abwärts: „Ihr wollt mich am Aventin vergiften lassen,“ stieß er hervor.

„Nicht daß es die Mühe verlohnte bei deinesgleichen,“ sagte der Zisterzienser. „Auf Köpfen, wie du einen trägst, sitzt der Kronreif nicht lange. Diese erteilen sich ihren Lohn untereinander. Wir hegen keine Befürchtung, daß das Regiment des Blutes und der Schande, das du dem Heiligen Reiche versprichst, länger dauern werde. Aber wir haben keinen an deiner Statt. Die bessern Männer entziehen sich schon seit langem dem Kaisergeschäft.“

„Aber warum unterstützt ihr mich? He, Otto?“ Und der Knabe stieß den Präfekten lachend in die Seite. — „Das will ich dir sagen,“ erwiderte der Abgesandte. „Du weißt es, der heilige Bernhard ist niemals unwahr. Du weißt dies, und nur darum läßt du seinen Sohn offen reden. Uns bekümmert allein in unserm Gewissen, daß das Ärgernis aus der heiligen Kirche entfernt werde. Auch unser Amt ist nicht von dieser Welt, die — wir wissen es — ihren blutigen Gang weiter geht. Wir lassen darum, wo es nicht anders sein kann, das Blut seinen altgewohnten Weg fließen vom Throne herab zu den Menschen. Wir dürfen das fremde Schwert sogar im Ausnahmefall und, nachdem wir mit unserm Gewissen schwer gerungen haben, benützen für Gottes Zwecke. Freilich, wer seinen Kopf immer wieder in den Rachen steckt, wie ich es tue, der weiß, wer ihn am Ende verschlingen kann. Ich rede aber bereits von Dingen, die dir nicht länger verständlich sind. Herr, Rosseknecht halte dich an deiner gewappneten Rosse Nutzen!“

Der Kaiser zeigte ein Gesicht, noch rot vor

Wein oder vielleicht schon von seinem Unmut. Noch war der violette Stein, der ihn krönte, Herr über seinen Hohn:

„Mein Capellan, wenn ich ihn nur anhören wollte, erzählt mir ganz anderes von euren Pfaffenpflichten. Er unterrichtet mich von einem sogenannten Gott, der sich aus Liebe zu mir von einem Vogt meines Vorfahren ans Kreuz nageln ließ. Und solches bestritten mir nur in Salern die gelehrten Beschnittenen. Mein Großvater, der Recke Heinrich, hat aber solche Götter massenhaft auf seinem Zuge bei euch hinterlassen. — Ich möchte, daß du für mich am Kreuze stirbst, Enthodeter!“

Der Präfekt Otto lachte herzlich. Der Beleidigte hob den Kopf erst wieder nach einigem Schweigen gegen den Kaiserknaben: „Crux sua est,“ sagte er. „Mag er zwischen deinem Großvater und uns entscheiden. Soll Gott beurteilen, ob dein Ministerial mehr als ich der unnütze Knecht ist. Auf deinem Sterbebette wirst du, junger Verworfenener, einen grauen Bruder zu dir rufen. Dann wird für dich die Stunde gekommen sein, über solche Dinge ehrbar zu reden. Ich selbst, so fürchte ich, würde dieser Freisprecher nicht sein können. Wäre ich dazu imstande, dann käme mir die Krone der Seligen gewiß so nah, wie sie mir jetzt, trotz schwerem Ausharren immer wieder ausweicht. Du hast recht, Ritter: ich bin ein sehr schlechter Mönch. Glaube du darum nicht, daß du ungestraft um so schlechter sein darfst.“ Der Kaiser hob sich in seinem Stuhle. Am ehernen Leuchter, der, von gehämmertem Tiervolk bekrochen, von den Balken tief herabhing, zerquetschte er eine heiter lebendige Fliege. Um ein wenig erleichterte sich davon sein Herz. Des Abgesandten Herz tobte, nach des Psalmisten Wort, wie eine Harfe. Die Sonne rückte von einer Säule im Zimmer, dem bisherigen Ort ihrer Spiele. Dann fragte des Knaben Mollstimme: „Verschnittener, sprich, weißt du auch gewiß, was das heißt lustig sein?“ — „Ohne Griechenwein und ohne Sklavinnen“, so fuhr die Lautenstimme fort, „vermag ich (dies sei mit Achtung vor Deiner Verschnitteneheit gesagt) nicht der Schwermut und dem Selbstmord zu entgehn. Ein Rat ohne reichlicher Weinkannen Guß ist, hier nach meines lieben Otto Zeugnis, ein berstender Unrat. Melanio hör, ich will euch nach Rom einen solchen jungen Reiteroberst schicken, daß ihn der Papst nicht zuschanden reiten soll. Du aber sei heute trinken mit mir!“

„Hier hinter meinem Stuhl,“ wies er dem Abgesandten, „sieh hier, was die Sonne in dem Gewebe schafft! Das haben lüsterne Nonnen bestickt zum Teppich für meine Lustwohnung. Schau das runde Elfenbeinbrüstchen darauf über dem Elch! Schau neben der Magd den schönen lockigen Jäger! Trinke fröhlich, Kastrat, und vergiß an der Tafel, was nicht gut gemacht werden kann!“

„Du irrst“, sagte der Redner, ohne den Tep-

pich anzusehen. „Du unterschätzt uns. Wir verlangen einen beschwornen Vertrag mit Geißeln nach unserm Haus am Aventin. Den Schwur mit Eideshelfern auf den Schrein von Sankt Adalbert in Pavia. Mit dir werde ich schon deshalb nicht trinken, weil nach eurem Getränk den Gästen übel zu werden pflegt. Wen willst du über die Reiter setzen?“ — „Einen trefflichen Oberst, Kastrat. Du darfst erraten, ob er nicht jedem Helden zu schaffen macht. Er soll im Vatikan rechts neben dem Esel des Predigers Bernhard einziehen. Es ist Mathildis, die Bäurin von Gernroda.“

„Wagst du es nochmals, den Namen einer deiner Buhdirmen neben den unsres großen Vaters zu setzen, so wisse, daß ich alle Unterhandlungen mit einem abbreche und dich auf deinem übel befestigten Stuhl allein belasse. Reiß zuerst deinen Purpur von dir, eh du dich bespeist!“

„Ich beurteile es selbst, wann ich mich bespeien will,“ sagte der Knabe. „Nur mir allein, und nicht dir, kommt es zu, den Purpur zu tragen. Ihr sollt eintausend Reiter haben, aber ich werde mich selbst in Rom zum heiligen Vater wählen lassen. Nach der dreifachen Krone hat bisher noch kein Kaiser seine Hand ausgestreckt.“

Melanio sah ihn kurz an. Sein Geist entfernte sich im Schauen.

„Du wirst diese Krone nicht tragen,“ sagte er. „Du wirst vielmehr den Einsiedler Joachim, den Propheten, einsetzen, den wir dir bezeichnen werden. Danach wirst du in deinem zwanzigsten Jahre von den Normannen ums Leben gebracht werden. Dein Sohn, das heißt der Sohn der Gräfin Pavia aus erster Ehe, wird dann dein Reich zur Hälfte einbüßen. Der Guelfe erkennt ihn immer an. Die Lombardei wird deine Konsuln verjagen. Seh er zu, wie er wieder über die Berge heimkommt, nachdem er zu Neapel deinen verlassenen Sarg mitgenommen hat. Doch auch er wird nicht belehrt werden. Auch sein Blut wird der Hund lecken, das Blut des Aars mit den kurzgeschnittenen Fängen.“

\* \* \*

„Hol deinen Schreiber hervor, daß er sich fertig mache zum Schreiben!“ sagte der Knabe. „So gefällst du mir besser. Ich will ums Leben gebracht werden. Ich will nach meinem Ende in eure Hölle kommen. Ich hoffe dir dort zu begegnen, und dem ganzen Rabenschwarm um die vielen Gehenkten, die wir Ritter hier gemacht haben. Ich bin weit über meine Jahre erwachsen, wisse; ich bin verständiger als du weißt. Siehe, mit zehn Jahren habe ich meinen Vater erdolcht über dem Schrein zu Pavia gesehn! Ich will um das Leben, das ich neben so viel vorgespiegelten Dingen einzig besitze, mich nicht betrügen lasse. Ich will prassen, huren und keinem Feind verzeihen. Geschehe dann mit mir, was wolle. Ich sehe keinen Gott, dort wo er sich nicht sehen läßt, dort wo gewiß nichts ist. Ich sehe, daß bei Wild und bei

Gewürm und bei den edlern Vögeln alles Streit ist, so wie bei euch Welschen, und daß alles gleich gut ist: gut und böse, gerecht sowie das, was mir einzelner Mann ungerecht scheinen will. Und ich selbst bin wohl nicht gelehrt; doch dieser Otto, mein Gefährte, hat in Salerno den Averroes erklären gehört, euern Besieger. Und ich tue, was ich will; und was bedeutete es sonst, daß ich es will? So wie mir vom Bayernherzog kein Erbarmen gegeben wird, so will auch ich kein Erbarmen verschenken. Wenn ich nicht heute an dir mein Gefallen fände: an deinem Trotz, an deiner Frechheit selbst gegen mich, an deiner Häßlichkeit, sogar daran, daß sie dich verschnitten haben, dann kämest du wahrhaftig nicht lebend und ungestraft aus dieser Burg, wo wir die Geschorenen ebensogut wie die Langobarden zu köpfen verstehen.“

„Die Kirche braucht Verschnittene,“ sagte Melanio, „solche, die sich selbst verstümmeln sowohl wie solche, die diese Gnade wider ihren Willen erhalten haben. Die erstern, unter denen sogar der heilige Kirchenvater Origenes ist, sind gegen uns noch im Nachteil, da die Gewalt gegen den eigenen Körper zweifellos eine schwere Sünde ist.“

„Als ich um meinen Trieb gebracht wurde,“ fuhr Melanio lehrend fort, „da glaubte ich, vor Scham noch mehr als vor Schmerzen nicht mehr leben zu können. Du weißt, daß mir so wegen meiner Verführung der Gudberta geschah, die jetzt Äbtissin in Francien ist. Damals waren mir alle kraftvollen Wünsche der Welt weder unbekannt noch gar verächtlich. Meine Gedanken waren jenen des Averroes in der von dir vorgebrachten, verstümmelten Form recht ähnlich. Zweifellos dachte ich überhaupt zuviel Nichtiges in meinem Leben und dafür zu wenig Verinnerlichtes. Ich betreibe auch jetzt noch zu viele weltliche Geschäfte ohne die rechte, ganz wohlgefällige Gesinnung. Was du soeben berührt hast, ist die Frage nach dem Ursprung des Schlechten in dieser Welt: die Frage, warum Gott das Böse zuläßt und dann, was überhaupt in der Welt böse ist; und die weitere Frage nach der Erbsünde, die widerspenstigste theologische und wissenschaftliche Untersuchung überhaupt. Sie zerfällt in die zwei Hauptfragen: warum Gott an Adam eine Freiheit von solcher Art gab, daß Adam diese Freiheit zu seinem Verderben, und nicht nur zu seinem Verderben allein, benutzen konnte; und zweitens: welcher entsetzliche Unfall der von Gott rein geschaffenen Seele auf dem Wege zu ihrer Geburt zustößt, derart, daß sie danach, ohne selbst jemals die volle Freiheit ihres ersten Ahnen zu erlangen, dennoch seine ganze Schuld auf sich nimmt? Diese schwierigen Vorstellungen haben bis jetzt die Väter und die Kirchenversammlungen noch nicht ganz zu entwickeln vermocht. Wir müssen uns dafür an jene einfachen Tatsachen halten, daß der Mensch bei all seinen Irrtümern im einzelnen dennoch ein bestimmtes Bewußtsein seiner Wahlfreiheit hat —





worüber uns die Philosophie belehrt — und zum zweiten an die geoffenbarte Tatsache, daß Gott in seiner Güte diese vom Geist Adams begangene Schuld wie eine eigene auf sich genommen und dadurch mit einer unendlichen Wirkung wieder gutgemacht hat! Du tust darum auch Unrecht, dich von allem Anfang an und schon wegen deiner dem Gebot widersprechenden Neigungen als verloren zu bezeichnen, da dich ja Gott mit allen anderen Gebornen zur Wiedergeburt aufrief. Auch ist die Sündhaftigkeit, der Trieb zu dem Verkehrttun, nicht ohne weiteres der Verlorenheit gleichzusetzen. In diesen Dingen bist du vielmehr — was du als Ritter ohne weiteres begreifen wirst — auf den notwendigen Kampf mit dem Bösen hingewiesen; das ist darauf, daß du dich deines geistlichen Lebens keinesfalls unheftiger als wie des körperlichen zu wehren hast. Die wirkliche Auserwähltheit ist ja, im tiefen Ernst gesprochen, für keinen Menschen und niemals ganz sicher; und es ist möglich, daß du, der du das Kind ganz großer Sünder bist und bis jetzt auch für dich selbst immer nur ein Bösewicht warst, gleichwohl vor deinem Ende bekehrst und die Gnade erwirbst. Ja, ich muß bekennen, daß du weit über die Unfähigkeit dieses Herzens hinaus, das so sehr verhärtet ist, ein Kind Gottes werden kannst. Und wenn auch die guten Werke für sich allein keinesfalls zur Erlösung hinreichen, weil selbst, wer Recht tut, gegenüber dem Rechten immer unendlich zurückbleiben muß, so mag doch irgendein gutes Werk, gleichsam als ein Zeichen, daß der Mensch sich in seinem Herzen sowie im Frühling eine Blume erneuert, von dem Schöpfer des Frühling und auch der Seele mit großer Freude aufgenommen werden.“ — Der Kastrat erwartete die Sonne in grauen Augen, die er in den Mai aufriß. Die Stirnung in dem Gesicht des Kaisers entging diesen Augen nicht. — „Wenn du also beispielsweise die heutige Gelegenheit ergreifst, um als ein Cäsar die Kirche von ihrem lasterhaften Oberhaupte zu befreien, so wird diese Handlung, vorausgesetzt nur, daß sich damit eine wahrhafte Reue über dein früheres Tun verbindet, ganz gewiß zu deinem Seelenheil beitragen.“

Der Kastrat seufzte. Der Kaiserknabe wandte sich an seinen Gefährten mit den Worten: „Was sagest nun du dazu, Lieber?“ Der Präfekt erklärte rauh: „Ich halte in der Offenbarung nur dieses einzige Wort für wahr: Alles ist eitel . . .“

\* \* \*

Der Kastrat warf sich auf seine Knie und betete; wie er taten seine zwei Begleiter. Aus dem Nebenraum schlug Lärm gegen die Türe, die Kammer wurde sichtbar, in grellem Spalt, und der Beter erschaute unter geröteter trunkener Kehle die Brüste der jungen Bäurin von Gernroda. Der Präfekt verzerrte seinen Mund scherzhaft. Die Tür schloß sich wieder geräuschvoll. Des Kaisers Auge spielte an der Wand mit dem Sonnenstrahl. Aus dem Hof drang verdächtiges

Geräusch wie von bewegten Ketten und wie ein Ächzen. Doch schienen es nur die Maultiere mit den Knappen des Cäsars. Plötzlich vernahm man ganz helle Waffen und einen Fall. Ein Eimer klatschte in einen Brunnen. Eine ungefüge Truhe schien irgendwo unterhalb fortgerückt zu werden. Ein Roß schrie und stampfte; ein widerwärtiger Bock meckerte höhnisch, noch vor seinem Ende für die Tafel der gotischen Knechte.

Überraschend brach hinter der Tür neues Gelächter aus. — Der Kastrat und sein Beichtiger sowie der Schreiber erhoben sich vom Boden, und der Kastrat bat den Kaiser in vornehmen, nahezu freundlichen Worten um Urlaub für die Nacht, und daß der Cäsar sich bis zum Morgen über die Frage entschieden habe . . .

Der Kaiser-Knabe war während des Gebets unruhig seitwärts auf eine Platte im Boden getreten. Er schritt einigemal leise über ihren Marmor, bedauernd, daß er diese Freude sich selbst und dem Grafen Otto nicht mehr gewähren sollte. Unter seinem Fuße dort in der Tiefe standen auf einer kleinen Treppe, lichtlos aneinander gedrängt, der Henker des Schlosses und vier gleich dem Henker ganz lautlose Folterer. Aber die Höhlung in dem Boden des Kaisers blieb fortan ungesättigt, sein Thron hob sich auf dem Grund seines neuen Paktes. Nun warf der Schreitende seine Blicke um sich und antwortete auf die vorgebrachte Bitte:

„Kastrate, wir können uns gegen den Papst Coelestin, unsern Bundesgenossen, nicht so schnell entscheiden. Wir bitten aber deinen Orden, für uns zu beten zu dem Gott, der, wenn er wirklich ist, seinen Freunden mehr als uns, seinem Feind, geneigt sein muß. Dich selbst aber, Kastrat, ersuchen wir, als unser Geschenk hier diesen gestickten Teppich anzunehmen und für dich zu behalten; außer diesem enthält diese kleine Burg nichts Wertvolles. Nimm ihn und bete auch du gelegentlich für mich! Ich habe gesehn, daß der junge Augustus nicht von lauter Habgierigen und Mördern umgeben ist.“ „Kommet, Präfekt!“ sprach der Kaiser noch.

\* \* \*

Der große Kastrat hatte sich auf eine Truhe niedergelassen. Er versprach dem Abgehenden keine Messe, weil er als Verstümmelter nicht die Priesterwürde hatte erlangen können. Aus dem kühlen Saal verschwand der Rest der Sonne; die schnelle südliche Nachtfarbe brach herein. Der Zisterzienser blickte zerstreut nach dem erhaltenen Geschenk. Es war ein Teppich, den Jungfrau eines entlegenen Klosters am stürmischen Nordmeer gefertigt hatten: das Wappen der einst geliebten Nonne Gudberta war in einer Ecke des Werkes kaum sichtbar von Ranken eingekreist. Das Werk stellte Geburt und Fang des märchenhaften Einhorns dar. — Das Einhorn ist wegen der wunderbaren Fähigkeiten seines Horns, das, zerstoßen, Wunden heilt, von allen Jägern überaus

aufgesucht, wegen seiner Stoßkraft aber noch mehr gefürchtet, so daß es nur durch eine List, von einer Jungfrau, gefangen werden kann. —

Melanio betrachtete lange die haarfeine Seide der Gestalten; er bemerkte nicht das befreundete Wappen. Danach winkte er seinem Schreiber, und er sprach vor diesem, nachdem er noch seinen Beichtiger für eine Weile um Entschuldigung gebeten hatte, die hier übertragenen lateinischen Verse. Es war ein Caput für das von Melanio damals gerade verfaßte Bestiar, ein Teil seiner schwerfälligen gelehrten Naturbeschreibung. Der Schreiber neigte also sein Ohr und schrieb diese Meinung nieder:

„Licornus — das Einhorn.

Das Einhorn entspringt im Walde, aus einer gefleckten Stute / Abhold dem Hengstvolk, doch bräutlich dem wildern Blute / Es entspringt als ein Todschrei den zornigen Lenden / eines Elches, umstellt von bewaffneten Wenden / Der, Schaum am Munde, sich stürzt, auf den hallenden Laut / Ach, das Wunder, nun wird ihm die Jägrin zur Braut!

Die Jäger schreien und schwingen Spieße, sie verjagen zur Wüste / Das verräterische Roß mit dem Hirschkalb seiner Brüste / Verschmacht dort, reckt sich sein Ohr nach der Wolke / tönender Botschaft: Dein Sohn wird zu Ismaels Volke!

Mit Bitternis nährt sich das Roß, eine dumpfe Herzeloide / Ihm entsaugt bittre Milch sein gezeichneter Elaphide / Er wölbt die Hufe, ihm legt sich die Mähne auf den Rücken / Er wächst zum Fohlen. Doch wächst ihm ein Horn zwischen seinen Blicken.

Ängstlich beim Tritt des Manns und flüchtig vor seinem Speere / Stockt sein Atem erschreckt bei dem Wiehern der sanften Mähre / Ihn quält die Mutter, er haßt ihren beizenden Dampf / Ihn quält die Stirne, ihn ruft nachts das Horn in den Kampf / Bedrängt von der Qual seines Hauptes, beschämt von dem grasigen Stall / Wählt das Einhorn den Jüngling-Vater. Es fällt die Mutter wie Parzival.

Das Einhorn jagt nun in Wäldern. Doch auf Fahrten in eichener Wildnis / Setzt es Huf sacht an Huf, nach der Mutter, des Rosses, Bildnis / Und stärker wächst nun sein Horn, es versehrt jeden Baum / am Kreuzweg an wilder Stätte. Es durchbohrt des Märchens Traum / Das Horn erfüllt allen Schlaf, das Horn treibt wie ein Fliedersproß / Das Horn sammelt den wuchtigen Leib zu einem gewaltigen Stoß / Der Stoß ist nicht von Elches Art, er trägt keiner Schaufel Gestalt / Das Horn, des Einhorns Waffe, bricht eine Gasse durch dicken Wald . . .!“

Der Sprecher bedachte sich. Dann, streifend die zweite ungelenke Gestalt, die Jungfrau, gebot er weiter zu schreiben:

„Virgo — die Mutter

Horch, ein Horn hallt in der Wildnis, es dringt

durch Verhaue und Dorn / Es ist stärker als das Einhorn, es ist das Dreieinige Horn / Es ist der göttliche Jäger, er breitet die Arme und lockt / Es ist der göttliche Orpheus; er spielt und frohlockt:

„Kommt zu mir, sanfte Tiere, Hirsch, Rebhuhn und Maus / Ihr meine Wunder vor andern, kommt, füllet mein Haus / Elch, verwirf deine Schaufel, Haha verstoße deinen Sporn / Vor allen mein liebes Einhorn, es verwerfe sein Horn!“

Flieg, Fasan, in meine Herrschaft, ummauert und stark / von meinen Körnern des milden Winters, und von dem Heger in meinem Park / Schaut umfriedet den Garten, das Wild an des Wolfes Orte / Schaut doch, schaut meine liebe Mutter, die weiße, die schmale Pforte . . .!“

Das Einhorn erbebt im Innern, ihm schwindelt in seinem Traum / als trüge sein Horn eine Gabelung, als zög ein Hornruf durch blauen Raum / Eine Straße, die die Völker des Waldes nicht versehrt / Ein Strahl, der vom Himmel verderblich nur in die Spitze des Einhorns fährt.

Das Tier erglänzt ganz vom Monde, nun blickt es, es reckt das Ohr / Ja, dort wohl steht seine Mutter! Oh, das weiße, das elfene Tor! / Das Wesen erhebt sich im Schläfe, blind vom Glanz, der es erschreckte / Es taumelt, wie dort das Roß Pauls (einst vor Damaskus, als der Blitz seinen Reiter bedeckte) / es verwirrt seine Fährte, getroffen reißt es sich los / Gradaus in seines Jägers Pfeile. Gradhin, verblutend, in einer unbefleckten Jungfrau Schoß . . .!“

\* \* \*

Hinter der Tür verstummte das Nebengemach verlassen. War der Kaiser drin ohne Wein in die Schwermut verfallen? Nun, nachdem er das Caput zu Ende gesprochen hatte, erhob sich der Kastrat und redete zu seinem Beichtigermönch: „Auf, mein Vater! Der Schändlichkeit dieses Coelistin haben wir ein Ende gesetzt. Vielleicht, daß Gott auch den gekrönten Knaben und selbst unser Gemüt noch zum Guten wendet. — Mein David, wie sangest du doch? ‚Unser Herz tobt wie eine Harfe.‘ Und Ruhe findest du nur bei der Mutter . . .

Einrollt mir, Schreiber, nun den Teppich vom Einhorn!“



## IHR WÄLDER

Weit von Wipfeln war rings das Land zerstreut.  
Die Wälder wogten im Kreis.  
Der Wind und Blitz brachen Bäume. So viel, wie  
man nimmer noch heute weiß.

Ein feiernder Mönch zog im Schatten-Hain, mit  
Zauber und Seele bekannt.  
Mit Vögeln er sang. Wen er opfernd betraf, ver-  
brannt er mit Zornesbrand.

Weit von Wäldern war alles Land bedeckt, und  
die Kronen erblühten im Mai.

Weit von Wäldern war nachts die Frucht be-  
schirmt, und der Tagwind erweckte sie neu...

Das Licht, das früh den Wipfeln entglomm, er-  
wiedert ein warmer Tag.

In einem Spiegel, dran, nachtgekühlt, ein kauern-  
der Haufen lag.

Stark von Wäldern war rings der Berg beschirmt  
— Und die Axt zerbrach sie im Gang.

Weiß mit Blüten war längs der Fluß besät. Und  
die Fähre verschwemmte sie lang.

— Ach, über den Fink, der an jenem Tag sich vom  
Stamm in die Blätter schwang!

Was soll mir Schloß? Was Flur und Floß? Was  
soll mir Straß und Pflug?

Was der weiße Stier? Und der braune Hals, der  
das Korn im Dienste nur trug!

Ihr Hunde jagt ewig das sanfte Gezücht. Und  
jagt euch doch nicht genug!

Weiß von Blüten war rings die Erde licht. Und  
bald ward sie schwarz vom Pflug.

Die Linden, wie Sünden viel Hölzer und Rinden.

Und die Fichten im Sommerglanz,

Viel Ulmen und Eichen, klein Weißdorn des-  
gleichen — und die Eschen und Eiben ganz:

Weit mit Wäldern war rings die Erde schön, im  
Frühling ein Blütenkranz,

Bunt von Blüten war einst die Erde rot. — Nun  
leuchtet ein Totenkranz.

Ganz mit Vögeln und Wild, war das Land erfüllt.  
Und nun schließt sich der Totentanz!

Nicht die Erde beschmutzt; der Wucher vernutzt,  
die Wertgier erwürgt das Land.

Die Schweiz heiße Geiz, hellen Aussatz bereits  
auf der Stirn höchster Alpenwand!

Viel Jahre schon, das den Märchenost uns jocht  
das schändende Band.

Gott versenk sie ins Meer, alle Schiffe um sie her,  
die stets greifen auf Persienland!

— Ein zorniger Büber zog wild umher, mit  
Schatten und Stimmen bekannt.  
Mit den Vögeln er sang. Wen er seellos betraf,  
verbrannt er mit Seelenbrand.

Weit von Wipfeln ward rings das Licht zerstreut.  
Die Wälder wogten in Rund.

Nachts im Winde ward Wildes Stimme laut. Und  
der Hirsch entsprang dem Hund.

*Paul Adler (1911)*

## ZWEI SZENEN AUS DEM DRAMA „GREGORIOUS AM STEIN, DER ARME SÜNDER“

*Von Paul Adler*

Fortschreitende Erhellung. Ueber dem Hintergrund, wo  
jetzt der Meeresarm verschwunden ist, ein kurzer Sonnen-  
aufgang ohne Farbenspiel. Die Sonne ist größer, aber  
weniger strahlend als auf der Erde. Seitwärts wird ein ein-  
samer Baum, eine ärmliche Lärche oder Birke sichtbar.

Ein Horn ertönt zu zwei oder drei Malen, ein kurzer Ruf  
von nur zwei Takten, wohlklingender als das echte Schofar,  
aber kein Musikinstrument. Es versammeln sich einige  
wenige Männer und Frauen im Büberkleid über der am  
Halse sichtbaren Rüstung, sie nähern sich einzeln wie eine  
verirrte Herde und gleichsam staunend. Keinerlei Prozession.

*Wilhelm der Schutzpatron (liegt noch  
immer auf den Knien:)*

Grüß Gott dich, armer Sünder! preise Gott!  
Er weist dich nicht von seinem Reinen-Berg.  
Die Leidenskirche nimmt als Gast dich auf.  
Hier darfst du harren, daß dein Richter kommt  
Mach dein Verbrechen ganz ihm offenbar!  
Am End, daß er dich unverdient begnadigt!  
Wem dieser Berg zur Wohnung angewiesen,  
Wie dir zum Vorsaal nur, der ist befreit  
Auf immer von der Höllenstrafe Furcht.  
Ihm wird Verdienst der andern wie ein eignes  
Auf seiner Sünden Nackenlast verrechnet,  
Mit jeder Guttat fällt ein Stück von ihm.  
Unendlich ist der Berg, er drängt den Himmel  
S' gibt solche, die ihn tausend Jahre treten  
Und andre, die in Wochen ihn ermessen.  
Mit den Verstummten — denn das will die Strafe,  
Daß keiner sich der eiteln Sünden rühme —  
Mit solchen Schafen wandeln wir als Hirten.  
Hier diese Herde, stark vom Horn berufen —  
Wie sie das Horn zersprengt hat — sind die  
Zeugen

Dein Umstand, die dein Urteil hören sollen.  
Du sollst nicht sagen, daß vor fremden Volke  
Mit andern Herzen du dein Leben büßtest;  
Dir gleich sind diese: Ritter und einst Wüstlinge  
— Du schmutzger Neffe färbt dich denn nicht  
Scham heiß

In der Gesellschaft dieser niedern Buben?  
Mit schönen Lumpen teilst du dir die Richtbank.  
— Und wärest du nur, wie sie, erst freigesprochen  
Vom untern Feuer und des Satans Weltreich;  
Ich fürchte, daß dich Rafael hier nicht duldet.

Der Geist (des ertrunkenen Herzogs Wil-  
helm von Aquitanien) — Ja jetzt weißt du  
mich anzuklagen!

Wilhelm der Schutzpatron:

Knie nieder arme Seele! Weine nur  
Um deine Schuld! Vergib mir meine Worte!  
Ich bin noch außer mir. Auch wollen es die  
Richter nicht, daß man euch schilt. Mit Güte  
soll man euch antreiben, Wenn ihr nur erst Gottes  
Schafe seid. (Anblickend) Ja hier, Wilhelm,  
kommen deine vier Richter.

*Das Gericht zieht ein. Raphael und drei Engel  
in grünen Talaren, Haartracht zwischen Engels-  
locke und englischer Amtsperrücke. Hinter den vier  
Richtern der Ankläger, der schönste unter den fünf  
Engeln, in einer violetten Robe. Er trägt ein  
Pfaffenhütchen.*

II

*Auf der Insel Brioni in Illyrikum. Es treten auf  
zu Philemon und Baucis und der Ziege Amalthea,  
Männer und Frauen der Insel, darnach Mönche  
mit einem Abt. Der Abt hält einen Krummstab.  
Unter den Männern als erster der Mönch Philon.  
Zwischen dem Baum und der gebrochenen Säule.*

Die Männer:

Philemon, was ist geschehen?  
So lang wir dich kennen,  
Hast du nie Freunde bedurft! Du genügtest dir  
selbst mit der Greisin. Nun müssen wir nach  
dir sehn.

Die Frauen:

Mutter, wie finden wir dich?  
Tränen? Und tiefbewegt!  
In deinem Alter, wie sollen wirs nennen!  
Enthülle dich!

Baukis:

Ein Kind ward in Schoß mir gelegt!

Frauen:

Ein Kind! Wo nur hältst du es?

Baukis:

(mit dem Schrein) Hier.

Die Frauen:

Mütterchen; nein, gleichst du Ihr!  
Die wir nicht kennen,  
Die nachts in der Wüste  
Ohne Liebe gebar  
Den Brunnen, das Antlitz klar.  
So empfindest du sturmlos an der Küste.

Philemon (im Gespräch):

Philon, die Götter sind groß,  
Schwach aber und klein  
Ruhn sie den Müttern im Schoß!  
So war Zeus im Zorne des Zeugers ein Schreien.  
Er fiel hier auf die Zykklade,  
Ihn betäubten mit Posaunen  
Die Regenschorie. Da können wir staunen:  
Ihm geschah bei allem kein Schade!

Philon:

Er regierte die Welt wie aus dem Bade  
Einen Sklaven. Ihm fehlte das Wort  
Im Geist. — Nun glänzt Die Triade!  
(nachdenklich)

— Weißt du auch, wie er heißt?

Der hier zwischen dünnen Wänden . . . ?

Philemon (ihn mißverstehend):

Er heißt Gregor.

Philon:

Erraten. — Wer las dir es vor?

Philemon (formelhaft):

Gregor hieß er von Nazianz,  
Der diese Insel bekehrt.  
Wir sind seiner nicht wert.  
Er kam von Byzanz.

Philon:

Er ließ die Freunde und den Staat  
Und die Rede. Und er behielt nur die Sprache,  
Für euch, der Goldlippige, goldner als sein Ornat  
Des gekleideten Abtes. Er kam zu euch in dem  
Nachen. —

Doch nicht sprach ich von ihm. Auch das Knäb-  
lein hier heißt Gregor.

Philemon:

— Steht es geschrieben? — Und diese Ge-  
wände . . . ?

Philon:

Sind maurische Seide. Greis, trete vor!  
Gregors Nachfolger sucht dich am Strande.  
(*Der Abt kommt mit dem Brief*)

### DREI GESPRÄCHE

#### I. DER ZINSGROSCHEN

Odoaker: Ist es war, Sankt Ruprecht, daß man dem Cäsar  
gehorsam muß? — Ruprecht: Du sagst es, Odoaker — Odo-  
aker: Man ist ihm so Leib und Leben wie auch das Gemüt  
schuldig? — Ruprecht: Du sagst es. — Odoaker: Es  
steht geschrieben, so wies man mir: „Da gingen die Phari-  
säer hin und hielten einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner  
Rede. Und sandten zu ihm ihre Jünger samt des Herodes  
Dienern. Und sie sprachen: „Meister, wir wissen, daß du  
wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du  
fragest nach niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der  
Menschen. Darum sage uns, was dünkt dich? Ist's recht,  
daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?“ Da nun Jesu  
merkte ihre Falschheit, sprach er: „Ihr Heuchler, was ver-  
sucht ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze!“ Und sie  
reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen:  
„Wes ist das Bildnis und die Überschrift?“ . . . „Aber, aber,  
Sankt Ruprecht! Vergib einem schlichten Barbaren.“ Rup-  
recht: „Was sinnst du, Odoaker?“ — Odoaker: „Ich sinne  
nach: Wo, in aller Welt, auf des Menschen Leib, wenn man  
diesen vorweist, das Bildnis des Kaisers zu sehen ist! Und  
heißt es nicht vielmehr, der Mensch ist im Bilde Gottes ge-  
schaffen? Wird der vielleicht in der Münze geprägt?“ Rup-  
recht: „Du tust wohl, darüber nachzudenken, Odoaker. Die  
gute Botschaft kann nie ganz zu spät kommen. Und gib also  
dem Kaiser, was des Kaisers ist — und Gott, was Gottes ist . . .“

#### II. SANKT PAUL

Aquila: „Du schaffst uns Sorgen, Sankt Paule. Du schreibst  
in die Hauptstadt: Pasa psyche exusiais hyperechousais hypo-  
tassetho. ou gar estin exusia ei meapo Theou.“ — Sankt Paulus:  
„Sehr wahr. Jede Seele sei den obrigkeitlichen Ge-  
walten untertan. Denn es gibt keine Gewalt außer von

Gott. Wer daher der Obrigkeit widersteht, widersetzt sich Gottes Anordnung. Die Widerspenstigen aber ziehen sich selbst Verdammnis zu. Denn die Herrschenden sind nicht zur Furcht für das gute Werk da, sondern für das böse. Willst du dich aber vor der Obrigkeit nicht fürchten, dann tue das Gute, und du wirst Lob von ihr erhalten. To agathon poi ei kai hexeis epainon ex autes. Darum gebt, ihr Brüder, allen das, was ihr schuldig seid: die Steuer, wem die Steuer; den Zoll, wem der Zoll gebührt. To ton phobon, ton phobon apodote; to ten timen, ten timen.“ — Aquila: „Vergib, daß ich dich aufhalte. Wenn nun aber, gerade wer das Gute tut, die Obrigkeit fürchten muß; wenn, wer das Gute tut, kein Lob von ihr erhält? Wenn die Obrigkeit befiehlt, die neugeborenen Kinder der Hebräer ins Wasser zu setzen, oder gar der König Herodes unsern Herrn an seinen irdischen Werken mit Gewalt verhindern will? Sind Miriam, die ihren Bruder Mose rettete, sind der heilige Josef und die Jungfrau Maria der Verdammnis schuldig?“ — Sankt Paulus: „Ich schreibe an meine Brüder in Christo. Ich kann nicht annehmen, Aquila, daß sie so unsinnige Auslegungen geben werden. Denn wer seinen Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn: ‚Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht fälschen, du sollst nicht begehren nach allem, was andern gehört, und jedes andere Gebot ist in diesem Worte zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ Die Liebe des Nächsten tut nichts Böses. Erfüllung des Gesetzes ist also die Liebe.“ — Aquila: „Ja aber, wenn die heidnische Obrigkeit verlangte, daß man seinen Nächsten hassen soll! Wenn diese Herrschaft zerfiele, das Tier mit den sieben Köpfen, und auf seinen Köpfen Namen der Lästung, wovon unser Johannes folgendes spricht: ‚Wer in Gefangenschaft führt, wird in Gefangenschaft gehen. Wer mit dem Schwerte tötet, muß mit dem Schwerte getötet werden. Hier aber ist Geduld und der Glaube der Heiligen!‘ — Und wenn dann in diesem zerfallenen Reich die Obrigkeiten miteinander um die Obrigkeit kämpften, die Gewalten um die Gewalt, sollten dann unsre Brüder in Ägypten und Asien der Gewalt nachfolgen? Ja noch weiter. Gesetzt (verzeihe Paulus, ich halte es für unmöglich!), denke dir aber das Unwahrscheinliche: unsre römische Obrigkeit würde von den Parthern angegriffen, aus purem bösen Willen, weißt du. Sind unsre Brüder, die Christen, die bei den Feinden sind, der dortigen bösen Obrigkeit gegen uns Gehorsam schuldig? Wer soll nun aber entscheiden, ob die Obrigkeit gut oder böse handelt, wenn nicht das Gewissen, wenn es auch nicht die Versammlung tut?“ — Sankt Paulus: „Ich habe dir schon gesagt. Ich schreibe für meine Brüder in Christo. Ich spreche von unseren friedlichen gesetzmäßigen Zuständen, und diese bieten keine Handhabe. Wer meinen Worten eine Ausdehnung über ihren offenbaren Sinn geben will, der tut es auf seine Gefahr. Ich kann nicht hinter jedem meiner Worte stehn mit meiner Rede Schwert als ein Wächter. Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Und mein Geist, o Aquila — daß dieser Geist, der unsern Herrn Christus erkannt hat, nicht auf ein feiles Schmeicheln der Gewalten aus ist, dieses wird mir jeder Heide zugeben. Wir wandeln ja nicht in Arglist und fälschen nicht das Wort Gottes, vielmehr empfehlen wir uns vor Gott durch die Offenbarung der Wahrheit bei jedem Gewissen der Menschen. Wenn aber unser Evangelium auch verhüllt ist, so ist es bei denen verhüllt, die verloren gehn, den Ungläubigen, denen der Gott dieser Welt den Sinn verblendete. Unter ihnen, den Ungläubigen, das sage ich euch, Brüder, gebet jedem, was ihm gebührt: Steuer und Ehre und Rücksicht! Unter euch selbst aber seid niemandem etwas anderes schuldig, außer daß ihr einander liebet! Und das tut in Erkenntnis der Zeit, denn schon ist für uns die Stunde, vom Schlaf aufzustehen. Der Gott der Geduld und des Trostes aber gebe euch, eines Sinnes untereinander zu sein nach dem Vorbild Jesu Christi, damit ihr einmütig mit einem Munde Gott preiset! — Aquila: „... Oh, Sankt Paul, Sankt Paul, hilf du mir! Diese Anfechtung! dieses Gesicht des Verkümders! Ich stelle mir vor: Wie wenn meine Brüder selbst übereinander Obrigkeit würden?“ — Sankt Paulus: „Das geschieht nicht, mein Sohn, da unsre Gemeinschaft auf keiner Gewalt, sondern nur ganz allein auf dem Geiste beruht. Verstandest du denn nicht: Medeni opheleite meden ei me to agpapan allelous. Seid niemand etwas schuldig, außer daß ihr einander liebet!“ — Aquila: „Ach, und wenn nun gar diese christlichen Obrigkeiten untereinander in Streit gerieten?“ — Sankt Paulus: „Mein Aquila, das ist ganz

ausgeschlossen. Beunruhige du dich darum nicht! Das ist ganz unmöglich, Geliebter, daß jemals christliche Obrigkeiten untereinander das größte Gebot, die Liebe, brechen könnten!“

### III. DER ZENTURIO

Der Zenturio: „Halt! nun hab ich es! Nun sei dir bewiesen, daß mein Gewerbe, gegen den Arkadius zu kämpfen, ein dem Christ wohlgefälliges ist!“ — Sankt Ambrosius: „Das wäre, Zenturio?“ — Der Zenturio: „Hat nicht der Herr die Eintadt des Kaphernäischen Hauptmanns, der dort in friedlicher Besatzung lag, nicht allein ungetadelt gelassen, sondern gar noch gerühmt, mit dem Worte: Nicht einmal in Israel fand ich solchen Glauben.“ — Sankt Ambrosius: „Mit dieser Berufung wirst du leider nicht ausreichen, Zenturio. Denn bedenke, auch der große äthiopische Eunuch wird von einem Engel, ja von dem Geiste selbst, an den Apostel Philippus gewiesen und kehrt nach seiner Taufe ungetadelt in seinen Stand zurück. Wirst du nun im Ernst verteidigen wollen, daß der Stand, in dem Knaben verschnitten werden und danach die Schatzkammern äthiopischer Königinnen bewachen, ein den Engeln oder dem Geiste wohlgefälliger Stand zu nennen sei?“ — Der Zenturio: „Was du da sagst, Sankt Ambrosius, mag richtig sein. Aber das wirst du zugeben, daß man damit der Kirche sowie dem Stand der Hauptleute keinen Dienst erweist.“ — Ambrosius: „Das gebe ich zu, wenigstens bezüglich der Hauptleute. — Das heißt, wenn wirklich ein Bischof eine Meinung über ihren Stand äußern muß.“

### LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

PAUL ADLER. Elohim. (Hellerauer Verlag 1914.)

Das Buch fand ich am Vorgestell eines Buchladens, blätterte darin — der Stoß der Wahrheit brach aus den Seiten so mächtig auf mich her, daß ich mir zurief: Schnell das Buch kaufen! Vielleicht ist hier das letzte Exemplar, die anderen sind verloren gegangen. Dieses Buch retten für die Menschheit! Daß das Buch existiert, darüber bin ich glücklich. Es ist ein Wunder.

Das Buch „Elohim“ besteht aus Mitteilungen über den Verlauf des Menschenlebens, und aus Mitteilungen dessen, was dem Einzelnen zu tun nötig ist. Es enthüllt in einer selbstverständlichen Klarheit, die wunderbar und die man nur magisch nennen kann, den Zusammenhang des menschlichen Einzelwillens, seiner Trübung und Ablenkung, mit dem Schicksal von Völkern. Es zeigt, daß die Menschen, Wesen göttlicher Abkunft, hin über den ganzen Planeten Erde in moralischer Vereinigung von höchster realer Aktivität stehen. Und die einzige Lebensaufgabe des Menschen: ein Geschöpf auf der ungeheuren überirdischen Wage des Geistes zu werden, deren Wagschalen, auf und nieder, die fernsten, einander fremdesten Punkte der Erde berühren. Dies sind Mitteilungen. Und man pflegt den Verfasser annähernd ähnlicher Mitteilungen einen Dichter zu nennen, wenn seinen Geschöpfen eine Umwelt aufgebaut ist. Aber die Mitteilungen des Buches „Elohim“ sind weit entfernt von der Zufriedenheit der Dichter, Kunst zu machen. Die reale Welt in diesem Buch ist nicht der Gestaltung wegen da, sondern alles, was greifbar, sichtbar und männlich wirkt, ist ein Ding, das Gott dem Menschen hinwirft, um ihn zu erinnern. In der Tat hat das Buch einen Verfasser, aber er ist kein Wesen für sich, sondern der Sprecher von Tatsachen des Geistes. Und wenn man zu erkennen glaubt, daß Paul Adler ein Mann ist, hinter dem mächtiges Wissen, Erkenntnisse und Willensballungen liegen, so sagen die Seiten des Buches, daß sie der inneren Geschichte unserer Erde entstammen und daß sie dem Verfasser diktiert sind.

Ich nehme nur die Tatsachen; ich vergleiche nicht, ich nenne nur die geistige Haltung dieses Werkes, das ein Werk von Feststellungen und der Anleitung zum Leben ist: Seit der Zeit der „Göttlichen Komödie“ zerstoßen Jahrhunderte aus Spiel, Blutkittel und Versäumnis und die Welt wußte nichts mehr von Heiligkeit. Dieses Werk lehrt uns wieder die Unbedingtheit, und damit sagt es, daß die Welt noch nicht gestorben und die Zeit wieder neu wird. Und daß die Menschen, welche diese Jahre überleben, die Hände ihren Brüdern aus den neuen Zeiten, den einzigen, über Jahrtausende hin reichen. Brüder sind verwandt, nicht gleich. Orpheus ruft noch die Welt auf, der Mozartische ruft sie nur an. Aber Bruder schon zu sein, aus prophetischem Stamm, ist groß.

Ludwig Rubiner

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

## XXIII

Nur der, welcher den ruhigen Realismus der Betrachtung als Matrix des Miesmachertums scheut, wird bestreiten, daß der große Krieg noch weit vom Schluß ist. In der Tat, dieser Krieg wächst sich zum Lebensberuf aus. Das ist die eine Erkenntnis. . . .

Blicken wir zurück in den August/September 1914: damals ein Schwung, ein élan vital, so allgemein und hinreißend, daß man nicht merkte, wie oft er Reflex war. Eine erhabene Ausschaltung des Großhirns ließ die Nation erstraffen, so stark, daß diesem Tonus ewige Durchhaltbarkeit zu eignen schien. . . . Vielleicht würde sich die Volksstimmung nicht haben zu demaskieren brauchen, wenn der Krieg kurz gewesen wäre. In den ersten Wochen wurden wir ja von Mars ultor verwöhnt; dann aber kam der Stellungskrieg, kam der langwährende arterielle und finanzielle Aderlaß. Da ersah man, daß die Nation doch nicht homogen in ihrer Reaktion gegen das Erlebnis „Krieg“ war. Mit rascher Deutlichkeit schichteten sich zwei psychische Typen ab: der eine Typ, der Block des Volkes, blieb ebenso entschlossen und fest wie in der Ekstase des großen Hochsommers. Der andere Typ dagegen, eine erfreulich dürftige Minderheit, aber von unzählbarer Aktivität der Broca'schen Stelle, zeigte sich emotionell labil. Die reflektorische Begeisterung erlitt den raschen Tod aller primitiven Improvisationen und schon verzärtelte wieder die Ermattung das spezifisch kleinstädtische im deutschen Charakter, dessen die heroische Pose sich geschämt hatte. Jene Labilen vergaßen, daß antike Größe seitlos zu sein hat!

Wenn diese Epigonenstimmung überwöge, wenn wir uns mit ihr als mit einem stationären Zustand abfinden müßten und endlich und vor allem, wenn unsere Führer dieser Epigonenneurasthenie frohndeten, dann freilich wäre der Beweis da, daß wir Deutschen eine Rasse zweiten Ranges sind, kein Vollblut, keine Tamensager; finis Germaniae wäre dann historisch folgerichtig, weil wohlverdient.

Aber so liegen ja eben die Dinge nicht. . . .

Die kathartische Vorstufe der Illusionsabstoßung hat sich nationalpsychologisch als Glück erwiesen. Denn immer in der Weltgeschichte schmiedete den Block des stählernen Widerstandes die Klarheit mit zusammengebissenen Zähnen; der Kohlenstoff dieser Seelenschlacke wirkt fördersamer beim Härtingsprozeß als der Ozon subjektivistischer Umnebelung. — Unsere Führer wissen, was sie wollen, wissen, was sie müssen. Keines Gefühles Blässe wird ihre Entschlüsse ankränkeln. Es sind Cäsarennaturen, würdig des einzigen Friedrich, der sieben Jahre durchhielt, nur sieben, weil es sieben mal sieben nicht bedurfte. Die Armee ein ehernes Bündel Pfeile, hart, scharf und zäh, die Versager abstoßend, sich ständig selbst säubernd und putzend wie eine große Platane. Nur im Hinterlande, wo man seines Lebens sicher ist, wimmern Grüppchen über dieses Lebens Ernst. . . .

Auch diese kleine, aber nach unten einflußreiche Partei wollen wir gewinnen für volle Aktivität in der Ernüchtertheit. Wir brauchen auch dies eine Prozent Sünder, die Buße tun werden! Sie müssen einsehen lernen, diese Kriegskassandren beiderlei Geschlechts, daß sie das Opfer eines Sklavenaufstandes in der eigenen Brust sind, daß jede Seele heute, die ihr Ich zu Worte kommen läßt, schädlich und schadhaft ist, wenn dieses Ich nicht stark und trotzig ist; daß es Demenz verrät, die Modefrage nach dem Frieden stoßzubeten.

Krieg lernt man nicht an einem Tage. . . . Nun wird niemand mehr der logischen Folgerung ausweichen können, daß der Friede eine Katastrophe wäre, daß die einzige Möglichkeit der Krieg bleibt. Der Krieg, bisher Reaktion auf Reiz, Ehrensache, Mittel zum Zweck, von jetzt an wird er Selbstzweck! Und von jetzt an werden auch alle jene noch unerlösten deutschen Seelen, möglicherweise sogar die letzten Pazifisten, ihren Sündenfall erkennen; werden erkennen, daß ihre

Ideale keine Reliquien sind, sondern Relikte. Die ganze Nation wird wie ein Mann den ewigen Krieg fordern. . . .

*Irrenarzt Dr. W. Fuchs unter dem Titel „Kriegspsychologie“ in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ vom 18. April 1916.*

## KLEINER BRIEFKASTEN

Meine sehr lieben Leser, die „Münchener Medizinische Wochenschrift“, der ich die „melioristischen“ Aufzeichnungen des Irrendoktors entnommen habe, bringt, ein Blatt für „amtliche und praktische Ärzte“, fachentsprechend solches Material. Daß Laien damit nichts anzufangen wissen und den Fehler begehen, als politische Angelegenheit zu betrachten was nur eine ärztliche Angelegenheit ist, spricht gegen die Laien. Denn diese fünfzehn Herren, lauter Mediziner von irgendwelcher Bedeutung, zeichnen als Herausgeber der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ für den rein fachwissenschaftlichen Inhalt des Blattes verantwortlich: O. v. Angerer (München), Ch. Bäumlner (Freiburg i. B.), A. Bier (Berlin), M. v. Gruber (München), H. Helferich (Eisenach), M. Hofmeier (Würzburg), L. v. Krehl (Heidelberg), Fr. Lange (München), W. v. Leube (Stuttgart), G. v. Merkel (Nürnberg), Fr. Moritz (Köln), Fr. v. Müller (München), F. Penzoldt (Erlangen), B. Spatz (München), R. Stintzing (Jena).

A. B. Düsseldorf. Ihre Voraussage, unsere „große“ Presse würde den AKTIONSBÜCHERN DER AETERNISTEN mit besorgter Scheu begegnen, ist eingetroffen. Immerhin stilisiert der „Berliner Börsen-Courier“ am 21. 5. 1916 seine Vermutungen über Ferdinand Hardekopfs „Lesestücke“ u. a. so:

„Hardekopf spricht das Pariserische Deutsch. . . Scherzissimo der raffinierten Modernität in einem Café-Zigeuner. . . Sie scheinen morbid? Ihre Metaphysik nur noch mit Frou-Frou beschäftigt? Ihre Sexualität grazil arrangiert, senil ephebisches? Und genau dort, wo Schiller der ganzen Welt seinen Kuß aufdrücken möchte, nörgeln Sie zärtlich-nervös an Ihrer Zigarette und verstehen es, vor unseren Augen zu verwesen. . . Das sind Exzesse des exorbitantesten Schamgefühls, da Ew. Heiligkeit den Roué spielten. Man kennt die Oberflächlichkeit der Tiefe. Die Tiefe, der Kern der Dinge, . . . erleidet die Qualen des Blühens — und das Welken, seine Dekadenz, ist nur ein andres Blühen. . . Hardekopf, wir wollen Sie zum Whitman der Künstlichkeit ernennen. . . Delikat ist Ihre sich selbst ironisierende Geziertheit, Ihr Grimassieren zur Verdeckung, Veroberflächlichung Ihres guten, reinen, feinen, starken Antlitzes. . . Daß Ihr Buch jetzt erscheint, ist eine geistige Großtat. . . ein wesenhafter Beitrag zum Frieden zwischen Deutsch und Latein. Ihr Buch der segensreichste aller Schützengräben auf Grenzgebieten; eine deutsch-europäische Konfession, west-östlich auf engerem Boden.“

D. S. Das nächste Sonderheft der AKTION ist „Deutschland“, ihm folgt das Wilhelm Klemm-Heft.

F. J. Auch durch die Post bezogen kostet die AKTION vierteljährlich M. 2,50.

K. Z. Carl Einsteins „Anmerkungen“, der zweite Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, kosten gebunden zwei Mark — wie die „Lesestücke“.

## BÜCHERLISTE

PELADAN. Das allmächtige Gold. Roman. Deutsch von Emil Schering. (Georg Müller, Verlag, München.) M. 4,—.

HANNS JOHST. Der junge Mensch. Ein ekstatisches Szenarium. (Delphin-Verlag, München.) M. 2,—.

KURT PINTHUS. Kriegsreden seit 1158. Ein Sammelwerk von Wiederholungen. (Georg Müller, Verlag, München.) M. 4,—.

GERHART HAUPTMANN. Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman. Volksausgabe. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geh. M. 3,—.

CARL SPITTELER. Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) M. 5,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER. Max Oppenheimer: Weltuntergang (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Sang an Amalfi / Richter-Berlin: Theodor Däubler (Zeichnung) / Carl Einstein: Didaktisches für Zurückgebliebene / Christian Schad: Zeichnung / Stéphan Mallarmé: Herodias (Nachdichtung von Goll) / André Derain: Zeichnung / Wilhelm Klemm: Die Fülle / Otakar Březina: Wir grüßen den Frühling / Hanns Johst: Verse / Rudolf Fuchs: Benjamins Karawane / Gottfried Benn: Neue Lyrik / Erna Kröner: Mondnacht / Fráňa Šrámek: Ein Gedicht und sein Schicksal / Daumier: Vor dem Café / Hans Reimann: Hand und Auge. Ein Reiseerlebnis / Wilhelm Morgner: Zeichnung / S. Friedlaender: Herrn Schelers „Abhandlungen“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{24}{25}$

KARL JAKOB HIRSCH-HEFT. INHALT: Karl Jakob Hirsch: Selbstporträt (Titelblatt) / Max Pulver: Aus brennender Stadt / Stéphane Mallarmé: Die Wundererscheinung der Zukunft (Deutsch von Brücher) / Heinrich Schaefer (Straßburg i. Els.): Sinnbild des Lebens / Hans Koch: Der Mondsiedel / K. J. Hirsch: Fünf Holzschnitte (vom Stock gedruckt) / Albert Ehrenstein: Ausflug / Hans Reimann: Ein symbolisches Märchen / Der lose Vogel: Erinnern an einen Besuch 1912 / Hermann Kasack: Der Automat / Georg Weyler-Weiß: Memoirenfragment eines Papageis / Theodor Däubler: Die Taube / Gustave Flaubert: Eine Wagenfahrt / Paul Adler: Lied / Otokar Fischer: Ein Augenblick Ewigkeit (Deutsch von Emil Saudek) / O. E. Hesse: Zuruf / Hans Gathmann: Vision / Peter Bauer: Sommerland / Simon Kronberg: Nacht / Hanns Braun: Wir / Wilhelm Klemm: Mitternacht / Herbert Kühn: Landschaft / Otto Steinicke: Frühling / Adolf Schreiber: Max Reger / Ludwig Bäumer: Der Maler Jakob Hirsch / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste / Zeitschriftenschau



VERLAG · DIE AKTION · BERLIN · WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
 SONDERNUMMER „ENGLAND“  
 SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
 SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
 SONDERNUMMER „BELGIEN“  
 SONDERNUMMER „ITALIEN“  
 SONDERNUMMER „BÖHMEN“  
 NAPOLEON BONAPARTE  
 Das Nachtmahl von Beaucaire  
 CARL STERNHEIM  
 Herr von Seingalt  
 Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
 Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
 VERLAG DIE AKTION

FERDINAND HARDEKOPF  
 L e s e s t ü c k e  
 Gebunden M. 2,—

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
 DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
 Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
 Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
 Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
 Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
 Verse und Bilder  
 Luxusausgabe M. 15,—

VERLAG DIE AKTION

A R N O D V O Ř Á K  
 Der Volkskönig  
 Drama in fünf Akten

Deutsch von Max Brod

Preis M. 3,50

O T O K A R B Ř E Z I N A  
 H y m n e n

Deutsch von Otto Pick

M. 1,50

Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

ARTHUR HOLITSCHER  
 Worauf wartest du?  
 Roman. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
 Die schmerzliche Scham  
 Geschichte eines Knaben. M. 6,—

F R E D E R I K V A N E E D E N  
 Glückliche Menschheit  
 Essays. Geh. M. 4,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

P A U L A D L E R  
 „Frankfurter Zeitung“: „. . . Brod, Baum, Kafka,  
 Werfel — das alles ist Prag. Adler entstammt dem-  
 selben Boden; vielleicht ist seine Blüte verschlossener  
 und teurer als die der andern.“

E L O H I M  
 Mark 2,50 geheftet, Mark 3,50 in Leinen gebunden.  
 Oskar Loerke in der „Neuen Rundschau“: Wir befinden uns  
 in einem geistigen Gebilde der Welt, in dem die Dinge  
 stehn wie hinter einer in der Hitze flimmernden Luftschicht.

N Ä M L I C H  
 Mark 2,— geheftet, Mark 3,— in Leinen gebunden.  
 Carl Einstein in der AKTION: Adlers Buch bezeichne  
 ich als ein wichtiges, gründliches Buch, worin der Verfasser  
 in straker, reinlicher Bemühung ein Unmittelbares eröffnete.

D I E Z A U B E R F L Ö T E  
 Roman. — M. 3,50 geheftet, M. 6,— in Halbl. gebunden.  
 Überwelt und Welt, die Vorzeiten und die Zeit, Tran-  
 szendenz und Realität sind hier, im Denken wie im Fühlen,  
 Einheit, Geist, Gestalt geworden.

HELLERAUER VERLAG  
 DRESDEN - HELLERAU

DICHTER - SONDERHEFTE  
 D E R A K T I O N  
 H e i n r i c h M a n n  
 F r a n z B l e i  
 C a r l E i n s t e i n  
 F e r d i n a n d H a r d e k o p f  
 R e n é S c h i c k e l e  
 P a r i s v o n G ü t e r s l o h  
 T h e o d o r D ä u b l e r  
 P a u l A d l e r

KUNST - SONDERHEFTE  
 D E R A K T I O N  
 N e u e S e c e s s i o n  
 R i c h t e r - B e r l i n - H e f t  
 S c h m i d t - R o t t l u f f - H e f t  
 H a n s R i c h t e r - H e f t  
 Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 17. JUNI 1916

AUS BRENNENDER STADT

Von Max Pulver

I

O Gott, wie quält mich Angst und schlaffes Zittern  
Bei deiner Nachricht unwillkommnem Säumen:  
Ein Unglück bald, bald Krankheit will ich wittern.  
Erschöpfung brütet in den Zwischenräumen.  
Ich sehe dich wie damals ganz verbunden  
Und fiebermatt im stöhnenden Spitale  
In grüner Säure starren deine Wunden.  
Der Puls geht stockend und du hast das schmale  
Verklärte Antlitz zu mir hingewendet  
Und scheinst von Abschiedsfremde schon durch-  
drungen

Und Atem und Gedanke in mir endet,  
Das Leben stockt, mein Selbst ist mir zer-  
sprungen.

Aus eingengter Brust ringt sich ein Stöhnen,  
Erstickt im Krampf von festverbissenen Zähnen.

II

Wie soll ich hoffen, wenn gespenstger Haltung  
Des Wahnsinns Bilder ihren Reigen schlingen.  
Ich lebe mit mir selbst in steter Spaltung,  
Mein ander Ich wird bald mich ganz bezwingen.  
Schon lieg ich tief gebückt und halb zertreten  
In seinen langsam sich verschnürnden Krallen:  
Hilf du mir, hilf mir, ist mein letztes Beten,  
Du meines Herzens Königin vor allen.  
Wie magst du in der fernen Fremde weilen,  
Wenn hier dein Knecht aus tausend Wunden  
blutet:

Was sind Paläste, was der Staub von Meilen,  
Wenn Seelennot die trägen Rosse sputet.  
Die Dämmerung hält mich schon tief beschattet  
Sei bei mir, eh mein Atem ganz ermattet.

III

So bin ich denn allein und ganz verlassen  
Und deine Hand kühlt nicht mehr meine Locken:  
Hohl tönt im Herzen jeder Tritt der Gassen,  
Ein leeres Echo macht mich schon erschrocken.

Ich bin mir fremd und schein' ausgestorben  
Wie eine Stadt vom Pesthauch ausgeweidet,  
Im Sonnenbrand ist jedes Grün verdorben.  
Das Leben stockt, nur etwas wühlt und leidet  
Und will in zäher Kraft noch nicht verwesen  
Und sträubt sich vor dem giftigen Umklammern.  
Mit trockenem Blicke starrt mein tiefstes Wesen  
Nach Osten ungetrübt durch Qual und Jammern.

IV

Eh ich mir Hoffnung erlaubte,  
Kamst du zurück.  
Was alle Ruhe mir raubte  
Macht nun mein Glück.

Heißes und wildes Umschlingen  
Hält uns vereint.  
Seelen, ihr sollt euch durchdringen,  
Jubelt und weint.

Fester und fester die Klammer,  
Glut in das Glühn.  
Brautgemach wieder die Kammer,  
Einssein und Blühn.

V

Reichen Abends volle Segnung  
Hat mich Einsamen betroffen.  
Wiedersehen und Begegnung,  
Alter Schmerz und frisches Hoffen.  
Ach, dein ganzes süßes Wesen  
Mag mich wiederum erfüllen,  
Gegenwart reicht was gewesen  
Neu verschönt zurück im Stillen.  
Reiner gibt nach langer Trennung  
Sich das Herz dem Herzen wieder.  
Kosewort und Schmeichelnennung  
Klingen warm und werden Lieder.  
Und was ängstlich uns durchzogen  
In der Einsamkeit Bedrängnis  
Wird zum frommen Regenbogen,  
Wird zur Sonne im Gefängnis.

## DIE WUNDERERSCHEINUNG DER ZUKUNFT

Von *Stéphane Mallarmé*

Ein fahler Himmel über der Welt, die an Altersschwäche stirbt, wird vielleicht mit den Wolken vorüberziehn: die Fetzen verblichenen Purpurs der Sonnenuntergänge färben in einem Fluß ab, der am Horizont schläft, in Strahlen und Wasser getaucht. Die Bäume langweilen sich, und unter ihrem gebleichten Laub (mehr von dem Staub der Zeiten als von dem der Wege) erhebt sich das Leinwandzelt des Schaustellers der vergangenen Dinge: manche Laterne wartet auf die Dämmerung und belebt die Gesichter einer unglücklichen Menge, die besiegt ist durch unsterbliche Krankheit und die Sünde der Jahrhunderte, von Männern mit ihren kümmerlichen Gefährtinnen, die schwanger gehn mit den elenden Früchten, bei denen die Erde untergehn wird. In dem unruhigen Schweigen all der Augen, die die Sonne da unten anflehen, wie sie unterm Wasser versinkt mit der Verzweiflung eines Schreies, erhebt sich die einfache Ankündigung: „Kein Schild ergötzt euch mit dem inneren Schauspiel, denn es gibt jetzt keinen Maler, der fähig wäre, auch nur einen traurigen Schatten davon zu geben. Ich bringe euch lebend (und durch die Jahre hindurch von der erhabenen Wissenschaft bewahrt) eine Frau von ehemals. Irgend eine Verrücktheit, originell und kindlich, eine Ekstase von Gold, ich weiß nicht was! Ihr Haar, wie sie es nennt, legt sich mit der Anmut von Stoffen um ein Gesicht, das die blutende Nacktheit ihrer Lippen erhellt. An Stelle des eitlen Gewandes hat sie einen Körper; und die Augen, die seltenen Steinen gleichen! sind diesen Blick nicht wert, der aus ihrem glücklichen Fleisch kommt; aufgerichtete Brüste, als wären sie voll von einer göttlichen Milch, die Spitze gen Himmel erhoben, mit glatten Beinen, die das Salz des Urmeeres noch an sich tragen.“ Sich an ihre armen Gattinnen erinnernd, die kahl, krankhaft und voller Schrecken sind, drängen sich die Männer zusammen, denn auch sie, betrübt, wollen aus Neugier sehen. Wenn alle das edle Geschöpf betrachtet haben werden, diese Spur einer schon verwünschten Zeit, werden die einen sich gleichgültig ansehen, denn sie haben nicht die Kraft, zu begreifen, doch andere von Schmerz zerfressen und die Wimper feucht von Tränen der Ergebenheit; doch die Dichter dieser Zeiten, die fühlen, wie ihre erloschenen Augen wieder entflammen, werden sich nach ihrer Lampe auf den Weg machen, das

Gehirn einen Augenblick trunken von einem verworrenen Ruhm, vom Rhythmus besessen und ganz vergessend, daß sie in einer Zeit leben, der die Schönheit fern ist.

(Ins Deutsche übertragen von August Brücher)

## SINNBILD DES LEBENS

Von *Heinrich Schaefer (Straßburg i. Els.)*

Auf dem Boden liegt ein Tier, ein langer weißer Rumpf, vorne rundstumpf, hinten rundstumpf, ohne Kopf und Augen. Rund um den Rumpf sitzen viele Glieder mit vielen Fingern. Ein großer grauer Stein wird diesen Gliedern zugeschoben. Sie packen ihn kräftig. Sie halten ihn geklemmt und wollen ihn pressend spalten, daß er sein Inneres öffne. Aber er bleibt hart. — Und sie beginnen ihn zu wälzen. Immer andere Glieder versuchen ihre Kraft an ihm. Alle Glieder bewegen sich an ihn und überschleimen ihn und wollen ihn zerweichen und zerkneten. Er bleibt hart. — Immerdar bewegt das Tier seine Glieder, um den Stein zu bewegen. Und der Stein bewegt sich und die Glieder bewegen sich und der Stein fällt plump zwischen ihnen her. Ist es nicht, als bewegten sich die Glieder aus einem Rumpf heraus, der vor Peinen schläft? — — Niemals wird der Stein sich öffnen. Und wenn er sich öffnete, offen stünde er ungesehen: Augenlos ist ihm das Tier. Niemals wird der Stein sich öffnen, und das Tier wird sterben. So bewältigen wir den Sinn des Lebens — — —

## DER MONDSIEDEL

Von *Hans Koch*

Es war aus einem Manne der Tat ein stiller, müder Erkennen geworden, der fernab allen Menschen wohnte, die mit ihm waren in der Zeit. Und weil zuletzt nur noch eine Sehnsucht in ihm war, ganz ohne Wunsch zu leben, nahm Gott ihn in den Mond.

In den Mond, der kein Wasser führt, keine Vögel im luftigen Revier, auch keine Wolken auf dem Rücken der Winde.

Da saß der Alte auf Steingeröll in der kalten Grelle des Sonnenlichts. Ohne Herzschlag und ohne Atem. Und er trat hin in den Schatten, legte seinen Leib in einen Felspalt und träumte an die dreihundert Jahr.

Dann aber war es das gleiche, das immer gleiche Spiel der Gedanken geworden. Ein Augenblick kam, gleich wie die zahllosen alle: da drängte die grüne Erde sich wieder in die Leblosigkeit seiner dämmrigen Erstarrung. Die grüne, junge Erde



mit ihren bunten Erinnerungen. Und siehe, aus Erinnern und Erinnern ward ein heimliches Sehnen, ein schwellendes Erwachen, ein lodernes Verlangen. Und wieder hörte Gott ein „Hilf!“

Gott hörte es und ließ den Mondsiedel in das Sumpfwasser der Ungeborenen fallen.

Es kamen aber drei drohende Wasservögel, hackten dem Alten die Augen aus dem Kopfe, töteten ihn und zupften das trockene Herz ihm aus der behaarten Brust.

#### AUSFLUG

*Von Albert Ehrenstein*

Auf einem meiner Spaziergänge durch das Weltall stolperte ich über den Schicksalsbaum, der in solidarischen Zeiten Weltesche Ygdrasil hieß, nun aber längst blattlos verschrumpft, zwerghaft verkommen ist und von den Rittern des Raumes „Baum im Elend“ genannt wird. Klein erschien er meiner hungrigen Seele, und auch ein Webstuhl der Zeit, an dem Baum mechanisch befestigt, wollte auf mich keinen besondern Eindruck machen. Zunächst darum, weil dieser Webstuhl der Zeit keineswegs sauste, sondern sich als versonnen einen Abgrund überhängendes Spinnennetz darstellte, in dem überwältigt, fliegengleich eingesponnen, linsengroß die Sonnen hingen und auch, kaum erkennbar, wie verrückt sich abzappelnd, die Laus „Erde“. In der Mitte des Netzes ein Fettbatzen, schwarz wie die Notwendigkeit: die Riesenspinne „Zeit“. Ich wollte ihr eine Nadel in den Hinterleib stechen, aber das darf nur der Finger Gottes.

(Aus dem werdenden Buche „Nicht da, nicht dort“)

#### EIN SYMBOLISCHES MÄRCHEN

*Von Hans Reimann (Leipzig)*

Meister Lehmbacke war vierzig Jahre alt; hieß also ununterbrochen vierzig Jahre lang Lehmbacke. Meister L. war ein eitler Gesell.

Als er an seinem 42. Geburtstage 41 Jahre alt geworden war, taufte er sich um in Lampuske. Und hatte den starken Willen, fortan nur noch Lampuske zu heißen.

Da hielt man ihn allgemein für über- und übergeschnappt.

Volle elf Tage lang schritt er, wie mit einem Brokatkleid angetan, unter dem Namen Lampuske einher.

Da starb er plötzlich zur Welt hinaus.

Es hatte ihm also das Lampuske-Heißen nicht das mindeste genützt.

Moral: Sei ein jeglicher mit seines Vaters Namen zufrieden.

#### EIN BESUCH IM IRRENHAUS 1912

*Vom Losen Vogel*

Der Fall war wirklich harmlos, sogar heilbar, wie der Leiter der Privatirrenanstalt versicherte. Der Kranke war ganz ungefährlich und von zu würdevollem Temperament, als daß er mehr als eine leichte Irritation gezeigt hätte, wenn man seinem Wahn widersprach. Er bildete sich nämlich ein, oder er war vielmehr überzeugt, daß er nicht im Jahre 1912, sondern im Jahre 1960 lebte und daß seine Konversation in seinen Erinnerungen an die Zeit von 1912 von größtem Interesse für die andern sei. Wenn einer unklug genug war, ihm zu sagen, daß wir ja im Jahre 1912 lebten, lächelte er liebenswürdig, schüttelte den Kopf und meinte etwas bitter: „Ja, ich weiß . . .“ — als ob er wieder nur auf die allgemeine Verschwörung gegen ihn stieße, die zu bekämpfen er zu schwach sei. Aber dann redete er weiter, als ob sein Gegenüber genau so wie er wüßte, daß wir 1960 schrieben. Der arme Mann, der vordem Journalist gewesen war, glaubte, daß die ganze Struktur der Gesellschaft, wie wir sie kennen, sich geändert habe und seine Erinnerungen an eine vergangene Zeit, von der die Menschen durch eine Revolution oder so was Ähnliches nur eine höchst ungenaue Kenntnis besäßen, von größtem Werte sein müßten, da sie von einem Augenzeugen kämen. Besonders entzückte er sich, als eifriger Bewunderer der von ihm beschriebenen Zeit, an den damaligen Regierungsmethoden. „Da existierte nicht die kleinste Möglichkeit, daß etwas schief gehen konnte, nicht der leiseste Schatten einer Gefahr. Aber“, fuhr er fort, „ich kann begreifen, daß es Ihnen bei den heutigen Verhältnissen schwer wird, zu verstehen, wie leicht das System arbeitete.“ Er seufzte. „Und weshalb die Menschen ein solches prachtvolles Instrument zerstörten, das kann ich wieder nicht verstehen. Es existierte in ganz Europa, in jedem Staat. Überall gab es die Wahlen. Jeder wählte. Und Sie müssen nicht denken, daß diese Wahlen selten waren. Die meisten Leute, die eine Wahl erlebten, konnten sich noch ganz gut an die vorige erinnern. Auf diese Weise war nicht Zeit, daß Mißbrauch entstand. Denn sehen Sie: jeder wählte. Wollte einer so, so wählte er so, wollte er anders, so wählte er anders. Die Gewählten kamen dann zusammen, und mit einem Pflichtgefühl, das ich nicht übertreiben kann, arbeiteten sie Monat um Monat daran, den Willen ihrer Wähler kundzutun. Es war eine große Zeit!“



„Gewiß,“ sagte ich, „aber so vortrefflich das auch war, müssen sich doch gelegentliche Divergenzen gezeigt haben zwischen dem, was diese Gewählten taten, und dem, was das Volk nötig hatte.“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ sagte er nachdenklich. „Auch besterfüllte Pflicht und reinste Motive können nicht immer den Gewählten im Kontakt mit dem Wähler erhalten. Sie haben ganz recht. Aber da hatten wir eine Maschine, die in wichtigen Fällen die Sache noch einmal vor die Entscheidung der Wähler brachte: die Neuwahl.“ „Immerhin“, warf ich ein, „mußte doch der Wert der Entscheidungen des Wählers von den Informationen abhängen, die er empfing, davon doch mindestens ebenso sehr wie von seinem eigenen Urteil.“

„Was das Urteil anlangt,“ sagte er kurz, „so ist es nicht an uns, es zu kritisieren. Menschliches Urteil ist nicht unfehlbar, aber ich erinnere mich, daß es in jeder europäischen Nation die feste Überzeugung ihrer Bürger war, daß Urteil gerade ihre Hauptstärke war, besonders Urteil in allen nationalen Dingen. Dieses in besonders hohem Maße zu besitzen, davon war man durchaus überzeugt, und ich kann nicht glauben, daß eine so allgemein verbreitete Haltung entstanden wäre, wäre sie nicht gerechtfertigt gewesen. Und was die Informationen anlangt, dafür hatten die Wähler die Presse . . . eine gute Presse!“ Hier fiel er in Träume, so mächtig packten ihn seine angeblichen Erinnerungen. „Sie werden mich kaum verstehen,“ fuhr er traurig fort, „denn was Sie von mir hören, sind nur Worte. . . Ich wollte, ich könnte Ihnen eines der Häuser zeigen, in das die Informationen strömten schnell wie das Licht und ebenso klar, von jedem Winkel der Erde, und wie sie von hier aus, von Meistergehirnen in den möglichst deutlichen, absoluten und geschlossensten Ausdruck gebracht, auf Tausenden von Rädern hinausrollten zu den Millionen der hungrigen Intelligenz Europas. Da entging nichts, entkam nichts. Da lebten in jeder Hauptstadt Abgesandte der andern Hauptstädte, bewegten sich leicht in den reichsten Häusern, aßen, horchten, fuhren herum, notierten, telegraphierten, telephonierten, schrieben — und jeden Morgen stand das Bild des momentanen Europa in jeder Zeitung.“

„Das muß nicht nur“, bemerkte ich, „für den politischen Zweck, den Sie im Auge haben, sehr nützlich gewesen sein, sondern auch für die Kapi-

talsanlage. Man könnte meinen, die beiden Sachen liefen miteinander.“

„Da haben Sie ganz recht,“ sagte er interessiert. „Die große Kenntnis, die durch die Presse selbst der Ärmste über alle Angelegenheiten der äußeren Politik besaß, hatte auch diesen äußerst wohlthätigen Effekt, selbst dem kleinsten Mann beizubringen, wie er am vorteilhaftesten sein Kapital plazierte.“

„Daher kam es wohl auch,“ sagte ich, „daß das Eigentum so gleichmäßig verteilt war und ein solcher allgemeiner Wohlstand herrschte, wie Sie ihn mir schon oft beschrieben haben.“

„Sie haben ganz recht,“ sagte er, „es war ganz vornehmlich diese genaue und universelle Information, was diese glänzenden Resultate zeitigte.“

„Aber glauben Sie nicht,“ sagte ich zu ihm, bevor ich ihn verließ, „daß eine solche vollendete Gesellschaftsordnung, wie Sie sie beschreiben, mehr einem bestimmten Geiste der Zeit zu danken ist als besonderen Institutionen? Denn schließlich sind doch eine solche leidenschaftliche Gerechtigkeitsliebe und ein solches Rechtsgefühl, wie Sie sie beschreiben, nicht soziale Elemente, die durch Gesetze hervorgerufen werden können.“

„Möglich, möglich,“ sagte er melancholisch, „jedenfalls werden wir niemals wieder eine solche Zeit haben,“ und er starrte vor sich hin, versunken in Träume über die Zeit von 1912.

Die Familie scheute keine Kosten; der junge Mann ist dann wieder gesund geworden: er übt seinen journalistischen Beruf aus wie ehemals.

## DER AUTOMAT

Von *Hermann Kasack*

Eines Tages klingelt es bei mir. Man bringt mir eine Visitenkarte: Mr. Tobias Hull. Ich kenne das Wesen nicht.

Es kommt zu mir ins Zimmer. Es macht ganz kleine Schritte, ohne die Sohlen vom Boden zu heben.

Ich denke: es ist am Ende gar rückenmarkleidend. Aber bald merke ich, daß es gesund und nur seltsam ist.

Wir setzen uns. Ich frage: Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?

Oh! ich wollte mich Ihnen nur vorstellen.

Ich bin höflich: Das ist ja sehr angenehm, aber — darf ich Sie fragen —

Oh! unterbricht es mich plötzlich: bitte, fragen Sie mich nicht. Und damit fängt es an seine Geschichte zu erzählen.





Es sagt: Ich bin nämlich ausgestopft . . .

Ich: Aber . . . erlauben Sie mal! — — —

Es erzählt ruhig weiter:

Sehen Sie, unter anderem habe ich kein Herz — und kein Gefühl. Eigentlich auch keinen Verstand, aber ich habe eine gewisse Routine erlangt, und das ersetzt diesen vollständig. Denn das Handeln der Menschen ist heutzutage vollständig schablonenmäßig und Herz und Verstand stören oft nur. — Mein Inneres ist erfüllt von elektrischen Strömen und automatischen Hebeln. Diese lassen mich alle Funktionen des menschlichen Wesens verrichten, ja, in gewisser Weise noch darüber hinaus. — Wenn ich zum Beispiel auf einen Knopf an meiner linken Seite drücke, so spreche ich fließend englisch; und wenn ich auf einen Knopf an meiner rechten Seite drücke, so spreche ich fließend französisch. Überhaupt habe ich so einige Schaltbretter . . .

Ich: Aber das ist doch erstaunlich!

Es: Oh! in gewisser Weise; vor allen Dingen aber angenehm. Sehen Sie, wenn Sie sich zum Beispiel einen automatischen Doppelgänger von sich halten, so würden Sie doppelt soviel verdienen oder mehr — denn grade in geschäftlichen Dingen ist es wesentlich, keine Gefühle zu züchten. Noch besser ist es natürlich, wenn Sie drei bis vier derartige Doppelgänger haben.

Sie haben persönlich z. B. dann gar nichts mehr zu arbeiten. Sie können sogar sterben, ohne daß die Welt irgendetwas davon merkt. Denn die Automaten ziehen sich dann gegenseitig auf.

Ich sage: — aber das ist doch furchtbar. Bedenken Sie doch, wenn dann jeder seinen Automaten hat, dann sind die Menschen selber ja schließlich — ganz überflüssig —

Es: Vorläufig sind wir ja noch nicht so weit.

Ich: Gott sei Dank.

Es: Sprechen Sie nicht so. Warten Sie ab.

Es steht auf, fragt: Haben Sie also irgend einen Auftrag für mich?

Ich: Ja . . . Sie haben sich äußerst korrekt benommen . . . entschieden . . . ja . . .

Es: Darf ich Ihnen also ein Duplikat von Ihnen herstellen lassen?

Ich: . . . Ja, warum schließlich nicht . . .?!

Es: Es wird nicht lange dauern, Sie sind nicht besonders kompliziert zusammengesetzt. Morgen wird ein Herr kommen und Maß nehmen.

Ich: Ein richtiger Mensch?

Doch wohl, vielleicht schon eine Kreuzung, antwortet es und verabschiedet sich damit höflich.

## AUS FERNEN TAGEN

*(Memoirenfragment eines Papageis)*

*Übersetzt von Georg Weyler-Weiß*

An süßen Früchten aß ich mich satt, bis der Sonnengott meine Glieder lähmte. So träumte ich in der Waldesnacht am hellen Tage — — — Die Hitze stöhnte in den Bäumen und Lianen. Doch ich schlief in den kühlen blaugrünen Händen der südlichen Eichen. — — —

Dann ging er von uns allen. Mit strahlendem Mantel funkelnde Kolibris auf alle Blüten streuend. Affen hingen wie wilde heulende Früchte. Kaimane schoben sich tückisch zur Tränke — — — Unser Gebet begleitete ihn.

Ich schwebte in der Abendkühle. Ein Netz umfing mich, als ich niederstieg — — — Ein Lagerfeuer, kleine Hütten. Der Mond schwamm im Strome. Auf dem Rücken eines Mestizen hockte ich — — Klein war der Käfig. Unter vielen Blumen und Früchten, schreienden braunen, schwarzen und weißen Menschen war ich. Auf einem großen Markte. — — — — — Dann kam eine lange Reise — lange Krankheit.

Jetzt bin ich in einem blitzend messingenen Käfig. Die Menschen meinen es gut mit mir. — Oder freuen sie sich nur an meinem bunten Kleide?

Mein Sinnen ist jene letzte Nacht am Amazonenstrome — — o, Süße der Früchte und Glanz der Sonne — o, Balsam der Luft und Lachen des Mondes auf der großen Wasserfläche — — —

Die Menschen —?! —

Sie kommen aus der Hand eines Unbekannten in einen Käfig. Sind zufrieden, wenn sie gutes Essen haben. Der Käfig? — Sie achten nicht, daß sie immer darin sitzen, wenn sie nur Essen haben — das allein freut sie. Mein Sprechen ist ihre Sprache: Die öffentliche Meinung — — —

Abendgesang am Amazonenstrome, ich singe dich nicht mehr! O süße Tage und Nächte am Amazonenstrome!

## DIE TAUBE

*Von Theodor Däubler*

Blumen, zart und zierlich wie aus Schnee, glühn lieblich weiß in die holde Weihe eines blau-betauten Morgengartens. Türme, bleich wie Eis sprühn empor über ihren eignen Spiegelteich. Eine Kinderhand hatte ihn dereinst zwischen Lilien und Jasmin eingebettet. Ein Komet hoch auf spitzer Zinne: er drückt mit Flammenarmen, was ein Mensch vollbracht hat, an sein Himmel-seligem. Die bezahnten Marmorzinken emp-



fangen erschauert des Wandergestirns Feuerkuß. Ein Schwan wird sichtbar, silbert er nicht über den Weiher? Sterne, groß wie Diamanten indischer Prinzen, sind in diesem Garten Tiere geworden. Sie spinnen sich mit Mondlichtstrahlen leise über Myrthenbüsche. Auf den Kieswegen bleibt der Tau blau und wie unberührt liegen, auch neue Traumgestalten leicht und lila darüber hin wandeln. Dieses Schloß mit seinen Garten und Minaretkometen schwebt wie eine Wolke über das Grenzgebirge unsers Schauens. Es scheint mir an einem wohlerwogenen Feuerflügel angelehnt zu sein. Noch viel höher geistert aber eine Taube, weiß wie aus weißem Schaum. Merkt denn niemand, wie sie leuchtet? Auch sie ist eine Ampel. Von der Vernunft des Menschen emporgetragen, erscheint sie als ein Tempellicht der Welt.

### EINE WAGENFAHRT

*Von Gustave Flaubert*

„Wohin fahren der Herr?“ fragte der Kutscher.

„Wohin Sie wollen,“ antwortete Leon und schob Emma in den Wagen.

Und das schwerfällige Gefährt setzte sich in Bewegung.

Der Kutscher fuhr durch die Rue Grand-Pont, über die Place des Arts, den Quai Napoleon hinunter. Über den Pont-Neuf und machte vor der Statue Corneilles Halt.

„Weiter fahren,“ rief eine Stimme aus dem Innern. Der Wagen fuhr weiter, rasselte den Abhang des Carrefour La Fayette hinunter und im Galopp in den Bahnhof.

„Nein, geradeaus,“ schrie dieselbe Stimme.

Der Wagen fuhr durch das Gitter und trabte dann, auf dem Ring angelangt, langsam zwischen den großen Ulmen hin. Der Kutscher trocknete sich den Schweiß von der Stirn, nahm seinen ledernen Hut zwischen die Beine und lenkte sein Gefährt über die Seitenwege dem Wasser zu, bis dicht an den Rasen heran.

Er fuhr jetzt den Schifferweg am Fluß entlang, über harte Kiesel und bis über Oyssel hinaus, wo die Inseln sind.

Aber auf einmal raste es los, in einem Sprung durch Quatremares, Sotteville, die große Chaussee hinab, durch die Rue de Elbeuf und machte zum drittenmal Halt vor dem Botanischen Garten.

„So fahren Sie doch,“ schrie die Stimme mit gesteigerter Wut. Sogleich nahm der Wagen seine Fahrt wieder auf. Er fuhr durch Saint-Sewer über den Quai des Curandiers, den Quai aux Meules,

noch einmal über die Brücke, über den Champ-de-Mars und hinten am Spital vorbei durch die Gärten, wo Greise mit schwarzen Westen an einer von Schlingpflanzen übergrüntem Terrasse entlang in der Sonne spazieren gingen. Er erklimm den Boulevard Bouvreuil, durchquerte den Boulevard Cauchoise und dann den ganzen Mont-Ribondet bis zur Höhe von Deville.

Er fuhr denselben Weg zurück, und dann schweifete er ohne Plan und Richtung umher. Man sah ihn in Saint-Pol, in Lescure, auf dem Mont Gargan, in der Ronge-Marc und auf der Place du Gaillard-bois; in der Rue Maladrerie, Rue Dinanderie, vor Saint-Romain, Saint-Vivien, Saint-Maclau, Saint-Nicaise, — am Zollamt, — an der kleinen Vieille-Tour, bei den Trois Pipis und dem Cimetière Monumental. Ab und zu warf der Kutscher verzweifelte Blicke vom Bock nach den Kneipen. Er begriff nicht, welche Bewegungswut in seinen Fahrgästen stak, daß sie nicht anhalten wollten. Er versuchte es einigemal, aber jedesmal erfolgte hinter ihm ein Zornesausbruch. Dann schlug er auf seine schweißtriefenden Pferde los und fuhr weiter, aber ohne Vermeidung von Stößen, unbekümmert, ob er hier und dort anrannte, ganz aus der Verfassung und dem Weinen nah vor Durst, Erschlaffung und Traurigkeit.

Und im Hafen, zwischen den Wagen und den Fässern, und in den Straßen, an den Ecken, machten die Bürger große Augen beim Anblick dieses in der Provinz außerordentlichen Schauspiels: ein Wagen mit herabgelassenen Vorhängen, der immer wiederkam, geschlossen wie ein Grab und schwankend wie ein Schiff! — Einmal nur, mitten auf dem Felde, gegen Mittag, als die Sonne am heißesten auf die alten versilberten Laternen brannte, kam eine weiße Hand unter dem gelben Fenstervorhang zum Vorschein und warf einen Haufen Papierschnitzel heraus, die im Winde davonflatterten und sich dann wie weiße Schmetterlinge auf ein rotblühendes Kleefeld setzten.

Um sechs Uhr abends hielt der Wagen in einem Gäßchen des Stadtteils Beauvoisine, und eine Frau stieg heraus, die tief verschleiert und ohne sich umzusehen davonging.

### NACHT

Totenslampen lauern

im Gewölbe Nacht —

Steinerne Mauern trauern

um Särge von Geräusch —

Verbranntes Lachen liegt in den Gassen.

*Simon Kronberg*

## VISION

Die Tiere der Wollust liegen gekrümmt auf dem Rücken.

Ihr Atem schwelt süß vor beschatteten Häuserfronten;

man denkt unwillkürlich an die taghellen, besonnenen

Spielplätze der Kindheit, Waldgeruch, Blumenpflücken.

Frauen sind einsam vor Bibeln und frommen Sprüchen.

Tage stehn auf, die wohlig in Träumereien verblaßten.

Mädchen sterben an Opferblumengerüchen.

Die Tage sind wie ein Durch-Blut-und-Tränen-Tasten.

Aus allen Kirchen treten die Kreuze und strahlen. Fürsten, Soldaten, Witwen fallen auf ihre Angesichter:

Einer reißt, groß, aller Kreuz über die blutigen Opferschalen

der knienden Brüder: Der Mensch, der Liebe Kind und Dichter

und wird zerstampft . . .

*Hans Gathmann*

## ZURUF

Schütte dein Herz aus,  
daß all seine Glücke,  
Leidglück und Lustglück  
blutpurpurn aufleuchten!

Schütte dein Herz aus  
und rufe, daß alle  
Brüder und Schwestern  
ihr Herz zuschütten!

Und siehe, ich sag euch:  
Es wird ein Berg sein  
unermeßlich.

Ein leuchtender Berg,  
auf dem die Enkel  
die Sterne belächeln.

*Otto Ernst Hesse (Königsberg i. Pr.)*

## SOMMERLAND

Auf glühnden Feldern backt die Sonne  
Ähren reif. Auffunken Falter.

Leuchten und verwehen. Lerchen  
fallen steil vom Himmel ab.

Hin und wieder spült ein Baumweg  
kühlend seinen Schattenbach vorbei.

*Peter Bauer*

## LIED

Ich gedenke, ich gedenke,  
Wie so stumm schläft die Nacht,  
Wie so schwer aller Schlaf ist,  
Und kein Wacher je wacht.

Durch die Hände, durch die Wände  
Tropft die Zeit harten Gang  
Durch dies Wrack, das der Raum ist,  
Und am Rumpf wuchernd Tang.

Und ich leg mich still, Welt dann schläfert still,  
Und das Meer bricht durchs Dach.

— Starke Worte nur, dunkle Worte nur  
Halten uns wach.

*Paul Adler*

## EIN AUGENBLICK EWIGKEIT

Dunkelrauschende Nacht. Schlaf schlug Dinge  
und Leben.

Schlummernd fühl ich Wellengangs Schwanken  
und Schweben!

Neben mir und in mir raumverlassen,  
wälzen weltenweit sich Wogenmassen.

Seele will im Schlummer sich entsinnen:  
Wo tat mir mein Heimatland verrinnen?



*Karl Jakob Hirsch*

*Selbstporträt*

Stieg ich auf aus heiligem Meeresbronnen?  
Lebt ich tausendfach schon meines Tages  
Wonnen?

Meinen Leib verriet ich hoch in Sternenzelten?  
Bin ich von den Göttern, die sich Sterben  
wählten?

Wie wenn aus dem Fenster sie sich beugte,  
wie wenn Nebelschleier fort ihr Atem scheuchte,  
Seele dringt in lichtdurchstrahlte Weiten,  
Antwortwogen, Zeiten, Aberzeiten;  
harrt am Fenster, wo der Strom verflutet  
auf den Gruß der Heimat, glückumglutet,  
beugt sich, Mitternacht im Auge, tiefversunken,  
wartet, wartet nicht, . . . träumt schlummer-  
trunken.

Und wie der Schlaf sie zwingt, der Atem schwingt  
die Weise,  
das lichte Fenster sich behutsam schließt und  
leise.

*Otokar Fischer (Prag)*  
(Aus dem Tschechischen übersetzt von Emil Saudek)

#### WIR

Erst, wenn vom Erdensaum wildes Erglühn  
Und roter Schein in späte Becher tropft,  
Erwachen wir, vom grauen Tag verstopft,  
Und möchten fromm der Nacht entgegenblühn.

Denn graue Laken hing das graue Licht  
Um feuchte Schultern und gefroren Leid,  
In starren Falten stand das fahle Kleid,  
Und hinter Schleiern zuckt' ein Wehgesicht.

Nun aber strömen wir zum Sternkreis . . .  
Ein blaues Harfen zieht zum Pol hinan . . .  
Da sinkt ein glitzernd Jäh die Gürtelbahn,  
Und unsre Augen sind, statt seiner, Weiß.

*Hanns Braun*

#### MITTERNACHT

Ein Baum kommt zum Fenster herein,  
Das Skelett schwankt leise vor sich hin,  
Die Bilder an der Wand rauschen auf,  
Der Wind atmet aus. Das Land wird wieder still.

Auf dem Tische häuft sich Papier,  
Bedeckt von der Krankheit Gutenbergs.  
Daß auch grade hier der Mittelpunkt der Welt  
sein muß,  
Zwischen mir und den grünen Nachtwolken!

Horch . . . das war der Hahnenschrei! Fern und  
müde.

Wo sind wir? Immer noch eingebettet  
In Raum und Zeit? Wo sind die Sterne?  
Eine schwarze Hand fährt über die Lampe.

*Wilhelm Klemm*

#### LANDSCHAFT

Die Bäume sind in das Blau geheftet.  
Gelbes, sonniges Glanzpapier.  
Grün leuchtet. Der See tanzt im Licht.

Ich ziehe die Landschaft an, wie man ein Kleid  
anzieht.

Die Bäume pflanze ich auf meinen Kopf,  
Die Wiesen lege ich auf meine Brust,  
Um meine Hüften schlinge ich den See,  
Sonne trage ich auf der Hand.

Ich schreite erhobnen Hauptes durch die Welt  
Und durchstoße den Äther.

*Herbert Kühn*

#### FRÜHLING

Der Tag schreit alle prallen Knospen an.  
Ein Warmgeruch frisiert das Rückenmark.  
Du fühlst wie tausend Schädel, weiche warme  
Schädel,

einen Abhang so wie Gras besetzen.  
Dazwischen ströhnt in fürchterlicher Enge, sproß-  
haftes Blau.

Man sagt, es seien Veilchen. Ich aber sehe nur  
Gedärme,  
dünne, fette Stränge bläulich in der Sonne schim-  
mern.

Auf allen Straßen weint der Tod den Frühling an.  
*Otto Steinicke*

#### FÜR MAX REGER

„Je naturalistischer eine Kunst sein will, desto weniger wird sie in ihren Mitteln naturalistisch sein dürfen“ sagt Liebermann in seiner Israels-Monographie.

Um diesen Satz auf die Musik, im besonderen aber auf Regers Schaffen anwenden zu können, braucht man nur statt des Wortes naturalistisch — modern — einzusetzen.

Die Mittel seiner außerordentlich mannigfaltigen Ausdrucksfähigkeit wurzeln in Bach und der Blütezeit der großen Kontrapunktiker des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Das kontrapunktische und variable Vermögen überwuchert bei weitem seine intuitive Erfindung. Sein spekulativer Sinn unterdrückt oder verdrängt ganz die Sinnlichkeit und Klangform in seinem Schaffen, sein großes Können endlich und die Liebe und Verehrung für seine Vorbilder und sein Ideal — Bach — bekräftigt ihn noch in dem Glauben, seine Ausdrucksmittel in dieser Richtung bis an die Grenzen des Erfassbaren steigern zu sollen. Wenn es hier Grenzen und nicht vielleicht nur Etappen der Zeitalter gibt.

Eine große Seele, die für neue Zeitalter zu schaffen bestimmt ist, unterliegt nicht den Einflüssen einer Epoche, sondern saugt sie in ihrer eigenen Entwicklung auf, trinkt sie als nährnde Stoffe und wendet sich neuen, von uns noch nicht geahnten Zielen — einem kommenden Zeitalter zu.

Regers Schaffen war von Anfang an über unsere Zeit hinausgewachsen; aber so stark war gleich sein Pochen und Drängen an die Tore der Zukunft, daß wir aufhorchen mußten und mitzugehen verlangten mit diesem starken Leuchten. Der Pfad war steil, unwegsam und mühevoll, und des Weges Ziel und Lohn wird erst unseren Nachfahren zuteil! Was tuts, die Freude an dem Fortschritt, der Genuß der Mitstreiter sind Lust und Lohn genug.

Seine Werke sind ein gesunder Widerpart gegen das neue inhalt- und wesenlose, aber geschickt instrumentierte Tonspiel der modernen Opernkomponisten und Programmmusiker. Inhalt und Durcharbeitung, Technik und Thematik sind bei Regers

wesentlicher Teil seiner Tondichtungen. Die Instrumentation, aus dem Charakter der Musik geboren, bleibt bei voller Eigenart dem Gesamtzweck untergeordnet, ist Mittel, nicht Zweck allein.

Von der Orgelkomposition über Klavier und Vokalmusik zur Kammer- und Orchesterkomposition fortschreitend, schuf Reger in seiner kurzen Lebenszeit (1873—1916) eine ungeheure Fülle von unvergänglichen Werken, positiven Werten.

Seine Musik, die niemals Stimmung sein will, sondern stets positives Erleben widerspiegelt, scheut in diesem Bestreben vor keinem Problem, keinem Wagnis zurück. Gibt es in diesem Suchen und Ringen bewußte Grenzen oder Zugeständnisse? Nein! Diese Bewußtlosigkeit des Kampfes, das sind Schuberts göttliche Längen, Wagners ausgespinnene Monologe, Regers breite Durchführungen.

Die Kritiker glauben einen Tadel auszusprechen, wenn sie Reger vorhalten, er habe die Variation fremder Themen bevorzugt. Aber sie wissen nicht, daß eben diese Kompositionsform nur den geschultesten Gehirnen, den genialsten Könnern, mithin nicht dem oberen Zehntausend der Begabten zugänglich ist.

Erinnert Euch an die 16 Violinkonzerte von Vivaldi, die Bach für Klavier im wahren Sinne des Wortes komponiert — erfunden — hat. Das Thema des italienischen Konzerts ist von Viotti Diabelli's Walzer würde wohl kaum noch bekannt sein ohne Beethovens Variationen usw. Auch bei Reger ist das angenommene Thema nicht die Rosine, die uns den schlechten Teig des Kuchens vergessen machen müßte. Bei ihm decken sich Verarbeitung, Durchführung und Thema kongenial! Ist wohl mit der Komposition des Themas das Erfindermaterial für ein Musikstück abgeschlossen? Nein! Nun erst beginnt sich in der Verarbeitung und Anpassung an die Originalmelodie das Genie des Bearbeiters würdig oder unwürdig zu erweisen, seine Fantasie, seine Erfindung kongenial oder ungenial zu zeigen. Das Thema ist ihm die Brücke zu Gestaden, die andere nie erreichen! Hat Euere verachtende Gebärde noch Raum?

Regers reichhaltiges, in alle Gebiete der klassischen Formen ausgreifendes Schaffen hier kritisch zu beleuchten, war nicht meine Absicht.

Weder seine schöpferische Tätigkeit, die sich in der Chromatik ein neues Gebiet erobert hat, noch seine individuelle nachschöpferische Tätigkeit (als Dirigent oder Bachspieler) kann ich weiter verfolgen. Nicht darum geht es mir.

Auf seine Größe, Eigenart und überreiche Produktion wollte ich hinweisen, die allein seine Kräfte in einer so starken Spannung hielt und den überreich Spendenden frühzeitig verzehrte. Wie Novalis, Kleist, Schumann und Mozart starb er jung an Jahren an seinem Genie. *Kapellmeister Adolf Schreiber (Halensee)*

#### ÜBER DEN MALER KARL JAKOB HIRSCH

Es gräbt einer Dunkelheiten, um seine Augen mit Sonne zu füllen. —

Seine Kunst:

Auch der Organismus des Kunstwerks ist unwesentlicher als das Da-Sein des Kunstwerks selbst; das lernte er von Cézanne und — bemüht sich. Das geht bei einigen seiner Arbeiten so weit, daß ihm die Einsamkeit seiner Linien gerinnt, und er verfällt. Es ist in den besten seiner Arbeiten vorhanden und nicht vorhanden.

Karl Jakob Hirsch wittert die Offenbarungen seiner kunsthaften Taten voraus und gesteht sie ein, in dem arabeskenhaften Abtrieb eines Schenkels, in der Sprengung einer Armlinie, aus der die Bewegung einer Umarmung hervorflattert und sich mit der Sicherheit eines Begehrens beruhigt.

Die Komplexe seiner Primitivität sind unerschütterlich, und es gelingt ihm das Nacheinander von Inhalt in Form ohne Beeinträchtigung des Einheitlichen, steigert sich sogar zu einem Übergreifen des Formalen, und die Zuckungen des Fertigen entstrahlen nach den Rändern. Nicht immer: es gibt Blätter ohne dies selbstverständliche Pathos der Extensität, in denen das Kompositionelle wie ein Entfallenes vereinsamt, zu dem er sich und seine vergessenen Absichten zurtückerlebt; Blätter, mit dem zentripetalen Rhythmus ihrer Entstehungsphasen, in dem der Rausch des Werdeganges muskulös vibriert.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (PAUL ADLER-HEFT): Georg A. Mathéy: Sturm. Paul Adler gewidmet (Titelblatt) / Paul Adler: Glauben aus unserer Zeit / Zwei Holzschnitte aus dem Buche „La Grande danse macabre“ XV. Jahrhundert / Paul Adler: Das Einhorn. Eine Novelle / G. A. Matéy: Brennende Stadt (Original-Holzschnitt) / Paul Adler: Ihr Wälder / Paul Adler: Zwei Szenen aus einem Drama / Paul Adler: Drei Gespräche / Ludwig Rubiner: Ueber Paul Adlers Elohim / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

Karl Jakob Hirschs Weg:

Kunst und ihre Endlichkeit: die Gestaltung der Gegenwart zu einer Vergangenheit. *Ludwig Blümer*

#### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXIV

... Aus einem Schriftwechsel von Geheimrat Riedel und dem Magistrat von Nürnberg hat sich ergeben, daß diese Behauptung, die bisher niemals berichtet, vielmehr allgemein bei uns als ein Beweis für den Bruch des Völkerrechts seitens französischer Flieger angenommen worden ist, tatsächlich nicht zutrifft. Der Nürnberger Magistrat schreibt nämlich am 3. April d. J.: „Dem Stellvertretenden General-Kommando III. Bayerisches Armeekorps hier ist nichts davon bekannt, daß auf die Bahnstrecke Nürnberg-Kissingen und Nürnberg-Ansbach vor und nach Kriegsausbruch je Bomben von feindlichen Fliegern geworfen sind. Alle diesbezüglichen Behauptungen und Zeitungsnachrichten haben sich als falsch herausgestellt.“

*Geheimer Sanitätär Professor Dr. J. Schwalbe in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, Berlin, 18. Mai 1916, als Erledigung seiner, in der gleichen Wochenschrift gedruckten Behauptung: „nachdem noch vor der Kriegserklärung ein französischer Flieger usw.“*

Daß die Sauberkeit auf den Straßen zugenommen haben muß, kann man namentlich in dem traurigen, an das Mittelalter erinnernden Judenviertel feststellen: so sauber können einfach die Wege unter russischer Herrschaft nicht ausgesehen haben.

*Geh. San.-Rat Prof. Dr. J. Schwalbe, den 1. Juni 1916, in der „Deutsch. Mediz. Wochenschrift“ über einen flüchtigen Ausflug nach Warschau.*

#### KLEINER BRIEFKASTEN

Sabine. Albert Ehrensteins Versbuch „Der Mensch schreit“, diese wichtige Kulturtat, hat Kurt Wolff, Leipzig, verlegt. Sehr rate ich Ihnen (und allen Freunden der AKTION), sich sofort um ein Exemplar der nur kleinen Auflage zu bemühen. Vielleicht ist das Buch schon morgen vergriffen, und es ist notwendig, daß es sicher zu Denen gelangt, für die es bestimmt ist!

J. L. Der neue Roman von Franz Jung, „Opferung“, wird als ein Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN erscheinen. Auch von Paris von Gütersloh bringt die Sammlung ein Werk.

#### ZEITSCHRIFTENSCHAU

„La Revue de Hollande“, herausgegeben von G.-S. de Solpray im Haag (Verlag von Sijthoff zu Leyden).

Mitten im Kriege, am 1. Juli 1915, ist in Holland diese revue „littéraire, artistique, documentaire“ gegründet worden, deren kostbare Ausstattung ein bischen jene bibliophile Zeit zurückruft, da die großen niederländischen Buchdrucker ihre vorbildlichen Offizinen ganz der Literatur Frankreichs hingaben. In der Tat, alle diese klassizistischen Frontispize, Vignetten und Finalstöcke sind entzückend. Die „Revue de Hollande“ wird, mit durchaus gutem Geschmack, in französischer Sprache redigiert; Henri de Régnier, Elskamp, Verhaeren, van Eeden arbeiten mit. Die Zeitschrift pflegt den sorgfältigen Essai, den Roman, das sensitive oder tragische Gedicht; sie liebt die Erinnerungen der Schriftsteller und der Diplomaten; und sie interessiert sich lebhaft für die Ereignisse dieser Zeit. Sie hüllt sich in Pergament und macht auf den Schreibtischen kluger Leute eine gute Figur.

#### BÜCHERLISTE

CARL EINSTEIN. Anmerkungen. (AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN II.) Geb. M. 2,—.

ALEXANDER SOLOMONICA. Herr Heckfisch. Erzählung. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 2,50.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**



# Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 26

WILHELM MORGNER-HEFT. INHALT: Wilhelm Morgner: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Viktor Dyk: Das Trauermahl. Ein Akt / Wilhelm Morgner: Dem Tode (Federzeichnung) / Rudolf Fuchs: Romanze vom Betrug der Welt / Wilhelm Morgner: Paris' Urteil; Das verlorene Paradies (zwei Federzeichnungen) / Paris von Gütersloh: Anrufung und Erkenntnis / Johannes Urzidil: Vision / Alfred Wolfenstein: Getöse / Ludwig Bäumer: Lied der Dichter / Wilhelm Morgner: Russischer Bauer (Federzeichnung) / Franziska Stoecklin: De Profundis / M. Morax-Korschelt: Schuld / Maria Benemann: Sühne / Georg Hecht: Die Tochter Jephtas / Kurd Adler: Wiederkehr / Wilhelm Klemm: Trotz / Otto Pick: Am Rande / Petr Bezruč: Hirabin / W. B. Yeats: Ein Besuch bei Verlaine / Hans Koch: Das Steinhaus und der Rosenbusch / Paul Adler: Zwei Aufzeichnungen zu „Nämlich“ / Wilhelm Morgner: Das Kind Jesus im Tempel / Erhard Buschbeck: Däublers „Hesperien“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
SONDER-NUMMER  
HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
SONDERNUMMER „ENGLAND“  
SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
SONDERNUMMER „BELGIEN“  
SONDERNUMMER „ITALIEN“  
SONDERNUMMER „BÖHMEN“  
NAPOLEON BONAPARTE  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
CARL STERNHEIM  
Herr von Seingalt

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
VERLAG DIE AKTION

DICHTER - SONDERHEFTE  
DER AKTION  
Heinrich Mann  
Franz Blei  
Carl Einstein  
Ferdinand Hardekopf  
René Schickele  
Paris von Gütersloh  
Theodor Däubler  
Paul Adler

KUNST - SONDERHEFTE  
DER AKTION  
Neue SeceSSION  
Richter-Berlin-Heft  
Schmidt-Rottluff-Heft  
Hans Richter-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

RECHENMASCHINEN  
1. THOMAS - MODELLE  
mit einem und mit zwei Linealen / mit  
Schieber und mit Tasteneinstellung der  
Zahlen / mit Hand- und elektrischem An-  
trieb / mit besonderer Additions-Einrichtung.

2. ODHNER - MODELLE  
in besonders handlichen Abmessungen / in  
zuverlässiger, unverwüstlicher Ausführung /  
mit und ohne Autoschlitten / mit und ohne  
Zehnerübertragung / mit und ohne Moment-  
nullstellung der Hebel.

Beide Modelle sind weltbekannte und bewährte Systeme  
E S P E - V e r t r i e b  
Abteilung II Rechenmaschinen  
BERLIN W 57 / POTSDAMER STRASSE 75

ERNST WEISS  
Der Kampf  
Ein Roman  
M. 4,—

GERHART HAUPTMANN  
Der Narr in Christo  
Emmanuel Quint  
Volksausgabe  
M. 3,—

JOHANNES V. JENSEN  
Exotische Novellen  
Olivia Marianne  
M. 2,50  
S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

### AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTEIN  
A n m e r k u n g e n

Jeder Band gebunden M. 2,—

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 24. JUNI 1916

## DAS TRAUERMAHL

*Ein Akt von Viktor Dyk*

(Berechtigte Übertragung aus dem Tschechischen von Otto Pick. Den Bühnen gegenüber Manuskript)

*Personen: Eduard Hoch / Die Dame / Der Diener / Georg Kral*

*Zeit: Gegenwart. Ort der Handlung: Eine Hauptstadt.*

Salon, alles in Trauerfarben gehalten, rechts das mit einem Trauerflor bedeckte Porträt einer jungen Dame. Eduard Hoch, in Trauerkleidung, steht korrekt und gespannt mit gekreuzten Armen beim Fenster. An der Türe der

Diener (in devoter Körperhaltung).

Eduard Hoch: Alles fertig?

Diener: Zu dienen, Herr.

Hoch: Haben Sie alles beschafft?

Diener: Zu Befehl.

Hoch: Das Arrangement?

Diener: Alles in Ordnung.

Hoch: Gut. Sie können gehn.

Diener (verbeugt sich).

Hoch (zündet sich eine Zigarette an, wirft einen Blick auf das Bild, aus seinen Gedanken reißt ihn plötzliches Klingeln heraus).

Diener (überreicht eine Visitenkarte).

Hoch (besieht sie, überrascht): Führen Sie den Herrn weiter.

Diener (ab; nach einer Weile tritt Georg Kral herein, geht auf Hoch zu, der ihn fast innig bewillkommt).

Hoch: Welch liebe Überraschung. Nie hätte ich erwartet —

Kral: Störe ich nicht?

Hoch: Niemals.

Kral (mit prüfendem, nicht ganz ruhigem Blick): Trotzdem. —

Hoch: Ach so — du meinst die kleinen Vorbereitungen. Ein Festmahl. Warum solltest du stören. Nimm Platz, bitte. — Ein kleines Festmahl. Ich sage dir alles. Aber zuvor sage mir, weshalb du so verschwunden warst? Auf so lange! Erzähl doch! Oder ist es ein Geheimnis?

Kral: Ein Geheimnis? Oh nein.

Hoch: Mir scheint, es ist ein Jahr her.

Kral: Annähernd ein Jahr. Es waren Reisen.

Hoch: Amüsante, hoffe ich.

Kral: Hm, amüsante. Und du?

Hoch: Es war nicht völlig amüsant.

Kral: Deine Frau?

Hoch (zeigt auf das Bild mit dem Trauerflor).

Kral: Was bedeutet das?

Hoch: Was es immer heißt: Tod.

Kral (die Überraschung schwer meisternd): Tod?

Hoch: Leider. (Einigermaßen zeremoniell.) Heute ist gerade der Jahrestag jenes traurigen Ereignisses.

Kral: Heute?

Hoch: Du warst freilich lange fort — du weißt nichts von diesen traurigen Geschehnissen?

Kral: Weiß Gott, nein.

Hoch: Natürlich. Du warst fort. Nun denn, ich will dir alles sagen. Du kanntest die Selige gut, nicht wahr?

Kral (mit leichter Unruhe): Freilich.

Hoch: Nun wohl, es ist gerade ein Jahr, daß sie verschwand. So als wäre sie in den Boden versunken. Im ersten Augenblick war ich verwirrt. Der Zustand der Ungewißheit ist mir unangenehm. Ich liebe unklare Verhältnisse nicht. Wie sollte ich darüber urteilen? Schließlich kam etwas wie eine Art Aufklärung. Im Schrank der Seligen fanden wir ein an mich adressiertes Schreiben. Sein Inhalt war kurz: „Ich nehme Abschied. Ich geh für immer fort. So vermag ich nicht zu leben. Behaltet die Tote in gutem Angedenken.“

Kral: Ah!

Hoch: Das war freilich mysteriös und bot nur zu vielen Möglichkeiten Raum.

Kral: Sonst habt ihr nichts gefunden?

Hoch: Nichts. Sie hatte alle sonstige Korrespondenz verbrannt, scheint es; kein Wort der Aufklärung.

Kral: Ein rätselhafter Fall.

Hoch: Sie liebte das Rätselhafte.

Kral (neigt leicht den Kopf, schweigt).  
 Hoch: Es gab welche, die auf ihre Weise den Sinn des erwähnten Briefes deuteten. Ich gestehe, daß ich mir selbst nicht sicher war. Ich liebe unklare Verhältnisse nicht. Ich forschte mit aller Kraft. Aber lange Zeit vergebens. Ich schrieb einen Preis aus für jenen, der auf die Spur der Verschwundenen führen würde. Umsonst. Niemand meldete sich.  
 Kral: Eine geheimnisvolle Geschichte.  
 Hoch: Eine traurige Geschichte. — Die Gerichte forschten gleichfalls; so eifrig wie nur möglich.  
 Kral: Wirklich. Aber das ist seltsam —  
 Hoch: Bei den Gerichten? — Übrigens, das alles war seltsam.  
 Kral: Aber nach alledem ist es nicht gewiß —  
 Hoch: Die Gewißheit kam später. Eine traurige und doch wohlthuende Gewißheit; sie war besser als die Unruhe der Ungewißheit. Doch in der Reihenfolge: ich blieb bei der gerichtlichen Nachforschung stehen, wie?  
 Kral: Ja.  
 Hoch: Nun denn, die Gerichte verfolgten bestimmte Spuren. Sie hatten ihre nicht eben angenehme Hypothese. Sie vermuteten, daß meine Frau nicht tot sei.  
 Kral (mit vergeblich unterdrückter Bewegung): Sie ist nicht tot? Hatten sie vielleicht Beweise dafür?  
 Hoch: Nein. Die Spur, die sie verfolgten, war falsch; die Leiche meiner Frau wurde gefunden —  
 Kral (sichtlich ganz verwirrt): Wirklich?  
 Hoch: Alles stimmte. Sie war es —  
 Kral: Aber das läßt sich doch nur schwer feststellen. — War es nach längerer Zeit?  
 Hoch: Nach längerer Zeit.  
 Kral: Der Körper muß deformiert gewesen sein.  
 Hoch: Es war ein kläglicher Anblick.  
 Kral: Ich glaub's. Vorgeschrittene Verwesung!  
 Hoch: Es war ein deformierter Körper, aber doch der ihre. — Alle stimmten darin überein. Aber der Anblick! Es war etwas, was den Menschen zum Trappisten machen kann. — Es war nur ein Augenblick, aber ein unerträglicher —  
 Kral: Deine Besichtigung war also nur eine summarische?  
 Hoch: Niemand an meiner Stelle ertrüge mehr. — Übrigens, alle stimmten überein; der Arzt auch, unser Arzt. — Er gab ein ganz bestimmtes Gutachten ab. —  
 Kral: Und irgendein anderes Zeichen?

Hoch: Sie hatte alles entfernt, was auf die Spur lenken konnte.  
 Kral: Es war also doch nur eine Hypothese?  
 Hoch: Eine Hypothese! Aber das ärztliche Gutachten! Die übereinstimmende Meinung aller. — Sie fanden übrigens bestimmte Merkmale. — Was mich betrifft, so befahl mich Entsetzen. Ich hatte keine Ruhe, ehe sie beerdigt war.  
 Kral: Jene Frau —  
 Hoch: Meine Frau —  
 Kral: Freilich, freilich —  
 Hoch: Aber diese Lösung schuf mir doch Erleichterung. Es war eine Klärung der Verhältnisse.  
 Kral: Und die Ursache?  
 Hoch: Ich weiß nicht; sie war so leicht erregt, so launisch; bis zur Exzentrizität.  
 Kral: Freilich —  
 Hoch: Es war vielleicht ihre momentane Laune —  
 Kral: Vielleicht. (Offiziell.) Nachträglich mein Beileid.  
 Hoch: Heut ist der Jahrestag. — Ich begehe ihn durch ein Trauermahl. — Erscheint es dir sonderbar?  
 Kral: Ah, nein.  
 Hoch: Es ist eine alte, ehrwürdige Sitte.  
 Kral: Ganz recht; eine ehrwürdige —  
 Hoch: Alles wird stilvoll sein; ein richtiges Trauermahl. Darf ich auch auf deine Beteiligung zählen?  
 Kral: Nicht ganz. — Ich bin nämlich vergeben. Ich bedaure daher sehr —  
 Hoch: Schade. Es wird eine kleine Gesellschaft von Freunden sein. Vojtěch, Herout, Jahn, das ist alles.  
 Kral: Ich bedaure sehr.  
 Hoch: Ich ebenfalls. Das also war meine Last. — Aber du — du hast noch nichts von deinen Reisen erzählt. Ich erinnere mich, daß du auch nichts darüber schriebst; nach so langer Zeit. —  
 Kral: In der Tat, es war so schwer zu schreiben. Keine Disposition. Olaub mir, es war ein schweres Jahr. — Es war ein großer Kummer, der mich durch die Welt trieb —  
 Hoch: Ein intimer?  
 Kral: Ein intimer Kummer. Mehr kann ich nicht sagen —  
 Hoch: Ich bin nicht indiskret —  
 Kral: Ich reiste von Ort zu Ort, von Land zu Land, um Erinnerungen loszuwerden —  
 Hoch: Es war also ein schwerer Kummer —

Kral: Ja. — Noch jetzt ist seine Spur geblieben —

Hoch: Die wird auch vergehn. Hauptsache ist, daß die Verhältnisse sich klären. —

Kral: Ich kam müde, aber nicht glücklich zurück. —

Hoch: Das kommt von selbst. Sieh; meine Wunde war nicht klein; in der ersten Zeit war ich ganz verstört; und jetzt bin ich ruhig. Ruhe ist das Grundwesen von allem. Ich verließ die Umgebung, welche die Trauer hervorgerufen. Sie stieß mich ab.

Kral: Mich würde sie anziehen.

Hoch: Geschmackssache. Jetzt lebe ich hier, und ich kann nicht sagen, daß es ein schlechtes Leben wäre. — Aufrichtig gesagt, meine Frau war etwas exzentrisch —

Kral (schweigt).

Hoch: Meinst du nicht? Nun freilich, du kanntest sie nicht so —

Kral: Doch —

Hoch: Ich sage dir, du kanntest sie nicht. Bloß der Gatte kennt seine Frau. Ich will übrigens nichts Böses vorbringen; es würde zum Stil des Tages nicht passen. Sie war in ihrer Art eine sehr achtenswerte Dame. — Du solltest doch an dem Trauermahl teilnehmen. Du könntest einige Worte über die teure Entschlafene sprechen —

Kral: Danke. — Ich kann nicht —

Hoch: Ich will nicht nötigen. Ich wollte nur sagen, daß Trauer zu Ende geht. — Gewißheit tröstet —

Kral: Ich weiß nicht. — Wenn es wirklich Leidenschaft war, die verraten wurde —

Hoch: Verrat ist ein großes Wort; ich würde es nicht gebrauchen; es gibt solche allzu drastischen Worte, vor denen ich Abscheu habe. Verrat! Das ist wie ein Artikel im Tagesblatt —

Kral: Es war Verrat —

Hoch: Wenn du auf dem Worte bestehst. — Nun wohl, und was beginnst du jetzt? Bleibst du ständig hier?

Kral: Ich weiß nicht. —

Hoch: Du solltest dich entscheiden. Sieh, es wäre sehr angenehm für mich. — Schließlich, du würdest hier Gesellschaft finden — Vergessen — was immer du willst.

Kral: Ich weiß nicht —

Hoch: Oder willst du wieder Ahasver kopieren?

Kral: Ich weiß wirklich nicht —

Hoch: Ich möchte dir nicht dazu raten. — Es ist am Ende doch ermüdend. Lärm und Unordnung ist es. Hier kannst du dir das Leben

einrichten; auf der Reise mußt du es hinnehmen. Und schließlich hast du das Reisen jetzt hinter dir; um so eher könntest du bleiben —

Kral: Ich weiß nicht. Auf keinen Fall geh ich fort, ohne dich noch gesehen zu haben —

Hoch: Es wird mich freuen. — Pardon! — Wohnst du hier?

Kral: Vorläufig —

Hoch: Könntest du mir nicht deine Adresse geben — für jeden Fall.

Kral: Bitte — Karlsgasse 14.

Hoch (notiert die Adresse): Ich schulde dir einen Besuch. — Aber heute solltest du doch bleiben —

Kral (erhebt sich): Ich muß gehn —

Hoch (ebenso): Noch ein Wort. — Deine Geschichte ist schon gänzlich erledigt?

Kral: Ja.

Hoch: Gänzlich?

Kral (zuckt mit den Achseln).

Hoch: Um so besser. — Karlsgasse 14, nicht wahr? Verzeih, daß ich dich fragte. — Als guter Kamerad —

Kral: Freilich —

Diener (tritt ein, bleibt an der Türe stehen): Eine Dame wünscht empfangen zu werden.

Hoch: Eine Dame, eine Dame. — Was für eine Dame? —

Diener: Sie sagte nichts weiter —

Hoch: Wie sieht sie aus?

Diener: Sie hat einen dichten Schleier —

Hoch: Und was sagte sie denn?

Diener: Sie will dringend vorgelassen werden. —

Hoch: Sie mag warten —

Diener: Es sei sehr wichtig.

Hoch: Dumme Störung!



Wilhelm Morgner

Dem Tode

Kral: Ich muß übrigens grad gehn —  
 Hoch: Wegen der Unbekannten?  
 Kral: Ich war ohnehin im Begriff —  
 Hoch: Das hat doch keinen Sinn.  
 Kral: Vielleicht ist es wirklich wichtig.  
 Hoch: Nun wohl, da du darauf bestehst. —  
 Aber dann will ich dich vielleicht zum andern  
 Ausgang führen. — Respektieren wir also die  
 Romantik des Falles. (Zum Diener.) Führen  
 Sie die Dame herein — (Begleitet Kral nach  
 links; kurze Pause; dann kehrt Hoch durch  
 die gleiche Tür zurück; von rechts kommt die  
 Dame, dicht verschleiert . . . Sie bleibt stumm  
 und gleichsam zögernd an der Türe stehn.)  
 Hoch (näht sich ihr): Nehmen Sie, bitte,  
 Platz, meine Gnädige!  
 Dame: Eduard!  
 Hoch (in gesteigertem Erstaunen, das in den  
 folgenden Sätzen in höfliche, ja, spöttische Kühle  
 übergeht): Sie!  
 Dame: Ich!  
 Hoch: Die Tote —  
 Dame: Die Lebende —  
 Hoch: Ich begreife nicht —  
 Dame: Ich komme zurück —  
 Hoch: Aber Sie sind doch ertrunken —  
 Dame: Im Meer des Irrtums —  
 Hoch: Sie sind begraben —  
 Dame: Unter den Ruinen meines Glücks —  
 Hoch: Reden Sie, bitte, weniger bildhaft, ich  
 kann Ihrem Fluge schwer folgen —  
 Dame: Gott — hat mich heimgesucht.  
 Hoch: Gott — warum erwidern Sie den Besuch  
 mir?  
 Dame: Verzeihung!  
 Hoch: Gestatten Sie, daß ich meine Gedanken  
 sammle. Ich bin verwirrt: Also Sie sind tot, be-  
 graben; aber Sie sind gleichzeitig am Leben und  
 fordern Verzeihung. Verzeihung — wofür? Rück-  
 kehr — von wo?  
 Dame: Ich bin einer schweren Sünde schuldig —  
 Hoch (schlägt sich auf die Stirn): Ah, jetzt hab  
 ich meine Gedanken geordnet. Sie sind also nicht  
 tot, Sie sind nur im Meer des Irrtums ertrunken,  
 Sie sind nur unter den Ruinen Ihres Glücks be-  
 graben worden. Aber wenn dem allen so ist,  
 dann —  
 Dame: Es ist so —  
 Hoch: Dann ist er es —  
 Dame: Er war ein Verräter, Eduard. Ich habe  
 einem Elenden geglaubt. Gott hat mich für meine  
 Schuld gestraft. Ich habe dich betrogen; ich bin  
 hundertmal öfter betrogen worden. Ich habe

Böses getan und habe es gebüßt. — Sei nicht  
 strenger als das Schicksal —  
 Hoch: Sie reden zu pathetisch: das war immer  
 Ihre schwache Seite. Beruhigen Sie sich, bitte.  
 Out; also reden wir ernst. Also Sie sind fort-  
 gefahren — mit ihm —  
 Dame: Ja.  
 Hoch: Ihr habt gereist; es war eine amüsante  
 Reise; und am Ende hat er Sie betrogen, der  
 Nichtswürdige —  
 Dame: Ja.  
 Hoch: Wie?  
 Dame: Er verließ mich. — Verschwand!  
 Hoch: Hatte er keine Ursache dazu?  
 Dame: Ursache — er? Was für eine Ursache?  
 Hoch: Das ist schließlich seine Sache. — Also  
 er verriet Sie — und Sie?  
 Dame: Ich will aufrichtig sein, Eduard. —  
 Mein erstes Gefühl war, ihn zu verfolgen, ihn zu  
 finden; das zweite, zu dir zurückzukehren. —  
 Gott hat mich —  
 Hoch (einfallend): Die ersten Gefühle sind ge-  
 wöhnlich die rechten. —  
 Dame: Du bist grausam!  
 Hoch: Das ist also Ihr Standpunkt. — Sie  
 wollen also zurück. Sie sind immer der Grenze  
 ausgewichen. Aber denken Sie sich ein wenig  
 in meinen Standpunkt hinein. Wir feiern heute  
 den Jahrestag Ihres Todes. Bedenken Sie, daß  
 das unangenehm wäre. — Schließlich sind Sie tot,  
 begraben. — Wir gedenken heute mit Rührung  
 der teuren Toten. — Bedenken Sie, daß Ihre  
 Gegenwart die Aufrichtigkeit unserer Gefühle  
 einigermaßen schädigen könnte. —  
 Dame: Verzeih!  
 Hoch: Mit größtem Vergnügen. Doch mehr  
 vermag ich nicht. Das wäre ein Skandal. Ein  
 Skandal ist eine unangenehme Sache. Die Auf-  
 erstehung von den Toten könnte die Situation  
 völlig verwickeln; ich muß Ihnen raten, tot zu  
 bleiben.  
 Dame: Ich bin es nicht, Eduard —  
 Hoch: Für die ganze Welt. — Aber für unsere  
 Welt. Sie hätten das früher erwägen sollen. —  
 Den Tod kann man nicht zurücknehmen, ohne  
 daß die ganze Geschichte etwas komisch würde.  
 — Die Öffentlichkeit ist böswillig; und auch da  
 liegt ein Feld für die Böswilligkeit —  
 Dame: Du bist schlimm —  
 Hoch: Ich?  
 Dame: Ich will Buße tun.  
 Hoch: Warum?  
 Dame: Es war doch eine Sünde.

Hoch: Wieder so ein Wort. — Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, verstehn Sie mich recht; ich verzeihe Ihnen, sofern ich Ihnen etwas zu verzeihen habe; aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich unter die Leute gehe und zu ihnen spreche: „Siehe, mein Weib ist von den Toten auferstanden. — Es war eine kleine Komödie, sie hat sie fein gespielt; wollt ihr nicht darüber lachen —?“

Dame: Du tust mir weh, Eduard!

Hoch: Ich tu dir weh!

Dame: Ich kam, weil ich alles bereue; ich kam, weil ich dich liebe. Ich habe dich getäuscht und habe mich selbst getäuscht. Doch ich hab dich immer geliebt. Es war ein böser Traum — du hast das Recht, mich zu strafen; hast das Recht, mich zu verlachen, böse zu sein; aber du wirst mich nicht von dieser Stelle vertreiben. Ich habe das Recht und die Pflicht, bei dir zu sein, denn ich liebe dich. —

Hoch (achselzuckend): Wieder das Pathos.

Dame: Das ist kein Pathos, sondern die Wahrheit.

Hoch: Aber der Jahrestag —? Meine Gäste? Die Welt?

Dame: Was liegt dir daran? Was liegt dir an der Welt? Ich liebe dich, Eduard!

Hoch: Ach so. (Erhebt sich, sieht das Porträt an.) So wäre es denn an der Zeit, diesen Flor abzunehmen? Aber er sah so hübsch aus. — Ich kann sagen, er paßte Ihnen.

Dame: Eduard.

Hoch: Das Trauermahl war so fein arrangiert; tadellos, kann man sagen. Ein erwählter Kreis von Freunden; eine stilisierte Umgebung. — Alles den Umständen angemessen. — Und jetzt sollte nichts daraus werden?

Dame: Hast du verziehn, Eduard?

Hoch (nachdenklich): Nun denn, du sagst, daß du mich liebst. Das ist auch so ein Wort —

Dame: Ich liebe dich —

Hoch: Die bösen Träume ausgenommen —

Dame: Die mir Gott gleich dir verziehen hat.

Hoch: Aber freilich. — Aber bringen wir Licht in die ganze Situation; also dein Begleiter hat dich schmählich verraten? Er war ein Elender, ein Nichtswürdiger, ein Schuft?

Dame: Alles das —

Hoch: Eine Dame zu verlassen — offenbar irgendwo weit?

Dame: Es war in London —

Hoch: London — in dem Nebel. — In diesem Babylon. — In der Tat, das ist nicht fein —

Dame: Es war ein schrecklicher Tag —

Hoch: Ich begreife vollkommen; der erwünschte Nebel. — Und seine Spur verschwand darin gänzlich —

Dame: Ja —

Hoch: Kein Brief?

Dame: Nein.

Hoch: Und dein erster Instinkt war also vergebens. — Der häßliche Mensch. Wenn ich bedenke, daß man so unehrerbietig gegen eine so schöne und liebende Dame sein kann —

Dame: Ich liebte ihn nicht.

Hoch: Ach ja, es war ein böser Traum; ich habe mich nicht gut ausgedrückt; also so unehrerbietig gegen eine so schöne Dame, die so böse Träume hat. — So unehrerbietig zu sein — zu verschwinden. — In den Zug zu steigen, auf ein Schiff zu gehn, und sich keinen Moment um die Trauer der so schmählich Verratenen zu bekümmern. — Es war in der Tat ein Nichtswürdiger. — Und wenn ich ferner erwäge, daß er ganz ruhig nach Hause zu fahren wußte, wie wenn nichts geschehn wäre; daß er auf der Stelle, wo du jetzt stehst, vor einer Weile stand, als ob keine Sünde sein Gewissen beschwerte. — Daß er sich sogar über Verrat zu beschweren wußte —

Dame (heftig): Er stand hier? Beschwerte sich?

Hoch: Ja.

Dame (ebenso): Vor einer Weile?

Hoch: Vor paar Minuten.

Dame: Georg Kral —

Hoch: Georg Kral —

Dame (heftig): Der Elende. (Still.) Er ist also hier —

Hoch: Er ist hier. — Er stand ruhig da, wie wenn er weder ein Elender noch ein Nichts-



Wilhelm Morgner

Paris' Urteil

würdiger wäre. — Nicht als Verräter, sondern als Verratener.

Dame: Eduard — (Ihr Ausdruck ist unruhig geworden; sichtliche Verwirrung hat sich ihrer bemächtigt.)

Hoch: Du liebst ihn freilich nicht. — Du hast ihn nie geliebt. Und da es nur ein böser Traum war —

Dame: Freilich — aber —

Hoch: Der Elende. — Wenige Schritte trennen ihn von dir; und er ahnt nichts. — Aber weshalb sollte er auch ahnen? Alles ist zu Ende. — Du bist aus dem Traum erwacht.

Dame: Kennst du seine Adresse?

Hoch: Hier, gerade hier hat er sie mir gesagt. — Ich weiß jedoch nicht, ob ich nicht vergessen habe.

Dame: Sag mir sie —

Hoch: Da du sie um jeden Preis willst. — Nun denn, ich erinnere mich, daß ich sie notiert habe. (Zieht das Notizbuch heraus.) Die vermaledeite Adresse. Ob ich sie finde. Ah, jawohl: Karlsgasse 14.

Dame: Karlsgasse 14.

Hoch: Ich glaube, es ist so. Aber wozu brauchst du sie?

Dame: Eduard! (In erregtem, exaltiertem Ton.) Lebewohl! Ich gehe zu ihm!

Hoch: Zu diesem Elenden? Nichtswürdigen? Schurken?

Dame: Ich gehe zu ihm. Ich liebe ihn —

Hoch: Aber du liebst doch mich?

Dame: Das war nur ein böser Traum —

Hoch: Ach so. Jetzt begreife ich vollkommen. — Endlich ist es vollkommen in Ordnung, der erste Instinkt ist stets der richtige —

Dame: Lebewohl, Eduard!

Hoch: Mit Gott, Teuerste. — Verwechseln Sie's nicht: Karlsgasse 14. Aufrichtig gesprochen, bin ich froh. — Kral war mir immer sympathisch. Er ist mein alter Kamerad! Ein vortrefflicher Mensch! — Er hat seine Schwächen —

Dame: Ich liebe ihn —

Hoch: Aber freilich. Nur hüten Sie sich vor bösen Träumen und vor dem Londoner Nebel. Ich wünsche Ihnen viel Glück. — Aber bedenken Sie meine Situation. — Ich liebe klare Verhältnisse. — (Begleitet sie; Pause; kehrt zurück; tritt ans Fenster, winkt grüßend mit dem Taschentuch.) Das Trauermahl ist gesichert —

(Es klingelt, eintritt der)

Diener: Herr Herout —

(Vorhang.)

## ROMANZE VOM BETRUG DER WELT

Sturm war durch die Welt gefahren  
und wir schauern spät und klein.  
Vor den Füßen — in den Haaren —  
flackernd Baum und Raum und Wein —  
Sturm!

Heute sind wir schwanke Schatten (sieh dich um!)  
Morgen blumicht sind wir Matten,  
oder jene Weiden krumm.  
Heute bin ich Staub und Wenig,  
morgen bin ich Sonnenkönig,  
und aus meinen frühern Bahnen  
raucht ein Traum von Untertanen.

Wie verstehst du diese Schritte? —  
Immer sind wir in der Mitte,  
immer sind wir in Gewalten  
tausendfacher Gottgestalten.  
Drüben dräuen Berg und Bäume,  
andern sind sie Wand und Räume,  
und der Strom, der uns begleitet,  
kalt und grau und voller Tod,  
andern ist er, ausgeweitet,  
eine Stadt im Morgenrot.

Selbst die Sterne — lauter Welten!  
Selbst die Erde — Korn der Zeit!  
Römer, Griechen, Basken, Kelten,  
ich und du — nur Eitelkeit!  
Nur Eitelkeit und Erzbetrug!  
Und immer Sterbens nicht genug!  
Und kein Verlaß auf keine Bucht!  
Und hilflos ewig Sturz und Flucht!

Mich läßt hier nichts allein.  
Nun wieder ist es meiner Lampe Schein,  
der milde sich, wie Mutterhände walten,  
mir über meiner Stirne Gram und Falten  
verweilen läßt und mein Gesicht erhellt.  
Die treue flammte schon zu meinen Kindeszeiten,  
mit einem Licht, das heut nicht mehr gelingt.  
Verloren ruft es mir, wie meine Amme singt,  
ich half dabei das Bett ihr aufbereiten . . .

Wo blieb er sich? Wer trägt mich durch die Welt?!  
*Rudolf Fuchs*

## ANRUF UND ERKENNTNIS

„Schwarze Früchte sollst du essen!“ gebietet ein  
Nachtgesicht.

Und der Schüchterne widersetzte sich nicht.  
Doch nach Verständnis trachtend, betrachtet er  
seine Züge:

edler sind sie in der Beleuchtung der Lüge,  
die aus der Widerwillentat entspringt.



ER redet nicht, doch was er singt,  
 sind Bilder von Weisheit gebissen;  
 Sterbende schon, Leyern mit halben Sinnen und  
 Saiten, Wesen, die nicht leben müssen,  
 solche, denen das zu tiefe Bewußtsein eines  
 anderen Lebens  
 die Lust am Nehmen nahm und die magische  
 Macht des Gebens.  
 Auch bewegt er nichts außer sich.  
 Doch was er trotzdem tut, ist den Geistern ver-  
 wandt:  
 er verwischt in einem Blitze  
 die Spur seines Fußes mit seiner Hand.  
 So scheint er höflich, und ist inniglich.  
 Wie eine Fliege am Kraterrand eines Gefäßes,  
 wandelt er am Horizonte seiner natürlichen Speise,  
 sich selbst verkleinernd, von unberechtigten  
 Essern sogar verscheucht,  
 von jedem Ausweg angelockt zur Reise,  
 wo immer wieder ihm Ungemäßes eher ihm Hei-  
 mat deutet,  
 weil es durch einen Helm erst, gleichsam, zu Kopfe  
 fließt.  
 Dieses alles aber, wo du nicht geboren bist,  
 wird dir bloß zugemutet.  
 Das Heldentum ist eine Verzückung des Ortes,  
 worauf du stehst,  
 ein Anderswodasein als wo du west.

*Paris von Gütersloh*

#### VISION

Du lastest gleich schwarzen Quadern  
 auf allen meinen Gedanken,  
 deiner steilen Brauen  
 gekrümmte Zypressen  
 fassen wie Gürtel  
 die Wachsamkeit meiner Schläfen.  
 Ich will, du sollst  
 zwischen Farbenrädern  
 und bunten Halbmonden  
 in den Falten meiner Seide  
 nackte Menuette tanzen,  
 oder hin mit mir auf goldnen Füßen  
 über herbe Flachlandschollen rasen,  
 in den weitgestreckten  
 Flächen deiner Hände  
 Lachen halten und das lockende Getön der Her-

[den.

Nirgends auf den Kanten dieser Welt  
 ist mir Schlaf bereitet und Versterben,  
 siehe, ewig ward mir  
 Flügelschlag der Dämmerungen  
 Ahnung wilden Torenrufs der Gottheit.

*Johannes Urzidil*

#### GETÖSE

Du steigst nicht weiter, Sommer, halt! Umsonst  
 ergrünt! —  
 Erröte stumm, ich will das sehn! Umsonst er-  
 dröhnt  
 Mein endlich kommen dürfen  
 Nicht! — Nun will ich spein und schlürfen!  
 Ein Tier, das jagt! Auf Tiere nicht: auf Mensch  
 und Land.  
 Ein Tier der Tiere; ohne Furcht; das Herz ver-  
 brannt.  
 Nur mein Trompetenrachen  
 Läßt eure blühnde Welt erkrachen.  
 Sie hört nichts mehr, gehorcht betäubt, ein kahles  
 Lamm,  
 Mein tierischer Befehl, Befehl verhext sie stramm.  
 Die Macht Gebrülls — sie ahntest du nicht,  
 frommer  
 Ins feine Angesicht geschlagner Sommer —!  
*Alfred Wolfenstein*

#### LIED DER DICHTER

Wird ein Sommer sein, an Kreuzen aufgerichtet,  
 Eselinnen über Purpur schreiten.  
 Angst des Weltalls wird zum Schwamm verdichtet,  
 Unsrer stillen Lippen suchtumgleiten.  
 Und es werden immer nur die Kinder ernten,  
 Uns in ihre unermeßnen Hände liefern,  
 Daß wir ihre wundervollen nachtbesterten,  
 Süchte einer ungeahnten und als Himmel tiefen  
 Landschaft in die aufgetanen Munde reichen.  
 Wird einmal ein Frühling ohnegleichen  
 Wie ein Mord am Winter durch die Straßen ziehn,  
 Über unsre Augenhöhlen streichen,  
 Und sie müssen wieder wie im Anfang glühn.  
*Ludwig Bäumer*



*Wilhelm Morgner*

*Das verlorene Paradies*

## DE PROFUNDIS

Müd irren wir durch die Stadt in Nacht.  
 Frierend, weh aneinander geschmiegt  
 In der Laternen traurigem Gestirn.  
 Immer schrillt aus der Pinte Musik Verzweiflung,  
 Daß unser Blut zu weinen anfängt  
 Und die Seelen erzittern.

Weiber kauern darum, gespenstisch, verschminkt,  
 Blöde Kerle, frech grinsend in ihre Gesichter,  
 Die gleich welkenden Blumen  
 Über den Tischen hängen.

Wird sich kein Gott heut der Armen erbarmen?  
 Wird kein Heiland seine sanften Hände  
 Um ihre Schattenwangen legen?  
 Wird nicht ein lichter Engel  
 Tröstend in ihre Träume schweben?

Nachtsturm peitscht Fetzen um unsere Traum-  
 Wir rollen tiefer hinab, [gesichter.  
 In den purpurnen Abgrund unserer Liebe.  
*Franziska Stoecklin*

## SCHULD

Meine Mutter trägt alle Städte, meine Mutter  
 weint alle Flüsse.  
 Meine Mutter hebt das wartende Morgenrot auf  
 blühende Felder,  
 Faltet das Abendrot hinter gesegnete Wälder,  
 Wankt zum Mond, küßt den Widerhall einer frem-  
 den Welt.

Meine Mutter irrt . . . schwer sind die Städte! —  
 — — —

Heiß sind die Launen, furchtbar die Schuld.  
 In die schwarze Not ragt ein Galgen . . .  
 Mutter, eine Ruhestätte vor dir!

*M. Morax-Korschelt*

## SÖHNE

Ich hab es in die Sternenleere ausgeschrien,  
 daß einer, der sehr kindlich war, verdorrte, starb.  
 Nun kenn ich Not, die also wirr verdarb,  
 was sie durch Jahre sich an Glanz geliehn.

Liebe liebt auch das Auge, das wie wir  
 in Qual verstrickt den Ausgang nicht mehr findet,  
 heißt lieben nicht, der ganzen Not verbündet  
 die Dunkelheiten zu durchlieben. Hier

zu sein. Im Angesicht die feuchten  
 Erinnerungen, die nicht schweigen können,  
 und doch: Wie Saaten- Sonnen- Wogen aufzu-  
 leuchten  
 und sich hochauf in deine Qual — mein Quäler  
 einzubrennen.

*Maria Benemann*

## DIE TOCHTER JEPHTAS

Die Gespielinnen standen noch schüchtern  
 um sie her im zagen Kreis,  
 die wie eine, die zu tanzen weiß,  
 voranging streng und nüchtern,

wie eine, die gefastet hat,  
 und die vom Weinen satt  
 hinauszog vor die Stadt;

bis das Lied ihr Gesicht vertauschte,  
 als im ausgelassenen Spiel  
 der Hände nun ihr Ohr so viel  
 dem Munde lauschte,

und ihr Fuß dem Tanz, der sie führt,  
 bis sie sich nicht rührt,  
 weil sie's zerschnürt.

Und war noch solche Lust in dem Leib,  
 Glanz, viel Stolz und Scham,  
 als sie die Stimme vernahm:  
 Tochter, du Weib.

*Georg Hecht*

## WIEDERKEHR

Seltsam — wie alle Bitternis in schließendem  
 Schlund versank:

die zerrissene Luft, der Schrei, der Pulvergestank  
 die Enge und das schleichende, müde Leid.  
 Wieder lodert das Leben auf in verzückten Flam-  
 men,

Berge erblühen und Straßen lagern sehr breit  
 sich hin. Schon rücken Gespräche zusammen.  
 Und eine dünne Brücke — fast nur ein Seil,  
 tänzelt leicht über die trennenden Tage.

Verschwommene Gesichte — lang schon außer  
 Bewußtsein — steigen aus glühem Krater  
 wie Freunde auf. Da ist der Strom, der Turm,  
 die Straßenbahn, das Theater,

geliebte Frauen, Glanz auf vernarbten Wunden,  
 rhythmisch Gejage,  
 Weiße, große Betten . . . Wie ein Irrer bin ich,  
 wie ein Neger oder ein Inder.

Ich möchte nach allen bunten Dingen verlangend  
 greifen,

durch Abende wehen, über hundert Münde streifen  
 oder lange in kristallenem Bade liegen.

(Keine Trompeten, kein Schnarchen, kein Schlamm,  
 keine müden Olieder.)

Ein traumsilberner Flieger will ich den Lenz über-  
 fliegen,

die schweren Bäume in ihren Kronen fassen  
 und in freudig geneigter Demut wieder und wieder  
 die Liebe durch tausend Ventile ausströmen lassen.

*Kurd Adler*

## TROTZ

Der Aufstieg durch die riesigen Kamine  
Lockt immer höher in das windige Blau.  
Tief unter uns liegen die Wesen mit ihren Gift-  
pfoten

Und die dicken Wüstlinge in B-Moll.

Hier gibt es Landschaften aus versteinertem Feuer,  
Da wird man so hochmütig, daß man nicht mehr  
haßt.

Hier, wo die Götter nicht mehr hineinpfuschen,  
Lehnt sich der Mensch an seine tausend Ur-  
sprünge.

*Wilhelm Klemm*  
(Aus dem Luxusband „Verse und Bilder“)

## AM RANDE

Bist du es, Stunde der endlichen Erkaltung,  
lange erahnte, gefordert vom Zweifelnden . . .  
brichst nun übermächtig herein, und den Schlaffen  
wirfst du zu Boden.

Wann schon ersehnt' ich den erlösenden Abbruch!  
Willkommen mir, Stunde, längst vorerlebte.  
Nicht Aufraffung fürder, nicht Trost und Ent-  
täuschung —

Nichts kehrt in Nichts zurück!

*Otto Pick*

## HRABIN

*Von Petr Bezruč*

So manchmal, wenn oben die Wolken ziehen,  
mich Träumenden leichte Topase besprühen,  
so manchmal rühren sich wallende Reihen,  
Fahnen voran und ergreifende Chöre.  
Heilig dein Glaube, du freundlicher Alter!  
Heilig der eure, ihr Mädchen vom Dorfe!

Lang ist's seither. Den lieblichen Jungen,  
unterwegs hat er fleißig gesungen,  
führte der Vater, voran die Fahnen,  
quer über Felder und Täler und Höhen,  
durch tannige Wälder mußten wir gehen;  
endlich kam Hrabín, kam Hohen-Hrabín,  
die mächtige Kirche der Jungfrau Maria,  
segnend empfang uns Herr Pfarrer Böhm.

Kamen von blauer und polnischer Seite,  
die von der Wag und wir auch von Teschen.  
Da ruhten auf uns in gedrängt voller Kirche  
die süßen Sterne der Jungfrau von Hrabín  
und von ihr predigt Herr Pfarrer Böhm.  
Die reine Stirne bot ich der Schwelle,  
mir wurde das Herz eine himmlische Zelle,  
es ruhten auf mir die süßen Sterne  
der Jungfrau von Hrabín, und von ihr predigt  
Herr Pfarrer Böhm.

Wie heißt du, Junge? Führte mich freundlich  
in die Geschäfte und strich mir die Haare.  
Weiß Gott, was mir alles in Hrabín kaufte  
Herr Pfarrer Böhm.

Lang ist's seither. Die Seele verdorrte.  
Mir schatten die Stirne häßliche Wolken.  
Das Auge ist stumpf und die Lippe verzerrt.  
Für mich lebt kein Gott. Doch wenn sich am  
Ufer

die Weiden verfärben, die Äste des Apfelbaums  
neigen,

wieder bußfertige Scharen sich zeigen:  
da senkt sich bekreuzt meine reuige Stirne,  
als sähe wieder herab auf mich Hrabín,  
dort endlich Hrabín, das hohe Hrabín,  
als sähe wieder aus süßen Sternen  
auf mich die Jungfrau, von Hrabín die Jungfrau  
und von ihr predigt Herr Pfarrer Böhm.

(Uebersetzt von Rudolf Fuchs)

## EIN BESUCH BEI VERLAINE

*Von W. B. Yeats*

Im Frühling 1894 bekam ich ein Briefchen, mit  
dem ich in englischer Sprache zu „Kaffee und  
reichlich Zigaretten“ eingeladen wurde, und das  
„Ihr recht munterer Paul Verlaine“ unterschrieben  
war. Ich fand ihn in einem kleinen Zimmer ganz  
oben in einem Mietshause der Rue St. Jacques.  
Er saß auf einem Lehnstuhl und hatte sein schlim-



*Wilhelm Morgner*

*Russischer Bauer*

mes Bein in viele Bandagen gewickelt. Er fragte mich, und zwar auf Englisch, denn ich hatte ihm die Dürftigkeit meines Französisch eingestanden, ob ich Paris gut kenne, und, auf sein Bein deutend, setzte er hinzu, es habe sein Bein „ausgedörnt“, denn er kenne die Stadt „gut, zu gut“ und lebe darin, wie „eine Fliege in einem Marmeladentopf“. Dann nahm er sein englisches Wörterbuch, eines der sehr wenigen Bücher in seinem Zimmer, und fing an, den Namen der Krankheit zu suchen, und entschied sich schließlich, und soviel ich weiß, etwas ungenau, für „Erysipel“. Unterdessen hatte seine schlichte, nicht mehr ganz junge Geliebte die Zigaretten gefunden und ausgezeichneten Kaffee bereitet. Augenscheinlich war sie es, die dem Zimmer das meiste seiner Eigenart gegeben hatte. Ihre Kanarienvögel, es gab deren mehrere Käfige, vollführten einen ununterbrochenen Radau an dem offenen Fenster, und ihre sentimentalen Farblichdrucke machten sich zwischen den Aktzeichnungen und Herrn Verlaines Karikaturen als Affe, die er aus den Zeitungen herausgerissen und an die Wand gesteckt hatte, breit. Sie reichte mir ein Streichholz, meine Zigarette anzuzünden, und sagte dazu auf englisch „a bad match, a french match“, und an der Art, wie ihr Gesicht aufleuchtete, als ihr meine Entgegnung, „in England gibt es die besten matches, aber Sie haben die besten Dichter“, übersetzt wurde, konnte ich sehen, wie stolz sie auf ihren unbehilflichen Liebsten war. Während wir unseren Kaffee tranken, schob sie einen Sitz ans Fenster für einen merkwürdigen Besucher, einen Mann, der scherzweise Louis XI. genannt wurde, einer großen Ähnlichkeit wegen, wie Herr Verlaine erklärte. Dieser Gast hatte sich seit einer Woche nicht rasiert, seine Beinkleider wurden von einem Bandgürtel oder einem dünnen Strick gehalten, er trug einen Künstlerhut, den er meistens auf den Knien hielt, und solange Herr Verlaine erzählte, watschelte er fortgesetzt auf und ab. Herr Verlaine sprach von Shakespeare, den er, mit den Vorbehalten seines Aufsatzes im „Fortnightly“, bewunderte, von Maeterlinck, der „ein lieber guter Bursch, aber in seinem Schaffen ein klein bißchen Marktschreier“ sei, von Hugo, der „ein Vulkan sowohl von Schlamm als auch von Flamme“, aber immer, wenn auch „nicht gut genug für die jungen messieurs“, ein erhabener Dichter sei, und von Villiers de l'Isle Adam, der „exalté“ sei, aber „das ausgezeichnetste Französisch“ schreibe, und dessen „Axel“ er — wie ich nicht umhin kann, zu denken — etwas kleinlich dahin auslegte, daß die

einzig wichtige Sache in der Welt die Liebe sei, und von „In Memoriam“, das er übersetzen wollte und nicht konnte, weil Tennyson „zu erhaben, zu sehr Anglais“ sei, und „wenn sein Herz gebrochen sein müßte, Reminiszenzen feierte“.

Worüber immer er sprach, stets war in seiner Stimme, in seinem Gesicht oder in seinen Worten etwas von der „volumineusen Zartheit“, die Herr Bain, glaube ich, „die Grundlage aller Unmoral“ genannt hat, und von der frohen Feierlichkeit und klaren Auffassung jener, denen geistige Vorstellungen geläufig sind. Man fühlte stets, daß er ein großes Temperament, der Diener eines großen Dämons wäre, und wenn man seinen ungestümen Sätzen lauschte, währte man, sein Temperament, sein Dämon, entzöge sich jeder Kontrolle, damit er, wie es für seinen vollkommensten Ausdruck in der Kunst notwendig sei, sein Leben leben und dabei der Beweihräucherung entgehen könne. Wenn man sich Verlaines erinnert, so versteht man, wie hohl es ist, das übliche Schreiben und Denken, daß die ideale Welt unsere eigene vervollkommnung sei, eine Blüte, die auf unserem Mist wachse. Man gibt sich damit zufrieden, jene, die ihre Forderungen und ihre Schönheit verkünden, nach dem Grade ihrer Unterwerfung unter unsere Gesetze zu messen, aber die Weisheit des hebräischen Ausspruches „wer Jehovah schaut, muß sterben“, begreift man nicht. Wenn die ideale Welt ihre Quellen öffnet, zersetzt sie durch ihre unerklärliche Ausstrahlung bei diesem Menschen die Gesundheit, die doch nur die Kunst ist, die mechanische Welt zu verstehen, und bei jenem die Moral, die doch nur die Kunst ist, mit Behagen darin zu leben. Erkennt man das, so zürnt man und vergißt, daß die Inkarnation nicht weniger unserer Verehrung bedarf, weil sie in einem Gefäße trüber Leidenschaften geschehen ist, oder vielleicht bringt man Weihrauch und Myrrhen in Heimlichkeit, auf daß nicht ein wenig Wahrheit die Welt toll mache. —

#### DAS STEINHAUS UND DER ROSENBUSCH Von Hans Koch

„Halt!“ rief das weiße Steinhaus mit ersticken-der Stimme.

„Laß ab, denn du erdrückst mich!“

Der Rosenbusch aber hielt es umklammert mit seinen zähen dünnen Armen, warf seine dunklen Schösse an den Mauern empor wie gischtende Brandung, überfraß das Schindeldach, daß über ihm die Rosen einander sich entgegenwarfen und taumelnd zurückfielen.

„Halt!“ rief wieder das weiße Steinhaus.  
 „Ich kann nicht mehr aus meinem Fensterlein  
 gucken! Mir ist, als wollten deine Wurzeln mich  
 schon aus dem Grunde heben!“

Drei Menschen hatten Quartier in dem kleinen,  
 weißen Steinhaus. Jugend drängte sich an Jugend,  
 und ein Mann vergaß Rosen, Welt und Zeit, da  
 sein Haupt im Schoße der Liebsten träumte.  
 Eine Alte aber starb in diesen Tagen, übertäubt  
 vom Dufte der Rosen, eingefallen und verbraucht  
 von dem langsamen Gifte eines mageren Lebens.

Der Sommer zog hin mit weißen Nächten und  
 heißen, flimmernden Jagen. Und Stille und Reife  
 in aller Welt.

Da ward zur Mutter, die eines Mannes Liebste  
 gewesen. Und ein Knäblein sträubte quarend  
 die kurzen Glieder.

Der Rosenbusch aber lag erschöpft auf dem Dache  
 des Hauses, hing leblos an den Sims allen und  
 stand entblättert im eignen Astgewirr. Bald  
 schimmerten im Rauhreif weiß die Gitter in den  
 niederen Fenstern.

Da nahm der Mann ein Messer am Griff, hieb  
 in die Wandhecke des Rosenbuschs eine Lücke  
 und sprang aus des weißen Steinhauses enger  
 Treppentür.

#### ZWEI AUFZEICHNUNGEN ZU „NÄMLICH“ Von Paul Adler

I  
 Ihr Wälder, ihr Wälder, ihr Felder, ihr Wälder!  
 Ihr Blumen, ihr Erden, ihr Weiber, ihr Männer!  
 Ich sag es nicht, ihr Wälder, was ich in euch  
 erlebt.

Ich sag es nicht, ich habe etwas erlebt dort oben.  
 Ich hab es erlebt, doch ich sag es nicht. Ich  
 bin nicht einfältig. Nicht, nicht, ich sag es nie-  
 mand.

Was erlebte ich? Ich ging in dem Walde, schon  
 hatte ich Ahorun überstiegen. Da begegnete mir  
 ein Mensch und erhob gegen mich seinen Finger.  
 Ein umflossener Mensch war er, aber doch nicht  
 ganz ohne, wie man in meinen Augen gern  
 glauben möchte. Da stand er vor mir — wie  
 am Weg ein Pfahl. Ich bin auch kein Sack, ich  
 will gern stehn. Ich machte auf ihn den folgenden  
 Vers. Ich habe aber in meinem Leben vor diesem  
 noch keinen Vers gemacht.

Kehr wieder  
 Ich ging in Wäldern, in Wäldern

Nämlich

In Wäldern. Nämlich.

Da kam ein guter Mensch.

Nämlich

Im Walde erhob er seinen Finger.

Nämlich

Ich war in den Wald gegangen, um mich dort in  
 einigen Zweigen zu verwildern.

Da erhob der fremde Wilderer seinen Finger, da-  
 mit ich nicht als Mensch an einen Ahorn  
 hänge.

Dann geleitete er mich zurück.

Kehr wieder.

Dann habe ich übrigens noch ein zweites Gedicht  
 gemacht, aber erst als ich heimkam, beim Schlafen-  
 gehn. Das lautete so:

Müde bin ich, geh zur Ruh,  
 Schließe meine Äuglein zu,  
 Vater, laß die Augen dein  
 Über meinem Bette sein.

Das habe ich meiner Mutter säuberlich abge-  
 schrieben und es ihr, noch während sie schlief, auf  
 das Bett gelegt. Wie wird sie sich beim Er-  
 wachen darüber gefreut haben!

„Ahorun

Ahorun ist eine Stelle im Walde. Ahorun ist  
 ein klatschiger Weg. Ahorun sind Brombeeren.  
 Ahorun ist eine Spinne. Ahorun sind junge  
 Bäume.

Ahorun zittert im Winde. Ahorun nickt mit  
 Blättern. Ahorun nickt mit Blüten. Ahorun nickt  
 mit dem Halse.



Wilhelm Morgner

Das Kind Jesus im Tempel

Ahorun frißt schmäßliche junge Fliegen. Ein Kreuz zeichnet Ahoruns Rücken. Ahorun hält ein gräßliches Schild, eine gräßliche Kinnlade.

Avorun spinnt. Avorun spinnt. . .

Fliehe, fliehe! Avorun kommt.

Die Keulen eines roten Hirsches sieden in Avorun. . .“

## II

Ein unermeßliches Unglück ist die Welt, unzählige Unruhe, nach allen Seiten bangend, hängt in ganz Avorun, der Schöpfung eines bösen Allmächtigen. Alles zittert, alles bangt, allem droht unmittelbar das Grab ohne jeden Ausweg. Kein Ton, keine Hilfe von keiner Seite. Keine Kette ohne Ende bildet das Böse, und eine Kette, an die alle Geschöpfe, schuldige und unschuldige, geschlossen sind. Gibt es Liebe in der heillosen Hölle: sie verzweifelt, sie muß das entsetzliche Werk tun. Wenn es Eines gäbe; Ein, nur nicht ganz Böses, ein nicht ganz Ohnmächtiges, ein noch so geringes und zitterndes Ding, das der Welt Widerstand leisten könnte: hier müßte es sich zeigen, jetzt und hier wird seine Erscheinung erwartet.

Und siehe, es bleibt nicht aus. Nicht schwächlich und klein meldet es sich an wie eines Schafhirten Flöte, sondern kraftvoll über die Erwartung hinaus ist es schon da, das Heil der Gerechtigkeit. Das Horn in der Fülle seines höhern und wohlgefälligen Alters. Und nun wird es mächtig, Schritt für Schritt, zum Verlorenen hinuntersteigen, es wird die verriegelte Türe zerbrechen, die endlose Kette wird es aufschneiden, und es wird eine der edelsten Gestalten im Dunkel belohnen, die verkleidete Gattentreue. Heil dir Treue, welche Taten könnten geschehn, wenn du in dem Sumpf, in der Unterwelt Grund zu fassen vermöchtest! Weh dir, Untreue: Ungezücht, das seinen guten Herrn schlägt. Du bist Schlange, du bist Herzgift . . .

Da sagte mir nämlich im Wirtshause der Dirigent „Sie spielten heute recht nervös.“ Ich weiß nicht, ob das ein Tadel sein sollte. Aber ich sagte zu ihm: „Herr Dirigent, bitte, soll das vielleicht ein Tadel sein?“ Darauf sagte er: „Nein, das soll durchaus kein Tadel sein. Aber vielleicht sehn Sie sich doch nächstens die Hörner im Fidelio besser an.“ Das ist nämlich das Motiv, das ich danach auf der Geige verstümpert hatte. Aber unser vorzüglicher Cellist sagte noch darauf: „Nun Wolfens Statthalter war auch gerade keine Erlösung.“

Da goß mir noch Wolf beständig Rotwein nach. Ich glaube, dieser Wein stammte noch von dem Saugeist, dem „Ahorn“. Dann muß ich jedoch etwas gesagt haben, wie: „Meine Herren, ich war heute leider durch Umstände sehr betrübt.“ Darauf wurden Wolf und Weber beide sehr verlegen. Doch warum, das weiß ich nicht. Mutter, sage doch, was war das damals mit dem Kapellmeister, dem Ungarn? — Sie ist nicht daneben? — Das Licht brennt einsam?

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

THEODOR DÄUBLER. Hesperien. (Georg Müller, Verlag, München.)

„Was hat die Philosophie, was hat die kalte Erhabenheit dieser Wissenschaft mit Dichtung zu tun?“

„Die Dichtung, sagt' ich, meiner Sache gewiß, ist der Anfang und das Ende dieser Wissenschaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entspringt sie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seins. Und so läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnisvollen Quelle der Dichtung zusammen.“

So hat es Hölderlin ahnungsvoll im Hyperion geschrieben, Eine Folge in der Geistesgeschichte hat er vorausgesehen: was nach hundert Jahren notwendig sich ergeben hat, was uns heute durch den Mund Theodor Däublers geschehen ist. Des Eremiten von Griechenland Worte könnten über diesem Werk stehen.

Vielleicht über keiner Dichtung schöner als über „Hesperien“. Der Nordlicht-Dichter, der dem Zug nach Sternung gefolgt war, schaut in besterntes Land — „Hesperien“.

Aus dem Epos ist er von selbst zur lyrischen Symphonie gekommen.

Was dort aus der Erde Not dem Stern sich entgegen gehoben, blüht hier sternvoll schon auf.

War dort der Mensch noch Mittler des Schicksals, dem er unterworfen ist — im neuen Gleichnis ist er zur Erscheinung geworden wie alles um ihn.

Und das Schicksal geht nackt seinen Weg zur Geburt.

Das *ἑρ διασπορ δαυριῶν* — Eines: unterschieden in sich — ist in Griechenland geboren worden.

Als künstlerisches Glaubensbekenntnis war es gedacht. Am Mittelmeer hat es auch die Landschaft erreicht und durchgriffen.

Aus unserer Erde ist es ja nicht zu verstehen. Ihre Fülle bezeichnet sich selber. Sie ist darum nicht gebildet und wirkt irgendwie immer leer.

Der schöne Baum gilt hier als selbtherrliche Erscheinung. Er ist nur gefühlvoll zu fassen, schenkt eigene Stimmung!

Und die legt sich jedem Gestalten verkehrt in den Weg.

Dort reicht er dem Künstler sein Gesetz. Er ist ein sinnvoll betonter, in sich gegliederter Teil in einem Ganzen.

Wie der Baum, so auch die Hügel und ihre Früchte. Ja, auch die Farben! Farben sind im Norden Element, dort aber vergeistigtes Sein.

Nur auf solche Landschaft konnte ein Hesperien sich niederlassen.

Die Symphonie ist klassische Form. Ihre fünf Teile ergeben das Element der Gestalt.

Ein richtiges Scherzo ist dabei: zuerst gesternte Erscheinungen werden bezweckt und als solche wieder gesternt, das futuristische Tempo.

Der Kreis ist die bestimmende Linie; und die Peripherie greift plötzlich in die Mitte hinein.

Zwei Themen laufen übereinander: Hymne an die schöpferische Tat des Geistes und Ruhen in vergeistigter Welt.

Sie wiegen sich aus und sind auf einmal vermählt.

Es geschieht, daß aus den Wellen Panzerschiffe enttauchen, Flammenbäche aus Vulkanen stürzen, Kanonen sich entdröhnen, Festungen gewittern.

Doch Krater ist jetzt Mannes Mund. Sein Kampf ist sein Wort. Sein Geschick wird zur Form.

Aus dem scheinhaften Krieg der Waffen und Schiffe ist der wahrhafte Krieg des Mannes entbrochen: Bilden seines Geistes.

Das ist ein Moment des Augenblicks und unserer Zukunft voll. Hier hat sich die Hoffnung Europas entbunden. Der Stern weist wieder eine Geburt.

Selbstverständlich ist die Dichtung als Offenbarung vor diesem Kriege entstanden: März 1914 in Florenz.

Selbstverständlich ist sie in 200 Exemplaren gedruckt, von keiner Zeitung bemerkt und keinem Zeitgenossen gelesen worden.  
Erhard Buschbeck.

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXV

Im Morgenblatte der „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 24. März 1916 findet sich folgende amtliche Anzeige:

Nachstehend wird eine Entschließung des Stellvertr. Generalkommandos des K. I. bayer. Armeekorps zur Kenntnis und Danachachtung mitgeteilt:

Nr. 39842a. München, den 10. März 1916.  
Stellvertr. Generalkommando I. b. A.-K.

Bekanntmachung.

Durch G. K. V. vom 10. März 1916 Nr. 39342 erging an sämtliche Ersatztruppenteile des Stellvertr. Generalkommandos I b. A.-K. nachstehender Befehl:

Bei jeder Rekruteneinstellung ist von jedem Rekruten dienstlich abzuverlangen entweder:

- Die von der Distriktsverwaltungsbehörde ausgestellte „Bescheinigung“ der Teilnahme an der Jugendwehr oder
- ein von der Gemeindeverwaltung amtlich ausgestelltes, gestempeltes Schriftstück, in dem anzugeben ist, warum der Rekrut vor seiner Einstellung nicht an einer Jugendwehr teilgenommen hat.

Die von den Rekruten einverlangten „Bescheinigungen“ und „Schriftstücke“ sind sodann gestempelt an die einschlägigen Distriktsverwaltungsbehörden (Bezirksämter und unmittelbaren Magistrate) zurückzusenden, so daß diese einen genauen Einblick in die Verhältnisse bei den Gemeinden erhalten. Die Distriktsverwaltungsbehörden wurden von Vorstehendem verständigt.

Der Kommandierende General:

gez. v. d. Tann.

Hierzu wird im Einverständnis mit dem Stellvertr. Generalkommando K. b. I. A.-K. folgendes bemerkt:

Die vorstehend unter a und b geforderten Schriftstücke sind nur von Rekruten und Freiwilligen im Lebensalter von 16 bis 20 Jahren beizubringen.

Ausgestellt werden

die Bescheinigungen nach a — von derjenigen Jugendwehr, an welcher der Rekrut oder Freiwillige teilgenommen hat, also hiesigen Wehrkraftverein, oder von dem Katholischen Jugendverein, oder von der Jugendkompagnie 22, oder von einer der Landsturmturnerregien usf.;

die Schriftstücke nach b — von den Rekruten oder Freiwilligen selbst und zwar in einer von ihm eigenhändig zu bestätigenden Niederschrift, worin die Gründe angegeben sind, warum er vor seiner Einstellung nicht an einer Jugendwehr teilgenommen hat.

Sowohl die Bescheinigungen nach a wie auch die Schriftstücke nach b sind sofort nach Empfang des Stellungsbefehls, spätestens am letzten Werktag vor dem Einrückungstermin im Städt. Wehramt, Winzerstraße 68, Zimmer Nr. 9, I. Stock, während der Geschäftsstunden von 9 Uhr vorm. bis 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachm. zur Abstempelung bringen zu lassen und am Einrückungstage beim Truppenteil persönlich abzuliefern.

Am 23. März 1916.

Magistrat der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München.

(2)

„Vorwärts“, 28. 3. 1916, Hauptblatt

## KLEINER BRIEFKASTEN

Freunde der AKTION, obgleich ich hier keine humoristische Ecke einzurichten gedenke, sei auch mal eine komische Sache erwähnt. Herr Ludwig Thoma, der bis zum Ausbruch dieser Zeit oft Erklärungen zu geben suchte dafür, daß das Witzblatt „Simplicissimus“ seine Bildertexte für Paris ins Französische übersetzte, dieser selbe Herr Thoma sucht jetzt, zum Unbehagen der „Deutschen Tageszeitung“, sehr anders zu können. Dies allein aber würde mich so wenig interessieren, wie etwa die „zeitgemäßen“ Talentäußerungen anderer Literaten. Wertvoll dagegen ist, zu zeigen, welchen Ton diese Herrschaften anschlagen.

Herr Ludwig Thoma polemisiert in dem sonst so nett langweiligen „März“ gegen Professor F. W. Förster, München, dessen Meinung dem zweijährigen Patrioten Peter Schlemihl mißfällt (ich hoffe, nie ein Wort zu schreiben, das den Beifall des Herrn finden könnte). Nun sei (ohne die politische Seite der Sache zu beachten; ich kenne den Aufsatz von Professor Förster nicht, aber der Gegner macht ihn mir sympathisch) — nun sei gezeigt, wie Herr Thoma „bekämpft“. Er soll das Wort haben:

„Herr F. W. Förster, der beim Anheben des neuen Windes an die Universität München berufen wurde, hat sehr häufig das Bedürfnis, Aufsehen zu erregen.“

Der „Simpli“ mit seinem Sänger Schlemihl haben solch Bedürfnis nie verspürt.

„Das gelingt ihm auch durch taktloses Geschwätz, das er bei ausländischen Zeitungen anbringt.“

Hm. Der „Simpli“ hat seine Bildertexte allerdings nicht für ausländische Zeitungen übersetzt, sondern direkt für ausländische Leser. Nach einigen „sachlichen“ Bemerkungen sagt der Thoma:

„Dieser Bockmist wird als das Ergebnis tief sinniger professoraler Forschung usw. . .“

und er schließt:

„Ist es denn niemanden möglich, dem Schwätzer einigen Takt beizubringen?“

Takt und vornehme Zurückhaltung sind ja Kennzeichen der Simplimänner. Sie werden alt und grau, lernen hin und her, begreifen aber bis an ihr Lebensende nicht, daß es andere Ziele gibt, als Aufsehen zu erregen.

Worpswede. Ludwig Blümers Notiz über Karl Jakob Hirsch im vorigen Heft ist das Fragment einer umfangreichen Studie über den Maler, die später ungekürzt erscheinen soll.

M. M. Das nächste Heft ist die Sondernummer „Deutschland“!

T. R. Bisher sind 50 Künstlerkarten der AKTION erschienen; diese Reihe kostet eine Mark.

MIT DIESEM HEFT schließt das zweite Quartal 1916. Das Abonnement muß sofort erneuert werden, falls in der Zustellung keine Unterbrechung eintreten soll! Wer die Hefte der AKTION ungekniffen zu erhalten wünscht, hat für Mehrkosten (Verpackung und Porto) vierteljährlich M. 1.30 mehr zu zahlen. Unsere Leser im Auslande bitten wir, die Abonnementsbeträge durch Postanweisung einzusenden, da die (nicht geringen) Nachnahmespesen den Bezug sonst unnötig verteuern.

## BÜCHERLISTE

PAUL ADLER. Die Zauberflöte. Roman. (Hellerauer Verlag, Hellerau bei Dresden.) Geh. M. 3,50

KASPAR LUDWIG MERKL. Die Kakteensammlung. Zwei Erzählungen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,50.

LEO PERUTZ UND PAUL FRANK. Das Mangobaumwunder. (Verlag Albert Langen, München.) M. 3,—.

JOHANNES V. JENSEN. Olivia Marianne. Exotische Novellen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,—.

DER VÖLKER-LIEBESGARTEN. Eine Anthologie. (Hyperion-Verlag, Berlin W.) M. 6,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (KARL JAKOB HIRSCH-HEFT): Karl Jakob Hirsch: Selbstporträt (Titelblatt) / Max Pulver: Aus brennender Stadt / Stéphane Mallarmé: Die Wundererscheinung der Zukunft (Deutsch von Brücher) / Heinrich Schaefer (Straßburg i. Els.): Sinnbild des Lebens / Hans Koch: Der Mondsiedel / K. J. Hirsch: Fünf Holzschnitte (vom Stock gedruckt) / Albert Ehrenstein: Ausflug / Hans Reimann: Ein symbolisches Märchen / Der lose Vogel: Erinnern an einen Besuch 1912 / Hermann Kasack: Der Automat / Georg Weyler-Weiß: Memoirenfragment eines Papageis / Theodor Däubler: Die Taube / Gustave Flaubert: Eine Wagenfahrt / Paul Adler: Lied / Otokar Fischer: Ein Augenblick Ewigkeit (Deutsch von Emil Saudek) / O. E. Hesse: Zuruf / Hans Gathmann: Vision / Peter Bauer: Sommerland / Simon Kronberg: Nacht / Hanns Braun: Wir / Wilhelm Klemm: Mitternacht / Herbert Kühn: Landschaft / Otto Steinicke: Frühling / Adolf Schreiber: Max Reger / Ludwig Bäumer: Der Maler Jakob Hirsch / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste / Zeitschriftenschau

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

**S**

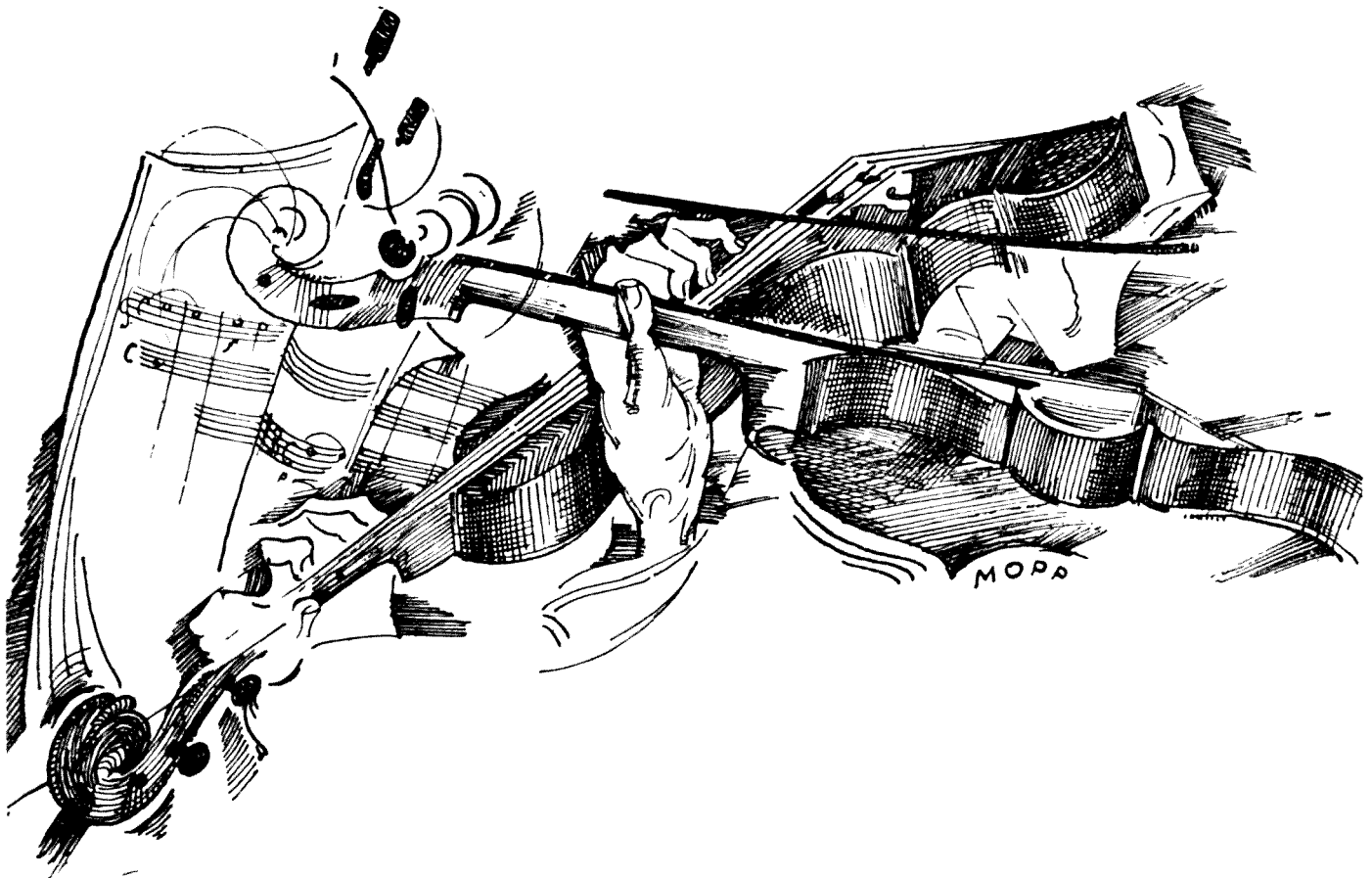


# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{27}{28}$

SONDERHEFT „DEUTSCHLAND“. INHALT: Literarische Beiträge von Heinrich Mann / S. Friedlaender / Albert Ehrenstein / Carl Einstein / Paul Adler / Heinrich Schaefer (Straßburg i. Els.) / Arthur Holitscher / Ludwig Rubiner / Franz Blei / Carl Sternheim / Hans Koch / Franz Jung / Erwin Piscator / Hermann Kasack / Johannes Urzidil / Hans Gathmann / Hugo Sonnenschein / Max Bred / Uriel Birnbaum / Wilhelm Klemm / Gottfried Benn / Theodor Däubler / Ludwig Bäumer / Otto Pick / Edlef Köppen / Otto Steinicke / Karl Otten / Jomar Förste / Kurd Adler / Paris von Gütersloh / Hans Reimann (Leipzig) / F. P. / Künstlerische Beiträge von Max Oppenheimer (Mopp) / Karl Jakob Hirsch / J Eberz / Wilhelm Morgner / Schrimpf / Hans Richter / Georg Grosz / Franz Blei / E. L. Kirchner / Ines Wetzel / Lothar Homeyer / R. Sachs / Egon Schiele / Georg Tappert / Hoerle.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
SONDERHEFT „DEUTSCHLAND“  
HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION  
 SONDERNUMMER „ENGLAND“  
 SONDERNUMMER „RUSSLAND“  
 SONDERNUMMER „FRANKREICH“  
 SONDERNUMMER „BELGIEN“  
 SONDERNUMMER „ITALIEN“  
 SONDERNUMMER „BÖHMEN“  
 NAPOLEON BONAPARTE  
 Das Nachtmahl von Beaucaire  
 CARL STERNHEIM  
 Herr von Seingalt  
 Jede Sondernummer 50 Pfg.  
 DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
 Nr. I (selten) M 2.—, II—VI à 50 Pfg.  
 VERLAG DIE AKTION

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3.—

F R A N Z J U N G  
 Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
 Ein Roman. Gebunden M. 3.—

W I L H E L M K L E M M  
 Verse und Bilder  
 Luxusausgabe M. 15.—

VERLAG DIE AKTION

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
 L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
 A n m e r k u n g e n

Jeder Band gebunden M. 2.—

THEODOR DÄUBLER  
 Mit silberner Sichel  
 Prosa. M. 3.— geb., M. 5,50 in Halblederband  
 Der sternhelle Weg  
 Gedichte. M. 2.— geb., M. 3.— gebunden  
 Wir wollen nicht ver-  
 weilen  
 Prosa. M. 3,50 geb., M. 6.— in Halblederband  
 PAUL ADLER  
 N Ä M L I C H  
 Mark 2.— geheftet, Mark 3.— in Leinen gebunden.  
 E L O H I M  
 Mark 2,50 geheftet, Mark 3,50 in Leinen gebunden.  
 DIE ZAUBERFLÖTE  
 Roman. — M. 3.— geheftet, M. 6.— in Halbl. gebunden.  
 HELLERAUER VERLAG  
 D R E S D E N - H E L L E R A U

ALFRED WOLFENSTEIN  
 Die gottlosen Jahre  
 Gedichte. Geh. M. 3,50

M A X H E R R M A N N  
 Sie und die Stadt  
 Gedichte. M. 3.—

EGMONT SEYERLEN  
 Die schmerzliche Scham  
 Geschichte eines Knaben. M. 6.—

ARTHUR HOLITSCHER  
 Worauf wartest du?  
 Roman M. 3.—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 8. JULI 1916

## EINLEITENDE WORTE ZU EINEM VORTRAGE Von Heinrich Mann

Die folgenden einleitenden Worte wurden in Prag gesprochen vor Deutschen und Tschechen, die, sonst selten in einem Saal vereinigt, mir gemeinsam die Ehre erwiesen hatten. Die Tschechen sind ein wertvolles, weit freiheitliches Element in dem Umkreis der Völker, die an dem deutschen Gedanken Anteil haben und künftig die menschliche Grundlage unserer Arbeit sein sollen. Sie suchen jetzt, aus Einsicht und taktischer Klugheit, eine Lebensmöglichkeit mit den Deutschen. Und mir war es erwünscht, nach Kräften verbindend zu wirken in einem Augenblick, wo Sprechen und Schreiben fast immer nur geschieht, um zu trennen.

### MEINE DAMEN, MEINE HERREN,

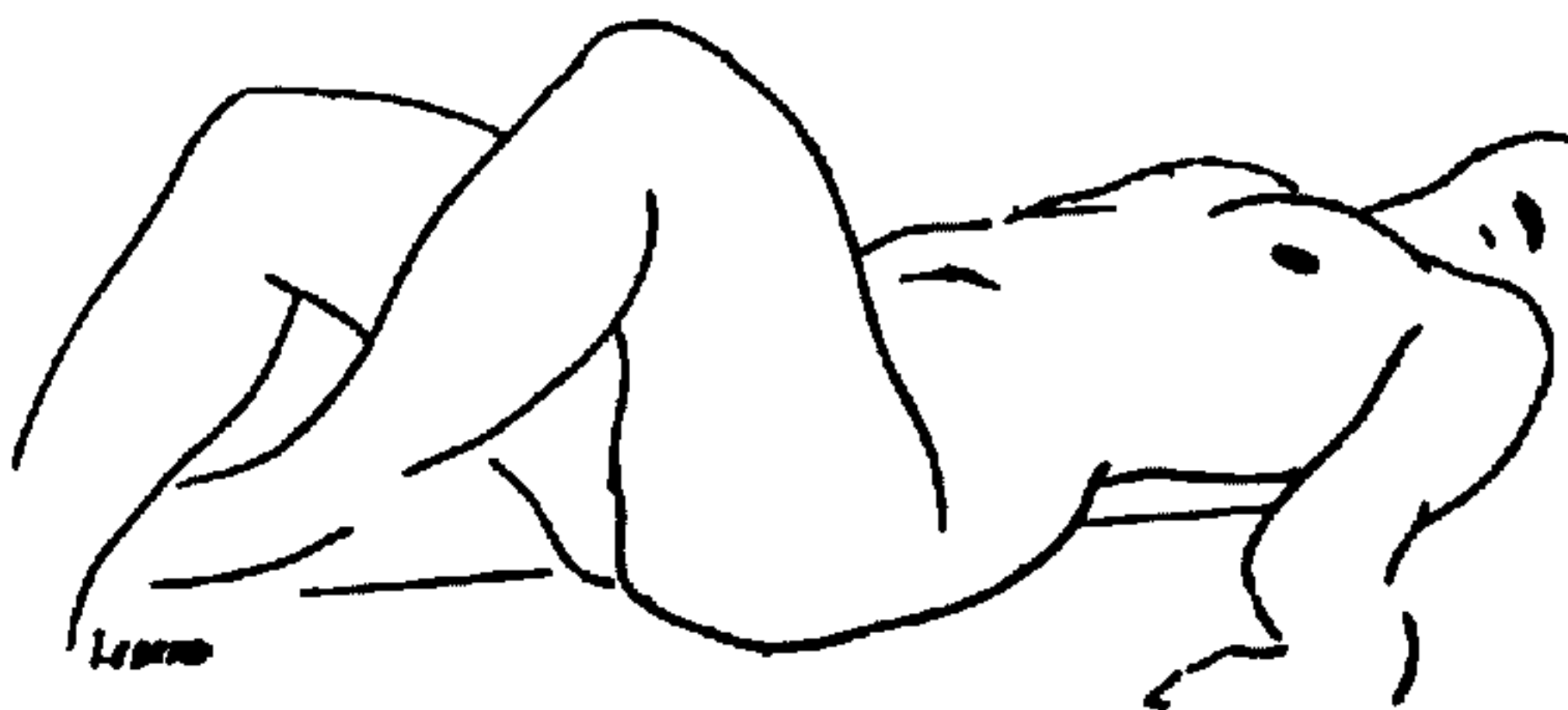
Sie wissen, daß Emile Zola ein sehr großes Werk geschaffen hat, es sind 20 Bände. Jeder von Ihnen kennt einiges und hat eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Masse geformten Stoffes, bewältigter Arbeit, die das Ganze darstellt. Sie wissen auch, der Stoff ist das französische zweite Kaiserreich, seine menschliche Geschichte, der Bau und Betrieb seines inneren Lebens, d. h. also, Gesellschaft, Familie, Wirtschaft, Arbeit, der Proletarier, die Besitzenden, die Führer, die Frauen, alles was ein Geschlecht und ein Reich ausmacht. Durch diesen Stoff nun bekommt die große, vom Verfasser der Romane Les Rougon-Macquart geleistete Arbeit sofort einen ganz bestimmten Sinn. Das zweite Kaiserreich nämlich hat schlimm geendet, mit einer Niederlage, einem Zusammenbruch, einer Katastrophe von seltener Vollständigkeit. Da aber die Reiche doch nicht zufällig zusammenbrechen, mußte dieses viel gesündigt haben, es mußte mit viel Unrecht beladen sein und mit viel Lüge. So ergab sich für Zola die Notwendigkeit, nicht nur eine hervorragende Arbeitskraft zu betätigen, sondern auch eine ungemeine Wahrheitsliebe. Seine Arbeit schuf nicht nur Werke, sie erhärtete Wahrheiten. Die Wahrheit wurde die Seele seiner Arbeit. Dies ist der Sinn des Namens Naturalismus, den nicht eben Zola selbst seinem Werk beilegte, aber den er auch nicht ablehnte, trotz dem, Ihnen bekannten Beigeschmack des Wortes. Naturalismus, nicht wahr, der Begriff umfaßt auch das Peinliche

der Wahrheit, er bedeutet alles in allem etwas Unzartes, darwinistisch Rauhes, Unverblühtes, das nicht jedem ohne weiteres zugemutet werden darf. Und dabei hatte das französische zweite Kaiserreich, das Zola darstellte, doch so liebenswürdige Seiten, einen glanzvollen Hof, eine reiche und hochgebildete Gesellschaft, ruhmvolle Kriege, großartige Weltausstellungen, Kunst, Geist, Grazie so viel man will, und alles dies in einer gewissen leichten Luft, die seither aus Europa wie verschwunden scheint . . . Ja: aber es ward gelogen, es ward so viel gelogen, wie bis dahin vielleicht noch nie. Unter dem Glanz ward Elend weggelogen, unter der Macht Verfall, unter Kunst, Geist, Grazie die gemeinste Genußgier. Die Französische Revolution war längst gewesen, die Forderung der Demokratie lag längst bereit in allen Herzen, — dies Reich aber war ein Militär- und Klassenstaat, in dem der Volkswille nur gefälscht zur Geltung kam. Das Reich bestand also eigentlich entgegen dem besseren Wissen der Zeit, entgegen ihrem Gewissen. Und nicht anders war es mit dem Reichtum der Wenigen und der Armut der Vielen, die ohne den vom besseren Wissen



HEINRICH MANN  
für die AKTION gezeichnet von  
Max Oppenheimer

verlangten Ausgleich blieben, nicht anders auch mit den Kriegen. Denn die Kriege des französischen zweiten Kaiserreiches — wir können uns dies heute kaum vorstellen — waren Kriege der Machthaber und des Kapitals, zu denen man das Volk nur mittelst faustdicker Lügen überreden konnte. Wo aber die Dinge so liegen, dort sah ein Geist wie Zola alle Bedingungen des Zusammenbruches. 1870 wenigstens war er wirklich erfolgt. Künftig hieß es wahr sein, — da ja das Lügen nur Unglück gebracht hatte. Es hieß den Staat so einrichten, daß er dem Gewissen entsprach, ihn in Übereinstimmung bringen mit dem Stande der Wissenschaft vom Menschen. Alles mußte abzielen auf das Glück möglichst vieler Menschen, und keineswegs auf ihre Beschwindelung und Ausbeutung. Man mußte gerecht sein. Man mußte wahr sein. Nur so ließ sich leben . . . Sie sehen, jemand, der ursprünglich nichts gewollt hatte als Romane schreiben und eine soeben abgelaufene Epoche schildern, war gerade durch seine Arbeit dahin gelangt, daß er Moralist ward und Erzieher. Erzieher zur Wahrheit, also zur Vergeistigung. Erzieher zur Güte, also zur Vermenschlichung. Als Zola sein großes Werk dann fertig hatte, war er innerlich so sehr erhöht durch seine zwanzigjährige Arbeit im Dienst des Geistes, daß er unwillkürlich glaubte, auch die andern, auch die Welt um ihn her müßte inzwischen sich veredelt haben. Er glaubte, Wahrheit und Gerechtigkeit müßten, während er für sie schrieb, in der Wirklichkeit an Boden gewonnen haben. So war er doppelt bestürzt, doppelt erbittert, als er sich plötzlich gegenüber einer ungeheuren Ungerechtigkeit und einer maßlosen Lüge sah. Dies war die Dreyfus-Angelegenheit, deren Geschichte ich Ihnen jetzt verlesen will. Zola steht darin ganz vorn, denn durch seinen langen literarischen Kampf für die Wahrheit war er besonders gut vorbereitet, ihr auch im wirklichen Leben zum Sieg zu helfen, wenigstens dies eine Mal. Und es war wichtig, daß es ihm wenigstens diesmal gelang, denn er hat damit gegeben, was er geben wollte, ein großes Beispiel.



J. Ebers

Studie

## POLARITISCHE GEDANKEN.

Von S. Friedlaender

Die Welt ist die Polarisation des absoluten Wunders ihrer Person, des absoluten Vollwillens, der kein Mensch, sondern dessen mehr oder minder sensitive Apparate unter anderm auch die Menschen sind. Das Merkmal des Subjekts ist die Ununterschiedenheit, Individualität; das Merkmal des Objekts der Unterschied, die Differenz, die Polarität. Objektiv gibt es kein Wunder; subjektiv nichts als dasjenige Wunder, welches sich polargesetzlich objektiviert.

Der Wille, nicht der unterschiedliche, sondern der individual-integre Vollwille, das echte Selbst, Person — hat das Leben verhängnisvoll frei in eigener Gewalt. Zu den Gefahren dieser Freiheit gehört ihr Irresein an sich selber, die Selbstvergessenheit, die Infektion der schöpferischen Freiheit mit den Bedingungen ihres Geschöpfes, z. B. des Menschen. Das Individuum (der Mensch ist Individuum und höchstens symbolisch individual) ist allmächtig, es gleicht dem sich seiner selbst bewußten Balancierpunkte der Welt: nur eine leiseste Abweichung vom echten schöpferisch-neutralen Innern, und das eigne Schicksal erfährt eine ungeheure; innerste Zephyre — äußere Orkane. Die Welt ist die Polarisation der in sich ungeteilten Selbsteigenheit, welche objektiv so zart ist wie gar nichts, aber subjektiv das All bedeutet. Der Monismus, Dualismus oder Pluralismus ist der Polarismus der Simpel und Gimpel.

Wische den Staub des menschlichen Subjektes vom fast erblindeten Welt-Auge deines individualen!

Wer den solipsistischen Egozentrismus verwirft, bedenkt gewiß nicht, daß das eigenste Selbst kein Mensch, sondern daß die einzelnen kleinen Egoismen nur dessen Trabanten sind, welche ohne diese wahre Sonne irregulierbar werden.

Der Mensch als Weltzentrum ist längst explodiert; ähnlich wie die vorkopernikanische Erde. Die Entmenschung des Willens, das Individuum, bedeutet die beginnende Sonnigkeit des menschlichen Erlebens, die Eröffnung des „Himmels auf Erden“.

Wie wunderbar harmonisch wird sich das ganze Leben drehen, wenn die menschliche Verschrobenheit des zentrierenden Subjektes endlich korrigiert sein wird.

## DER MENSCH SCHREIT,

Uns Gefesselte umringen  
Teufel, die uns tierisch zwingen.  
Mich verfluch' ich, der ich kam,  
ehe Licht die Erde nahm.

*Albert Ehrenstein*

## GEDICHT

Dies taube Liegen auf Gedanken  
Hohl wie die Rücken gleitender Messer;  
Der Schmerz vor Lauten, die Gedanken widerlegen.

Es mögen sich Begriffe um das Starre ranken,  
Du bohrst dich in die Leere immer besser,  
Bis du erschluchst nach irrer Schreie Segen.

Daß deine aufgedrungen starren Augen schwanken,  
Daß deiner Hohlheit Tore sich verbögen  
Und du in deiner Nullheit niederbrichst.

*Carl Einstein*

## TOD DES PROMETHEUS

*Von Paul Adler*

Prometheus an des Kaukasus Fuß:  
Hier sitz ich, hoh! drehe Menschen.  
Du surre, dumpf drehende Scheibe.  
Ich forme, nun brenne ich Bäckchen,  
Vater Gott, rot nach unserm Bildnis.  
Die schwatzen, die tanzen und schwirren,  
Die drehn sich nach bronzenen Brüstchen.  
Gottgattin, du Säule voll Locken,  
Erröte bei ihrem Schmachten!  
— Ach, satt nun der irdenen Klöße, der Lehme,  
die Lehme formen.  
Ach, satt nun der listgen Tiere, Tiersöhne, der  
Tiere Väter.  
Ach, satt nun der Seelen, Künstler, die malen  
und bunt gemalt sind.  
Der Saaten bin ich satt, die sich grün aussäen,  
Satt von Sonnen nun auch und von See- und  
von Steinessalz.  
Kopf, drehe dich, Haupt! wälze Bilder, unreine  
Ideen  
Der Götter, oder der Göttinnen Nachgeburten  
und ihre nächtlichen Ergüsse,  
Denen der Erdschoß sich weigert, aus Heras  
Röcken nur wirbeln sie,  
Schamlos vom Winterwind. Boreas, deine nord-  
ischen Bären und Eber und heißre Bordelle, alle  
Fräulein  
Des Wolkengotts.  
Schwaneier und Drachengeflügel des schmach-  
vollen höchsten Liebenden.  
— Unbilden, Unseelen,

Laster, Leiden,  
Lose,  
Gelockert!  
Auf meine Glocke,  
Auf Elfenbeinklöppel,  
Neu nahen die Zwitter, der Narrheit Nioben  
und der Schmach.  
(*Die Kuh Io, Zeus verlassene Geliebte läuft herzu*)  
— Io!  
Was kommt da für Kränklichkeit, kupferner  
kränkender Hornis Geschmatz?  
Io!  
Wie schmeißt ekle Schuld der schmutzigen  
Schecke unruhe Schweifpein?  
Io!  
Wie sprengte im Sprung dich die zuchtlos  
scherzende Zeuszucht!  
Io!  
Was schwebt dort im Westen für schwerfällig  
spannendes Wolkengespann?  
(*Die Kuh läuft fort, Zeus lugt nach ihr aus der  
Luft*)  
Gegrüßt: Lastend!  
Gegrüßt: Zielend!  
Gegrüßt: Treffer fernhin!  
Gegrüßt: Spaltend,  
Gottangesicht!



*Karl Jacob Hirsch*

*Studie*

Gegrüßt: Brennend! Gegrüßt: Schneidend! Gegrüßt: Kreischend!

Gegrüßt:

Kitzeln! Haha, des Olympus gallbrauner Kakadu!  
(*Zeus wird unsichtbar, die Wolke senkt sich auf Prometheus*)

Verruchter Geier! verruchter Nackthals.

Verflucht der Nachtfalter verfluchter fetter After

An meiner Leber, hah! Hähähä wohl Lunge.

Huhu, nun am Herzen gar. Blut. Hihhi, ei, an der Milz?

— Ho.

Ihr Nerven,

Tüchtge Freunde!

Meine Sehnen,

Diener,

Ihr Stricke,

Gehalten mir! Geborsten nicht, ihr Wichte, am schaurigen Ort!

(*Nach innen gewendet*)

— Felsen, du,

Unversehrlicher, verehrbarer, urheiliger Vetter!

Vorwelt, schneehäuptiger und schöntöchtriger Titan!

Ganz krumm dein Rücken und grün vor Alter, Deine Schultern wert dieser himmelblauen Last.

Und wasserhimmelblau strömen deine Venen

Von deinem Herzen, darin götterreines Gold.

Gewaltiger du, Erdengewinn und Brust dieser Rippen. Du sei bedankt, Unerschütterter, Blutbruder!

(*Den Nacken nach unten*)

— Flieg an,

Du Mistvogel Jovis! flieg an,

Du geflügelter Aaskäfer! Schmerz, wildgemordete Ewigkeit!

Du Hermes,

Krebs mit Hermesschwingen; Arztschere, golden im Eingeweide!

— Du Kotwetter, du Zeus!

(*Es regnet auf den Berg in Strömen*)

— Du flüchtiger Mist in Auflösung! Immer noch an jenem Himmel? immer noch vor meiner Sonne?

Stein, höher stets über den Wäldern! Drohung über den Feldern!

Schweiß und Grauen den Frauen! Hoch Eis von Brennern den Männern!

Verschütten den Hütten! Bangen und Weinen den Kleinen!

Schnee in dem See und Hitze im Tale! Herden und Unwetters Schale.

— Hei,

Wandler,

Blender Blitz in unsern Augen!

Und — Donner, Bergnymphen, werfen unsern galligen Auswurf hoch!

Oreaden. Dryaden.

Quellen. Menschen.

Rehe. Palmen.

Zedern und Palmläuse! Alles, was Kriechen in sich hat oder Atem, das singe mit mir:

Zeus, da bist du, hahaha!

Der Kaukasus: Hahaha. Hahaha. Hahaha.

Prometheus: Betrüger Pan. Dir die tausend Gipfel,

Dir diesen schleimigen Schilf,

Ist hier ein Kriechen? Hahaha.

Die Kaukasier: Mein Weib, hörst du? Mein Mann. — Hahaha.

Die Bäche: Trarara.

Die Schluchten: Hurara.

Die Nymphe: Hahaha.

Prometheus: Noch eine. Wer meldet sich? Körperlose. Stürze du nach!

Die Nymphe: Nach.

Prometheus und die Bergnymphen: Stampft, Schwestern! Stampft, Mänaden, die Dörfer in Schutt,

Und blaue Augen in Blut!

Raset, Traubentrinkrinnen, über die Berge! reißt das Wild in Stücke! Tanzt in Stücke die Luft und die Erde und eure brünstigen Genossen!

Löset euch auf, Leiber!

Hahaha, Hänge!

Hahaha, Läufe!

Zeus, Zeus, Tänzrin, Trompeten, Tod, Trarara!  
(*Prometheus stürzt ins Meer*)

Sang der Meereswellen (Flut): Oh, oh, oh, oh, weh, weh, weh, wehe,



Wilhelm Morgner

Der Sohn

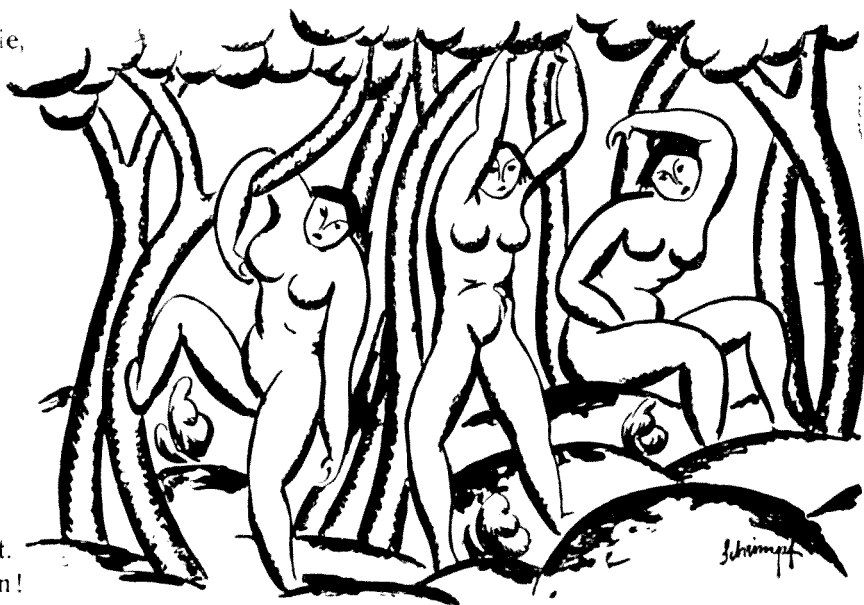
Pro — me — theus,  
 Selbstgeschlagener,  
 Bröckelnder Fels.  
 Weh, weh,  
 Heldensinn unter mördrischen Schnäbeln.  
 Du weißt nicht,  
 Stürzender,  
 Wer Gott ist!  
 Andre Meereswellen (Flut): Gott ist, Gott  
 ist, Gott ist, Gott ist,  
 Mein Steinchen,  
 Kein Beleidiger.  
 — Irrrender Geist,  
 Gott ist, Gott ist  
 Frömmigkeit unter mordenden Schnäbeln.  
 Du weißt es nun,  
 Gefallner,  
 Wer Zeus ist!  
 Neue Meereswellen (Ebbe): Gott ist Himmel-  
 vater, oder — gleich ist er Pan  
 Keinesfalls, du Titane, ist Zeus  
 Dein Feind.  
 Rasend wardst du. Dich schlug mit des Indus  
 Geißel, o Oheim, dein Geier.  
 Neue Meereswellen (Ebbe): Zeus ist Him-  
 melsschöpfer, oder er ist Schlaf.  
 Keinesfalls, du Asket, ist Gott  
 Dein Gebild.  
 Ach, Wunde bist du. Dich schlug das Lachen in  
 Stücke, dein schauriger Irrtum!  
 Prometheus, besänftigt: Ach, ach,  
 Gott ist  
 Nur Frömmigkeit unter mördrischen Schnäbeln.  
 Nun faule, Titan.  
 (*Ein Regenbogen erscheint in der Wolke*)  
 Herakles, unsichtbar: Vater, erlaubt! Falie,  
 Geier! von diesem blütenfarbnen Bogen!  
 (*Der Felsen bröckelt gänzlich in die See*)  
 Sang der Meereswellen, freie See:  
 Ihr Töchter  
 Und zahllos  
 Ledigen Wellen.  
 So zieht mit gesenkten,  
 Weißen Schleiern,  
 Im grünen Habit  
 Ihr, sänftige Nonnen,  
 Hinweg nach den Inseln,  
 Hinab zu den Tiefen,  
 Hinauf in die Lüfte,  
 Hinfort zu den Menschen,  
 Zu melden, daß still jetzt der Dulder erlöst ist.  
 Nun nahet ihm, Fische! umspület ihn, Robben!  
 Nun äugtet ihn, Wale! nun küßt seine Füße!

Der qualvolle Zeuge,  
 Der herrliche Martyr,  
 Er starb heut in unsern zärtlichen Armen.  
 Vertrauend uns Kindern,  
 Liebkosend uns Nichten,  
 Vertrauend darauf, was wir Mädchen nicht  
 wissen.  
 Ohm, gläubig daran, was uns Kindern ein  
 Traum ist.  
 (*Der Uranos erhellt sich. Der Kaukasus zeigt, um  
 seine graue Schulter gelegt, einen kleinen Schleier*)

### SEHNSUCHT

Von Heinrich Schaefer (*Straßburg i. Els*)

Wildheit stieg und rang. Wildheit sprang aus  
 engem Dunkel. Wildheit hatte sich selbst ge-  
 sprengt und die eigene Wut bezwungen. Wild  
 war die Weltallall, wo die zerrissenen Paeane  
 sausten. Da war zu leben ein Rausch. Da war  
 Turmwuchs in den Leibern der Menschen. Da  
 war Wucht und Klang alles. Da war Donnerkeil  
 König und Baal. Auf Felsengebirgen, auf trei-  
 bendem Wälderklotz — rittlings-zielblind fernen-  
 irrjauchzend mit dem scharfen Eisstrom tief in  
 die Länder hinab, aus innerstem Schoße sprühend  
 wie aus ewigem Sprühen, fuhr der Trotz und  
 ballte die Kugel und war Sieg durch Rasen und  
 frei durch Sieg und durch Freisein glücklich. —  
 Alles Glück brannte wieder in des Menschen Seele.  
 Doch Tod! Glück ist Lähmung, Tod! und was  
 damals starb, war der Geist der Welt, der ko-  
 chende Saft, der stoßende Atem das Labsal seiner  
 selbst und des Menschen. Es starb die Tat. —  
 Und da begannst du zu fiebern, du mein starker



Georg Schrimpf

Im Urwald

Ahne, zu tasten und zu hasten und Du wälztest Dich in Träumen aus dem falschen Glück nach der Seligkeit und Dein Mund schäumte nach der Luft, die Du nicht geahnt, weil Du sie nicht mißtest. Stillter wurdest Du, zarter dein Leib, frauenhaft wurde dein Sohn und alle Söhne der Männer. Sie wirkten Gewänder aller Farben, wie jeder sah mit gekrampfem Zuge, und Brüder sanken, hochgereckt in die reiche Tiefe, weil sie zu schwer und doch ein Nichts — aber Fäuste krachten die Ohnmacht durch macht gelenkt zuckende — die thronten Paläste auf und formten sie in ihrem Namen. Die sind eins und hell und spiegeln verlockend in ihres Muttertraums Goldschein, — und ein Zug von Schwachen gleitet ihnen zu. Sklaverei ging ein. Tyrannei ging aus. Und Sklaven sind wie die Weiber mit Freuden Sklaven und wollen



Hans Richter

Musik

viele sein. An den Bergen gestapelt liegen Klemmen und Ketten, und hinein tanzen Gesellschaften, — Hineingespernte wurden ich und du, wir alle, wir Trotzer und Getreue der Tat. Neue Tat muß werden, weil die alte nicht mehr ist. Neue jeder schaffen, weil keiner mehr mag, die alte zu erringen, die erste allgroße, — jeder die seine Tat, wer sich sohnsteigend aus dem Geiste fühlt, — und wer zagt, der entstand zum Dienen, soll ein Sakristan ehrlich sein mit Andacht, soll nicht sängerisch werden am Blute der Bildner. Aber sie sind es geworden, Schindbüttel und Verkrüppler und zerplumpende Elefanten, haben uns hineingebrüllt und gepeitscht, die Tore vernichtet in den Hallen der Beklemmung, haben Gold und Kostbarkeiten, Stacheln und Stäbe gefügt in Fenster und Lücken, Netze gelegt über Dächer und Höfe und mit Araberschnörkeln vermeint, die weinenden Kinder vergessen zu machen — — Unsere Seele, unsere arme Seele streckt die versehrten Arme durch den Spalt nach dem Licht, nach dem Leben, nach der kleinen weißen Mauerblume, ihre Jugend ein Klagen und und Versehen — muß lauern, muß harren der Geburt Jahre des Blühens — Rolle, Zeit! Schwellt, ihr Muskeln! Stärket euch, Knochen des Jünglings, hart, hart Bombenstahl und dann — O aller Welt zwischen Alpen, Meer und Steppe Hall, aller Menschheit Mann, o Traum. —

#### SCHAM UND LÄUTERUNG

Von Arthur Holitscher

I

In dieser Heimsuchung verfinsterten Tagen,  
Blut fließt hinaus, Blut fließt nicht herein,  
Heute wenn irgendwann mußt du es tragen,  
Du selber zu sein.

Wer warst du in all diesen Zeiten,  
Wo hat deine Seele gewelt?  
Du weißt es, sie war in Weiten,  
Endlose Wege weit fortgeeilt.

Vorwärts nicht, wo die Zukunft lacht,  
Uns trauernden Menschen ewig die Zukunft  
lacht,

Sondern zurück in die Zeiten der Nacht,  
Undenkliche Vorzeit der Wut und Nacht.  
Fellmensen hausen dort in Grimm, Angst und  
Haß,

Zeigen Wunden, beraten Tod, weiden sich am  
Weinen,

Vatermord, Blutschande schwellt im Qualmgelaß,  
Funke sprüht nur von geschliffnem Stahl, scharf  
wetzenden Steinen.



Dorthin hat es dich, Seele, gezogen,  
Nacht war's und Not, wonach dich gelüftet!  
Dafür an Lichtbrüsten der Gestirne gesogen,  
Daß jetzt der Abgrund den Pfad dir rüstet!

Hör das Fluchen, das Donnern, Winseln —  
Kreuz und quer zieht es durch Licht und Schall,  
Anrennt und durchschüttert es Festland und  
Inseln,  
Himmel und Meer, das unbegriffene All.

Heut ist der Tag nicht, sich Eins zu wissen  
Mit diesem lebenden Menschengeschlecht.  
Sie werden dich, du wirst sie nicht vermissen.  
Fort aus ihrem Schlecht und Recht!

Lüge die Zukunft und Wüste das Vergangene —  
Horch in den Tag und begreife es nur.  
Der Herrscher, der Sklave, der Tote, der  
Gefangene  
Weist deinem Ziel die einzige Spur.

## II

Hätte dich die Not gezwungen,  
Wärest du mit den Töttern gängen.  
Wär dir mancher Tod gelungen,  
Bliebst am Tod wohl selber hängen.  
Aber weil das Muß vermieden,  
Mußt du's selbst dir auferlegen,  
Mußt zum bitteren Hienieden  
Hämmern dich mit Eisenschlägen.  
Viel gebieten, nichts verzeihen,  
Bis du Mensch bist ganz geläutert,  
Sinn und Kraft dein Wesen weihen,  
Daran Zwist und Irrwahn scheidert.  
Du und Welt und Gott seid Eines  
Wenn dein Herz zu lieben versteht,  
Geh in dich und über ein Kleines  
Löst aus der Qual sich ein Kindergebet.  
Dann wirst du zum Geschenk bekommen  
Dich zurück, Gott und die Welt dazu,  
Lohn der Guten, Armen, Frommen,  
Schlaf und Vergessen, bescheidene Ruh.  
Sieh, dein Teil ist unverloren,  
Wenn du so zu fühlen weißt.  
Wer vom Menschen ist geboren,  
Wird von heiliger Huld gespeist.

## HÖREN SIE!

Von Ludwig Rubiner

Hören Sie, Kamerad, Mitarbeiter, Leser, immer  
wieder den Bannruf „Literat“, den Fluch, der  
uns exkommuniziert, den Fall des Roßapfels,  
der nach uns geworfen wird?  
Hören Sie den Hohnschrei: „Literat“?

Das Scherbengeklirr eingeworfener Fenster:  
„Literat“?

O Schwindler, die, geduckt in die laufende  
Menge, rufen: „Haltet ihn, Literat!“

Der lehrhafte Rauschebart, verhinderter Tolstoi,  
der seine gutmöblierte aufständische Eigendungs-  
Grube bewacht und eifrig in Kapitalszeitungen  
schreibt,

Der Theaterdirektor, mit Unehre an Possen  
verkracht, der sich in die Tageskritik ge-  
flüchtet hat vor dem Tode,

Der feierliche Verleger, der jedes große Werk  
eines toten Literaten in eine glatt mühelose,  
geheimnisvolle Öligkeit verwandelt in die Buch-  
läden schickt (immer noch imitiert Bütten),

Der Kokottenhalter, der unter den Betten seiner  
Freunde auf Literaturmögliches lauscht,

Der dreihundertste Gottfried-Keller-Imitator,  
Der Gründer von Kneipen mit humanitärem  
Augenaufschlag, der zwecks Empfehlung die Re-  
daktionen besteigt,

Der Spezialist in Verkündigungen,

Der an sich haltende Mystiker, der jede alte  
Legende, jedes Märchen, jede Erfindung fremder  
Köpfe in die Marktgängigkeit eines tiefen Buches  
schmalzt,

Diese, die nur Literatur machen, von Literatur  
leben, hinter der Literatur her sind, schweiß-  
bedeckt,

Alle diese, die eine widerspenstige Literaten-  
bemerkung sofort auf den Quivive bringt (wie  
merkwürdig!),

Alle sie beschimpfen mit „Literat“, sie entehren



Georg Grosz

Cafe

im Wort „Literat“, sie arbeiten an Mißkredit  
mit „Literat“,  
Sie entkameradisieren damit.  
Der Aufrührer, der sein ganzes Leben lang nur  
Zeitungen liest und schlechtgeschriebene Sätze  
nachweist, schäumend,  
Der Romanschreiber, der mit seinen Kritiken  
nicht zufrieden ist,  
Der saure Klassiker, der nach alten Vorbildern  
hohe Dramen sich entstößt und auf Papier  
drucken läßt,  
Der Nutznießer des Geistes, der Arzt, Beamte,  
Bankier, Gewerbetreibende, Direktor, der, ach,  
nur in Freistunden dichtet,  
Der Zeitungsmann, der auf seine Hirnkraft nicht  
mehr stolz ist,  
Und der Literat selbst, der Untüchtige, Ängst-  
liche, zur Nachwelt Schielende, der Murmler,  
der Nachsprecher, der profunde Feintuer, der  
Wortklauber (durchaus auf Posthumität bedacht),  
dieser Feigling  
Sie alle sollen sich schämen und ihrem Leben  
ein Ende machen,  
Denn es ist nutzlos gewesen.  
Oder warum schreiben sie?  
Nur weil andere schreiben?  
Was hatten sie uns zu sagen?  
Nur Selbstbetrug, Eigenschwindel? Privatsache!  
Oder den Betrug gegen andere?  
Kerle, die in der wichtigsten Stunde ihren  
Platz verlassen,



Franz Blei

Des Literaten Selbstporträt

Ihr Platz ist nicht, Worte zu machen über Ge-  
wesenes.  
Wir brauchen nicht Interpreten, heute dolmetscht  
jeder sich selbst.  
Ihr Platz ist,  
Worte zu machen für Dinge, die gut sind. Für  
Menschliches, das kommen soll.  
Worte zu machen gegen Schändung des  
Geistes,  
Worte zu machen gegen Verrat am göttlichen  
Menschen,  
Worte zu machen!  
Denn Würste zu geben, Anzüge, Hand-  
schuhe, Schränke, Bier, Stiefel, Semmeln kann  
der andere besser als sie.  
Aber ihre Sache ist es, das Wort zu machen,  
das diese Menschen treibt und selig auf der Erd-  
kugel macht,  
Das Wort, nach dem die Generation handelt,  
Das Wort, das sie, Literaten, besser wissen als  
ihre Leser.  
Ihre Aufgabe: Nicht Erklärer, sondern Führer  
zu sein.  
Wer das nicht ist — Abtreten!  
Klägliche Mittelwesen, Dazwischenkünftler, Kam-  
merdiener mit alten Geheimnissen — Abtreten!  
Wimmernde Malcontenten, Verräter, Spitzel am  
Wort, an der Hingabe, Verdächtiger der Füh-  
rung — Abtreten!  
Nieder die Schwindler!  
Es lebe die Stimme! Die Stimme für die  
Anderen!  
Es lebe das Wort, hell wie Cornetsignal!  
Es lebe der runde geöffnete Mund, der laut  
gellt:  
Es lebe der Führer!  
Es lebe der Literat!

#### DEVOTIONALE FÜR FREUNDINNEN Von Franz Blei

H. S.

Ich sagte Dir: „ich will Dich glücklich machen“  
Und sagte alle ewgen Worte, stillend  
Der Frauen Unruh, und Du lächeltest,  
Mich an, so wie ein Kind im Schlafe lächelt.

L. v. L.

Unter den blühenden Apfelbaum setzte ich mich  
Heut Nacht, und dachte Deiner und weinte.  
Bis ich entschlief. Da hob sich leis ein Wind  
Und Blütenblätter des Apfels ließ er sanft  
Auf meine Wangen fallen: es war,  
Als wischte Deine Hand, Du Süße, zärtlich  
Von meinen Wangen fort die Tränen.

V. S.

Die Nacht fiel ein. Die Pfauen der Terrasse  
Schleiften leise fort, verschwanden.  
Trugen sie nicht in ihrer Schleppe Gold  
Weg das letzte Licht der Sonne  
Und unserer Liebe letztes Glimmen?

K. W.

Ich verließ Dich, aber Du bist mutig,  
Willst den Schmerz nicht zeigen, lächelst.  
Aber traurig ist Dein Lächeln, traurig  
Wie das Morgengrauen über einem abgebrannten  
Dorfe.

S. P.

Wir trennen uns. Leb wohl. Und als Erinnerung  
An Dich behalte ich den kleinen Dolch —:  
Kann sein, daß wir uns einmal treffen.

#### LEGENDE

*Ein Fragment von Carl Sternheim*

Als im Jahr 1888 Vincent van Gogh ein Maler, Holländer, nach Arles im südlichen Frankreich kam, war er in vieler Menschen Länder und Städte herumgeschlagen und deren Sinn von ihm erkannt worden. Zuletzt hatte er Gassen in der Peripherie Paris bewohnt, deren vielfache Fäulnis ihm das Gehirn geschwächt. In Kneipen, Dachkammern, auf Hurenbetten, wo Kupfer und Silber klang, doch gute Worte verstummten, hatte sein Wille heftiger auf Sonne und Gott gepocht, bis eines Morgens er, ein Nichts im Koffer, dem Zuchthaus der Weltstadt entsprang.

Auf dem Marsch zum Bahnhof, an der Rückseite des Schlachthofs vorbei, beim Anblick von Hekatomben auseinandergebrochener Rinder, die mit frischem Rot bluteten, stand vor seinen Geist das aus dem Erdboden blühende Blumenbukett in tausend Farben gezaubert, das zu seiner eigenen und des Herren Ehre er endlich malen wollte.

Blitzhaft war seines Lebens Anlaß zwei Atemzüge lang im voraus in ihm lebendig: Als reines Licht, vom Himmel auf Pflanzen geschüttet, Wesen des Allmächtigen und sei's in ein paar Blumen aufzufangen.

Das sollte, zum Ausgleich bisher sündhaften Wandels, mußte für den Rest des diesseitigen und alles jenseitige Leben der geziemende Geleitbrief sein.

Stille des Städtchens war wie ein Bausch Watte um sein Ohr, als er, den Leib in Laken eines schabigen Gasthofs, erlebtes Elend, Grind und Krätze der Vergangenheit aus der Erinnerung

stieß und durchs offene Fenster große Luft, Erdbodenduft in den durstenden Leib hereinholte. Kartoffel roch er mit Furche, Uhu und Moor von draußenher, wie in Kinderjahren, als er im runden Mutterarm gelegen. Heimat, Vater und Geschwister kamen mit vollkommener Sensation zu ihm, und bestätigend nickte er in die Nacht, die erste unter einem Himmel, der mit Licht bei Licht, Bändern Milch und Schüsseln tiefen Blaus das Haus einwölbte.

Vincent ward feierlich zumut. Steil richtete er herströmender Luft sich entgegen, sah allem Licht ins Gesicht und beteuerte einfältig und überzeugt den Willen zu würdigem Leben; bat um Erleuchtung. Erst blieb rund der Stern, während dem Flehenden das angestrebte Blumenbildnis zum andernmal deutlich erstand, dann brach er aus den Rändern auf manchen Blütenbusch im Garten nieder. Aus vehementer Helligkeit ward für zwei Augen Natur des Gewachsenen nicht nur, sondern über Natur noch Gottes Sinn und Laune mit Blumen offenbar und gab ihnen Gewißheit. Da dankte Vincent mit gebogenem Knie, seufzte einen Rest mitgeschleppter Pest aus und schief die erste Nacht in Arles schönen Friedens.

\*

Sonne saß in Gras und Büschen, als am andern Tag er vom Zimmer auf den Rasen trat, der gleich beim Haus begann. Aus Halm und Rute



E. L. Kirchner

Studie

bäumte mit allerhand Flockigem und Gepelztem die Schöpfung; von Holz und Faser perlte zäher Saft. Beim nächsten Hügel, der ihn verbarg, stürzte der Mann, die Glieder werfend, zur Erde und löste in glückseligen Schweiß auch des eigenen Leibes schon zu festgefügte Teile. Danach war ihm der Blick blank geputzt, und erst jetzt hatte er Kraft zu innerer Einsicht und frischem Ausblick in die Welt: was ihn von Ort zu Ort und schließlich aus der großen Stadt landeinwärts gestoßen, war das immer deutlicher gespürte Fehlen Gottes in ihm, den die Ideen der Menschen ausgetrieben hatten; die, wie immer sie sich vermummt, sann und bedachten: wie gewinne ich Geld, zu gelten?

War nicht von Jugend an, durch Eltern, Lehrer und Verwandte ihm gepredigt: tu dies und mach es also, weil's anders dein Fortkommen hindert? Und immer war darunter das Kommen zu Gold und Goldeswert verstanden, als Mittel, sich den Nächsten geneigt zu machen, den Gefälligen wie ein Ei zu gleichen. Er aber hatte bald gespürt, seiner Sehnsucht Anlässe lagen ab vom Schenkbereich der Menschen, und wozu es ihn trieb, war nicht, Meinungen der Reichen zu teilen. Durch Bezahlung war nur seine Notdurft zu stillen.

Aber im Qualm der Großstadt, beim Krachen gemergelter Knochen, versprengten Hirns, war über der Seele geheimen Wunsch Gewißheit nicht zu erlangen. Jede Frage verschlang unmäßiger Lärm, allen Gegenlaut schluckte Fremdes. In jenem Blumengleichnis hatte sich am gesegneten Tag nur sein Drang, zum Wesen des Allmächtigen vorzudringen, geoffenbart.



Ines Wetzel

Landschaft

In welche Worte, Formen, Inhalte und Begriffe aber das Hochheilige zu bringen sei, darüber schwebte dem Willigen keine Ahnung vor. Aus natürlicher Begnadung spürte er an diesem Morgen entschieden nur das eine: der Weg lief nicht schriftlicher Überlieferung nach; sondern durch Tat seiner Hände und den Aufschwung des Herzens so, daß vorerst er sich der Schöpfung wie dem irdischen Abbild des Schöpfers ohne andere Absicht nähern müsse, als sie unbefangen und durch eigenes Gesicht inne zu werden.

Das müsse durch stille Betrachtung geschehen, und das Einfache habe er zuerst anzuschauen, um aus seiner vollkommenen Kenntnis den geistigen Anschluß an das Zusammengesetzte zu finden.

Von diesem Willen im Innersten gepackt, warf Vincent entflammte Blicke um sich, bis er, sich endlich losreißend und nach Haus eilend, die leuchtende Landschaft im Augapfel trug und sie ins Halbdunkel der Stube wie gegen einen dunklen Grund stellend, aus ihr die ersehnte Offenbarung lesen wollte.

Doch ging es ihm wie dem Kleinen, der in Fibeln der Buchstaben endlose Reihen sieht und ihren in Worte zusammengefügt Sinn auch dann nicht faßt, sagen die Lippen einen nach dem anderen auf. Das macht, noch ist ihm das Bild des einzelnen nicht so vertraut, daß er über ihn fort gleich die geeinten Gruppen begriffe. So fiel das mitgebrachte Bild auch in lauter Farbenbuchstaben auseinander, und die wirkliche Absicht des Ganzen und damit seine Beherrschung konnte er nicht im entfernten finden.

Also tat er künftig, was Instinkt ihn hieß: die Blicke rissen die Schöpfung aus den Rahmen, in die sie oberflächliches Leben überall spannte, und zerlegten sie in ihre endlichen Teile. Wo er ging und stand, gewöhnte Vincent sich, die Welt nirgends im Ganzen, sondern in der von aller Umwelt gereinigten Einzelheit zu sehen. Er holte den Baum aus dem Boden, den Ast vom Stamm, von diesem Zweig, Blatt und Gefieder und besah mit innerem Blick an allem den besonderen Stoff, Farbe und Bau. Von Haus und Kirche köpfte er die Dächer, um durch Auf- und Grundriß, Gebälk und Verschnürung hindurch die eigentümliche Natur des benutzten Materials inne zu werden. Die Felsen sprengte er und teilte die Wasser, schob den Männern den Anzug, Weibern beugend das Kleid zur Seite und erkannte mit dringendem Zusehen Haut, Muskel und Skelett.

Oft drängte sich aus der Vergangenheit, aus Schriften und Bildern, mitgebrachte Vorstellung von einem Ding hartnäckig ihm in den Sehweg. So häufig er den Blick auf das Objekt ansetzte, sprang die schon erworbene beiläufige Erinnerung des zu Erkennenden vor ihn hin. Da mußte er den Willen zu ursprünglicher Wahrnehmung spornen und immer neue Kräfte der Nerven losmachen, bis Erschöpfung ihm ein vorläufiges Ziel setzte. Doch war auf solche Weise kein Tag verloren. Am neuen Morgen sah er das vor ihm hingebreitete Land bewußter an, brauchte am Nächsten nicht mehr ängstlich zu haften. Von der aufgeschlagenen Seite der Natur las er schon ganz leicht kurze, einfache Reihen ab.

Wie von anderen schwierigen Gebilden wußte er aber von sich selbst jetzt nicht das Geringste und fragte, treu dem leitenden Gesetz, nicht danach. Er mißachtete, ob er aß und trank, wieviel Stunden er ruhte, prüfte Kleidung und Unterkunft nicht. Er vergaß ganz das Weib. Früher hatte er, breit-schulterig und untersetzt, zugegriffen. Nun klaffte, wie zu jedem andern höheren Gesicht, auch zu ihr der Abgrund. Traf er sie, spannte Schmerz ihm den Leib vom Schoß zum Hals, und er drückte sich eilig von ihr fort. Froh war er nur, wo aus endlicher Kenntnis er schon Meister war: bei seinen Gräsern, Blüten und Büschen.

Von einer gewählten Gruppe wirft er das Bild an einem hellen Morgen auf die Leinwand. Strahlt Natur ihm augenblickliche Wirklichkeit entgegen, setzt Vincent, von Herrschwillen benommen, schon überall für die zufällige Erscheinung sehr sicher die gültigere Form seiner besseren Erkenntnis. Ohne Hut, mit wehendem Haar, den flatternden, dann hinschießenden Pinsel in der Faust, ist er eine rührende Erscheinung. Der Bauer, der vorbeigeht, spürt es.

\*

Abend wird es, neuer Tag, und viele Male wieder Abend, und der Arm über dem Farbbrett wird nicht müde, aus Tuben Ströme Chromgelb, Karmin und Preußisch-Blau, Kremserweiß und Smaragdgrün zu drücken und durch blitzschnelle Übersetzung im illuminierten Hirn in blühenden Lorbeer, Mandel- und Pfirsichblüten zu verwandeln. Der vollendete Frühling waltet mit wollüstiger Buntheit in der Natur und auf der Palette. Aber im Bild ist er durch Wurf noch bunter und in vollkommenerem Maße Frühling. Als Vincent in seiner Kammer eine Anzahl Stilleben und Landschaften beieinander hat, liegt er zu Bett und betrachtet bei Kerzenlicht den Effekt.

Die Bilder sind stark und still und atmen das in sie verschwendete Leben. Man wird durch sie bewegt und nimmt das Dargestellte ernst, als sei man durch diese Blumen höchstselbst betroffen; aus ihnen hat man plötzlich das Maß zu Dingen. Der Maler schaut auf den Tisch, den Stuhl und wieder auf sie zurück; sieht Kaffeekanne und Milchtopf an und wird viel inne. Schließlich blickt er zum erstenmal in die Vergangenheit. Eisenbahn tritt in die Netzhaut, Bahnhof mit Signal und Gewimmel der Menschen; unter ihnen, dicht bei ihm, ein bescheidener Herr: sein Bruder.

In dem Moment aber rauscht aus Erinnerung mit Stich ihm ins Herz riesiges Andenken herauf. Über alle Erscheinung erhöht, blickt eines Mannes Auge ihn an, dröhnt ein Name ihm ins Gedächtnis, der ihm bisher nicht teuer noch vertraut war: Paul Gauguin!

#### DER MALER

Von Hans Koch

Es stand ein schüchterner Knabe mit verwunderten, hungrigen Augen in dieser Welt. Träumte und schaute die Leute auf eigene Art an, wenn sie etwas mit ihm vorhatten. Schließlich hatte sich die Sippe ein Rechtes vorgenommen, das der



Lothar Homeyer

Selbstporträt

Knabe werden sollte. Er aber ging aus dem Hause der Brüder und setzte bunte Farben auf Pappe und Leinwandstücke. Und stand abseits.

Ein Mädchen ging auf den Straßen derselben Stadt. Sie war stolz und sanft. Und ein holdes Schweigen war im Wiegen ihrer Glieder, wenn sie zur Seite der Schwestern schritt.

Da lag nächtens der Knabe mit weiter Seele in der tönenden Finsternis und fieberte nach dem Tage. Und wenn die Sonne brannte, da malte er seine Sehnsucht. Und malte nichts, das nicht seine junge Liebe war.

Ihre Brüste waren wie weiße Margueriten unter dämmrigen Erlenbüschen und um die Schlankheit ihrer Hüfte lag die Trunkenheit seiner schwermütigen Jahre.

Und Bild an Bild stand in dem winkligen Dachstübchen und Niemand wußte um ihre Schönheit . . .

Da tat ein Tag jäh alles kund:

Um ein unsauberes Papiergeld hatte der Knabe die stummen Zeugen seiner zerwühlten Einsamkeiten drangegeben. Drangegeben und angstvoll verschleudert:

Weil ihn die Geliebte wissend gemacht mit einem ihrer Blicke.

Weil ihn die Spiegel wissend gemacht.

Weil er nicht mehr an seine Liebe glaubte und ärmliche Kleider trug.



R. Sachs

Tinzlerin

## VORBEMERKUNG ZU MEINEM ROMAN „OPFERUNG“

Von Franz Jung

Worauf kommt es an —

Das Leben zwischen den Menschen wird brüchiger. Die Geschehnisse des täglichen Hinvegetierens wechseln willkürlich die Farbe. Es hilft nichts mehr, eingreifen zu wollen, etwas herauszuheben, aufzublasen, anzupinseln — es sinkt wieder kraftlos zusammen. Sinkt vor Unsicherheit — die Systeme, Ideen, Religionen — tropft kärgliche Verzweiflung: Man setzt sich den Zylinder auf, hockt ergeben vor dem Grammophon, es ist so langweilig, sich der Entscheidung des Todes anheimzustellen, kaum ein flüchtiges Dämmern Besoffener — aber sperrt die Ohren auf! Aus den Vergewaltigungen der Straße, Mädchenmorden, Pferderennen, Messerstechereien, Hypothekenschiebungen, Kreischen, Hilferufen und der dunklen Blutschande quält sich ein Rhythmus, wächst auf die Beziehung zweier Menschen eingestellt und will sich verschenken . . . . . in seinen Schwingungen, die noch vergeblich hinausklagen, in seinen Verknotungen, die anschwellen, seinen Zusammenbrüchen, die noch überlaut das Maul auf tun — der hergeholte Rahmen äußerer Geschehnisse gibt dem noch abseits Stehenden die verbindende Hand.

## DICHTER WAREN HIRTEN

Dichter waren Hirten. Fromm im Schatten

Seiner Buche flötet Tityrus,

Und in Abendwolken, Blumenmatten,

Grün von Laub aufstieg der Nymphe Gruß.

Tausend Lanzen weiß Homer zu zücken.

Doch der Helden großes Wüten endet,  
Wenn sie weinend auf den Irrweg blicken,

Den ein Zeus des Zornes sie gesendet.

Wie der Sterne Gang sich edel ründe,

Schweift Konons seliges Gemüt:

Muse, einen neuen Weltbau gründe,

Den der Ordnung geistigste durchglüht.

Also waren Dichter. Waren Retter,

Wo ein Schwaches, Mangelndes gefunden.

Gab es Krieg, so riefen sie die Götter,

Doch zur Abwehr heilig nur verbunden.

Angriff aber, frevlerisches Rasen —

Hätte sich ihr Gaumen nicht erstickt,

Eh er Höllenatem, Feuerblasen —

In die so geliebte Welt geschickt?

„Feuer legt!“ — So muß ich es erleben,

Daß zum erstenmal in meinen Tagen

Solche Worte Dichters Lippe heben,

Ihr wie Eberhauer nun entragen.

Trauernd hüllt die Muse ihre Leier,

Da die Saiten ihr, die silberhellen,

Rot aufglimmen in der Schande Feuer,

Dann, wie Draht durchglüht, mit Knall zerschnellen. *Max Brod*

## DEN ENTSCHWINDENDEN

Ich bin ein Sieb, durchschüttet von dem Korn  
 der Welt,  
 darinnen alles Grobe sich verfängt  
 und ich bin angefüllt mit den Rauheiten der  
 Menschen,  
 ihr flüchtiges Sein zu umklammern bleibt mir  
 versagt.

Auch du bist bald geglitten in die Tiefe,  
 immer weniger wirst du auf meinem Boden,  
 meine Maschen sind zu weit für dich,  
 du liebes Korn, du lieber Mensch.

Ich gebe dir mit zartes Geräusch der Läuterung,  
 löse von dir das Fremde, daß du rein seist,  
 gebe dir mit Sehnsucht, dich zu behalten,  
 du streichst mich ab, unbekümmert und weißt  
 um nichts.

Wann kommt endlich Gebilde, daß ich es fasse,  
 daß meine Leere erfüllt sei, daß ich es trage,  
 Korn tausendfältig erwachsen, seltsamen Duftes,  
 haftend, schwer und gesund, dem ich nicht mehr  
 Sieb bin.

*Johannes Urzidil*

## BLÜHENDE KASTANIENALLEE

Mir war, als ich durch diesen Wald von Kerzen  
 schritt,  
 als blühten Menschenherzen auf den breiten  
 Ästen,  
 als blüh mein eignes Herz auf irgend einem  
 Zweige mit  
 und schwebe selig vor den lauten Vogelkästen.  
 Als wäre die Allee die Straße, die durchs Leben  
 geht,  
 die Kerzen, die so friedlich auf den grünen  
 Zweigen schweben,  
 Millionen Herzen, die mein eignes brüderlich  
 versteht,  
 die alle sich zur Freude blühen und leben,  
 als wär der Wald von Kerzen feierlich entflammt  
 zum Fest des Frühlings, der die Sonne überblüht,  
 als wär kein schwaches Weib und kein Soldat  
 zum Tod verdammt.

Mir war, als schritt ich in ein blühendes  
 Friedensland,  
 als gäb es keinen Rücken, der des Lebens Bürde  
 sich zu tragen müht,  
 als wäre Sünde, Wahn und Leid und diese Zeit  
 verbannt . . .

*Hans Gathmann*

## KRAFT ZU BLÜHN

Krieg ist jetzt, Winter, wir haben den Traum,  
 gläubige Brüder, ein Mensch und ein Baum:  
 Einmal war Frühling plötzlich vorhanden,  
 selig sind wir in Blüte gestanden.

Noch im Verblühn  
 durften wir dann  
 verschattete Hecken  
 mit leichten Blumenblättern bedecken.

Aus unseren winzigen Stempeln schufen lichte  
 himmlische Finger süße Früchte:  
 wir mußten, von Gottes Gnaden beladen,  
 in Demut die Häupter senken,  
 Blut Gottes willig der Erde verschenken.

Jetzt ist Krieg, Winter, wir müssen in harten  
 Tagen die endlichneue Blüte erwarten,  
 wissende Brüder, Mensch und Baum,  
 ruhn im Traum:  
 leidvolle Zeit verloren geh,  
 Liebe ersteh.

*Hugo Sonnenschein*



*Egon Schiele*

*Studie*

## GESCHICHTE

Staub der Jahrtausende, kriegslärmdurchgellt,  
Wölkt aus den Tälern zu der Felsen Spitzen,  
Die Sonne glüht rot auf die rote Welt,  
In Ozeanen spiegelt sich ihr Glitzen.

Den Staub durchdringt mit Mühe nur ihr Blitzen,  
Nur manchmal ahnt man ihr gewaltiges Licht,  
Wenn weltgewittersturmzersprengte Ritzen  
Abgründe reißen in die Nebelschicht.

Und durch den Staub der toten Völker bricht  
Die Herrlichkeit des Herrn der Ewigkeiten;  
Das weiße Lichtschwert seines Prunkes sticht  
Durch Staub und Nebel der Vergangenheiten  
Ins Herz der Gegenwart, ins Herz der Zeiten,  
Die von der Schneide tropfend niedergleiten.

*Uriel Birnbaum*

## WEG DER JAHRE

Unsere Füße gehen dunkle Wege.  
An das alte Haus im Park lehnt unser Schatten.  
Müde sind die Hände uns geworden.  
Blicke feiern kaum sich im Begegnen. Welken.

Lichter schreien grell den Tod der Nacht herüber.  
Nirgendwo ist mehr Verborgenheit.  
Alles, alles haben wir uns schon geschenkt.  
Und die Nacht ist wie ein dumpfer Zwang.

*Hermann Kasack*



*Georg Tappert*

*Mädchen (Holzschnitt)*

DER MUTTER ZWEIER SÖHNE, WELCHE  
STARBEN

Nun liegen die Trümmer deines Lebens spitz in  
den Lüften,  
daß du überall dich daran stößest mal aufschreist  
und die Bläue des Himmels und die Stadt und  
die grünen Bäume dazwischen,  
samt dem Berge, der sie trägt, zertrümmern  
möchtest.

Mit dem Flusse und deinen Tränen aber möchtest  
du das ganze Tal ersaufen,  
weil er ihre herrlichen weißen Leiber badete  
und du ihre Mutter bist.

Dich aber mordet man ganz langsam.  
Deine Hände verschrumpfen, dein Gesicht und  
das Haar ist nächstens weiß.

Und aus allem ziehst du langsam deine Anwesen-  
heit zurück,  
dein ganz schmal gewordenes Gesicht und die  
müden, müden Hände,  
ganz langsam und insgeheim  
— und dann weiß niemand mehr etwas von dir.

*Erwin Piscator*

## IM VORÜBERGEHEN

Als stolze Göttersöhne, die sich nichts schenken  
lassen

Zogen wir aus voll abergläubischem Mut.  
Vor uns die Welt mit ihren Gespensterheeren,  
Meerebäume, fliegende Städte, Traumaugen der  
Liebe —

Am Fenster saß eine alte Frau, die weinte.

Als greise Irrläufer, helmgeschmückte Gerippe  
Kamen wir wieder, wohl fünfzig Jahre später.  
Der Abend über uns glühte wie eine Rose,  
Die langsam und feierlich sich entblättert —  
Am Fenster saß eine alte Frau, die weinte.

*Wilhelm Klemm*

## AUFBLICK

Heimstrom quillt auf zu Hunger und Geschlecht.  
O Mühlenglück! O Abhang! Glutgefälle  
Stürmt noch die alte Sonne; schon verhöhnt  
Neu-feuer sie und um Andromeda  
Der frische Nebel schon,  
O Wander-Welt!

Vermetzung an die Dinge: Nacht-liebe, Wiesenakt:  
Ich: lagernd, bestoßen, das Gesicht voll Sterne,  
Aus Pranken-Ansprung, Zermalmungsschauer  
Blaut küstenhaft wie Bucht das Blut  
Mir Egge, Dolch und Hörner.



Noch Weg kausalt sich höckrig durch die Häuser  
Des immanenten Packs, mit Fratzen  
Des Raums bestanden, drohend  
Unendlichkeit.

Mir aber glüht sich Morgenlicht  
Entraumter Räume um das Knie,  
Ein Hirtengang eichhörntent in das Laub,  
Euklid am Meere singt zur Dreiecksflöte:  
O Rosenholz! Vergang! Amati-cello!

*Gottfried Benn*

#### DER KURZE TAG

Die Pferde bleiben auf dem kahlen Sattel stehen.  
Es hat der Schweiß die Tiere wolkenweiß ge-  
macht.

Erscheint ein Wandervolk, für sein Nach-oben-  
gehen?

Sind wir der Tag in einer Blutgewimmelschlacht?  
Die Pferde auf dem Sattel wittern nach dem  
Westen.

Das Mohrenheer mit Mond und Sternen muß  
verschwinden.

Ein Volk mit blut'gen Zungen baut sich Mittags-  
vesten.

Das Morgenrufen der Gebirge faßt die Blinden.  
Die Felsen werden ihren Tag als Moos begreifen.  
Auf ihre toten Lider sollen Schnecken träufeln,  
Der Efeu kleidet sie mit schnellen Scwalben-  
schleifen.

Sie halten sich aus Angst vor blauen Teufeln.

Das Mondlicht war die Fieberfurcht von Pflanzen-  
teichen.

Nun sethen die weißen Rosse dort, den Tod zu  
trinken.

Die stolzen Wolken spiegeln sich als lila Leichen:  
Die Sonne wird in einer Blutpfütze versinken.

*Theodor Däubler*

#### MORQUE

Aus Laub und rotem Stroh wachsen ihre toten  
Leiber —

bäumen sich zerbrochene Beine, krampfen sich  
zersprungene Hände,

schreien zum Mond,  
der schauernd, ans Fenster gekreuzigt, erblaßt.  
Ein Stern will den schwarzen Rubin greifen,  
der dunkel am Boden flackert,  
und zuckt bebend zurück.

Des Postens Schritte vor der Tür  
hämmern wie berstendes Eisen das Pflaster.  
An den auf ihn drängenden Wänden zählt er  
(fahl wie regennasser Asphalt) die Sekunden,  
bis er erlöst wird.

Fluchen und Gebete flattern um ihn her.

*Edlef Köppen*

#### EINMAL

Einmal werden wir unsere grauen Hände pflegen,  
Einer dem andern, und mit gebogenen Rücken  
Unsere Gesichter an einer Flamme drücken,  
Die für andere zu warm ist, und uns wenig  
bewegen.

Wir werden Worte ausschaufeln, die uns ein  
mal beehrten,

Und mit ihnen spielen wie mit Kindertotenköpfen,  
Wir werden mühsam Atem schöpfen,  
Wie in den Augenblicken wenn wir verwehrten.

Um unsere Stühle wird eine Stille läuten  
Wie eine alte Feindschaft, und das Besinnen  
Wird uns überwinden, und wir werden beginnen  
Uns aus dem Gewesenen hinauszudeuten.

Eine Stunde geht um in deinem Gesicht,  
Von deinen schlanken Fingern träufelt Schwere,  
In blaue Dämmer taut die Atmosphäre  
Und Balken fallen langsam ins Gewicht.

*Ludwig Bäumer*

#### WIE LANGE NOCH . . .

Die Zeit entstirbt so dir wie mir.

Wie lange noch bestehn wir hier?

Was gibt uns Mut zu Wort und Tat?

Ist, daß wir sind, nicht schon Verrat

Am Gang der Zeit, die uns nicht braucht,

Die ohne uns ins Leere taucht,

Wie sie uns jetzt hinunterreißt,

Den Frommen wie den Feuergeist.

Die Zeit entstirbt. Wir sind noch hier . . .

Raffts mich nicht fort, so gilt es dir.

Was unser war, Leid, Schmerz, kaum Glück:

Vorbei, vorbei . . . Ins Nichts zurück.

*Otto Pick*



*Hoerle (Köln)*

*Dame im Dog-car*

## DIE GEFANGENEN

Ihr Antlitz fahl, wie gestockte Milch  
 Von Narben und Tränenrinnen ausgefranst,  
 Pendelt über dem geblähten Leib im grauen Zwilch,  
 Den Du wie einen Gummiball eindrücken kannst.

Abends hocken sie am Ofen, stumme Geier  
 Wutbleckend mit gelbem Roßgebiß  
 Und brüten ihrer Fehlerpläne faule Eier,  
 Die Augen groß entzündet an roter Finsternis.

Sturm schmeißt Schnee wider düstre Scheiben  
 Aufbrüllend über das starre Winterfeld.  
 Sie möchten Dietriche mit Mühlsteinhänden treiben  
 Rasender Wüterich über der Demut der Welt.

Aber wenn eine ihrer Schwestern aus der kupfernen  
 Küche

Sie ansieht mit versteinerten Zügen  
 Schlucken sie Blut und Angst und pflügen  
 mit verrenkten Gliedern die Betten. Gerüche

stehen wie Wolken durch den vergitterten Schacht  
 Sie spreizen ihre Hände, schreien, wissen  
 Auftaumelnd von der Pritsche in die Ungewissen  
 Stunden der endlos lauenden, verdammten Nacht.

*Karl Otten*

## WIEDER-LEBEN.

Wie tolle Hunde wirbeln tausend Dinge,  
 Imaginär, faßbarer meinen Blicken,  
 Bunt und bewegt, die Dämme, Wagen, Brücken,  
 Umwandern mich, umkreisend . . . Ein Entrücken  
 Von Zeit und Raum. Ich spüre hingegeben,  
 Fast still, den Schrei, triebhaft, gesteilt: das Leben!

*Jomar Förste*

## AUFSTIEG

Wir wollen allen Gipfeln nun die Hände reichen!  
 Wir kaum Gemessenen, Unermeßlichkeit  
 beschreiten!

O! Wie sich unsere Blicke selig weiten,  
 Wo Raum und Gipfel ihre Grenzen wissen!

*Otto Steinicke*

## DÄMMERUNG

Der Abend drückt  
 die Straßen breit.  
 Küssend umarmt  
 er Strom und Stadt.  
 Die Mutter hat  
 sich leis erbarmt  
 und Lust und Leid  
 ganz still zerpfückt.

*Kurd Adler*

## ENTSCHLOSSEN ZUR ABSEITIGKEIT

O einsame Abendmahle ohne wirklichen Trunk!  
 Ich heb einen Becher voll leerer Hölle,  
 voll Langeweile, trotz meines Lebens Verdunke-  
 lung,

und trotzdem ich eines Nebenbuhlers Schnelle  
 im vollen Bienton mich übersteigen höre!  
 O Treppe in das Gemach, wo ich schwöre,  
 dich in meinem Kopfe stets so entzückt zu halten,  
 so ausgespannt wie einen Falter, und selber so  
 gekreuzigt zu sein, so ganz,  
 wie die aus Liebe häßlichen Christusgestalten,  
 aber mit einem Schwalbennest in ihrem Dornen-  
 kranz!

O wo ist die Zeit, da ich mich was erkühnte,  
 zusammenzulügen, und auch zu fühlen!  
 Ach wer sah in des Erfolges Sonne dann, daß ich  
 sühnte,

recht gehabt zu haben, und glücklich zu spielen?  
 Nun aber bin ich müde der Meistergriffe,  
 und fast glücklich im Mute zur Unvollkommenheit.  
 Ferner bereise so nur der Funke die abgestimmten  
 Schiffe! — —

Edler als der göttliche Sprung, erscheint mir die  
 Kluft, die zu weit.

Es knote ein anderer die bezaubernden Tiefen  
 zusammen an ihrer gedachten Verlängerung.  
 Ich aber falle als Staub auf meiner Magie Hiero-  
 glyphen,

Ich sei das Unleserliche meiner einstgen Begeiste-  
 rung. *Paris von Gütersloh*

## EHE

*Von Hans Reimann*

Mann und Frau faulenzten auf dem Diwan. Der  
 Mann ist am Einschlafen. Die Frau wird von Halb-  
 träumen umfangen.

Eine Fliege summt.

Die Glocken baumeln in einer fernen Kirche.

— — — Der Mann ächzt, räkel sich, fragt: „Sind  
 das Glocken?“

Die Frau horcht. „Das sind doch keine Glocken. —  
 Das ist eine Fliege.“

„Unsinn. Das ist doch keine Fliege. — Das sind  
 Glocken.“

„Das ist eine Fliege.“

„Das sind Glocken.“

Beide horchen.

Der Mann: „Selbstredend sind das Glocken. —  
 Warum wird denn geläutet?“

Die Frau: „Ich werde doch Glocken von einer  
 Fliege unterscheiden können! Ich höre keine  
 Glocken. Das ist eine Fliege.“

„Das sind Glocken.“

„Wenn ich dir sage, das ist eine Fliege.“  
 „Herrgott, das sind Glocken. Das ist doch keine Fliege!“  
 „Das ist eine Fliege!“  
 „Das sind Glocken!“  
 „Na, da bleib bei deinem Glauben.“  
 „So etwas Dummes! Ich bin doch nicht verrückt. Natürlich sind das Glocken. — Ganz deutlich.“  
 „Eine Fliege ist es.“  
 „Wo ich genau die einzelnen Glocken heraushöre.“  
 „Was du alles fertig bringst. — Ich höre bloß eine Fliege. — Warum sollten denn jetzt die Glocken läuten?“  
 „Ja, das möchte ich eben gerne wissen.“  
 „Du kannst dich drauf verlassen, das ist eine Fliege.“  
 Beide horchen.  
 Die Glocken haben aufgehört, zu summen.  
 Auch die Fliege läutet nicht mehr.  
 Der Mann denkt: Ekelhaft. So macht sie's immer. Bei jeder Gelegenheit. Da ist einfach nichts zu wollen. Zum Auswachsen — Eine Fliege! Lachhaft. — Aber da kann sie niemand davon abbringen. Sie bleibt bei ihrer Fliege. Es ist eine Fliege. Und wenn die Glocken hier in der Stube vor ihrer Nase läuteten, — — es ist eben eine Fliege. Albern. Wenn sie sich etwas einbildet, bleibt sie dabei. — Selbstredend waren es Glocken. — — — Mir einstreiten zu wollen, daß es eine Fliege war . . . .  
 Er schläft.  
 Die Frau denkt: Wenn es nicht zufällig mein Mann wäre, ich könnte ihn ohrfeigen. Das Schaf. Immer recht haben. Immer recht haben. Muß er. — Ich höre deutlich die Fliege summen. Nein, es sind eben Glocken. — — Ich kann sagen, was ich will, er bleibt bei seinen Glocken. — — Jetzt, um die Zeit Glocken! — — — So ein Schaf! — — — Aber das ist jeden Tag so. — — — Das Kamel . . . .  
 Sie schläft.  
 Sie träumt von einer Fliege, die hoch auf dem Kirchturme geläutet wird.  
 Der Mann träumt von Glocken, die ihm über das Gesicht krabbeln.  
 Ganz leise fängt die Fliege wieder an, zu summen.  
 Es klingt wie fernes Glockenläuten.

EINIGE WORTE zu diesem Sonderheft „Deutschland“ muß ich für Jene schreiben, die sich immer gut auskennen, für die Zeitgemäßen.

Unwiderlegbar ist der Einwand, nicht der kleinste „namhafte Repräsentant“ deutscher Literatur und Kunst sei in diesem Hefte zu finden.

Es fehlen wirklich weit mehr als 93 Künstler und Intellektuelle, es fehlen sogar die Meister Hermann Bahr, Hofmannsthal, Stratz und Halbe und Herzog, Thomas Mann, Kerr und Sudermann, H. H. Ewers und Leonhard Mühsam, Dehmel, Klabund und Peter Scher, Wedekind, Lissauer und Karl und Gerhart Hauptmann, Meier-Graefe, Emil Ludwig, Eulenberg, Kyser, Kellermann, Flake usw. usw.

Aber ich will das Versäumte nachholen, einst, wenn ich bessere Nerven und mehr Humor besitzen werde. F. P.

#### KLEINER BRIEFKASTEN

Freunde, auch sonst ist dieses Sonderheft nicht vollständig. Es schweigen, dem Zeitprogramm der AKTION entsprechend, die politischen Mitarbeiter. Von den literarischen und künstlerischen Beiträgen mußten viele zurückgestellt werden, obgleich ich den Umfang des Heftes vergrößert habe. Doch darauf kommt es ja schließlich nicht an, denn wenn z. B. Hardekopf, Paul Boldt, Oskar Kanehl, Franz Werfel, Rudolf Fuchs, Else Lasker-Schüler, John, Wilhelm Weigand, Keller, Schmidt-Rottluff, Richter-Berlin u. a. Mitarbeiter hier fehlen, so gehören sie doch zu diesem Sonderheft „Deutschland“, d. h. zu uns.

G. F. Meine Ankündigung, die Schrift „Der Retter“ von Hasenclever würde als Ergänzungsheft der AKTION erscheinen, widerrufe ich hiermit in aller Form.

Dr. B. Albert Ehrensteins Versbuch „Der Mensch schreit“ können Sie durch jede Buchhandlung beziehen; ich will Ihre Bestellung gern zur Erledigung annehmen.

F. E. Franz Jungs Roman „Opferung“, der dritte Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN erscheint in diesem Monat.

H. H. Ich plane, unabhängig von den AKTIONSBÜCHERN DER AETERNISTEN, eine „Lyrische Bibliothek der AKTION“ zu schaffen.

Lieber Leser, hier gebe ich eine Lese Frucht, die ich aus der „B. Z. am Mittag“ holte. Herr Kauder, Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und auch sonst ein tüchtiger Journalist, kritisierte dort am 23. Juni 1916 „Neue Kriegsbücher“. Aus dem wohlgesinnten Artikel sind diese Sätze überragend, weil sie nach Dostojewski, Turgeniew, Gogol, Tolstoi, Puschkin, Lermontow, Nekrassow geschrieben worden sind.

„Zum Schluß sei . . . noch ein recht anstelliges Büchlein über Rußland genannt, „Die russische Krisis“ von Dr. Hans Vorst (Dietrich Reimer, Berlin). Diese 35 Seiten gesammelter Zeitungsartikel sind die ganze erwähnenswerte Ausbeute aus der geistigen Beschäftigung mit unserem östlichen Gegner, die heute vorliegt. Ein Beweis mehr für die kulturelle Unergiebigkeit dieses uneuropäischen Staates.“ —

#### BÜCHERLISTE ZU DIESEM SONDERHEFT

HEINRICH MANN. Die kleine Stadt. Roman. (Insel-Verlag, Leipzig.) M. 5,—.

FRANZ MEHRING. Die Lessing-Legende. (Dietz Verlag, Stuttgart.) M. 3,—.

FRANZ BLEI. Gesammelte Schriften. (Georg Müller, München.) 5 Bände M. 15,—.

ALBERT EHRENSTEIN. Der Mensch schreit. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 10,—.

FRANZ WERFEL. Einander. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 2,50

GEORG HEYM. Der ewige Tag. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 3,—.

ERNST STADLER. Der Aufbruch. Gedichte. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.) M. 4,—.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (WILHELM MORGNER-HEFT): Wilhelm Morgner: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Viktor Dyk: Das Trauermahl. Ein Akt / Wilhelm Morgner: Dem Tode (Federzeichnung) / Rudolf Fuchs: Romanze vom Betrug der Welt / Wilhelm Morgner: Paris' Urteil; Das verlorene Paradies (zwei Federzeichnungen) / Paris von Gütersloh: Anrufung und Erkenntnis / Johannes Urzidil: Vision / Alfred Wolfenstein: Getöse / Ludwig Bäumer: Lied der Dichter / Wilhelm Morgner: Russischer Bauer (Federzeichnung) / Franziska Stoecklin: De Profundis / M. Morax-Korschelt: Schuld / Maria Benemann: Sühne / Georg Hecht: Die Tochter Jephthas / Kurd Adler: Wiederkehr / Wilhelm Klemm: Trotz / Otto Pick: Am Rande / Petr Bezruč: Hrabín / W. B. Yeats: Ein Besuch bei Verlaine / Hans Koch: Das Steinhaus und der Rosenbusch / Paul Adler: Zwei Aufzeichnungen zu „Nämlich“ / Wilhelm Morgner: Das Kind Jesus im Tempel / Erhard Buschbeck: Däublers „Hesperien“ / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

**S**

# Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{29}{30}$

INHALT: Richter-Berlin: Macedonier (Titelzeichnung) / Otokar Březina: Die höchste Gerechtigkeit / S. Friedlaender: Politische Gedanken / Joachim von Bülow: 1794 / Petr Bezruč: Wirbitz / Vallotton: Die Sozialistin Louise Michel / Carl Einstein: Snobb / Henri-Matisse: Zeichnung / Rudolf Börsch: Gespräche / Jules Renard: Der vorsichtige Sekundant / Victor Dyk: Lied der Mutter / Kurd Adler ist tot! / Kurd Adler: Verse vom Schlachtfeld; Der Dichter / Otto Pick: Noch immer! / Wilhelm Klemm: Eine Zeichnung / César Klein: Zeichnung / Kurt Finkenstein: Schicksal / Hans Fleisch von Brunningen: Flucht aus der Welt / Anton Sova: Verse / Ernst Weiß: Der bunte Dämon / Ferdinand Hardekopf: Liebeslied / Schmidt-Rottluff: Original-Holzchnitt / Jaroslav Kvapil: Die Fremde. Ein Akt / Marie-Elisabeth Lindner: Zeichnung / Goll: Die letzten Tage von Berlin / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF  
DOPPEL-NUMMER  
HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r

Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
A n m e r k u n g e n

Jeder Band gebunden M. 2,—

T H E O D O R D Ä U B L E R

Mit silberner Sichel  
Prosa. M. 3,— geh., M. 5,50 in Halblederband

Der sternhelle Weg  
Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

Wir wollen nicht ver-  
weilen

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

P A U L A D L E R  
N Ä M L I C H

Mark 2,— geheftet, Mark 3,— in Leinen gebunden.

E L O H I M  
Mark 2,50 geheftet, Mark 3,50 in Leinen gebunden.

D I E Z A U B E R F L Ö T E  
Roman. — M. 3,— geheftet, M. 6,— in Halbl. gebunden.

H E L L E R A U E R V E R L A G  
D R E S D E N - H E L L F R A U

R E C H E N M A S C H I N E N

1. T H O M A S - M O D E L L E  
mit einem und mit zwei Linealen / mit  
Schieber und mit Tasteneinstellung der  
Zahlen / mit Hand- und elektrischem An-  
trieb / mit besonderer Additions-Einrichtung.

2. O D H N E R - M O D E L L E  
in besonders handlichen Abmessungen / in  
zuverlässiger, unverwüstlicher Ausführung /  
mit und ohne Autoschlitten / mit und ohne  
Zehnerübertragung / mit und ohne Moment-  
nullstellung der Hebel.

Beide Modelle sind weltbekannte und bewährte Systeme

E S P E - V e r t r i e b  
A b t e i l u n g I I R e c h e n m a s c h i n e n  
BERLIN W 57 / POTSDAMER STRASSE 75

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 22. JULI 1916

## DIE HÖCHSTE GERECHTIGKEIT

Von Otokar Březina

Die Gerechtigkeit, der leuchtende Wind der reinsten und äußersten Atmosphären, wo die Heiligen atmen, entsteht im Aufwehen jener souveränen Geste, die da Sterne entzündet und auslöscht. Ihre Allgegenwart begrenzt und entwickelt den Bau des Kosmos. Sie ist das Gesetz, das die Wunderblüte Leben behütet, auf daß es mit duftigem Gewebe alle ihm eigenen Linien der Schönheit anfülle. Ihr Geheimnis umgibt das Leben mit unzähligen Symbolen. Alles, was in ertaumelnder Schwäche ihrem Plane sich zu entwinden wagt, geht, von Frost und Dunkel verzehrt, zugrunde. Sie geht wie ein Gärtner durch die Gärten der Jahrtausende. Ihr Atmen durchsetzt alle Zeiten und alle Räume, süß und stark wie die ewige, überall anwesende Musik. Auch jenen, die sich diese Musik nicht vergegenwärtigen, weil sie in ihr geboren wurden und von ihr immer begleitet werden, weht sie plötzlich in unerwarteter plötzlicher Erkenntnis der Freude und Liebe an, wie ein Lied hoher Hoffnungen und in Augenblicken warnender Klarheit, nach begangener Sünde, wie Bündnis der hinter dem Gesichtskreise herankommenden Blitze. Das Bild der Gerechtigkeit schwankt unaufhörlich in den Seelen, je nach Reinheit und weißer Unschuld des geistigen Lichtes. Sie färbt heimlich und tönt ab alle geistigen Regungen, trägt Lichtschimmer auf und ätzt mit Schmerz und Finsternis. Durch Widerhall unserer Schritte weckt sie die jahrelang im Schlummer gelegenen Träume, wenn die Zeit gekommen ist, da sie uns auf Scheidewegen begegnen sollen. Wer soweit gelangt ist, daß er die Stimme seines Schmerzes versteht, wird in ihm Aufschrei vernehmen, der ihm den Schrei der Geburt aufs neue zurückgibt; denn die vor dem geistigen Erwachen verbrachten Tage sind bloßes Scheinbild der Erde und ihre Stunden sind gezählt durch Finsternis.

Unfaßbar in ihren zahlreichen Kundgebungen, verbindet sie Jahrhundert mit Jahrhundert, Geschlecht mit Geschlecht, Welt mit Welt. Gegen unseren Willen reißt sie uns fort, wie uns das Kreisen der Erde und des Sonnensystems Bewegung fortreißt. Ihre Voraussicht wirft über Millionen von Leben Netze hundertjähriger Zusammenhänge aus, deren Schlingen sich bei jeder Regung, jedem Schritte und jedem Gedanken zu-

sammenziehen, während die schwachen Hände scheinbar Knoten lösen, die beim Gehen hinderlich sind. Aber gerade ihre gigantische Größe und Allgegenwart betäubt, und wir können sie nicht in ihrer ganzen zermalgenden Herrlichkeit, die das Auge der Heiligen mit der Ekstase des Grauens zu berücken vermag, überblicken. Was ist unser Leben, gezählt nach dem Pulsschlag des Herzens, innerhalb der Jahrtausende, die sie mit Jahrtausenden ausgleicht, wie Wolken, die sich in Blitzen begegnen? Und was sind Jahrtausende im unendlichen Bogen brennender Welten, die sich in den Wolken der letzten Nebelgestirne verdichten und auf die eine Flur des ewigen Lebens zu einer Ernte niederfallen? Aber ihr Spiegel strahlt Weltenerlöschung wie ein Schließen von Augen zurück. Denn für sie leuchten alle Lichter und alle Tage gehen vor ihr und hinter ihr alle Nächte. Worte haben für sie Schall noch nach Jahrhunderten. Alles, was unserer Hand entsinkt, fängt sie auf und beherrscht es mit für uns unbegreifbaren Gesetzen der Schwere und der Beschleunigung. Ihre Wege sind voller Gefahr, wie Wege vorbei an Baugerüsten, wo am Zeitalterbau gezimmert wird. Geschosse, von denen wir nicht wissen, von wo aus sie abgeschneit wurden, erfüllen unser Licht mit dem Rauschen seelischer Ungewissenheiten und Schatten.

Doch unter den tausenden von Blicken, welche in Sekunden der Erleuchtung die Werkstätte der Gerechtigkeit der Seele aufturn, ist wohl einer der schwersten von allen auf der Erde, schwerer noch, als das Innwerden mystischer Schuld, trotz Perspektiven, welche die Schuld in die Tiefen der Zeit projiziert. Dieser Blick, unvergeßlich und und gierig und durstig, ist die berückende Herrlichkeit der Liebe, die aus Gerechtigkeit emporzuckt und auch ihrer tödenden Berührung die Stille feierlichen Sternenfunkeln verleiht. Denn Gerechtigkeit ist der Paroxysmus der Liebe. Ihr Rausch und ihre Verzweiflung, die durch Äonen unverändert gebliebene Weißglut.

Erkenntnis der Gesetze der Gerechtigkeit ist weit mehr als Erkenntnis der Gesetze, welche die Architektur des Alls aufrecht halten. Erkenntnis der Gerechtigkeit bedeutet noch mehr als ein bloßes Übergehen in ein höheres Leben. Unsere Erde ist nur ein Garten von Gleichnissen und von offenen unendlichen Fernbildern. Von

den Lichtern, welche die göttliche Einheit in die Seelen sendet, ist die Gerechtigkeit eines der geheimnisvollsten der geheimnisvollen. An Orten, umstrahlt von ihrer Erkenntnis, lodert uns ewiger Frühling an, prangen in flammender Vollkommenheit der Dinge, atmet Zärtlichkeit unsagbarer Güte in harmonischen Weltentrhythmen, rauschen alle verborgenen Quellen der Erde, sich öffnend durstigen Lippen und Sternen. Symbole enthüllen dort ihren Sinn: aber auch er ist nur ein neues Symbol, wenn auch ein durchsichtigeres, als würden die Wolken, die über ihnen auf den Höhen wohnen und entgegengesetzten Winden gehorsam sind, einen viel reichlicheren Lichtregen durchlassen. Lichter, in deren Bade die Seele die Überzeugung pflückt, daß das Erbarmen der Gerechtigkeit nicht anders sein kann als das Erbarmen der Windsbraut, wenn sie auf Wälder fällt und mit der Entwurzelung des Faulen inmitten des duftigen Holzes ihr Genügen findet. Daß ein leichtes Beben ihrer Macht Weltensturz bewirkt, daß ein einziges Ruhen ihres Blickes Städte mit der Asche der Vergessenheit bedeckt. Daß ihr Niederfallen still ist wie Niederfall des Schnees, der sich auf allzu stolzen und weithin ausragenden Zweigen lagerte, die er durch zunehmende Schwere bricht. Daß sie aber auch ebenso die vom Reichtum der Früchte überwundenen Zweige niederbricht. Und daß ihre Lippen, die mit bangem Lächeln töten, liebevoll sind wie die Lippen der Liebenden, die sich nach nichts mehr sehnen, denn nach Ermattung süßer Worte und Küsse.

Das Leben verlassen, bedeutet nur, sich auf dem Lager umwenden, an dem sie wie ein Arzt steht, die Hand auf eurem Kopfe und auf eurem Pulse. Von ihrem schwindelhohen Werke ist den Blicken gegeben, nur jene Seite zu sehen, die sich abspielt im Lichte der Erde. Darum erscheint es uns unterbrochen, abgerissen und unzusammenhängend. Unbekannte Arbeit in den Finsternissen der Zeitalter, in welche nur die schmalen Streifen leuchtender Augenblicke fallen. Plötzlich sehen wir eines Hammers Erheben, sehen aber nicht sein Niederfallen. Wir sehen das Niederfallen, hören aber nicht den Schlag. Wir hören den Schlag, werden aber niemals seinen Abdruck im rätselhaften Werke erblicken. Die Geste der Drohung gewinnt in der Finsternis die Anziehungskraft geöffneter Arme. Aber statt, daß wir die Unzulänglichkeit unseres Lichtes einsähen und trachteten, es auszudehnen, hören wir auf, an die Zweckmäßigkeit und den Zusammenhang des Vergangenen und Künftigen zu glauben, an den Sinn der Erde und den Sinn des Lebens. Die jedoch, deren ahnende Sehnsucht den Abglanz der blendenden Tiefen der Gerechtigkeit berührt hat, wissen längst, daß es keinen anderen Schmerz gibt, als den Schmerz der Unvollkommenheit und der Liebe: die Ungeduld des Gefangenen.

(Deutsch von Emil Saudek)

## POLARITISCHE GEDANKEN

Von S. Friedlaender

Die Gattung ist nur die Polarisation des Individuums, wenn dieses sich nicht mit dem Menschen, sondern wirklich ohne alle Isolation identifiziert. Relative Erzeugungen und Tode sind nur oberflächliche Symptome der In-sich-selber-Sexualität des Individuums. Diese absolute Generation ignorieren wäre wie man beim Einzelnen über Nahrung und Exkrement den Leib vergessen wollte, welchen jene polar bedeutet. Das absolute Individuum bewegt die relativen wie diese ihre Glieder; und es würde diese Glieder spielender bewegen, wenn es sich selber nicht illusorisch als Menschen, sondern indifferent innewürde. Die Desinfektion des echt individualen Willens von aller Differenz, die Objektivation aller Differenz, die Expropriation des Menschen aus dem Selbstbewußtsein ist erlernbar: sie ist die Revolution aller Revolutionen, rein geisterhaft, unverhinderbar: sie allein wird die Welt erst zur Welt machen. Denn der individuelle Wille, die schöpferische Indifferenz ist kein Mensch, sondern Gott selber; eigne Göttlichkeit.

Die Willenskraft scheint schwächer als die enormen Kräfte der Natur, welche ihr aber unterstehen: weil sie sich erstlich nur allzuleicht menschlich relativ mißverstehet, sich selber schwer entdeckt, sich gern mit ihren Geschöpfen verwechselt. Und weil sie sogar nach ihrer präzisen Selbstentdeckung und geflissentlichen Festhaltung ihre eigne Wirkung nur gradatim und differenziert gewahrt wird. Schöpferische Willensindifferenz, die Entdeckung aller Entdeckungen, die Selbstentdeckung Gottes, ist das, wovon menschliche Entdeckungen nur Symptome sind; sie eklatiert zuletzt enormer als astrale Katastrophen. Dieses stillste Ereignis soll schließlich das allerlauteste werden. Emerson: „Wir werden eines Tages sehen, daß die eigenste, intimste Energie die allgemeinste ist.“

Der Wille will, und die Welt muß. Wenn aber der Wille menschlich vereinzelt statt göttlich individual ist, so „soll“ die Welt nur, aber sie muß nicht. Der Wille ist aber kein Mensch, sondern Gott selber.

Eigne Göttlichkeit ist die schöpferische Sonne der Welt: aber Gott selber ist Atheist.

Das Weltprinzip will persönlich petiert sein. Ohne diesen schöpferischen Gewaltstreich, diese Palastrevolution, durch welche der Schatten des Herrn, der Mensch, seiner Scheinmajestät entkleidet wird: ohne die Depossedierung des Menschen aus der



Selbsteigenheit bleibt deren Sonne verirrend und exzentriert. Bloß durch den Kopernikus des Sonnenwillens wird die Welt erlöst, praktisch, nicht nur astronomisch harmonisiert.

Die Unvollkommenheit der Schöpfung besteht darin, daß der Schöpfer sich über sein Werk vergißt, in der Gedächtnisschwäche des eignen Willens.

Der subjektiv Göttliche ist objektiv einstweilen nur der Initiierte des Lebens.

Person ist das Intermundium, das einzige absolute Zwischen aller Welt; jedes andre Zwischen, z. B. sexuelle Zwischenstufen, ist bereits relativ, polar, gegenseitig, äußerlich, oberflächlich und eigentlich immer noch mehr Trennung als Mischung. Selbst die chemischste Legierung ist nicht absolut neutralisiert wie die subjektive Indifferenz. Daher ist alle Hoffnung auf eine äußerliche Verschmelzung der relativen Elemente Narretei; sie gelingt erst innerlichst persönlich. Das Subjekt, individual erlebt, ist der „Stein der Weisen“, die Quadratur des Zirkels, das Lebenselixier, Magie, Verwandlung, Allmacht: aber nur als Intention, und Initiative zu aller Welt, welche Welt stets polar artikulierte Objektivation und keine Hexerei sein kann.

1794

Bläuliche Fackellichter  
Zucken hin und her  
Und sterben wie Seelen.  
Fahlgelbe Falter fächeln  
Mit zitternden Flügeldecken  
Den rußschweren Rauch,  
Den die Fackeln schwälen.  
Irgendwo zirpen Heuschrecken.  
Um der Gräfin Mund  
Liegt ein bleiernes Lächeln.  
Eine Uhr schlägt Mitternacht  
Schlägt dreizehn, vierzehn,  
Schlägt die ganze Nacht.  
Tränen  
Tropfen wie taubenblaue Türkise  
Auf die Hand der kleinen Marquise.  
Rot grinst das Sonnenrund  
Durch die Zacken von Notre Dame.  
Um schneeige Nacken  
Ziehn rote Perlen sich  
In schaurigem Kranz.  
Die Guillotine fidelt zum Tanz!

*J. v. Bülow*

WIRBITZ

*Von Petr Bezruč*

Bei Oderberg, wo meiner Väter Sprache ver-  
klungen,  
und zwischen Hruschau, wo glühend Fabriken  
rauchen,  
Herrschaftsfabriken, wo schwer mit Beschwerde  
wir atmen,  
liegst du, mein Dorf, mit hölzerner Kirche.  
Niedrige Hütten, wo grün auf den Dächern Moos-  
hügel schwellen,  
mitten im Viereck der Pappeln Christus.  
So  
stießen sie mir in die Stirne bei Oderberg dornig  
die Krone;  
in Ostrau die Linke gekreuzigt, in Teschen aus  
Herzwunden blutend;  
in Lippina bot man mir Essig zu trinken,  
in Lysa durchbohrten sie mir die Füße.  
Einmal, o, einmal wirst du um mich kommen,  
Mädchen mit dunkeln, glanzlosen Augen,  
mit Mohn in Händen —  
Weiter saust immer die Peitsche, weiter wird man  
uns würgen  
bei Oderberg und in Hruschau, in Leuten, in  
Baschka,  
ich höre nichts mehr, mich kann es nicht stören —  
nichts mehr kann mich stören.

(Uebersetzt von Rudolf Fuchs)



*Vallonon*

*Porträt der Sozialistin Louise Michel*

## SNOBB

Von Carl Einstein

Aus „Anmerkungen“, dem 2. Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN

Wir haben keine Wahrheit mehr, die alten Notdürfte und Verpflichtungen des Instinkts sind abgeblaßt. Die Wünsche hängen hohl und weitfältig um abgemagerte Dinge. Man lernte die Gebundenheit zugleich als Wille verstehen, und da man alles wollen konnte, verloren wir die Werte. Phantasie gestattet, alles ohne tatsächliche Realität zu genießen. Die Welt vergeistigte sich solchermaßen in den Gewändern der sie unablässig schmückenden Gedanken und Künste, daß wir in der sich mehrenden Künstlichkeit des Lebens den Wahnsinn begingen, über Hülle und Schleier hinaus zu staunen, ein Rätsel schufen von beglückender Unlösbarkeit und glaubten, wir könnten mehr auffangen in den Schalen unserer Worte, als uns selbst. Wir haben unsere Seele so oft gespiegelt, worin? in uns selbst, daß wir die sich zu Reihen gebärenden Reflexe zu Tatsachen, zu Dingen erstarren ließen. In der Beklommenheit vor der Armut unserer ein-atmigen lange-weilenden Symbole, die ebenso phantastisch als gesetzmäßig sind, retteten wir uns vor ihr zu dem Ding.

Ding und Wort sind nur verschiedene Bezeichnungen eines elementaren Erlebnisses. Unsere Sehnsucht nach Notwendigkeit und Freiheit beweist nichts als eben unsere Sehnsucht.

O entsetzliche Langeweile des Kreises, der alle Verschiedenheiten tötet, alles Gleiche als unendlich Verschiedenes bezeichnen läßt. Langeweile, die uns zur zerreißenen Differenzierung führt, entsetzliche Einsicht, daß alles nur Perspektive ist.

Ein Gesetz, ein sichtbares ist zu konstruieren, das uns trennt, das uns Glauben gibt, trotzdem es unsere Konstruktion ist. Unsere Konstruktion; denn das Gesetz der ursächlichen Folgen über uns hinauszudehnen, ist sinnlos.

Der Snobbismus, in welcher Gestalt er auch auftreten mag, ist aus solchen erwachsen. Sind diese geschriebenen Worte nicht ein Beweis solch seelischer Verzerrung, wo alles von einem Punkte gesehen wird, wo der Reichtum zur Armut des einseitigen Schauens zwingt, wo die Masse der Erinnerung jagt und quält zum Originellen? Einen glaubhaften Ernst, daß wir sprechen.

Wir sind wie alle, schrien sie in Ekel und Angst, wir wollen sichtbar sein, und sie wurden einsam. Demonstrative Zurückgezogenheit, demonstrativ, denn ein Wille spricht darin. Der Mensch der hier zerschnitten und belebt wird, ist ganz und gar Wille, er schätzt nur Gewolltes und wird darum die Grotteske des ihn täuschenden Willens. Er mag zuletzt im Wollenmüssen etwas Sklavisches ersehen, dem er sich durch Verneinung zu entziehen versucht, als wäre dies nicht der Superlativ von Wunsch und Absicht. Die Verneinung wird gesucht als intensivste Wahl, als Bejahung einer höchstvereinzelt Seltenheit.

Hier tritt eine Frage der Wertsetzung auf, nach einer ärmlichen, das ist stilvollen. Der Snobb hat alles erkannt und wäre es auch nur ein müdes Verwerfen, ein Ablehnen des täglich Gegebenen aus der Schwachheit, das ist köstlichen Borniertheit, einer Natur heraus, die verzichtet, das Schlichte mit der Form eines eigentümlichen Wertes zu begaben. Erkennen ist identisch mit Überwinden; denn in unserem Menschen liegt die selbstverständliche Verneinung von Anfang eingegraben.

Dem Snobb ist die Qualifizierung keine Frage der Form, sondern einer eigentümlich praktischen Ästhetik; doch wiederum kein Entscheid des einzelnen Zufalls, der jede Form vernichtet.

Der Wert liegt im Ding. Denn Wertung darf keine Kraftleistung sein, sondern der Schatten eines passiven Genusses. Die Dinge müssen entgegenkommen, so leise, daß sie immer da sind.

Der Wert ist dem Snobb etwas Moralisches, aus entferntem ästhetischem Zuschauen gewinnt er seine moralischen Werte.

Eine betrachtende Güte, die alles fernhält, Konventionen mit den Anderen identifiziert, nicht sich.

Denn er ist immer in sich, furchtsam, am furchtsamsten vor dem Urteil. Er sieht sich fast immer zu, aus Geschmack, aber er wird sich nicht beurteilen, aus unproduktiver Verletzlichkeit, sondern schmerzlos in sensibler Borniertheit verwerfen; sein überreiztes Individualwollen beschließt er in dem Wort „Anderssein“. Der Snobb ist nicht aus essentieller Nötigung so oder so; aus dem Rhythmus eines Worts, aus der abgerissenen Vibration sich gegenseitig flüchtender Klänge. Er haßt den diatonischen Dreiklang, das Entdecken des Ursprungs. Der Beginn muß ihm das am meisten Bezweifelte sein. Der Anfang bedeutet für ihn nicht symbolische Bestimmtheit, sondern tatsächliche Ungewißheit, die eine Brücke zu jedem Bedenken und Zweifel ist: ein Turnseil zur Willkür eines Geschmacks. Der Sinn dieser Reizfähigkeit, die nur als private Seltenheit geschätzt werden kann, liegt in der Entfertheit — in der reservierten Willkür, die als Willkür dem Zweifel weite Flächen zweilichtiger Beleuchtung und Andunkeln bietet.

Er identifiziert geistige Formen mit Inhalten des Seins, ihm ist das Ideelle zum Primären geworden; denn es ist die letzte Spiegelung, die punktuellste. Er glaubt vielleicht auf Augenblicke dem Geist als nichts Sichtbarem, als Letztem. Der Geist ist eine individuelle Tatsache für ihn. Keine allgemein begriffliche. Nur Ende eines persönlichen Erlebnisses. Er sieht alles zunächst als Objekt feinhändiger Wahl, relativ, sehr relativ, aber gerade darum klammert er sich an ein Absolutes um so fester, dem er nicht symbolischen Wert beilegt, dessen Gebrauch eine Überrumpelung, einen Glauben trotz allem in sich trägt. Er schätzt nach dem Genuß, wo alles Entscheid eines Geschmacks ist, und vielleicht ist Genuß das Passive, Unproduktive. Er ist an langer Wahl

ermüdet und verfällt um so hülfloser dem Letzten, dem Geschmack. Er verfällt sich und ist im Kreis seiner losgerissenen Individualität umgetrieben, seine Furcht vor der Identität, sein Haß auf Objektives, deren gemeinsamer Ausdruck Gleichgültigkeit ist, verarmen ihn, seine Armut ist Styl, er ein Punkt, ein Gewähltes, ein immer sich zentrierender Kreis, undifferenziert, weil er anders sein will und immer überwindet. Er ist immer einstellige Zahl, aber anders geschrieben. Differenzierung als Vorstellung bedingt Erinnerung, die den Unsern schon beschmutzt, er ist, entwickelt sich nicht; denn er genießt das Dasein, das so leise kam. Er schätzt nur den Genuß eines Moments, die Einzigkeit, der er glaubt.

Kann diese Einzigkeit wahr sein? — etwas Moralisches?

Sie muß so selten sein, daß sie wunderbar ist, ihre Tatsächlichkeit so momentan, daß Sein und Nichtsein eins werden. Das Auffangen der Zweifel, der übrig bleibt, das Theater des Moments würdig zu sein, der traurige Rest in einer aschigen Geste erstarrend, einzige Konsequenz, ein mehr und mehr verzweifelnder Geschmack.

Der Snobb haßt das Symbol und die Einheitskette, die jenes weitziehend schlingt. Er ist nur Variation und Zuschauer derselben, ihr Stilzusammenhang ist die Angst, auf Sich zu geraten, er ist so unsymbolisch, so untreu, wie das blinde Auge eines Spiegels, der wie er nur durch die Güte der Dinge lebt.

Der Snobb flüchtet immer vom Gesetz zum Neuem. Gesetze wären für ihn mehr als Pflichten, eine Sache des Geschmacks, des Vereinzeln, das Gesetz müßte ihm restlos in der Originalität seines Erlebnisses aufgehen. Das Gesetz müßte aufgelöst werden in ein neues Erlebnis, so daß nichts von überindividueller Norm übrig bliebe. Das Gesetz dürfte nichts mehr sein, als Beweis der Existenz eines originellen Individuums; die kontinuierliche Logik eines Kodex müßte untertauchen in die abrupte Erscheinung eines Snobb, müßte ein Paradox werden und nicht nur in Hinsicht auf seinen Erfüller; eine Willkür, absolute Geschmacksache.

Das Gesetz müßte relativ sein; seine Realisierung im Einzelnen normativ, nur Theater eines Willens. Denn die Reize eines angespannten Seins werden gekostet, der Snobb ist immer dazwischen, aber durchaus nicht nur intellektuell. Er besitzt feine Borniertheit des Gefühls.

Und wenn er je lebte, in seiner Hast nach Außerordentlichkeit, die gemessen am Abrupten seines Charakters zuletzt in graues Mitleuchten endet: er besitzt kein anderes Maß des Lebens, als den innen gefühlten Tod. Das Licht sehen ist nichts anderes als die Proportion der Reize gemessen an seelischer Blindheit. Das Leben ist eine Relation zum Sterben.

Unserer ist tot; denn Stil tötet in seiner arroganten Ausschließlichkeit. Der Zauber und Reiz des Stils ruht in seiner Konstanz. Er duldet

höchstens eine neue Gruppierung und Beleuchtung, aber grundprinzipiell und innerlich ist er durch den Glauben an die Beständigkeit und das Unverständliche bestimmt. Ein Glauben, in dem jede Tatsache, das ist kritisches Bewußtsein, aufgezehrt wird.

Der Reiz des Unsern, das ist die Möglichkeit einer Selbstinterpretation nach entgegengesetzter Richtung, liegt in der überwiegenden Verneinung zu Gunsten einer stärksten Bejahung, in der sich Ästhetisches und Lebendigkeit mischen, zum wenigsten tangieren.

Das Erstorbene des Snobb liegt von vornherein darin, daß er eine phantastische Forderung, deren Eigentümliches in ihrer Isoliertheit ruht, in eine Krawatte umsetzt, vielleicht um die Innerlichkeit einer artistischen Forderung zu bespötteln oder aus Schwerfälligkeit. Das primär Zweideutige ist das andauernde Ineinanderschachteln von Kunst und Tatsache. Er hat keine Zeit, keine zähe Weite, eine innerliche Forderung unsehbar zu erledigen, sie ist nur Grund zur Sichtbarmachung einer ähnlichen andern. Die künstlerische Forderung ist moralisch. Sein Denken ist kunstgewerblich mit zweideutigen Zwecken. Vielleicht um der Eintönigkeit des Gereiztwerdens willen, die in Vielfarbigkeit der Wirkung verwandelt werden soll, oder vielleicht ist der Einklang des Stils euphemistische Flucht vor den vieltönenden Stimmen, die kaum unterschieden werden können.

Diese Lebensbetrachtung, welche alles aus dem Gegensatz sich entwickeln läßt und in diesen hinein, nimmt den Werten, wie wir sie von einer wohlthätigen gutmachenden Gewohnheit empfangen, ihren Charakter als Wert, indem zu jedem der Gegenwert dargeboten wird. Alle lebendigen Forderungen müssen, um hinreichend begründet zu sein, einer stilvollen Überzeugung Dekoratives entleihen.

Es ist überhaupt meinem Lieben eigentümlich, Elementares als Schmuck und Letztes zu benutzen, um in sich zu bleiben und nicht einem durch-



Henri-Matisse

Studie

## SCHICKSAL

Straßen sterben hin in dunklen Tönen  
Violette Wimpel flaggt die Nacht  
Die aus allen fremden Fernen schauert.

Harte Steine stehn zu Käfigen gemauert  
Zwischen denen Eingeengte stöhnen,  
Die ein kaltes Tagwerk kalt vollbracht  
Und — verjagte Büßer aus dem Paradiese —  
Traurig treiben auf der Flut der Jahre  
Die den Tag berauscher Erkenntnis überdauert.

Ach — und keiner käme, der Befreiung bliese  
Hell auf weithinschallender Fanfare  
Um die Ausgestoßenen zu lösen  
Aus der Fron des starren, bösen  
Schicksals, das in ihren Hirnen kauert.

*Kurt Finkenstein*

## FLUCHT AUS DER WELT

Granit und Schüsse. Felsen  
Blind vor Sonnen.  
Heiß-zehrende Wonnen.  
Sterbende Stachel-Gelsen.  
Schiffe zerfallen vor Hitze, flacken  
Mohnrote Himmel empor  
— Brennendes Tor —  
Zu Seligkeiten, die tief erpacken.  
Explosionen, die man löschen will . . .  
Garben starben, die schon lang verdarben.  
Stolz stehn Narben.  
Meer ist still.

*Hans Flesch von Brunnigen*

## UND MANCHMAL LAUSCHEN WIR . . .

Und manchmal lauschen wir des Lebens Stimmen,  
wie der Geliebten feine Ohren lauschen  
an Frühlingsabenden, wo ins Verglimmen  
des Lichts uns Blüten klagend überraschen . . . .  
Und alles singt, Fluß, Glocken, Blütenhang,  
der Stadt Geheimnis, dem des Daseins Steuer  
schon morgen Sehnsucht zollt und heißen Drang,  
wenn Geist erliegt dem blinden Ungeheuer . . . .

Und dann wird oft uns bitter sein, ich weiß . . . .  
Als schifften wir durch grausen Nordmeerseis . . .  
Schollen auf Schollen, doch ganz nahe wo  
von ungesehnen Inseln schallt es froh,  
wilde Musik und Jauchzen, näher, nah  
sind Menschen und ihr heißes Herz, so nah,  
sieghaften Blutes Strom durchdröhnt unsre  
starrende Welt  
vom Echo andersgelebter Leben all unser Eis  
zerschellt . . . .

*Anton Sova*

(Aus dem Tschechischen von Paul Eisner)

## LIEBESLIED

O dieses Kohlkopfs heller Duft!  
O Tulpenleuchten gelben Haares!  
O Gnadenblick in Flimmerluft!  
O Glücksminute dieses Jahres!

Ich wußte nicht, daß ich besaß  
Ein Kupferglimmen früh im Lichte,  
Ich wußte nicht, daß ich vergaß  
Dies Dämmerlächeln der Gesichte.

Bin ich, wie einst, so mild bestäubt?  
O Glas und Zweifel dünnsten Traumes!  
Du junger Kornduft, duftbetäubt,  
Besonner Schein umschäumten Schaumes!

Ich halte, ganz in Deinem Hauch,  
Dich: Apfelwange, Sommersprossen . . .  
Es ist ein Traum, ein Gift, ein Rauch,  
Ein Lügen-Gelb und schon zerflossen.

*Ferdinand Hardekopf*

## DER BUNTE DÄMON

Sei du der Panther dieser neuen Häuser,  
Aus Glas und Eisen, aus Beton und Licht,  
In denen keine Tiere hausen.  
Sei Katze du, mit langen Hüften, kühn und ohne  
Tränen.  
Sei hartes Tier, das nichts vom Tode weiß, bevor  
es stirbt.  
Sei hold, du holdes Tier, daß nichts vom Tode  
weiß, bevor es stirbt.  
In sich verkrümmtes Tier, wie Feuer glänzend,  
Vor Freude bebend, blutig und beschwingt in  
seiner Leidenschaft,  
Auf Inseln wohnend, ohne seinesgleichen.  
Von Inseln bringe Schmerzensschrei und stärkste  
Lust, und im gesenkten Hals endloses  
Weites Schreiten ohne Müdigkeiten.  
Von jenen Inseln, die im Meere starren,  
Wo harte Blumen unüberwindlich bunt aus Bitter-  
lauge wachsen,  
Und sich in giftigen Meereswogen spiegeln wie  
am süßen See . .  
Sei immer!  
Sei Glühfaden, immer zitternd in den leeren  
Lampenbirnen, immer leuchtend, so lang du  
lebst,  
Mehr Stern als die Sterne.  
Bunter Dämon!  
Tanze ewigen Frühling, ewiges Licht.  
Tanze den ersten Kuß der Geschlechter, die ewige  
Rechtfertigung Gottes  
Umkreise die Sonne, bunter Dämon, mit der Sonne  
tanzst du um Gott.

*Ernst Weiß*



*Schmitt-Rottluff*

*Original-Holzschnitt*

## DIE FREMDE

Von Jaroslav Kvapil

Eine niedrige, ärmliche Stube, deren Türe in die weite Landschaft geöffnet ist. Der Glanz der Herbstsonne bestrahlt das rötliche Laub.

Der Feind (hält in Gestalt eines Wanderers an der Stubenschwelle): Wenn ihr gute Menschen seid, so gewährt mir Nachtlager, denn ich befürchte, daß die Sonne untergeht und die kühle Nacht hereinbricht, ehe ich das Dorf erreicht habe.

Der Mensch (ihn nicht erkennend): Mein Tisch ist ungedeckt, aber lasse dich daran nieder, wenn du ermattet bist. Ich will dir von meinem Kargen bieten, so du das Abendessen der Ärmlichen nicht verschmähst.

Die Frau (heimlich): Ich fürchte mich vor diesem Ankömmling.

Der Mensch: Begrüße ihn auf der Schwelle unserer Wohnstatt!

Der Feind: Darf ich also eintreten?

Die Frau: Mein Gatte läßt dich ein. Sei willkommen, lasse deine Glieder rasten!

Der Mensch: Da du von fernher kommst, erzähle uns von deinen Reisen.

Der Feind (setzt sich): Ich habe die ganze Welt durchwandert und keine Ruhe gefunden. Aber ich habe alles erkannt, selbst die Wahrheit, vor deren Erkenntnis sich die Menschen fürchten. Am meisten jene, die sich zu Hause am eignen Herde zusammenkauern.

Die Frau: Du hast keine Heimat?

Der Feind: Ich habe keine und will keine haben, denn ich würde ihrer Bequemlichkeit müde werden. Die Welt ist weit, und wo immer ich gehe, betrachte ich das Glück der andern.

Die Frau: Macht dich dies glücklich?

Der Feind: Nein.

Der Mensch: Warum suchst du also dein eigenes Glück nicht?

Der Feind: Weil es mir zur Last würde.

Der Mensch: Ich verstehe dich nicht.

Der Feind: Weil es mich zum Sklaven machen würde.

Die Frau: Ich verstehe dich nicht.

Der Feind: Beide werdet ihr mich mit der Zeit verstehen.

Der Mensch: Wann?

Der Feind: Bis ihr euch selbst verstehen werdet.

Die Frau: Du wirst immer rätselhafter!

Der Feind: Nur für euch, die ihr nicht seht! Vermöchtet ihr zu schauen, so würdet ihr begreifen und mich beneiden.

Die Frau: Um deine Verlassenheit?

Der Feind: Ich bin nicht verlassen, denn ich habe mich selbst.

Der Mensch: Und wenn die Nacht kommt, erschrickst du vor ihr und suchst die Behausung fremder Leute auf?

Der Feind: Nur für eine Weile! Am Morgen entferne ich mich und bin wieder frei.

Die Frau: Sind wir denn unfrei?

Der Feind: Ja, da ihr zwei seid. Ihr seid wechselseitig eure Sklaven.

Der Mensch: Mitnichten, durch unsere Wechselseitigkeit sind wir stärker.

Der Feind: Für immer?

Die Frau: Für immer!

Der Feind: Keineswegs! Nur für so lang, als ihr euch wechselseitig unterstützen werdet. Wenn einer von euch fiele, dann seid ihr beide verloren.

Die Frau (erschreckt): Warum?

Der Feind: Weil ihr einander geschwächt haben werdet.

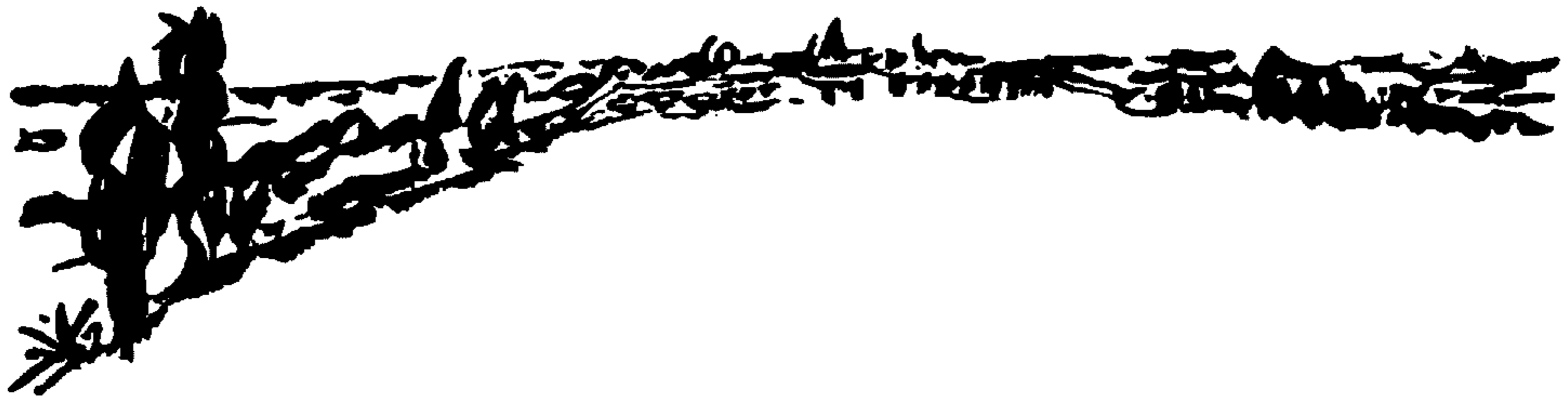
Die Frau (heimlich): Ich fürchte mich vor diesem Ankömmling.

Der Mensch: Erzähle uns lieber von deinen Reisen.

Der Feind: Ich sah im gelobten Lande einen jungen Baum. Efeu wucherte an seinem Grunde, und als ich nach Jahren wiederkam, umwand er ihn bis ins Astwerk hinein.

Der Mensch: Ich weiß, was du sagen willst! Als man den Baum fällte, hatte der Efeu keine Stütze und siechte dahin.

Der Fremde: Im Gegenteil! Sie rissen den Efeu aus dem Erdreich, und da stürzte auch der



Wilhelm Klemm

Landschaft

Baum ein. Denn seine Umarmung hatte ihn geschwächt.

Die Frau: Sicherlich nur, weil beider Wurzeln verwachsen waren und sie einander gegenseitig ernährten.

Der Feind: Weil sie einander gegenseitig austranken.

Die Frau (drängt sich an den Menschen): Nicht wahr, das ist nicht so?

Der Feind: Vielleicht hätte der stattliche Baum bis heute gegrünt! So jung und buschig war er, als ich ihn zum ersten Male sah!

Die Frau: Aber der Efeu?

Der Feind: Warum wuchert er nicht an einem felsigen Baumstumpf? Warum erstickte er den jungen Baum, weil er selbst nicht in die Wolken zu wachsen vermochte? Du selbst, Mensch, bist wie dieser Baum, und erstickst im Hochmut fremden Laubwerks.

Der Mensch: Ermattet setztest du dich an unsern Tisch; was, lohnst du uns mit Spott?

Der Feind: Ist er tief in deines Efeus Wurzel eingedrungen? Beschneide sie, beschneide sie — sonst bist auch du verloren! (Er erhebt sich.)

Der Mensch (sieht ihn an): Wehe, ich erkenne dich! Du bist mein alter Feind! Was willst du hier, Neider?

Der Feind: Ich bin gestärkt — und darum beneide ich dich nicht. Sieh zu, daß du selber mich niemals beneiden mußt! (Er entfernt sich.)

Die Frau: Du hättest ihn nicht in die Stube lassen sollen, dann hätte er dich nicht verletzt.

Der Mensch: Ich geh' ihm nach und strafe ihn, dafür, daß er dich erschreckt hat!

Die Frau (mit Bangigkeit): Ich fürchte mich, geh' nicht fort!

Der Feind (steht wiederum auf der Schwelle): Ich wollte dich sehen und dir Unruhe schaffen.

Komm, räche dich an mir, wenn du kannst!

Der Mensch: Du willst neue Kämpfe heraufbeschwören, Feind! Nicht wahr, du neidest mir mein Weib?

Der Feind (lacht.)

Der Mensch: Ich jage dich weit fort von unserer Schwelle! (Will hinter dem Feind her.)

Die Frau (preßt sich an ihn): Geh' nicht fort, geh' nicht fort! (Reißt ihn in ihre Arme.)

Der Feind: Komm! Komm!

Der Mensch (zur Frau): Laß mich! Warum will ich ihn verjagen, wenn nicht um deinetwillen? Laß mich! Laß mich!

Die Frau (voll Angst): Nein! Nein! Nein!

Der Mensch (stößt sie von sich): Halt' mich

nicht auf! (Er steht auf der Schwelle:) Wo bist du, Feind?

Der Feind (lacht aus der Ferne.)

Die Frau (zieht den Menschen in die Stube): Vergiß, daß er hier war, und verfolge ihn nicht!

Der Mensch: Laß mich! (Er läuft abermals zur Türe.)

Die Fremde (vertritt ihm auf der Schwelle den Weg.)

Der Mensch (erschrickt): Wer bist du, Unbekannte?

Die Fremde: Jemand ging vorbei und sandte mich in dein Haus.

Der Mensch: Wer bist du? Wer bist du?

Die Frau (sieht sie nicht): Mit wem sprichst du da, mein Gatte? Komm', der Feind ist schon fort!

Der Mensch (erschrocken): Siehst du niemand auf der Schwelle?

Die Frau (verwundert): Niemand.

Der Mensch: Und hörst nichts?

Die Frau: Ich höre nichts.

Die Fremde (singt):

Leb' wohl und Gott zum Geleite,

Leb' wohl nun für alle Zeit!

im armen gepeinigten Herzen

Erweiche du nicht mein Leid!



Cesar Klein

Studie

Den Lebensmut, wirf ihn von hinnen,  
 Wenn es dich nimmer hier litt,  
 Doch wenn du noch Sehnsucht empfindest,  
 Komm' mit, so komm' mit!  
 Die Frau: Warum schaust du so entsetzt zur  
 Türe hin? Siehst du dort etwas?  
 Der Mensch (richtet sich auf): Laß mich hin!  
 Laß mich hin!  
 Die Frau (entsetzt): Um Gottes willen, was  
 träumt dir? Er ist ja schon fort!  
 Der Mensch: Du hängst an meiner Brust, und  
 die Erscheinung verschwindet inzwischen! Hindere  
 mich nicht! Du hast kein Recht, mich aufzuhalten!  
 Die Frau (deckt mit ihrem Körper die offene  
 Türe.)  
 Die Fremde (singt draußen):  
 Von weitem komm' ich gezogen,  
 Den einstgen Gefährten zu sehn!  
 Um Jugend, ums Leben betrogen!  
 Was liebest du mich stehn?  
 Schwüle fühlen wir, Schwüle,  
 Gefährte, bei jedem Schritt.  
 Vergebens ist alles, vorüber!  
 Komm' mit, komm' mit!  
 (Sie verschwindet.)  
 Der Mensch (stürzt bebend zu Boden):  
 Warst du's, die auf der Schwelle stand? (Blickt  
 auf die Frau:) Warst du es? Ja, ja! Aber vor  
 langer Zeit einmal! Damals, als ich glaubte, du  
 und meine Jugend wäret Eins!  
 Die Frau (hebt ihn auf): Mein armer Gatte,  
 was hat dir geträumt?  
 Der Mensch: Ich war doch ein stattlicher Stamm,  
 nicht wahr? Und jetzt hat's mich so plötzlich hin-  
 gestreckt! Wer hat meine Wurzeln untergraben?  
 Die Frau: Der Haß jenes Fremdlings.  
 Der Mensch: Oh, das war etwas Größeres!  
 Viel Größeres!  
 Der Feind (steht wiederum auf der Schwelle):  
 Du selber warst es!  
 Der Mensch: Wehe, seh ich dich wieder?  
 Die Frau (verdeckt mit ihrem Körper die Gestalt  
 des Feindes): Blicke mir in die Augen — und  
 du wirst niemanden sehn!  
 Der Mensch: Und ich bin so schwach! So  
 schwach!  
 Die Frau: Dein Efeu wird dich stützen, wenn  
 deine Wurzeln beschnitten sind.

(Deutsch von Otto Pick)

## DIE LETZTEN TAGE VON BERLIN

*Romanfragment von Goll*

... Dann Kinoregisseur ...  
 In Tempelhof, über Rübenfeldern, wölbt sich die

quadratische Kristallhalle. Ein Laboratorium: da  
 werden die Leidenschaften der Menschen seziert.  
 Dichter schreiben die Etiketten: Liebe, Rache,  
 Mitleid. Ein Markt der Seelen. Aus meinem Hirn  
 fließt der Trost für Europa, für eine ganze Woche  
 lang. Meine Kinofabrik ist die Pandorabüchse.  
 Ich räche mich an der Menschheit, daß sie mich  
 zu einem leidenden Gott gemacht hat. Nun soll  
 sie an der Büchse der Erkenntnis staunen und  
 sterben.

Werft euch über meine Eingeweide, Europäer!  
 Wandert Hand in Hand, kleine entlaufene Schul-  
 jungen mit den weißgebügelten Kragen, und laßt  
 euer jappendes Wolfsherz das Aas schnuppern.  
 Kehret ein, ungestillte Liebespaare, haltet euch  
 um den Gürtel: ich gieße Mondschein auf eure  
 glühenden Lippen. Aber hinter euch wächst der  
 Schatten der Eifersucht. O Greise, ihr werdet an  
 mein Märchen glauben: es ist wirklicher als all  
 die Schätze, die ihr in schwachem Gedächtnis  
 gehäuft ... Kino!

Ich arbeite.

Kapital rollt. Ich Sysiphus. Ich schleppe es. Ich  
 drücke, wälze, wache, seufze es empor. Aber der  
 Gipfel entweicht. Es rollt das Kapital donnernd  
 in die Schlucht des Kredits. Immer größer,  
 schwerer, ungelenker wird es, das Kapital. Es  
 fängt magnetische Kraft. Der Block gehorcht  
 nicht mehr der Richtung meines Willens! Er hat  
 Ecken, Buckel, Risse. Er zerschneidet mir die  
 Sehnen.

Ich arbeite.

Ich spalte das Kapital: ich will es Stein um Stein  
 heraufbringen. In der Chemnitzerstraße. Sklav  
 im Blutharnisch. Mit Brillantringen halte ich die  
 Kasse des Groschenkinos. Ich arbeite mit Soldaten,  
 Fabriklohnnern, Huren. Ihre Ehrfurcht ist groß.  
 Sie liegt im metallenen Groschen verschlossen.  
 Ich bin die Gottheit des Talismans: ich mache  
 Schmerz, Hoffnung, Frommheit wahr. Und Geigen-  
 haine rauschen. Cellogewitter klagt. Flötenfrüh-  
 linge zwitschern naiv. Alles für einen Groschen.  
 Hier liegt der Schwerpunkt des Lebens.

Oho! Ich bin das redende Kino. Ich schwitze  
 Phantasie. Meine Explosion erschüttert das Publi-  
 kum. Ich erleuchte die Landschaften. Ich ziehe  
 die Kulissen, schwenke den Vorhang. An meinem  
 samtnen Arm lustwandeln die Köchinnen.

Aber o! die Arbeit ist Moor! Sinke ich? Ver-  
 sinke? Angst flattert um mich. Fieber wie ein  
 roter Fliegenschwarm. Es gluckst in meinem Hirn.  
 Stemme, Sklav! Hinten heizt der Operateur mit  
 dem elektrischen Fühler. Die weiße Scheibe  
 blendet. Ach so, ich bin ja Souffleur. Er aber  
 sitzt in dem Loch und kriegt dafür ein Goldstück.  
 Allabendlich ein Goldstück: so viel Groschen.  
 ich muß ins Publikum wandeln und bin sein  
 Apostel mit den goldnen Flügeln. Mein Unter-  
 bewußtsein stochert im Schutthaufen des Kosmos.  
 Draußen ist alles Nacht und Staub. Stern und  
 Straße. Hier, hier rollen die Groschen.

O Sysiphus! Zeig die Striemen auf deinem Rücken.  
 Zinnoberrot. Sklav. Spuk Blut. Spei Galle. Der



Goldfelsen rollt und wackelt. Halt ihn. Büsche knistern. Sand sprudelt. Erschreckt, erobert empfängt ihn die hallende Schlucht des Konkurses. Bin ich ein Märtyrer? Die Arbeit, meine schwesterliche Feindin, hat spitze Dolche, gefährlich dem Träger. Am nächsten Tag bringt mich Ribieras Auto zur Börse.

Hier wirbeln die Aktien unserer A. G. wie aufgeschwehte Meeresvögel. Gibt es Sturm? Wilde Fleischhände zappeln empor, kreischen. Rote Börsenhände.

Kampf. Die weißen Vogelblätter flattern. Das Schicksal von Tempelhof liegt unter ihrem Fittich. Männer zerreißen sich die Mäntel. Glatzen blitzen. Blecherne Stimmen. Goldenes Echo. Ich steigere. Ich steigere. Ein Gletscher entsteht in meinen Lungen. Ich atme Weltluft. Ribiera im Hintergrund ist Orakel. Ruhig. Ich steigere. Ich errichte einen steilen Berg. Lavahusten. Einerlei: ich steigere — und zerstöre mit einem Fußtritt den brodelnden Ameisenhaufen . . .

Sisyphus hat gesiegt. Der Klotz ist oben. Zurück nach Tempelhof. So meine ich Arbeit.

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXVI

Berlin W 30, am 31. 3. 1916.

Sehr geehrte Schriftleitung

der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung“!

Unter keinen Umständen dürfen Sie auf meine Mitarbeit rechnen! Ich bin empört darüber, daß Sie solches Ansinnen an mich richten.

Wer, wie Sie, in heutiger Zeit vom „beinahe bis zum Wissen gesteigerten Gefühl der Einheit der Menschheit“ zu „plaudern“ imstande ist, der begreift den Geist von 1914 ebensowenig, wie Ihr sehr geehrter Herr Professor Dr. Jaffé, dessen mir gänzlich unverständliche Worte von den „unverrückbaren Menschenzwecken“ wohl europäische Weisheit bedeuten sollen. Aber der Herr Professor vergißt nur die Kleinigkeit, daß uns friedfertigen Deutschen eine wüste Horde von Teufeln und Narren an die Kehle gesprungen ist. Wir haben also Grund genug, die „unverrückbaren Menschenzwecke“ der viehischen russischen Mordbrenner, der schuftigen, erzverlogenen Baralong-Mörder und des gesamten übrigen feindlichen Banditentengesindels mal erst in gehörige Schranken zu zwingen.

Europäisch ist jetzt deutschfeindlich: die „maßgebenden“ Europäer, die britischen Lords, die russischen Großfürsten und ihre französischen, italienischen, portugiesischen und anderen Bedienten sind auf viele Menschenalter hinaus unsere Feinde, offene oder heimliche, je nach dem Tiefstand ihrer Gesinnung. Also mit Ost- und Westeuropa liegen wir im Kriege, mit den Kleinstaaten Nord- und Südeuropas bindet uns wenig Freundschaft. Also wo liegt wohl das Bedürfnis nach einer Europäischen Zeitschrift, die für uns Deutsche ersprießlich sein könnte?

Unsere europäischen Feinde — zumeist Räuber und Schufte — drucken sicherlich keine „Europäische Staats- und Wirtschaftszeitung“, trotzdem sie wegen ihrer auseinanderlaufenden, nur durch schändliche Gier und niedrigsten Haß künstlich zusammengehaltenen Bestrebungen wirklich mehr Bedürfnis dafür hätten, als wir Deutsche, die wir noch lernen müssen, die Einheit des Deutschtums unverrückbar über die teuflischen Zwecke des europäischen Raubgesindels zu stellen. Möge der Geist von 1914 die viel zu milden, zu menschlichen Deutschen härter und

schroffer machen, auch eigenmächtiger, jawohl: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Fürchten müssen uns unsere Feinde, die uns ausrotten wollten und noch ausrotten würden mit allen Mitteln, wenn sie es könnten.

Also ändern Sie den Titel, „Europäisch“ ist deutschfeindlich — und das wollen Sie ja nicht sein, trotz des verschwommenen Menschheitsbeglückungs-Bestrebens.

Um Ihnen Gelegenheit zur Aussprache zu geben, gestatte ich Ihnen gern, diesen Brief in Ihrer Zeitschrift zu veröffentlichen, bitte dann aber um eine Belegnummer.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Georg Wislicenus

Admiralitätsrat.

Aus der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung“, Herausgeber: Staatsminister a. D. Heinrich von Frauendorfer und Professor Dr. Jaffé.

## KLEINER BRIEFKASTEN

Dr. F. B. Als einen Schlaget der Saison nenne ich Ihnen: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück“, ein Werkchen von Paul Lensch, M. d. R., das S. Hirzel in Leipzig verlegt hat. Ich selbst habe das Buch zwar noch nicht gelesen, aber der Titel, der so geistvoll erst das „Ende“ und dann das „Glück“ verheißt, läßt allerhand Hoffnungen groß werden. Dazu kommt der Waschzettel des Verlages! Im frohen Lenschton erzählt der: „Innerhalb seiner Partei gilt Dr. Lensch . . . als einer der befähigsten Köpfe. Noch am dritten August 1914 vertrat er in der Sitzung der Reichstagsfraktion den Standpunkt . . .“ . . . „sein geschulter historischer Blick befähigt ihn —“ — Gern möchte ich diesen Satz zu Ende lesen, aber einige Zeilen tiefer sperrt sich Wichtigeres und lockt meine Augen: „Lensch sagt direkt an einer Stelle: In diesem Weltkriege vertritt England das reaktionäre, Deutschland das revolutionäre Prinzip.“ Wenn Lensch das bloß direkt an einer Stelle sagt und nicht an einer Stelle direkt, dann brauchte man es vielleicht nicht direkt gesperrt zu drucken, doch das soll Sie nicht abschrecken. Lesen Sie Lensch.

Sabine D. Charles-Louis Philippes Roman „Marie Donadieu“ ist im Verlage Egon Fleischel & Co., Berlin, erschienen. Sie sollten dieses Buch längst besitzen.

W. R. Bitte, bitte: sparen Sie sich Ihr Briefporto! Politische Aufsätze drucke ich jetzt nicht, was Ihnen jedes Heft der AKTION, tausendmal wiederholte Erklärungen und — mein Schweigen seit zwei Jahren erzählen.

K. D. Sie sind im Irrtum, nicht China hat diese Antwort gegeben, sondern Brasilien. In dem Bericht über die Haager Friedenskonferenz 1910 ist auf Seite 4 zu lesen:

„Brasilien hatte die Einladung mit der Begründung abgelehnt, es habe bereits seine Kriegsschiffe verkauft, sein Heer herabgesetzt und in seiner Verfassung die Anrufung der Schiedssprechung zur Pflicht gemacht.“

W. E. Die ersten Bändchen der Lyrischen Bibliothek der AKTION sollen im August erscheinen. Kurd Adler hatte mir die Manuskripte für sein Bändchen gerade übersandt . . .

## BÜCHERLISTE

CARL STERNHEIM. Tabula rasa. Ein Schauspiel. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 8,—

CARL STERNHEIM. Meta. Eine Erzählung. (Ebenda.) M. 1,50.

MAX BROD. Schloß Nornepygge. Roman. (Ebenda.) M. 5,—.

PAUL BOLDT. Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte. M. 1,50.

JOHANNES R. BECHER. An Europa. Gedichte. (Kurt Wolff, Verlag.) M. 2,50.

FRANZ BLEI. Über Wedekind, Sternheim und das Theater. (Ebenda.) M. 2,—.

HANS REIMANN. Die schwarze Liste. Eine Sammlung von Plagiaten. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.) M. 1,50.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: („Deutschland“) Beiträge von Heinrich Mann / S. Friedlaender / Albert Ehrenstein / Carl Einstein / Paul Adler / Heinrich Schaefer (Straßburg i. Els.) / Arthur Holitscher / Ludwig Rubiner / Franz Blei / Carl Sternheim / Hans Koch / Franz Jung / Erwin Piscator / Hermann Kasack / Johannes Urzidil / Hans Gathmann / Hugo Sonnenschein / Max Brod / Uriel Birnbaum / Wilhelm Klemm / Gottfried Benn / Theodor Däubler / Ludwig Bäumer / Otto Pick / Edlef Köppen / Otto Steinicke / Karl Otten / Jomar Förste / Kurd Adler / Paris von Gütersloh / Hans Reimann (Leipzig) / F. P. / Künstlerische Beiträge von Max Oppenheimer (Mopp) / Karl Jakob Hirsch / J. Eberz / Wilhelm Morgner / Schrimpf / Hans Richter / Georg Grosz / Franz Blei / E. L. Kirchner / Ines Wetzels / Lothar Homeyer / R. Sachs / Egon Schiele / Georg Tappert / Hoerle.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{31}{32}$

INHALT: Else von zur Mühlen: Segelboote (Titelzeichnung) / Heinrich Mann: Flaubert und die Kritik / Henri-Matisse: Selbstporträt / W. Fred: Ernst Mach / Richter-Berlin: Am Brunnen (Zeichnung) / Jules Renard: Das feine Gehör / Hans Koch: Zwei Schicksale / Rudolf Börsch: Angst / Kurd Adler: Verse vom Schlachtfeld / Ludwig Bäumer: Verfallen / Georg Grosz: Aktstudie / Alfred Vagts: Hochsommer / Hans Gathmann: Am Morgen / Theodor Däubler: Die Saat / Wilhelm Klemm: Zwischen zwei Herzen / Paul Boldt: Verse / Gottfried Benn: Kretische Vase / Otokar Fischer: Aus den Tiefen / Josef Eberz (Stuttgart): Tuschzeichnung / Otokar Březina: Erde? / Charlot Strasser (Zürich): Verdopplung / Franz Jung: Die Stephanie-Gavotte. Eine Novelle / Lothar Homeyer: Das Mädchen (Zeichnung) / Pol Michels (Luxembourg): Über das Kind und das Religiöse in Francis Jammes / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E

Das Nachtmahl von Beaucaire

C A R L S T E R N H E I M

H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M

V e r s e u n d B i l d e r

Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F

L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N

A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G

O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N

Die gottlosen Jahre

Gedichte. Geh. M. 3,50

M A X H E R R M A N N

S i e u n d d i e S t a d t

Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N

Die schmerzliche Scham

Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R

W o r a u f w a r t e s t d u ?

Roman. M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

R E C H E N M A S C H I N E N

1. T H O M A S - M O D E L L E

mit einem und mit zwei Linealen / mit  
Schieber und mit Tasteneinstellung der  
Zahlen / mit Hand- und elektrischem An-  
trieb / mit besonderer Additions-Einrichtung.

2. O D H N E R - M O D E L L E

in besonders handlichen Abmessungen / in  
zuverlässiger, unverwüstlicher Ausführung /  
mit und ohne Autoschlitten / mit und ohne  
Zehnerübertragung / mit und ohne Moment-  
nullstellung der Hebel.

Beide Modelle sind weltbekannte und bewährte Systeme

E S P E - V e r t r i e b

Abteilung II Rechenmaschinen

BERLIN W 57 / POTSDAMER STRASSE 75

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 5. AUGUST 1916

## FLAUBERT UND DIE KRITIK

Von *Heinrich Mann*

Flaubert ist aus seinem Werk allein nicht zu erkennen. Er hat sich, sobald er an die Nachwelt dachte — und er dachte an die Ewigkeit — versteckt; er hat über sich getäuscht. Man muß ihn aufsuchen, wo er sich gehen ließ, nicht unter Verantwortung schrieb. Dort wird man erfahren, daß der fühllose Beobachter einen Zärtlichen birgt, der Verächter einen Leidenden; daß dem stummen, strengen Bildner das Herz voll formloser Sehnsucht ist; daß es ihm voll Forderungen und unterdrückter Schreie ist; daß der wach umherblickende Arbeiter lieber in sich hinabschauen und seine Tiefen durchspüren würde; — ja, daß hier ein Plastiker auf der Stelle den Meißel schwingt, wo er einen Analytiker lebendig begraben hat. Das mußte geschehen. Ein Lyriker und Zerteiler der eigenen Seele war für die Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Auf Mussets Behauptung, das Herz allein sei Dichter, mußte endlich geantwortet werden: „Nicht die Dichter sind die Bleibenden, sondern die, die schreiben können.“ Gefühle hat jeder; und Béranger und Onkel Tom hatten sie kompromittiert. Es hieß nun männlich werden: keusch und der Wirklichkeit ergeben, der Außenwelt. „Leidenschaft zeugt keine Verse, und je persönlicher man ist, um so schwächer ist man.“ Wem nur daran gelegen ist, mit seinem Ich ansteckend zu wirken, lachen oder weinen zu machen, der weiß noch nicht, was Kunst ist. Die Gefühlssucht haßt das Vollkommene: aber man muß es lieben. Man muß nur eins lieben: die Schönheit, die absolute Schönheit, die vom Persönlichen unabhängig, vom Stoff, ja, vielleicht vom Sinn der Worte unabhängig, in Sätzen, die wie kabbalistische Formeln sind, ein ihrem Priester selbst unbegreifliches Dasein hat. Ihr Priester sein! Den Stolz derer, die sich selbst vergöttlichen, weit von sich weisen; nur der Priester einer viel höheren, der höchsten Gottheit sein und zu ihren Füßen ein Leben des

Darbens und der Kasteiungen, ein strenges und demütiges, aber auch ein vornehmes und allem Menschlichen entronnenes Leben führen.

Manchmal bricht das Gefühl des Heiligen, das einem anvertraut ist, berauschend aus einem hervor, wie ein fremder, wilder Weiheduft, der einer Wunde im eigenen Fleisch zu entschlüpfen scheint. Aber das sind Sonntagsstunden; an unabsehbar vielen Alltagen fühlt man dafür den Leib vom Stachelring zerkratzt, sinkt abgemattet und immer unbefriedigt — denn das Ziel ist das Vollkommene! — zurück in einen Sumpf innerer Öde. Dann zieht man wohl alte Manuskripte hervor und betrachtet den lockigen, selbstsicheren jungen Menschen, der damals, unbesorgt, ob in guten oder in schlechten Sätzen, ob nebelig oder klar, sein Herz preisgab und seine Meinungen verfocht; der Geschmacklosigkeiten beging und Begeisterungen austobte. Und man sehnt sich. Man erleidet Versuchungen. Die Erinnerungen jenes Jünglings wären zu schreiben: das wäre Erholung. Ach nein, es wäre Rückfall; und man hat es so nötig, sich zu behüten. Der Freundin, die einem rät, sich selbst zu malen, das eigene Leiden zu erleichtern, indem man es beschreibe, antwortet man fast erbittert; denn sie rät einem, was das nie ganz erzogene Herz sich heimlich wünscht. „Es widerstrebt mir unsäglich, etwas von meinem Herzen zu Papier zu bringen. Ich finde sogar, daß ein Romancier nicht das Recht hat, über was immer seine Meinung zu äußern. Die große Kunst ist, glaube ich, unpersönlich, wie die Wissenschaft.“

Meinungen äußern! Zusammenhänge zu Schlüssen führen! Seine Persönlichkeit ans Licht lassen, um sich schlagen, Kritik üben! Flaubert, als Lyriker geboren und darum Kritiker, sah diese Genüsse in der Ferne schweben, wie den Lohn alles Entbehrten, alles Geleisteten. Er hat die Kritik, den Kult des Persönlichen und des Gefühlsmäßigen, als seine Gefahr empfunden, als sein Laster; hat sie sich versagt, solange als er sich auf der Höhe

fühlen würde, und sie sich erst für sein Alter versprochen, wenn sein Tintenfaß trocken wäre. Er hat in schlecht bewachten Stunden mit der Kritik geliebäugelt, wie ein arbeitsamer, strenger Bürger mit den Dämchen, die er sich vielleicht gönnen wird, wenn er Rentner ist. In seinen Briefen nimmt er sich einen Vorgeschmack der künftigen Instinktbefreiung; sagt sein Wort zu Zeit und Welt und feiert mit einem trübsinnigen alten Mädchen, das er nie sieht, kleine, leise Gefühlsorgien: „Ich habe, wie Sie, die durchdringende Schwermut gekannt, die das Avemaria an Sommerabenden uns gibt . . .“ Seinen ganzen Lebenslauf entlang tauchen da und dort kritische Vorsätze auf: ein Band Vorreden, eine Geschichte des poetischen Empfindens in Frankreich, sein berühmtes Wörterbuch der überkommenen Ideen, dessen Wirkung sein sollte, daß niemand mehr zu sprechen wagte, aus Furcht, seine Worte könnten darin, ernsthaft und mit Knirschen, als Muster aufgestellt sein. Denn alle gangbaren Dummheiten, die ganze ewige Mittelmäßigkeit sollte dort heimtückisch verteidigt, alles Große und Freie im Sinne der Zahmen und Kleinen verhöhnt werden. Und das war dann endlich die Rache eines, den seine hinabgewürgten Meinungen erstickten: seine Rache an Bürgern und Kritik. Denn die Kritik, wie sie geübt ward, war spießbürgerlich und dem Großen mißgesinnt. Sie verkleinerte, was groß war, und förderte das Belanglose. Sie war die Zuflucht der Nichtskönner; sie stand der Form und dem geistigen Wert nach unter den gereimten Gesellschaftsscherzen. Seine alte Geliebte machte ihn in einem Roman schlecht? Welche traurigen Werke kamen dabei heraus, wenn man die Literatur in den Dienst der eigenen Persönlichkeit stellte! . . . Dann werde die Kritik also verschwinden? O nein: sie steht erst am Anfang, und ihre großen Männer kommen erst. Große Phantasie und große Güte sind nötig, was so viel heißt als eine stets bereite Begeisterungsfähigkeit, — und Geschmack obendrein.

Das bedeutet: Flaubert hat jetzt Werke zu behaupten; Werke, deren er nicht immer sicher war, die er manchmal verleugnet hat. „Ich hasse die bürgerliche Poesie, die Familienkunst, obwohl ich selbst welche schreibe.“ Um so weniger durften andere daran rühren. Das Werk konnte seinem Meister Zweifel und Qual machen, so blieb es doch das Werk seines Schicksals. Mochte er es unvollkommen aus dem Marmor geschlagen haben, so hatte es doch, schon vor ihm, darin gesteckt. Die göttliche Folgerichtigkeit des Schaffens machte

in diesem, wie in jedem wahren Künstlerbewußtsein, die Kritik zu einem Popanz. Da das Werk nun geschehen ist und dasteht: was soll Reden? Redet man gegen das Weltall und seinen Schöpfer? Schreibt Artikel gegen eine Pflanze? Worte über den Sternenhimmel hin und ein wenig gesprochener Luft auf einen Halm oder einen Wald gehaucht: das ist Kritik. Vielleicht konnte sie einmal von innen kommen und das stumme Werk redend machen; konnte ein Kritiker alles schon gewesen sein, was der Dichter selbst einst war: Nilschiffer, griechischer Rhetor, Pirat und Mönch, Seiltänzer und byzantinischer Kaiser, und konnte auch das hier Entstandene schon erlebt haben. Aber es war unwahrscheinlich, daß diese ideale Kritik einem andern zu Gebote stand, als dem Autor. Und es blieb schwer begreiflich, wie jemand sich einbilden konnte, er habe Macht über das Werk eines andern. War's ein Eigener, der Kritik trieb, wie Sainte-Beuve, dann staunte Flaubert, daß er nicht lieber Bücher schrieb. Wo es ging, sah er in Kritiken Haß; und wo es nicht möglich war, staunte er. Unergründlich muß er die verachtet haben, die Herz von ihm forderten. Sie fehlten ihm nicht und fehlen keinem. Sie grassieren in den großen Revüen, überall dort, wo die Literatur zum Gebrauch der Familien hergerichtet wird und das Schreiben nichts, aber alles das Gemüt gilt. Die Keuschheit und das göttliche Gemisch aus Verachtung und Verstehen in einem Meister, der verhüllten Hauptes hinter seiner Welt bleibt, dulden diese Herzlichen nicht. Sie fordern, daß er hervortrete, jedes Ding mit dem erklärenden Stöckchen betupfe und auf jedes eine gerührte Träne fallen lasse. Er soll ihnen sein Herz auf offener Hand entgegentragen. Verschmäht er's, geraten die Herzlichen vor Bosheit außer sich. Seine große Kunst erbittert sie nur noch mehr. Ein malender, tönender Stil, weise Kadenzen, Vergleiche aus unbürgerlichen Gebieten machen ihn kalter Virtuosität höchst verdächtig. Sie fassen es nicht, daß man, um gelitten zu haben, nicht ihre häßlichen Sätze schreiben muß. Sie sind nicht streng genug, sich in ein künstliches Getriebe zu versenken, das grausam ist wie das der Natur. Sie sind nicht tief genug, zu wissen, daß Schönheit niemals kalt war; daß hinter jeder Schönheit der Schmerz steht, den Meißel noch in der Hand. Sie sind die Herzlichen — und waren noch immer auf dem Posten, wenn es hieß, eine Bovary kreuzigen.

Was ist mit Leuten anzufangen, die ihm, vom Herzen zu schweigen, nicht einmal die nötigste

Erregbarkeit der Nerven zugestehen wollen. Ihm, der tagelang den Geschmack des Giftes nicht los ward, das Emma Bovary genommen hatte. Der mit Herzklopfen ans Fenster treten mußte, weil der Rausch der Liebenden und ihres Kusses, der Rausch ihres Waldes, ihrer Sonne, ihres Windes ihn, der es für sie erlebte, überwältigt hatte. Was schuldet man diesen Leuten? Den anderen? Mögen sie, im Haufen, einander lieb haben: wir sind allein, und wir lehnen ab, was sie bewegt. Flaubert war niemals versöhnlich, wo Kunst auf dem Spiel stand. Er wird nun abweisend gegen alle, die nicht ihm folgen, sich seinen Gesetzen nicht unterwerfen. Früher hatte er von Stendhal nichts wissen wollen; jetzt schränkt er Zola ein. Der Absolutist, der in jedem Künstler keimt, ist reif und bricht aus. Wer an uns rührt, ist unser Feind; unser Feind, wer anders ist. Schlagt ihn tot! Ganz verstehen konnte nur Flaubert sich; und jetzt versteht er nur noch sich. Seine Sympathie haben einzig die Fanatiker, die Genossen im Tyrannenpurpur; und die Asketen, die heilig und in Wüsten sind. Die Einsamkeit erstreckt sich allmählich bis an die äußersten Grenzen seines Lebens. Jedes Übergreifen auf andere scheint nun unmöglich. Mit niemandem läßt sich noch reden. Überall springen feindliche Meinungen auf, nicht zu dulden; überall müßte man zuschlagen. Man geht nicht in Gesellschaft, ohne angegriffen zu werden: denn der mißtrauische Tyrann fühlt in jeder Majestät sich selbst beleidigt. Immer gab der Glaube an die Großen ihm Glauben an sich. Welch Schauer, wenn er sich vorstellte, er werde Shakespeare schauen und daran sterben! Diese aber würden den Größten, träte er leibhaftig ein, antasten mit ihren feinen Zungen. Und er kann nicht erwidern, kann die Aufrührer mit Worten nicht zerstören. Die Kunst des Sicheinschleichens und Untergrabens durch Analyse ist ihm die fremdeste geworden, das Wesen des Kritikers das feindlichste auf Erden. Er ward alt und steif und ist nur noch ein stummer, dummer Bildner. „Die Meisterwerke sind dumm,“ erkannte er einst; und sein Ich ist nun eins mit einem Meisterwerk. Das steht für ihn. Jene aber tun, als sähen sie es nicht. Sein Werk schlägt durch bloßes Dasein alles, was sie vorbringen. Aber sie tun, als sähen sie es nicht. Was ist da zu machen? Er hebt, krank vor ohnmächtigem Zorn, die Arme, er stößt Beschimpfungen aus. Zu Hause schwingt er, ächzend unter ungerächten Demütigungen, seinen Hammer. Dies Werk wird ihn rächen; es wird glänzen,

wenn jene modern . . . Ach nein, es geht über Menschenkraft, es wird stürzen, alles wird stürzen. Einsame Triumphe, einsame Niederlagen, — und dann sinkt ihm der Arm; zu den Füßen des unfertigen Werkes bricht er nieder. . . . Ein Meister ist tot, ein Kämpfer und ein Herr: jetzt mögen sie lästern.

ERNST MACH (Nach seinem Tode)

Von W. Fred

Das ist nun auch schon wieder Jahre her. Ich war auf der großen Pagode oben in Rangoon gewesen, wo die vielen tausend Götter stehen, zu denen naive und kultivierte, einfache und komplizierte, geborene und erzogene Buddhisten beten. Unter den vielen Männern im gelben langen Rock, der buddhistischen Mönchskutte, die stillschweigend und kaum mit einem Blick die bunte Umgebung in sich aufnehmend, dort herumgingen, Blumen vor die Füße eines Steinbildes legten oder nur einfach dasaßen, begierig, sich ganz zu versenken, und so ihr eigenes Ich und Sein im Sein aller und der ganzen Welt zu verlieren, war auch ein Europäer gewesen, der für wenige Minuten das undurchdringliche Kleid demütiger und doch abweisender Schweigsamkeit von sich getan hatte, um mir zu erzählen, wie er nach vielen Irrfahrten seiner Seele hier im buddhistischen Kloster jene Ruhe gefunden habe, die aus dem Nichtsmehrwillen und der Beschaulichkeit asiatischer Philosophie ihm geworden war. Dann, als die Sonne nicht mehr allzu heiß brannte, war ich durch die engen Gassen der Bazare in der Stadt unten gegangen und an den Buden, wo die Burmaweiber, im Mund ihre großen, in Zeitungspapier gewickelten Zigaretten, chinesische Stoffe suchten, vorbei zu langen Reihen von Ständen gekommen, auf denen Bücher und Schriften lagen. Aber das Auge des Europäers wußte mit all dieser Weisheit, mit diesen Essenzen



Henri - Matsig

aus anderer Leute Gedanken und Gefühlen nicht viel anzufangen, kaum daß ein Titel zu entziffern war. Da mit einem Male mitten unter den Schriften, gedruckt in all den vielen Dialekten, die zwischen Nildelta, Ganges und der Mongolei gesprochen und geschrieben werden, grüßte ein europäisches Zeichen. Auf der Rückseite eines kleinen gelben Buches stand der Name des Verfassers in den Lettern, die seiner Geburt, seiner Nation entsprachen: Ernst Mach. Das Buch selbst aber war von den Buddhisten in Ceylon herausgegeben, in ihrer Sprache. Ich konnte es nicht lesen. Und erst einige Wochen später im Hauptquartier der Neuen Buddhistischen Gesellschaft in Colombo erfuhr ich, daß eine ganze Reihe von Schriften des Wiener Philosophen Ernst Mach übersetzt, und weil ihr Gedankeninhalt dem der buddhistischen Lehre nahe sei, als Erbauungsschrift und auch als Werbemittel im Osten verbreitet werde.

Und ein andermal ist mir bewiesen worden, daß eine der Gesellschaften, die für verzweifelte Auswanderer in Amerika auf billigem Papier ein paar Sätze drucken, die jenen eine Brücke aus ihrem Alltagsleben in klarere und ruhigere Sphären schaffen sollen, ebenfalls die Schriften Ernst Machs, Auszüge aus ihnen, verbreiten.

So hat mich in ganz fernen Gegenden, unter dem Zeichen von Kulturen, wo ich es am wenigsten vermutet hatte, als ein absonderlicher und wiederum vertrauter Gruß das Werk Ernst Machs nachdenklich werden lassen. Und kaum daß das erste Erstaunen vorbei war, schien es mir dann nur natürlich, daß im Lande der ältesten Weisheits-sucher ebenso wie in den jüngsten Gebieten der Vereinigten Staaten gerade die hellen und tiefen Worte Ernst Machs Resonanz fanden. Nicht nur die Parallele mit dem Buddhismus, die, wenn es um solche Spielereien zu tun wäre, leicht genug zu finden wäre, schafft die Möglichkeit dazu. Sicherlich wird die Mach'sche Philosophie den ringenden Menschen in Nordamerika nicht darum in die Hand gegeben, weil sie etwas „Neues“ ist.

Bis auf geringe Ausnahmen hat dieser Mann, den ich den größten Gelehrten im Österreich des letzten Jahrhunderts zu nennen mich nicht scheue, ja sogar das Glück gehabt, dem Snobbismus zu entgehen. Wenn er auch darum vielleicht außerhalb der Kreise der Wissenschaft viel weniger bekannt ist als mancher Modedenker, wenn ich auch noch vor wenigen Jahren in der sonst trefflichen Bibliothèque Nationale in Paris sehen mußte, daß seine Arbeit weder vollständig noch richtig vertreten war, während die ephemeren Produkte von Schreihälsen ihren Platz gefunden hatten — es ist gut so. Die irgendwo auf dem Wege ihrer Bildung oder ihres Lebens das Wesentliche der Mach'schen Lehren erkannt haben, können nie mehr etwas davon verlieren.

Ich selbst hatte das Glück, sehr früh von Mach lernen zu dürfen. Als er, der nach stillen arbeitsreichen Greisenjahren nun gestorben ist, noch an der Wiener Universität lehrte, hatte mich,

einen Gymnasiasten, der die Schule schwänzte, ein Zufall in seinen Saal gebracht. Und wenn ich dann wiederum aus der Klasse fehlte, in der ein nüchterner Mann uns die Physik verekelte, führte oft genug der Weg gerade zu dem Professor der Mechanik, dessen Vorlesungen, wenn ich auch vieles nicht verstand, mir einen Horizont eröffneten, von dessen Weite ich allerdings erst in späteren Jahren eine klare Vorstellung hatte. Damals schon war er ein Mann, dem die höchste Reife geschenkt war. Seine „Mechanik“ war schon im Jahre 1883 als ein Werk erschienen, für das dieser Titel bescheiden genannt werden dürfte, denn es umfaßte schon Grundlehren und stellte sich in fast jedem Kapitel ebenso als eine Lehre über die Ökonomie des Denkens als auch als ein Bekenntnis dar. Von der Physik ist Mach gekommen und wenn man ihn, um durch diesen Ausdruck seine Arbeit großen Kreisen schnell zu charakterisieren, einen Philosophen nennt, so muß man damit sogleich alle Vorstellung von nur spekulativer Philosophie oder gar Metaphysik im hergebrachten Sinne verscheuchen. Eine antimetaphysische Lehre — so könnte man eher einen Grundzug dieses Systems nennen, das den Vorzug hat, weniger ein System von Gedanken, als der Niederschlag eines Lebens und das Gebäude einer kritischen, der Wahrheit unablässig treuen, allen leeren Worten, allem Jonglieren mit Begriffen fernen Persönlichkeit zu sein.

Antimetaphysisch, von der Naturwissenschaft und der Physik hergekommen, ein Mann der exakten Wissenschaften — das gibt schon einige Lichter. Aber nichts wäre törichter, als nun zu glauben, das Mach'sche Werk hätte in seinem Wesen auch nur Verwandtschaft mit der allzu billigen Philosophie jener Materialisten die in den letzten Jahren sich eine Art von naturwissenschaftlicher Religion gebaut haben. Damit hat Mach ebenso wenig zu tun, wenn auch Ostwald in vielem sein Schüler scheint, wie mit jenem Nihilistentum in der modernen Philosophie, das scheinbar und für den oberflächlichen Leser oft genug, ein Bestandteil auch seiner Lehre ist. Wer nur ein wenig von Mach weiß, der hat vielleicht etwas davon läuten gehört, daß er die Individualität leugne, und daß sein System das „Auflösen“ sei. Beides ist wahr und dumm und falsch zugleich. Gewiß hat Mach das prachtvoll prägnante und deshalb natürlich auch zu einem Schlagwort umgemünzte Wort „Das Ich ist unrettbar“ ausgesprochen und bewiesen, und es stimmt auch, daß das Auflösen ein Element seiner Überlegungen, seines Lehrgebäudes ist. Seiner Lehre Wesentliches aber ist weder ein hochmütiger Pessimismus noch ein wohlfeiler Skeptizismus, auch noch jene wohlfeile Selbstsicherheit des naturwissenschaftlichen Sonntagspredigers, die glaubt und meinen macht, alle Wunder schon in Formeln ausgedrückt, alles Leben schon in physikalische und mathematische Gesetze gebracht zu haben, und man muß schon etwas näher zusehen, wenn man den wirklichen Kern des Mach'schen Lebenswerks erkennen will.



Es muß mir in dieser Zeit genug sein, in ein paar Andeutungen zu sprechen. Wer dann zuerst zu den unter dem Titel „Erkenntnis und Irrtum“ erschienenen Skizzen zur Psychologie der Forschung (Verlag Leipzig, Johann Ambrosius Barth) greift, später zu Machs Standard Work, gleichzeitig einem der ganz wenigen Bücher, die ich aus unserem geistigen Bestande nie und nimmer missen möchte, nämlich der „Analyse der Empfindungen“ (Verlag von Gustav Fischer in Jena), wird erkennen, wie weit der Umfang der Dinge ist, über die Mach nachgedacht hat, wie tief seine intellektuelle Fähigkeit, sein analytisches und synthetisches Genie, wird von Seite zu Seite mit ihm besser, reiner und reicher denken lernen; und schließlich werden auch jene, die zuerst manche Seite, weil sie zu sehr Physik, Mechanik, Mathematik ist, auf ihr zu viele Formeln stehen, überschlagen müßten, sogar zu der „Mechanik“ selbst greifen und auch hier die Marke dieses feinen und großen Geistes, und die Wirkung dieser Bildung, die nicht Fachbildung ist, finden. Daß Mach dazu ein Deutscher schreibt, wie es seine wissenschaftlichen Kollegen von den literarischen Fakultäten nicht tun, und über eine Gewalt des plastischen Ausdrucks verfügt, die bei Dichtern selten ist, auch das wird jeder bald genug selbst erkennen.

Wie ist es nun mit der Geschichte von dem „unrettbaren Ich“, mit der Vernichtung des Individualitätsglaubens? da nun einmal diese Ergebnisse und Marksteine des Mach'schen Lehrgebäudes am meisten dazu angetan sind, zu interessieren?

„Das Ich ist unrettbar“, hat Mach geschrieben, und dieser Leitgedanke seiner naturwissenschaftlichen Erkenntnislehre ist denn auch am häufigsten zitiert worden, ist das, was die meisten von Mach wissen. Er leugnet damit den Begriff der Individualität. Von der Physik kommend, zur Physiologie und Biologie Brücken schlagend, beweist er, daß es so etwas wie ein festes Ich gar nicht gibt. Es ist hier ganz unmöglich, auch nur die Wege zu zeigen, auf denen man Mach zu solchen Schlüssen folgen kann. Nur das eine Bild, mit dem er den Glauben an eine feste und konstante Persönlichkeit ad absurdum führt, soll wiederholt werden: „Man sagt von einem Menschen: seine Persönlichkeit ist so und so, wie man in der Armee von einem 5. Bataillon spricht. Das 5. Bataillon, das hat es im Regiment vor 30 Jahren und vor 100 Jahren gegeben, wird es in 10 Jahren wieder geben. Nicht ein Mann, weder der Offizier noch der Feldwebel, ist mehr der gleiche, aber das 5. Bataillon bleibt das 5. Bataillon und wird es immer sein. So ist es auch mit der Persönlichkeit und dem Ich. Nicht nur der Mensch ändert sich, wird ein anderer, ist vielleicht am selben Tage viele Mal ein anderer und im selben Augenblicke ein anderer in dieser Hinsicht und ein anderer nach jener Orientierung hin, nein, viel mehr als das, die „Continuität“ ist nur ein Mittel, den Inhalt des Ich vorzubereiten und zu sichern.

Dieser Inhalt und nicht das Ich ist die Hauptsache. Dieser ist aber nicht auf das Individuum beschränkt. Bis auf geringfügige persönliche Erinnerungen bleibt er auch nach dem Tode des Individuums in anderen erhalten. Die Bewußtseins-elemente eines Individuums hängen untereinander stark, mit jenen eines anderen Individuums schwach und nur gelegentlich zusammen.“

Wenn ich mit Machs eigenen Worten noch einmal nach einer anderen Richtung hin zeigen soll, wie er es mit der Auflösung hält, so möchte ich aus einer kleinen Schrift „Sinnliche Elemente und naturwissenschaftliche Begriffe“ (Separatabdruck aus dem Archiv für die gesamte Physiologie, Bd. 136) etwas zitieren dürfen. Da schreibt Mach: „Die materielle Welt besteht eben in der Verknüpfung der Reaktion der Elemente, wovon die Verknüpfung der menschlichen Empfindungen nur ein besonderer Fall ist.“ Und schon in seiner „Mechanik“ ist diese Art der Welt- und Lebensauffassung, die in den Beziehungen der Elemente das einzig Wesentliche sieht und keinen Unterschied zwischen physischen und psychischen zugeht, nicht nur gelegentlich zu spüren, sondern die Grundlage aller Auffassung, aller Kritik der Forschung, der stärkste Ton wenigstens für unsereinen, der die allgemein-menschliche Lehre sucht. Die Auflösung des Ich, die Zerstörung der äußersten Individualitätsreligion, wie sie das letzte auch innerlich schon vergangene Jahrzehnt schon gehabt hat, führt aber, um es noch einmal zu sagen,



Richter-Berlin

Am Brunnen

Mach durchaus nicht zu allseits skeptischem Nihilismus. Es ist nichts weniger als ein Klang aus dieser hochmütigen Welt, wenn er schreibt: „Man wird auf das Ich, welches schon während des individuellen Lebens viel variiert, in einen Schlaf und bei Versunkenheit in eine Anschauung, in einen Gedanken, gerade in den glücklichsten Augenblicken teilweise oder ganz fehlen kann, nicht mehr hohen Wert legen, man wird dann auf individuelle Unsterblichkeit gern verzichten.“ „Das ethische Ideal, schreibt er dann, das sich auf seine und anderer in gleicher Richtung Denkender Überlegungen aufbaut, wird gleich weit entfernt sein von jenem des Asketen, welches für diesen biologisch nicht haltbar ist und zugleich mit seinem Untergang erlischt, wie auch von jenem des Nietzscheschen frechen Übermenschen, welches die Mitmenschen nicht dulden können und hoffentlich nicht dulden werden.“ Man sieht, Mach ist kein Begriffs- oder Wortspieler, und die Weisheit seines Lebens und seines Werks mag man ruhig bei aller modernen Unerschrockenheit ein Gegengewicht nennen ebenso zu den sterilen, nur intellektuellen, nur gedanklichen Philosophien, als auch zu den schillernden Sophismen der neuesten Zeit.

Es scheint mir auch ein zu kaltes und zu enges Wort, wenn man Mach einen Denker nennt. Erst eine weitere und wärmere Anschauung ermöglichte seine scheinbar aus der nüchternen Physik geborene Lehre, die eine Vermählung von Idee und Empfindung, ein eben auch nicht nur gedankliches, ein intellektuelles System etwa ist, sondern Lebensgefühl, Weltgefühl.

### DAS FEINE GEHÖR

*Von Jules Renard*

Um eine blaue Fliege zu erwischen, stieg ich auf den Stuhl, und fiel in den Spiegel. Der lockere Nagel gab nach. Der Spiegel fiel herunter und mit ihm die Wanduhr, zwei Leuchter, der Tabaktopf und die beiden großen leeren Blumenvasen. Alles fiel in Scherben. Ich hab vielleicht den Kamin demoliert, und bleibe eine ganze Weile erschreckt, als ob zu meinen Füßen ein Donner geplatzt wäre. Der Hund bellt im Hof. Aus dem Nebenzimmer ruft mich der kranke Großvater ans Bett: „Es war mir doch, als ob ich was gehört hätte, Kleiner? Was ist denn? — „Nichts, Großvater,“ sag ich, ohne zu wissen, was ich sage, „mir ist die Schreibfeder heruntergefallen.“ „So, so, die Schreibfeder, deine Schreibfeder.“ Und ohne mehr davon zu sprechen, stützt sich Großpapa auf einen Ellenbogen, macht ein ganz zufriedenes Gesicht, tätschelt mir die Backe und sagt: „Siehst du, Kleiner, da halten sie mich für taub, und ich hab doch ein so feines Gehör.“

### ZWEI SCHICKSALE

*Von Hans Koch*

I

Ein kleiner Trabant umkreiste den Planeten einer fernen Sonne. Und der Trabant mußte über alles Gedenken hinaus seinen Kreis ziehen in fürchterlichem Einerlei. Was er sehr übel fand.

Drum rannte er bei guter Gelegenheit ein ansehnliches Meteor an und fiel ihm ins Kreuz. Das Meteor überschlug sich wirbelnd, den lästigen Gast vom breiten Rücken abzuschütteln.

Der Trabant aber grinste und sprach:

„Los wirst du mich nun nicht mehr so bald! Wozu gibt's eine Ordnung dieser Welt und alle ewigen Gesetze?“

Das Meteor ächzte, bat und schnaubte: Was half's?

„Benimm dich anständig,“ meinte der Trabant, „und trag mich weiter: denn ich will mir die Welt ansehen!“

Da gab das Meteor in seinem Verdruß alles Gleichgewicht dran und stürzte jäh in eine knatternde Sonne.

II

Und wieder schwang ein Trabant in seinem Ringe. Noch gärten die Urstoffe in dem stolzen Planeten. Der Trabant fuhr in machtvollerem Kreise und wäre gern weit in die freie Welt gefahren. Das ging nicht an.

Da schoß von ungefähr ein leuchtendes Meteor ein, pfeilte strack dahin, daß fernerhin ein sprühender Schweif hinterdrein fuhr.

Und es zog den Trabanten wunderbar aus seiner Bahn und er bohrte sich mit zischender Wucht in das stürmende Meteor.

Da fuhren die beiden ineinander, stürzten in eine singende Sonne und verlohten.

### ANGST

*Von Rudolf Börsch*

Einsamkeit umlagert mich. Zimmerwände steigen in unsichere Höhen, schwanken. Die Decke birst. Blond rieselt nieder und verzischt im düsteren Rot der Wand. Es quält mich. Ich habe keine Wehr mehr. Alles ist unentwirrbarer Knäul. Netze und Fadengewirre sinken und umzingeln mich. Lässig und frei gehn Schritte ohne Gestalt. Ich bin verirrt. Du bist ja nicht mehr hier. Wo ist der Urwaldkataraktenstrom, auf dem ich trieb, wo ist Ast, der mich hielt, Gesträuch, das mich barg? Ich kenne Heimat und Fremde nicht mehr. Ich bin ganz ohne Ankerplatz. Die Einsamkeit impft Schmerz in alles. Mich friert. Wellen werden zu Asphalt. Es ist langweilig, darauf zu gehn, zu

gehn. Ich wandere, und sehe kein Ziel in der grauen Weite. Fußsohlen brennen. Sonne glüht. Asphalt wird weich. Ich stürze, sinke ein. Meine Qual verebbt in Ebenen. Wellen kräuseln am Horizont. Angst ist in mich gefahren! Flammen verflackern nach jähem Brand. Asche zerstiebt. Wind treibt mich auseinander. O! Daß mich einer sammelte! Endlos bin ich in alle Räume verloren. Mein Atem verfliegt irgendwo. Man zerrt mich ganz auseinander. Ich weiß kein Hier mehr und kein Dort.

#### AUSBLICK

Weit aufgeschlagenes Land, hügelbuchtig lacht es in breite schwingende Sonne gehüllt. Weißbrote Dörfer, vom Duft satter Wiesen erfüllt und der ernteschweren Felder quellende Fracht. Der Hügel Brüste heben sich, atmend. Still stehen die Pappeln an langen weißen Chausseen ganz kleine Spielzeugmännchen gehen, halten und hören der fernen Geschütze Gebrüll. Bunte Kühe glimmen an weichen Hängen, Weinduft drängt um altersgraue Fassaden. Harter Wein. Herbstlaub. Schattenschwaden liegen vor Waldketten. Es mengen Gedanken sich. Der Berg ist steigender Wall, hinter uns leben Tiere, Frauen, und Fahnen Ahnung von fernen Flüssen und Eisenbahnen und keine Grenze. Vor uns brennender Schall des Kriegs. Von Grauen durchklungene Nacht, Lauern, Härte, gestorbener Häuser Klagen, Knall, Krachen, Wut. An vielen Tagen muß ich mich umsehen nach lange verlorener Pracht.

*Kurd Adler*

#### SEHR DUNKEL NUR . . . .

Längst sind wir nun der Vielsamkeit entwöhnt. Wir haben Bitternis und müde Nächte, die glühe Liebe, die uns jüngst verschönt, Sank unter im Gelärme der Gefechte. Ein weiches Lied am Abend und die Gleichsamkeit der Tausende, die heiße Lebensnot, der wilde Wechsel zwischen Freud und Leid, Rotblut und Wunden und der stille Tod des Einzelnen. — — —  
Fast ist es seltsam, daß wir Menschen waren denen das Leben wie Gebete schien, die sich in Lüsten, Liedern offenbaren und alle Sehnsucht schrie, in Melodien und Räuschen wundersamer Art zu leben. Und unseres Eigeninnern köstlich Gut, wie eine Gabe zu dem Herrn zu heben. Sehr dunkel nur klang der Gesang im Blut.

*Kurd Adler*

#### VERFALLEN

Höfe mit der Sorgfalt ihrer hundertjährigen Sehnsucht. — Hinter alten Stirnen wälzt sich der Tod einer neuen Geburt. Zwiesprache der Wände Lockert Straßen und Gräber auf. Zukünftiger Skelette beschworene Hände Tasten in frische und faule Wunden Brunst zu erkalten.

Wir warten, daß man uns die vielen Morde bringt. Warten lange. Warten: Wir kennen keine Tage mehr. Nächte sind uns fremder als verloren.

Wenn wir erst lauern . . . weh den Müttern, welche uns geboren! — Monde kichern über Kreuzen. Unsere Schädel fletscht ein Sommergarten.

*Ludwig Bäumer*



*Georg Grosz*

*Federzeichnung*

## HOCHSOMMER

Erfüllung brennt an den Säumen:  
Elmsfeuer, das der Mittag sieht.  
Im Gezweig der Schatten warten meine Schritte,  
keine Bahn mich flieht.

Bescheid, unter der Bäche Wurzeln,  
dunkel wie Schlaf und Brot,  
spricht sich perlschwer durch Felder  
in nahes Grün und Lippenrot.

Hohe Zeit ist täglich durchglückt,  
viel zu leicht für Geläute;  
Blauluft hält keine Wolken auf,  
deren Kronen verfehlen das Heute.

Vogelflug macht keinen Baum mehr müd;  
die Zäune des Horizonts sinken  
hinter das anatmende Korn,  
daran die Beerenbüsche trinken.

Äcker der Heide, schmal und arm,  
lassen sich nicht von der Hand,  
gehn um bebuschte Hügel,  
sonst glitten sie ins ebene Land.

Denn der Sommer will nicht über den Westwald  
und badet fort mit geschmolzenem Licht;  
die Glockenblumen, getaucht in sein Meer,  
läuten von Spiegeln der frühen Früchte alles Ge-  
wicht.

*Alfred Vagts*

## AM MORGEN

Die Welt ist wie in einen tiefen See versunken,  
die höchsten Wipfelspitzen ragen in das Blau;  
die Kelche auf den nassen Wiesen warten unge-  
trunken,  
auf Flüssen schwimmt und ballt sich's grau.

Die Menschen sind sich nah und können sich nicht  
sehen;

die Häuser sind getrennt durch eine dichte Wand;  
die Menschen treten aus den Türen, rufen wohl  
und spähen,  
und fühlen alle nur das Blut der eigenen Hand,  
und harren alle, daß das Licht die Trennungs-  
schichten spalte,  
ein Ende werd' der niegestillten Sucherqual,  
und über allen Herzen Sonne flutend und voll  
Liebe walte.

Langsam dringt Licht von oben, drückt die schwe-  
ren Wogen

des grauen Nebelsees tief in das ärmste Tal,  
und durch die Lüfte kommt ein wunderbarer Klang  
gezogen.

*Hans Gathmann*

## DIE SAAT

Das ist der Augenblick der Dämmerung.  
Ich staune unter einer Pforte:  
Nun kommt des Tages letzte Hämmerung. —  
Aus Narben blutumwolke Worte!  
Am Acker, der die Nacht erhascht,  
Erkenn ich in flügelnden Lappen  
Den Alten beim funkelnden Rappen  
Mit Futter, das Rabengewimmel umnascht.  
Der Gaul und das Vogelgewitter  
Verlassen den strahlenden Greis.  
Allein mit dem Sternegezipper  
Beschenkt er den ewigen Kreis.  
Er greift in den Sack mit dem Samen  
Und segnet, ein Guter, die Flur.  
Verschenkt sich im sternenbenagelten Rahmen  
Gehimmelter Stunden unendlicher Fuhr.

*Theodor Däubler*

## ZWISCHEN ZWEI HERZEN

Zwischen zwei Herzen glänzt ein Licht  
Wir zählen eine Sekunde ab  
Aus lauter Zeitvertreib, um zu wissen, wie wir  
leben

Jedes Ich ist verwebt in einen großen Teppich  
Nachtlaub raschelt. Und wogt schön.  
Sinnende Linien kreuzen sich, stürmen davon  
Kehren wieder — gewendet — sonnen sich reiner  
Alles ist hinreißend, voller gläserner Klarheit.

Wie Perlen rinnt es durch unsere Hände  
Ein grüner Himmel voll schwarzer Sterne  
Leuchtet still. Aber nah und groß  
Ist das neue Gericht und das, was wir fühlen,  
Was weich ist und stark, und so süß und erhaben  
daß man es niemandem sagen sollte.  
Oh Atemzüge, gelassen und freudig!  
Augenblick mit den unzähligen Augen!

*Wilhelm Klemm*

## FREUNDIN HÖRERIN

Die Gegenwart der Nacht macht alles schlimmer.  
Die Phantasien der Lust entlaufen schnöde,  
Die Uhr schreit häßlich in der Herzeinöde,  
Ins Zimmer fliegen die früheren Zimmer.

Unter die Stirne flieht die Gliederherde.  
Im Mund weißkleinen Zähnelichtes schreit es,  
Und Schrecken wächst im Antlitz wie ein zweites:  
Ach, ach, es friert über mich hin aus Erde.

Und das Bewußtsein glaubt noch nicht einmal  
Der chemischen Erlösung von dem Leide.  
Das Antlitz abgestreift an eine Weide,  
Mit Felderarmen liegen wir im Tal.

Ich mußte haltlos altern aus der Jugend  
 In dieser weißen, häuserigen Stadt.  
 Auf krummem Himmel frei zu stehen matt,  
 Den Schädel in die Martermauern fugend.  
 Im Himmelsgrund voll Schatten, Wind und Straße  
 Erscheinen wir, die sich bewegend tun.  
 Aus Augen fliegt über den dunklen Schuh  
 Der Regenbogen durch die Antlitzmasse.  
 Antlitze kommen auf in dem Tierhaar,  
 Die Einzelaugen an die meinen spülend.  
 Und ein Gesicht, Auswuchs der Seele, fühlend  
 Einschwebte Stirn zur Stirne, scheues Paar.  
 Wir arbeiten. Mich freut es, dich zu sehn  
 Freundinnenlippenrot, anthropomorph.  
 Wir bauen in die Stadt uns kleines Dorf  
 Schädelblut-Häuser und Arme-Alleen.  
 Das Herz geht in den Händen hin und her.  
 Die Augen füllen sich an einem Strahl,  
 Mit Bäumbildern, Städten an dem Meer.  
 Der Strahl ist aus der Sonne, Tag geheißen.  
*Paul Boldt*

#### KRETISCHE VASE

Du, die Lippe voll Weingeruch,  
 Blauer Ton-Zaun, Rosen-Rotte,  
 Um den Zug mykenischen Lichts,  
 Un-geräte, Tränke-Sehnsucht  
 Weit verweht.  
 Lockerungen. Es vollzieht sich  
 Freigebärung. Lose leuchtend  
 Tiere, Felsen; Hell-Entzwecktes:  
 Veilchenstreifen, laue Schädel,  
 Wiesenblütig.  
 Welle gegen Starr und Stirn,  
 Glüher tiefer Bachanale  
 Gegen die Vernichtungsmale:  
 Aufwuchs und Bewußtseinshirn —  
 Spüle, stäube! Knabenhände,  
 Läuferglieder, raumumschlungen,  
 Stranden Dich zu Krug und Hang,  
 Wenn bei Fischkopf, Zwiebel, Flöten  
 Leda-Feste rosenröten  
 Paarung, Fläche, Niedergang. —  
*Gottfried Benn*

#### AUS DEN TIEFEN

Euch kann ich nicht segnen,  
 ihr feindlichen Sterne,  
 leuchtend in silberner Wehr  
 unter dem Zelte trauergewandeten Himmels:  
 Euch, ihr Traumfackelschleuderer  
 in mein abgründig Herz,  
 rufe ich, körperlos Nichts,  
 Hauch verschwebenden Staubs:

Warum, o warum raubtet ihr mir Frieden und  
 Ruh,  
 warum nach schwülem, fruchtbarem Tage  
 mit Eintagsfliegengedanken  
 branntet ihr in meine Sinne  
 Krampf der Unendlichkeitssehnsucht  
 und meines Ichs erschauernd Graun?

Ich war wie der durstige Acker,  
 der demutsstill harrt  
 der Feuchte anwehender Tage,  
 ich lebte, Mensch unter Menschen,  
 Unkundig eigenen kosmischen Fluges,  
 der ewigen Wandlung Schwere und Spruchs.

Jetzt Ackerfurchen durchbrach  
 Brodem und Brand, und mein Herz,  
 Menschenherz aufzuckt in Flammen,  
 jetzt bin ich Leben und Tod und Glaube und  
 Taumel —  
 Jetzt aus unerkennbaren Fernen  
 streifte mich Gottes beschattender Schein.

*Otokar Fischer*  
 (Uebersetzt von Emil Saudek)

#### ERDE?

Es breitet Welt um Welt sich aus,  
 ein Stern am andern, bricht Mitternacht herein,  
 und einer darunter umkreist eine weiße Sonne,  
 und seinen Flug hüllt Musik geheimnisvoller  
 Freude ein,  
 und die Seelen jener, die am meisten litten,  
 in ihn gehen sie ein.

Hundert Brüder sagten: Wir kennen sein Ge-  
 heimnis,  
 in ihm stehn Tote vom Traum auf, Lebende  
 schwinden im Traum dahin;  
 Die Liebenden sagten: Die Blicke erblinden vor  
 übermächtigem Glanze



*Josef Eberz*

*Flucht*

und wie Duft fremder Blumen tötet die Zeit jeden  
darin;  
und sie, die durch die Jahrtausende sahen,  
fragen: Erde? mit heiterem Sinn.

*Otokar Březina*  
(Deutsch von Otto Pick)

### VERDOPPLUNG

In unseren Morgenrubeleien  
finden wir dann und wann zum Götterwahn  
und machen uns die Welt in einer freien  
und ungeheuer kühnen Geste untertan.  
Die Gleichgemuteten entwertend, wagen wir zu  
prahlen,  
daß jener Pfauenfarbensee, die ackergelbe Stadt,  
die Kronenzinkensonnenstrahlen,  
die über stahldurchblaute Bergesewigkeiten  
blinken,  
daß all den Frieden ringsum unser Ich erschuf  
und daß, geliebte Frau, zu meiner Linken  
du liegst, durch meinen Griff und Sklave meinem  
Schöpferruf.  
Ich rief dich, schuf dich, wie ich Alles wäge  
und bin und kann, solange ich dich aus mir,  
solange ich weiß, daß ich um dich mein Weltbild  
präge.  
Und Weltallseligkeit durchströmt mein Ich als  
Tier,  
wenn ich verzichte, von der wirklichkeitsgewähnten  
Welt zu wissen,  
von Krieg und Wahn, die greifbar, ja doch! greif-  
bar nahe toben,  
wenn ich das War verlerne und das Zweck-  
beflissen!  
Dann erst, entschwert, will meinen Wahnsinn  
ich geloben,  
den ich in dich, du einzig andres Wesen, das ich  
vielleicht kenne,  
geliebter Leib, in deine Ewigkeiten rasend,  
brenne. —  
Du Sinn der ganzen Welt, o gib uns Beiden,  
daß Eins des Andern Wahnsinn nie verdammt,  
denn dort beginnt des Alltags Ungezieferleiden,  
wo keine Sehnsucht mehr aus Tobsucht flammt.  
Wir wissen ja, daß wir aus Notinbrunst nach  
Lebensgriffen tasten,  
und daß der nächstverwandte Gott uns hebt wie  
hemmt, —  
Sinn allen Seins, o wolle nie mit Listen uns  
belasten!  
Gebiete Fluch, wo falsche Eifersucht sich vor des  
Andern Aufflug stemmt!  
Nur für den Andern darf sich Jedes, nimmer an  
ihm heben!

Befehl, daß Keines nach verblaßten Sünden, statt  
erneuter Liebe greift!  
Denn nur aus ihr entströmt der seltsame Augenblick  
im Leben,  
der aus Verdopplung unsrer Einsamkeit, der  
grenzenlosen reift.

*Charlot Strasser (Zürich)*

### DIE STEPHANIE-GAVOTTE

*Von Franz Jung*

Soeben erschien der dritte Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN: Franz Jung, Opferung. Ein Roman.

Hinter dem Fünfzehnjährigen steigt die Flut der Ereignisse so heiß beängstigend auf, immer neue Tore springen weit geöffnet, Gewohntes stürzt jäh und verschwindet, klirrt noch die Kette zuckender Erinnerungen? — ein schmales braunes Mädchen, scheu davonhuschend — der Hausonkel wird, von einer Lawine verschüttet, schwer verletzt in die Wohnung gebracht, aus — alle Bevormundung, kümmerte sich überhaupt nicht mehr um den Jungen, Dämmerungen von Kellnerinnen, Cordons im Spinde des Siedenden — eine kalte Frühlingsnacht im Park herumzustreichen, auf Bänken sitzen und auf die Liebe warten, haben nicht schon so viele davon erzählt, der große Lehrling, der Gehilfe, ein Soldat — und dann allein in den Ferien zu Fuß wandern in den Mittelgebirgen, das Blut zum Zerspringen — bis dann die Schwester aus dem Seebad zurückkommt: Ich kann nicht mehr länger hier leben . . . . . schreit, gegen die Eltern Schreie ausstößt, Fäuste ballt — und schon die fast vernarbten Wunden frisch aufreißt, habe nicht gerade ich das gesagt, denkt er, ein ganzes Jahr hat sie mich über die Achseln angesehen — ihn jetzt vertraut und ernst an der Hand nimmt und Pläne schmiedet: Bleibt jetzt nur noch der Inspektor; ja damals — ob er noch an mich denkt . . . . . schreib doch, drängt er, hocken da die zwei zusammen, wieder so einträchtig, daß es der Mutter schon auffällt und bereits Minen vorbereitet werden — gehen mit aller Strategie ans Werk, nicht ohne daß sie sich manchmal am Familientisch beim Abendbrot noch versteckte Blicke zuwerfen, setzen Briefe auf, lassen scheint flüchtige Karten flattern — der Inspektor beißt in der Tat an — werden ganz fiebrig vor Erwartung, reden lange in der Nacht, nur durch die spanische Wand getrennt, und der Junge ist fest entschlossen: Ja, sie muß raus jetzt, endlich aus dem Haus — der Ekel gegen die Mutter, die gerade in diesen Wochen sich ansaugen will, wächst ins Unerträgliche . . . . . aber auch die Schwester wird von ihm schärfer beobachtet: Warum trägt sie kein Korsett, die Brüste wackeln so hin und her; wenn sie spricht, ist immer was Glitschiges in ihr — äh, er möchte sich manchmal ordentlich schütteln, doch tut ihr Vertrauen so wohl, auch spricht sie schon, doch so viel älter, über die kleinen Mädchen, mit denen, wie sie noch annimmt, er sich abgibt —

ah, das war einmal, mochten auch erst Monate vergangen sein, jetzt treibt er Politik, bebaut Gartenland — spricht sehr anständig, daß er sich gar nicht geniert fühlt — na, und er ist auch froh, daß die Schwester überhaupt da ist, es hebt etwas in den Augen der anderen — also greift ihren Entschluß glühend auf: dann kommt wiederum das Neue, was wird dann sein . . . . . Aber die Geschichte kam bald ins Stocken: der Schwester fiel es ein, krank zu werden. Sie schleppte sich noch ein paar Tage und lag dann fest. Half kein Quacksalbadern, war der Vater nicht ein eingefleischter Naturheilapostel — sie lag bald so fest, daß ihr Bett in ein anderes Zimmer gebracht werden mußte. Der Vater knirschte noch etwas, als der erste Arzt ins Haus kam, bald kamen mehrere, von auswärts sogar ein Professor, rieten herum und wußten nichts Genaueres. War auch mehr Leben, es war dem Jungen anfangs durchaus nicht recht. Bekam erst Interesse, als die Mutter ihr spitzes Keifen, das immer nachzitternd im Raum hängenblieb, plötzlich ganz unterließ, kaum noch log, der Vater nicht mehr die Treppen hinaufpolterte und stampfte, sondern sich geradezu hinaufwand, leise sprach mit einem wehmütigen Jammern, bei dem jähzornigen Menschen wirkte es überaus peinlich — und ständig sich am Bett zu schaffen machte, was um so merkwürdiger war, als er früher entweder das Mädchel gar nicht beachtet oder voll bissigen Hohn sich hineingemischt hatte, wo in ihrem Leben noch etwas zu verbieten war — während die Mutter scheuer abseits stand und in wachsender Angst die Zähne zusammenbiß. Und als schließlich eines Tages in der Früh die Mutter ihn ins Krankenzimmer rief, ehe er zur Schule ging — da stand die Kranke in einer Schüssel mit Wasser mitten im Zimmer und trat abwechselnd mit dem Beinen im Wasser, aber fast gleichgültig, unlustig, und rief ihm verwundert zu: Denk amal, ich kann dich gar nicht sehen, ich bin blind . . . . . Er lief schneller zur Schule, eine neue Unruhe kam hoch, Gedanken kreuzten sich, wogen sich ab und neigten sich lächelnd in Erwartung: Es wird noch etwas Besonderes diesmal geschehen, vielleicht wird noch was . . . . .

Der Fall war inzwischen in der Stadt schon allgemein bekannt. Die Leute sahen ihn schon mit anderen Augen an, er ging aufrecht — beachtet. Wer ihn nach dem Befinden der Schwester fragte, bekam indessen kaum eine klare Antwort. Er konnte vor Lachen selten ein ruhiges Wort herausbringen, er lachte in fieberhafter Erregung, es nützte nichts, daß er sich heiß verloggen in die Hand biß oder die Finger in den Handteller krallte . . . . . er lachte so erregt, als ob er es gar nicht fassen kann. Wieherte, krümmte sich, als die Mutter ihm zeigte, wie die Kranke die abgemagerten Finger auf der Bettdecke spielen ließ, hob und senkte die Finger, ließ gleichsam Figuren schreiben — zierlich, weiße Kleider, Sonne im Haar, sie spielt Klavier, flüstert die

Mutter. Und der Vater, der das Klavierspielen mit Stock und Püffen ihr eingepugelt hatte, nickte — wie ein alter Mann.

Aber noch einmal schien alles aufzuatmen. Die Ärzte hatten neue Hoffnung. Die Erblindung, Nierenaffektion festgestellt, war im Schwinden. Fast blühten die Wangen auf. In der Wohnung wurden eines Tages sämtliche Fenster aufgerissen. Der Vater wurde in den bevorstehenden Antrag des Inspektors eingeweiht und war froh, ja sagen zu können. Man sah jetzt erst, wie eingefallen die Mutter war. Der Junge hielt vor einer drohenden Angst ordentlich den Atem an. — Die Kranke stand sogar eines Nachmittags auf, fand ihn gerade noch im Flur und zog ihn ins Musikzimmer. Dann setzte sie sich an den Flügel und spielte — hob und senkte die Finger — Figuren schreiten lassen, drehen eins ums andere, sich anlächelnd — hielt den Kopf lauschend gesenkt, sah weit hinaus über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser, war auch die Front grau, schmutzig, die Straße düster — der Junge stand wie auf glühenden Kohlen. Mag auch sein, daß



Lothar Homeyer

Mädchen

er sich dabei etwas haßte, wollte sagen: Was soll ich . . . . . die Töne glitten wie ein warmer Hauch vorüber. Abends sagte der Vater, sie hat's ganz aus dem Kopf sich zurechtgemacht, wir haben ja nicht einmal die Noten dazu . . . . .

Dann ging's mit der Kranken wieder schneller bergab. Die Ärzte begannen schon untereinander zu streiten. Der Pfarrer mußte kommen. Der Gymnasiast wurde öfter ins Zimmer hineingeholt. Er weiß gar nicht, wie gern sie ihn hat, sagten sie, und dabei hat er immer gezankt und gestritten. Der Priester betete, die Mutter rang die Hände, der Vater saß ergeben auf dem Bett-rand. Da wollte die Kranke etwas sagen, sah auf den Jungen, spielte mit den Fingern, sicher etwas Schönes sagen, fast ein wenig lächelnd — aber die Worte kamen nicht, sie würgte, stieß etwas Speichel aus, spritzte. — Da mußte er gewaltsam an sich halten, er kicherte bereits vernehmlich, prustete schon . . . . . die Kranke stotterte endlich: Sieh — m . . . al — d . . er . . . . . l . . acht . . . immerfort. Der Vater gab ihm mit dem Kopf einen Wink. Er war froh, daß er hinaus konnte. Aber in der Nacht riß es in ihm. Wenn sie doch endlich stürbe. Er ballte den Wunsch immermehr zusammen, aber am Morgen atmete sie wieder freier. Lebte noch den ganzen Tag. Die Wangen gerötet, die Augen weit offen — große braune Sterne, das Haar floß in langen hellen Strähnen. Wieder kam eine Nacht. Wenn sie doch . . . quälte er sich. Aber sie lebte wieder noch einen Tag. Es wird alle enttäuschen, dachte er. Dann war sie am nächsten Morgen tot, es war, sagte der Vater, als ob in der Nacht ein furchtbarer Sturm anhebt, das Haus bebte, klirrte — ich dachte, es reißt jemand was auf, sucht noch etwas . . . . . und schüttelte dann den Kopf. Die Mutter warf sich heulend über die Tote. Es war ein irres Heulen, und es tat dem Jungen, der von der Schule sich hatte dispensieren lassen, ungemein wohl . . . Er war mittendrin in der Erregung der Erwartungen. Wenngleich das Begräbnis langweilig verlief — er mußte sehr aufpassen, daß er eine ernste Miene behielt, wie sollte er sonst auf die Leute wirken — nur einmal blieb etwas mehr, als ein Trupp Soldaten vorbeimarschierte, der Offizier grüßte mit dem Degen — hoffte er immer noch auf etwas Großes, das in sein Leben treten würde, auch noch, als schon später alles wieder seinen alten Gang ging, zwar kümmerte man sich nicht mehr um ihn. Es war im November. Der erste Schnee fiel. Fast zufällig.

Monate später, gelegentlich eines Besuches jenes Inspektors, als alle mit dummdreisten Mienen seufzend um das Grab standen und sich wichtig taten, und die Mutter die täglichen Ereignisse, auch daß die Butter teurer geworden war, der Toten, auf die sie ihr Leben lang eifersüchtig gewesen war, in das Grab hinabmurmelte — es ließ, wenn auch menschlich ärmlich, doch nicht ohne Liebe für die Fehlschläge des Herzens — — brach über Böhme eine furchtbare Er-

schütterung herein. Er weinte und schluchzte in Krämpfen derart, daß die Eltern, die wirklich verwundert waren, sich mehr geniert fühlten. Es waren die ersten Tränen und auch nicht das letzte Blut, das er für die Schwester vergoß. Er blieb fortan scheu und schloß sich im innersten Wesen schroff gegen alle Menschen ab.

ÜBER DAS KIND UND RELIGIÖSE IN FRANCIS JAMMES  
Jammes hat nirgends ein Äquivalent. Wir finden diese Art in keiner Literatur. Und doch ist er kein Singular in der ganzen Deutung dieses Begriffes, wie z. B. Zigeuner Rimbaud. Denn Jammes schafft nicht als Einziger, er hat Anhänger (Mauriac, Vallery-Radot), gibt mit ihnen die Hefte der „Amitié de France“ heraus. Ergibt sich so als Forderung der Zeit (bis August 1914): Paris prägt ein bequemes Schlagwort, nichtsagend wie alle. Jammismus wird Trumpf einige wenige Monate lang. Die 40 Unsterblichen nehmen Jammes mit Beschlag: Sensation für Figaro, Geldmacher und Phraseure. Schnell flaut die Begeisterung ab. Aber die Gruppe hat Boden unter sich, und wahre Menschen für sich.

Die Gefühle Jammes' sind exklusiv die des Kindes. Sind echt, ursprünglich, beharrlich. Keine Spur von Mache. Jedoch findet sich die Forderung des „Wieder-zum-Kind-Werdens“ nicht vor. Nie hat man die Empfindung, als komme er aus einer Ammenstube oder als führe er dorthin. Er inkarniert unbewußt diese „Kindheit“. Ja, seine Seele kam nie aus diesem Stadium. Wir werden bei ihm von keiner Perspektive aus an Heines alte Kammerjungfer mit dem Verjüngungselixier erinnert. Die Naivität Jammes' ist also nicht affektiert.

Schornalisten wollten ihm mit „atheistischem“ V.-Hugo-Pathos (die Zehnpfennigware unserer Zeit) die vermeintliche Maske abreißen. Sie prophezeiten mit überzeugender Gebärde eine — Entlarvung. Jammes blieb sich jedoch konsequent: Er ist tief religiös, ja überzeugter Katholik. Für ihn ist Katholizismus kein wilder Fanatismus wie für Bloy, kein militanter Klerikalismus wie für die Herren der „Action Française“, keine sublime Ekstasenanhäufung wie für Verlaine, kein schwindelschwüler Symbolismus wie für Rilke, und besonders keine prédilection d'art wie für die Romantiker. Er (als Kind) spricht gelassen zu seinem Gott, klar, vertrauensvoll wie zu seinem Vater. Seine Gebete sind (ohne jede poetische Berechnung) getragen von einer erschöpfenden Demütigung. Dies fällt ihm gar nicht schwer. Um sich schauend, findet er eine Stütze bei einem ganzen Milieu, einer Klasse, den Humbles. Typisch ist seine Neigung zu den Eseln. Das gutmütige, geduldige Grautier ist ihm der Inbegriff aller Güte und Herzlichkeit (wie dem Narren und Priester Keeyen in Shaws: „Unpleasant Plays“). Er geht mit ihm in die Natur und erzählt ihm von seinen unbedeutenden Leiden. Die sind: endlose Langeweile, graue Erinnerung, ewige Melancholie der Liebe. In vielen Versen lebt eine spröde, herbe Trauer. Und dann wird ihm, dem Gläubigen, das Sterben so leicht. Er spricht, und das ist ganz natürlich, von den letzten Dingen mit der letzten Einfalt. So ist auch seine Sprache die denkbar einfachste.

Pol Michels (Luxembourg)

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXVII

Sie schanzen sehr flink, die Engländer. Sie haben sehr handfeste Burschen von großer Geschicklichkeit, verwegene Kerle, die nahe am Feind frei den Spaten schwingen.

Am 3. Juli morgens sah man sie plötzlich in einer Mulde, in die sie sich in der Nacht vorgebuddelt hatten. Es waren schon drei Gruppenlöcher halbwegs fertig und sie arbeiteten noch immer wie die Wilden. Sie waren vielleicht 700 Meter entfernt und man beschloß sie eifrig.

Plötzlich sah man vor den drei Gräben sich etwas bewegen, Ein Engländer! Er mußte wohl nachts beim Patrouillengehen abgeirrt sein. Er lag etwa 500 Meter vor seinen Freunden in einem Granatloch und versuchte zu ihnen hinüber zu schleichen. Er schlängelte sich eben ganz famos in ein neues Granatloch, da piff ihn die Kugel an: Halt! Er duckte sich in sein Loch und wartete. Dann sah man seinen Kopf wieder — die Kugeln sausten — er verschwand wieder. Jetzt war er mit halbem Kopfe hoch. Pffft! Er tauchte unter.



Einmal schnellte er plötzlich empor, nachdem er lang in seinem Versteck gelegen hatte. Er ließ sich in den nächsten Granatrichter fallen und war seinen Freunden wieder um ein halbes Dutzend Meter näher gekommen. Aber der Weg war noch lang! Als er den Kopf wieder mit einem Ruck hochbrachte, pfliff es vielfach. Er tauchte. Ein grausiges Kasperlespiel: perlakko, perlakko. Auf, nieder, auf nieder — ums Leben. Hundertmal wiederholte er seine Wagnisse und hörte immer den Tod um seine Schläfen surren. Wenn er aus diesen Gefahren heil herauskam, dann mußte der Tag eine Falte in seine Stirne zeichnen und sein Haar welken lassen.

Es war morgens 10 Uhr. Er hatte vielleicht zwanzig Meter gewonnen, seit er seinen Weg unter den Augen des Feindes machen mußte. Aber er gab sein Spiel nicht verloren. Jetzt sah man ihn wieder vorschnellen — die Schüsse kamen alle zu spät. Der Mittag verstrich. Das Spiel ums Leben ging in den kleinen Varianten weiter, die dieser kühne und kraftvolle Bursche immer wieder aus seinen Gelenken holte.

Am Nachmittag um drei Uhr machte er seinen letzten Sprung. Dann blieb er tot auf dem freien Gelände liegen, dreihundert Meter vor seinen Leuten.

„Berliner Tageblatt“ (Chefredakteur Theodor Wolff), Morgen-Ausgabe, 23. Juli 1916. Selbständiges Stück aus einem Bericht, der eine Überschrift trägt, die, nach dem Original verkleinert, so aussieht:

### Um den Mamezer Wald.

Die Granatenschlucht. — Um die Waldspitze. — Ein guter Schuß. — Verlorenes Spiel ums Leben. Von unserem auf den westlichen Kriegsschauplatz entsandten Kriegsberichterstatler  
Georg Querl.

⊗ Großes Hauptquartier, 21. Juli.

Freispruch im Hochverratsprozeß Pawicic. (W. T. B.) Wien, 17. Juli. Wie die „Parlaments-Korrespondenz“ meldet, fand vor dem zuständigen Gericht in Graz vom 17. Juni bis 4. Juli die Hauptverhandlung gegen den dalmatinischen Reichsratsabgeordneten Tressic Pawicic wegen Verbrechen des Hochverrats statt. Der Angeklagte wurde vom Abgeordneten Laginja verteidigt. Zeugen wurden nicht vernommen. Das Beweisverfahren erstreckte sich nur auf Verlesung umfangreicher Aktenstücke. Das am 4. Juli gefällte Urteil lautete auf Freispruch, und Tressic Pawicic wurde sofort auf freien Fuß gesetzt. Tressic Pawicic, der seit Kriegsausbruch interniert ist und später in Haft genommen wurde, bleibt, obwohl auf freien Fuß gesetzt, auch weiter in dem ihm zugewiesenen Orte interniert.

„Berliner Tageblatt“, Morgen-Ausgabe, 18. Juli 1916

### KLEINER BRIEFKASTEN

An die Redaktion des „Vorwärts“, Berlin. Sie veröffentlichen in Ihrer Ausgabe vom 27. 7. 1916 diese Notiz:

„Presse und Inseratengeschäft. Herr Paul List, Verlagsbuchhändler in Leipzig, sandte der ‚Frankfurter Zeitung‘ ein Buch zur Besprechung und schrieb: ‚Ich lege besonderen Wert auf eine Besprechung dieses Buches, da ich Ihrer Zeitung auch einen besonderen Inseratenauftrag überschrieben habe. Sollte durch die Inserierung sich die Absatzfähigkeit, wesentlich erhöhen, bin ich nicht abgeneigt, späterhin auch noch meine übrigen Verlagswerke in ähnlicher Art anzuzeigen. Natürlich müßte ich zur Bedingung machen, daß eine Besprechung dieser meiner Verlagswerke nur günstig ausfällt, andernfalls gerade das Gegenteil gezeitigt würde.‘ Was aber in uns, bemerkt dazu die Redaktion der ‚Frankfurter Zeitung‘, gezeitigt wurde, das ist der Entschluß, dieses Schreiben zu veröffentlichen, auf daß solche Sitten nicht einreißen möchten. —

Der Standpunkt der ‚Frankfurter Zeitung‘ dürfte von allen Redaktionen, die auf Reinlichkeit sehen, geteilt werden. Es hat aber den Anschein, als ob Herr List schon irgendwo Ent-

gegenkommen gefunden hat, sonst hätte er sich wohl schwerlich mit seinem dreisten Angebot an eine angesehene Zeitung gewandt.“

Den „Standpunkt“ der „Frankfurter Zeitung“ kann nur Der teilen, der von Reinlichkeit eine Zeitungs-Vorstellung hat. Ich kann es nicht reinlich nennen, wenn Blätter Dinge propagieren, gegen Bezahlung propagieren, die sie ohne Entlohnung nicht propagieren würden. Der Leipziger Verlagsbuchhändler hat aus der Tatsache, daß eine Zeitung für seine Verlagswerke gegen Bar Reklame machte, folgern dürfen, daß diese Zeitung die Verlagswerke als empfehlenswert ansah. Herr List weiß vielleicht außerdem aus den Inseratentaxen der angesehensten Blätter, daß man, gegen sehr Bar, „Geschäftsanzeigen im redaktionellen Teil“ drucken lassen kann. Er hat also nur die Konsequenz gezogen aus bestehenden Sitten! Dies einzusehen sollte Ihnen nicht schwer werden, verehrte Herren vom „Vorwärts“. Herr List sucht gar keine „Sitten“ einzuführen, er hat nur, da er zu wenig listig handelte, Sitten bloßgestellt, die längst „ingerissen“ sind! Blätter, die sich als „wirksamstes Insertionsorgan“ empfehlen, dem gläubigen Inserenten gutes Geld abnehmen und es dann für erlaubt halten, an einer anderen Stelle die garantierte „wirksame Insertion“ unwirksam zu machen, verkennen ihre geschäftlichen Pflichten. Presse oder Inseratengeschäft, teure Herren!

L. J. Sie, als Verehrer Gerhart Hauptmanns, sollten sich diese Stilleistung Ihres Meisters aufbewahren („Berliner Tageblatt“ Nr. 228, 1916): „Schlechter war zunächst eine glänzende Feder. Aber, obgleich Tagesschriftsteller im besten Sinne, der seine Feuilletons in genialer Mühelosigkeit schrieb, richtete sich das Angenmerk seiner Seele stets auf das Bleibende. Diesem Zug seines Wesens folgend, ward er auch über den Rahmen des Tages hinaus zum Autor von Rang“.

Dr. Karl Storck, Redakteur des „Türmer“. Sie beklagen, daß eine große Berliner Bühne nun schon zwei Jahre lang allabendlich „Immer feste druff!“ tingelt. Sie verurteilen den Komponisten Paul Linke, weil er seine Gassenhauer für den Tagesgeschmack herrichtet. Sie werden ungerecht, Herr Doktor! Die Urheber des sechshundertundsoundsovielman wiederholten Schunds sind politisch und überhaupt völlig unselbständige Wesen (nicht einmal der Titel des Stückes ist ihr geistiges Eigentum). Und Herr Linke läßt sich in seinen Ruhestunden wahrscheinlich durch die „Jugend“ und den „Türmer“ anregen. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, ist gewiß noch immer der Leitspruch Ihres lieben Blattes, Herr Doktor? Aber dann, bitte, auch Linke und Türmer und „Immer feste druff!“ „Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn, es sei wie es wolle, es war doch so schön!“

H. F. Der dritte Band der AKTIONEN-BÜCHER DER AETERNISTEN, Franz Jungs Roman „Opferung“, kostet gebunden drei Mark. Dies bedeutet keinesfalls eine Preissteigerung der AKTIONEN-BÜCHER, denn das dritte Buch ist dem Umfange nach ein Doppelband.

Dr. F. B. Jetzt erst recht, nach der Lektüre, muß ich Ihnen das gesammelte Vermächtnis von Paul Lensch, „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück“, empfehlen. Der erste Satz des Werkes: „Für die deutsche Sozialdemokratie bedeutet der Weltkrieg eine Befreiung“ — wird meine Empfehlung wirksamer machen. Lesen Sie Lensch.

G. A. Das sehr temperamentvolle Schriftchen „Hermann Bahr, Eine Abrechnung“ ist in Wien erschienen (Verlag Neue Bahnen, Karl F. Kocmata, Wien XIX/2). Ihr Buchhändler kann Ihnen das Heft besorgen. Es kostet 80 Heller.

### BÜCHERLISTE

WLADIMIR SOLOVJEW. Die Rechtfertigung des Guten. Eine Moralphilosophie. (Verlag Eugen Diederichs in Jena.) M. 7,—.

G. MYERS. Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) 2 Bde. Geh. M. 15,—.

MONG DSI (MONG KO) Aufzeichnungen. Aus dem Chinesischen verdeutscht von Richard Wilhelm. (Diederichs, Jena.) M. 4,50.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Macedonier (Titelzeichnung) / Otokar Březina: Die höchste Gerechtigkeit / S. Friedlaender: Polaritische Gedanken / Joachim von Bülow: 1794 / Petr Bezruč: Wirbitz / Vallotton: Die Sozialistin Louise Michel / Carl Einstein: Snobb / Henri-Matisse: Zeichnung / Rudolf Börsch: Gespräche / Jules Renard: Der vorsichtige Sekundant / Victor Dyk: Lied der Mutter / Kurd Adler ist tot! / Kurd Adler: Verse vom Schlachtfeld; Der Dichter / Otto Pick: Noch Immer! / Wilhelm Klemm: Eine Zeichnung / César Klein: Zeichnung / Kurt Finkenstein: Schicksal / Hans Flesch von Brunnigen: Flucht aus der Welt / Anton Sova: Verse / Ernst Weiß: Der bunte Dämon / Ferdinand Hardekopf: Liebeslied / Schmidt-Rottluff: Original-Holzschnitt / Jaroslav Kvapil: Die Fremde. Ein Akt / Marie-Elisabeth Lindner: Zeichnung / Goll: Die letzten Tage von Berlin / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**  
**Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{33}{34}$

INHALT: Richter-Berlin: Bazar (Titelzeichnung) / Otokar Březina: Die Propheten / Alexander Herzen: Notizen über Proudhon / Vallotton: Alexander Herzens Porträt (Holzschnitt) / G. F. Nicolai: Über Instinkte / Josef Eberz (Stuttgart): Pferdebändiger (Zeichnung) / Hans Gathmann: Jüngster Tag / Otokar Theer: Erde / Egon Schiele: Aktstudie / Wilhelm Klemm: Unheimlicher Abendgang / Hermann Kasack: Alle Toten kamen . . . / Ludwig Bäumer: Die Stadt / Johannes Urzidil: Die Städte / Edlef Köppen: Tote Stadt / Carl Figdor: Aus dem Drama Abram / František Langer: Ein Tod zur rechten Zeit / Georg Tappert: Dunkler Winkel (Zeichnung) / Adolf Behne: Hermann Bahrs neueste Leistung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Gebunden M. 3.—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N  
Die gottlosen Jahre  
Gedichte. Geh. M. 3,50

M A X H E R R M A N N  
S i e u n d d i e S t a d t  
Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
Die schmerzliche Scham  
Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
Roman. M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

KUNST-SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N

Neue Secession

Richter-Berlin-Heft

Schmidt-Rottluff-Heft

Hans Richter-Heft

Karl Jakob Hirsch-Heft

Wilhelm Morgner-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 19. AUGUST 1916

## DIE PROPHETEN

Von Otokar Březina

In die Städte, deren Türme und Paläste einmal  
ein Erdbeben  
zerrütteln wird, bis die seltsam gestalteten Wolken  
aufstöhnen vor Zorn, von den Blitzen der eigenen  
Tiefen verwundet,  
und das Feuer, das in tausend verborgenen Höhlen  
vom Ruhme geträumt hat,  
sich rührt, zu rächen den ewig Eingekerkerten,  
und mit all seinen Stimmen aufschreit deinen  
Namen,  
und die Sonne ihr Antlitz, wie's den Zeiten ver-  
traut war, verändert:  
kommen sie, unbemerkt, deine Gesandten,  
die deines Königreichs Eroberer sind.

Umringt von Musik und tanzenden Mädchen und  
Liedern  
lauschen sie deinem heiligen Odem,  
der den Sterblichen auslöscht die Lichter, doch  
die Brände der Welten  
zu Weißglut entfacht;  
in welchem die Blumen regungslos bleiben, wenn  
er dahinbraust in ihren Tiefen,  
aber der uralte Felsen zerschmettert wie Brocken  
duftenden Brotes,  
für die zarten Lippen des harrenden Lebens.  
Ihre Stimme, vom Sturmwind der Zeiten ent-  
bunden, weht ihnen nach,  
süß wie der Duft hinter Einem mit Rosen, bitter  
wie Fackelrauch;  
und die eigenen heimlichsten Gedanken, von All-  
wissenheit erschreckt,  
hören sie über sich mit den Sternen hoch singen,  
unter sich schweigen mit Feuer und Geheimnis  
in den Tiefen der Erde,  
der Lichter und Nächte wechselnder Chor!

Sie reden von dir und deinem Ruhme,  
vom Fluch, der auf der Seelen Bruderschaft liegt  
und die Sprache der Bauenden gespalten hat;  
und es irrt ihre Liebe

über den Ländern von Jahrhundert zu Jahrhundert  
wie der Sommer aus Siedlungen, wohin Sonne  
ewig steil fällt.

Neues Obst gedeiht auf den Bäumen der Erde,  
Ableger aus ihren geheimnisvollen Gärten;  
doch ihre Hoffnungen, fähig so hoher Flüge und  
Lieder,

baun ihre Nester ganz tief nah der Erde  
wie Nachtigallen!

Und naht die ihnen bestimmte Stunde, dann  
verdunkelt

eine tote Welt ihnen die Sonne; und wie ein  
Blutstrom aus liebenden Herzen,  
verwandelt das Licht sich ihnen zu Blut; und  
vor ihrem Blicke

breitet es Landschaften künftiger Zeiten,  
strahlend in neuen Konstellationen.

Dein Hauch treibt Millionen vor ihnen her wie  
Wellen

des ewigen Meers, das in breiten Buchten die  
Erde umspület

und durch Jahrtausende in Festland verwandelt.  
Durch Schnee, mit dem der Zeiten Geheimnis  
die von dir gesäete Wintersaat decket,  
barfuß, wie Vertriebene, gehn sie einher und ihrer  
Gedanken zahllose Schar

blutet in tausenden Fußstapfen  
bei jeglichem Schritte!

Stürmen werden sie über die brennenden Städte  
künftiger Zeiten,

wie auf feurigem Teppich, gedeckt auf den Stufen  
deiner heiligen Hoheit! Und ihr jeder Gedanke,  
der sich in Mitleid wendet zurück,  
wird im Erkennen zu Steine erstarren! —

Und immer neue hundertjährige Wolken er-  
donnern vor ihnen:

Blitze, todfaul bestreichend das Antlitz der  
Schnitter!

Schwerer Zusammenprall kühner Schiffe im Nebel!  
Heulen der Menge auf düsteren Bauten,  
von Blute starrend ihr schwarzes Gerüste,

Hinrichtungsstätten!

O Lieder der Leidenschaft, entsteigend den  
Flammen!

Blicke künftig Leidender, Magie ihrer Berührung!  
Küsse, neue Ewigkeit Lichts und der Trauer erschließend!

Wahnsinn einer einzigen Seele, auf deren lodernden  
Wogen

die Erde schaukelt! Die die Erde erduldet,  
sterbende Jahrhunderte, unsterbliche,  
tragend die Schwere jedwedes Sternbilds,  
erkennend den eigenen Ruhm!

Und wenn sie endlich in festlicher Stille  
die Spitzen der Flotten künftiger Geschicke,  
welche ausgeselten, als entstand diese Welt,  
herannahen sehen von trübfernen Küsten,  
die Ruder verdeckt noch von der Höhlung der  
Fläche:

Da schreit ihre Freude stark auf und von Gluten  
und Ungeduld voll! Und sie, die, was Wollust,  
noch nicht erkannten,  
erwachen zur Wollust aus dem was sie sehen,  
und Schmerz, einzig wert ihrer Kraft, verschließt  
ihre Seelen:

der Schmerz der saumseligen Zeit.

Zu langsam kreist ihnen die Erde, zu langsam  
kommen die Morgen,  
und allzulang weilen die Mittage in den Schatten  
der Bäume,  
unter den Schnittern.

Sie wünschen sich durch die Jahrtausende mit  
des Windes Schnelle zu fliegen,  
tausend Herzen zu haben, um mit ihrem Blut ihre  
Ekstasen zu stillen

und mit einer Röte wie der Aufgang der Sonne  
und mit Polarlicht und dem Brande der Welten  
das Antlitz ihrer Liebe!

Alle Seelen mit Wein aufzuheitern, der ihnen so  
festlichen

Schmerz bot und Räusche

und der aus einer verborgenen Quelle empor-  
schießt,

durchduftend das Weltall aus der glücklichen  
Erde,

nur ihren Kindern noch für Jahrhunderte  
vergebens!

(Deutsch von Otto Pick)

#### NOTIZEN ÜBER P. G. PROUDHON

*Von Alexander Herzen*

Die Lektüre Proudhons wie die Hegels verleiht  
uns eine gewisse Methode und schärft unsere  
Waffen, sie gibt keine fertigen Resultate, sondern  
nur Mittel und Werkzeuge. Proudhon ist in erster

Linie Dialektiker der sozialen Kontroversen. Die  
Franzosen wollen in ihm den Experimentator  
sehen, und da sie bei ihm weder die Berech-  
nungen der Phalanstere noch ikarische Polizei-  
ämter entdecken, zucken sie die Achseln und legen  
das Buch beiseite.

Proudhon ist natürlich selbst schuld, weil er das  
„destruo et aedificabo“ zum Motto für seine öko-  
nomischen Widersprüche gewählt hatte; seine  
Stärke liegt nicht im Aufbau, sondern in der  
Kritik des Bestehenden. Aber diesen Fehler  
machen seit uralten Zeiten alle Zerstörer des  
Alten; dem Menschen widerstrebt das bloße Zer-  
stören; wenn einer sich an das Niederreißen  
macht, dann lebt sicher das Ideal irgend eines  
Zukunftbaues in seinem Kopfe, obwohl es oft nur  
das Lied des Maurers ist, der die Mauer abträgt.  
In der Mehrzahl der sozialwissenschaftlichen  
Werke sind nicht die Ideale das Wesentliche,  
welche entweder immer etwas für die Gegenwart  
Unerreichbares darstellen oder aber auf irgend  
eine einseitige Lösung hinauslaufen, sondern das,  
was zu einem Problem wird, indem wir darauf  
losgehen. Der Sozialismus bezieht sich nicht  
bloß auf das, was durch das vergangene empi-  
risch-religiöse Leben zur Lösung gekommen,  
sondern auch auf das, was durch das Bewußtsein  
einer einseitigen und beschränkten Wissenschaft  
hindurchgegangen ist; nicht nur auf die juristi-  
schen Folgerungen, die auf der traditionellen Ge-  
setzgebung beruhen, sondern auch auf die Er-  
gebnisse der politischen Ökonomie. Er stößt mit  
dem rationellen Sein der Epoche der Garantien  
und der bürgerlichen Wirtschaftsordnung wie mit  
seiner Unmittelbarkeit zusammen, so wie die  
politische Ökonomie mit dem theoretisch-feudalen  
Staat. In dieser Negation, in dieser Verflüchtigung  
des alten gesellschaftlichen Daseins liegt  
die gewaltige Kraft und Stärke Proudhons.

Mit Proudhon beginnt eine neue Reihe der fran-  
zösischen Denker. Seine Werke bilden eine Revo-  
lution nicht bloß in der Geschichte des Sozialis-  
mus, sondern auch in der Geschichte der fran-  
zösischen Logik. In seiner dialektischen Kraft ist  
er stärker und freier als die talentvollsten Fran-  
zosen. Reine und gescheite Menschen, wie Pierre  
Leroux und Considérant können weder seinen  
Ausgangspunkt noch seine Methode verstehen.  
Sie sind gewöhnt, mit vorher gegebenen Begriffen  
zu spielen, in einem bestimmten Kostüm auf-  
zutreten, ausgetretene Wege nach schon be-  
kannten Zielen zu gehen. Proudhon geht da-  
gegen rücksichtslos durch, er fürchtet sich nicht,  
auf seinem Wege etwas zu zertreten oder zu  
knicken, was ihm unter die Füße kommt, oder  
zu weit zu gehen. Er hat weder die Empfindsam-  
keit noch jene rhetorische, revolutionäre Keusch-  
heit, welche bei den Franzosen den protestanti-  
schen Pietismus ersetzt. Daher bleibt er auch  
ein Einsamer unter seinen Freunden und er-  
schreckt mehr, als er durch seine Kraft überzeugt.  
Man sagt, Proudhon habe einen deutschen Ver-  
stand. Das ist nicht richtig, im Gegenteil, sein

Verstand ist vollkommen französisch; in ihm lebt jener ursprüngliche gallo-fränkische Genius, wie er uns in Rabelais, in Montaigne, Voltaire, in Diderot und selbst in Pascal entgegentritt. Er hat sich bloß die dialektische Methode Hegels zu eigen gemacht, ebenso wie alle Kunstgriffe der katholischen Eristik; aber weder Hegels Philosophie noch die katholische Theologie haben seinen Gehalt und Charakter bestimmt, — für ihn sind das bloß Werkzeuge, mit denen er seinen Gegenstand prüft, und er hat diese Werkzeuge so für sich zurecht gemacht, hat sie sich so angepaßt, wie er die französische Sprache seinem starken und energischen Denken unterworfen und gefügig gemacht hat. Solche Menschen stehen zu fest auf ihren eigenen Füßen, um sich irgend einer Macht zu fügen oder sich durch sie fesseln und bändigen zu lassen. „Mir gefällt Ihr System sehr,“ sagte ein englischer Tourist zu Proudhon. — „Aber ich habe ja gar kein System,“ antwortete Proudhon ärgerlich, und er hatte recht.

Proudhon sitzt am Bett eines Kranken und erklärt, es gehe ihm sehr schlecht, und zwar aus folgenden Gründen: Man kann den Sterbenden nicht dadurch gesund machen, daß man eine ideale Theorie aufstellt, wie er sich gesund fühlen könnte, wenn er nicht krank wäre, oder indem man ihm Arzneien verschreibt, die an und für sich vortrefflich sind, die er aber nicht einnehmen kann, oder die sich nicht herbeischaffen lassen. Die äußeren Merkmale und Erscheinungen der Finanzwelt spielen für ihn dieselbe Rolle wie die Zähne der Tiere für Cuvier. Sie sind ihm die Leiter, auf der er in die Geheimnisse des sozialen Lebens hinabsteigt. Er studiert an ihnen die Kräfte, welche den kranken Körper zur Auflösung bringen. Wenn er nach jeder Untersuchung einen neuen Sieg des Todes ankündigt, ist das etwa seine Schuld? Hier gibt es doch keine nahestehenden Menschen oder Verwandten, die wir zu erschrecken fürchten brauchten. Wir selbst sind es, die diesen Tod sterben. Der Pöbel schreit empört: Gib uns eine Arznei oder schweige von der Krankheit. Wozu aber sollte man schweigen? Nur in absolutistisch regierten Staaten ist es verboten, von Mißernten, Epidemien und der Zahl der im Kriege Umgekommenen zu reden. Ein Heilmittel ist offenbar nicht so leicht zu finden. Man hat doch wohl genug Experimente in Frankreich gemacht seit den unmäßigen Aderlässen des Jahres 1793.

Es ist kein Zweifel, daß Proudhon in der Nationalversammlung, bei der Zusammensetzung, welche sie hatte, nicht an seinem Platze war, seine Persönlichkeit ging in diesem Philistermilieu verloren. Proudhon erzählt in seinen „Bekennnissen eines Revolutionärs“, daß er sich nicht in die Nationalversammlung hineinfinden konnte. Der parlamentarische Pöbel antwortete auf eine seiner Reden: „Die Rede gehört in den Moniteur und der Redner ins Irrenhaus!“ Ich glaube nicht, daß es seit Menschengedenken noch viel derartige parlamentarische Anekdoten gegeben hat, wenigstens seit

der Zeit, als der alexandrinische Erzbischof im Namen der Mutter Gottes mit Knütteln bewaffnete Novizen auf die allgemeinen Konzile mitbrachte, bis auf die Senatoren von Washington, die sich den Nutzen der Sklaverei mit Stockhieben klar zu machen suchten.

Aber selbst hier wuchs Proudhon zu seiner ganzen Höhe empor und hinterließ inmitten dieser Parlamentszänkerei noch eine helle Spur.

Als Thiers das Finanzprojekt Proudhons ablehnte, ließ er eine Bemerkung über die moralische Korruption der Menschen fallen, die solche Lehren verbreiten. Proudhon bestieg die Tribüne und rief dem lächelnden alten Herrn zu, indem er, dieser kernige, grobe Bauer, sich drohend auf richtete: „Sprechen Sie von den Finanzen und nicht von der Sittlichkeit. Ich kann das nicht für eine persönliche Anspielung halten, das habe ich Ihnen schon im Komitee gesagt. Wenn Sie noch einmal etwas Derartiges wiederholen, dann werde ich sie zum Zweikampf auffordern!“ (Thiers lächelte.) „Nein, Ihr Tod ist mir noch zu wenig, denn damit ist noch nichts bewiesen. Ich werde Ihnen einen anderen Kampf vorschlagen. Hier auf dieser Tribüne will ich mein ganzes Leben erzählen, Punkt für Punkt, ein jeder mag mich daran erinnern, wenn ich etwas vergessen oder auslassen sollte, und dann mag mein Gegner dasselbe tun und seine Geschichte erzählen!“ Aller Augen richteten sich auf Thiers. Er saß finster da, sein Lächeln war verschwunden. Er antwortete nicht.

Die feindliche Kammer war still. Proudhon sah die Verteidiger von Religion und Familie voller Verachtung an und verließ die Tribüne. Darin lag seine Kraft. In diesen Worten vernimmt man deutlich die Sprache einer neuen Welt . . .



Vallotton:

Porträt des Alexander Herzen

## ÜBER INSTINKTE

Von G. F. Nicolai

Wir nennen eine Handlung instinktiv, die ein Tier mit maschinenmäßiger Gesetzmäßigkeit und ohne Bewußtsein ausführt, also z. B. die Saugbewegung der Neugeborenen, den Schluß der Augenlider bei drohender Verletzung usw. Da nun die überwiegende Mehrzahl der Instinkthandlungen eine geradezu verblüffende „Zweckmäßigkeit“ verrät, die weit über das denkbare Verständnis des betreffenden Tieres hinausgeht, so konnte sich die Meinung bilden, als wäre ein Instinkt umstandlos zweckmäßig. Man sah, wie der Vogel, der nie ein Nest hatte bauen sehen, diese schwierige Arbeit ohne Lehrer ausführte und wie er es zur rechten Zeit für die Jungen, von deren künftiger Existenz er doch kaum eine Ahnung haben konnte, warm ausfütterte. Man sah, wie der Wandervogel zur rechten Zeit unbeirrbar zum Süden strebte und man sah, wie die Biene sich sechseckige Waben baute, von denen erst die moderne Statik berechnet hat, daß sie von allen möglichen Konstruktionen die zweckmäßigste ist. Der Instinkt der Tiere übertrifft also alle menschliche Intelligenz, ist richtiger, unbeirrbarer und sieht scheinbar das Künftige, weshalb Jean Paul ihn den „Sinn der Zukunft“ nennt.

Aus dieser — wie wir sehen werden falschen — Anschauung heraus entstand die seit Rousseau populär gewordene Meinung: Es käme nur darauf an, die Instinkte zu erkennen und ihnen zu folgen; dann ginge schon von allein alles gut. — Aber auch Instinkte können irren, wie eine kurze Überlegung zeigt.

Bei den niedersten Tieren erfolgen alle Handlungen rein automatisch. Ähnlich wie das Licht, das einen Stein trifft, ihn ausdehnt, und zwar zwangsmäßig und in immer gleichartiger Weise, so zwingt es, wenn es bestimmte niedere Tiere (z. B. Bakterien) trifft, diese zum Lichte hin (sogenannter positiver Heliotropismus), oder von ihm fort (negativer Heliotropismus), und ähnlich rufen alle möglichen Einflüsse bei solchen niederen Tieren ganz bestimmte zwangsmäßige Reaktionen hervor. An sich sind diese Reaktionen nur gesetzlich, weder zweckmäßig noch unzweckmäßig. Wenn sie aber für das betreffende Tier schädlich sind, so stirbt die betreffende Rasse gar bald aus. So kommt es ganz von selbst, daß nur diejenigen Tierarten sich erhalten haben, die so konstruiert waren, daß sie zu dem für sie Nützlichen hingetrieben wurden und sich von dem für sie Schädlichen entfernten. In ähnlicher Weise sind nun auch die komplizierten Instinkte höherer Tiere entstanden, und man darf sich nicht wundern, daß sie zweckmäßig sind.

Einige von diesen Reaktionen sind nun so selbstverständlich lebenswichtig, daß sie bei allen Tieren gleichmäßig vorhanden sein müssen. Es ist z. B. vollkommen ausgeschlossen, daß irgendein Tier bestehen könnte, das den Instinkt hätte, giftige Substanzen zu fressen. Es ist also ganz

selbstverständlich, daß nur solches Protoplasma (und im Verlauf weiterer Entwicklung nur solche Tiere) entstanden sind, die Nahrungsstoffe in sich aufnehmen und sich von Stoffen, die für sie selbst giftig sind, unwillkürlich zurückziehen. Es darf uns daher auch nicht überraschen, wenn alle Tiere die für sie giftigen Kräuter zu vermeiden wissen.

Und trotzdem! Wenn man solch ein „Tier mit richtigen Instinkten“ aus seiner gewohnten Umgebung heraus in eine Gegend bringt, in welcher Pflanzen vorkommen, die es nicht kennt, so geschieht es häufig, daß das betreffende Tier schädliche Pflanzen frißt und an ihnen zugrunde geht. In veränderter Umgebung wird also der „richtige Instinkt“ zum falschen.

Derartige trifft man in der Natur nicht selten. Wenn die Motte z. B. ins Licht fliegt, oder wenn das Drosselweibchen den jungen Kuckuck füttert bis er ihre eigenen Jungen aus dem Neste wirft, so sind das schädliche Instinkte, aber — sie waren es nicht immer. Das Streben der Motte zur Helligkeit ist zu einer Zeit entstanden, als es noch keine Lampen gab und das Fliegen zur Sonne und zur Höhe ungefährlich, ja sogar nützlich war. Das Füttern der Jungen ist ein Instinkt, ohne den eine Entwicklung der Vögel überhaupt nicht denkbar wäre. Daß von Zeit zu Zeit ein Kuckucks-Ei im Neste liegt, kann und darf den Instinkt der Drossel nicht ändern.

So gibt es in der Natur neben den vielen nützlichen auch manche schädliche Instinkte. Jedenfalls beweist die Tatsache, daß eine Handlung instinktiv ausgeführt wird, nicht an sich, daß sie unter den gegebenen Umständen zweckmäßig ist. Wohl aber dürfen wir mit Sicherheit schließen, daß sie zur Zeit, als der Instinkt entstanden ist, nützlich gewesen ist, und wenn der Mensch kriegerische Instinkte hat, so könnte das sagen, daß Krieg führen nötig war, sagt aber nichts darüber aus, ob es auch jetzt noch nötig ist. Denn wie schon das Beispiel von der Motte, die zum Licht fliegt, lehren kann, sind die Instinkte ungemein konservativ und bleiben immer noch lange bestehen — wenn die Bedingungen, die sie hervorgerufen haben, längst vergangen sind. Solcher „rudimentärer Instinkte“ gibt es unzählige.

Auch der Hund war einst ein arger Räuber, hat aber diese Eigenschaft schneller aufgegeben als sein Herr, und es könnte fast scheinen, als sei die Peitsche eine bessere Erzieherin als die sittliche Forderung.

Doch gleichviel; aus jener Zeit stammt seine — bei den Wölfen noch heute als große Klugheit gerühmte — Gewohnheit, seine Exkremente zu verscharren. Das war damals, als der nächtlich schweifende Räuber möglichst wenig „ruchbar“ werden wollte, ganz zweckmäßig. Aber, wie er von dieser Zweckmäßigkeit damals nichts wußte, so hat er diese unbewußte Gewohnheit auch heute noch — trotz seiner jetzigen viel friedlicheren Beschäftigung — beibehalten. Es ist ein



lächerlicher Anblick, wenn unsere Straßenhunde nach Verrichtung ihrer Geschäfte auf dem Asphalt moderner Städte einige Kratzbewegungen mit den Hinterbeinen ausführen. Ein sinn- und zweckloser Instinkt.

Nun müssen wir nicht glauben, daß Menschen keine rudimentären Instinkte hätten. Wenn der alte Affe auf seinen Feind losging, so zeigte er, wie es sehr viele Tiere tun, zuerst einmal als „Schreckmittel“ seine Waffen; durch Heben der Oberlippe entblöbte er den starken Eckzahn seines Gebisses und drohte mit der geballten Faust — und noch heute, wenn wir zivilisierten Europäer, die gar nicht mehr beißen und auch die Fäuste kaum noch gebrauchen, wütend werden, so heben wir im Affekt die Oberlippe und ballen die Faust, wie unser Urahn, der alte Waldaffe. Kein Instinkt ist also an sich nützlich, sondern hat nur Daseinsberechtigung, solange eben das Milieu das gleiche geblieben ist. Wie das Tier, das im Laufe der Jahrtausende nordwärts wandert, allmählich einen dickeren Pelz bekommt, so muß es auch andere Gewohnheiten, andere Instinkte annehmen.

Bei uns Menschen gilt das Gesagte noch weitaus mehr, denn wir haben die Fähigkeit, unser Milieu in unendlich höherem Grade als alle Tiere selbsttätig umzuwandeln, und deshalb haben wir auch die Pflicht, nach Möglichkeit unsere Gewohnheiten diesen veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Das geht langsam, denn die Instinkte sind, wie gesagt, konservativ und zäh.

Der Verstand kann irren, der Instinkt irrt nie, wenigstens dann nicht, wenn sich sein Wirkungsbereich auf Dinge erstreckt, die, weil sie in der Körperkonstitution des Menschen begründet, so gut wie unwandelbar sind.

(Hunger und Durst, Sexualität, Mutterliebe werden von Instinkten geregelt. Noch Wichtigeres — Herzschlag, Atmung, Verdauung gehen ihren sicheren Gang, ohne daß wir es wissen.)

Ungerechtfertigte Verallgemeinerung dieses Satzes aber hat viele dazu verführt, ein Vorwärts in der Welt zu leugnen. Ein Bakterium handelt immer richtig — der Mensch aber meist unrichtig. Wozu also eigentlich die ganze Entwicklung von der Urzelle zum Menschen? —

Auch diese Anschauung beruht nur auf Halbbildung. Denn ein Instinkt ist zwar unfehlbar, das ist sein Vorteil — aber er ist auch blind und kann nicht lernen — und das ist sein Verhängnis. Wenn ein Tier in eine neue Umgebung kommt mit Instinkten, die für diese Umgebung nicht passen, so tut es zwar seiner Natur nach immer noch das Richtige, aber — es geht dabei zugrunde. So ist ein Tiergeschlecht nach dem andern zugrunde gegangen, weil es sich nicht ändern konnte. Soll nun auch der Mensch, weil er sich nicht ändern wollte, zugrunde gehen? Denn der Mensch kann sich ändern; er braucht nicht wie ein Bakterium immer nur das „seiner Natur Angemessene“ zu tun, sondern vermag auch anders zu handeln und ewig wandlungsfähig sich anzupassen. Der Mensch allein vermag das Unmögliche; er wählt, und in dieser Wahl kann er allerdings irren. Aber dieser Fluch des Irrtums ist die notwendige Konsequenz der Freiheit und gebiert aus sich den Segen, sich ändern, d. h. lernen zu können.

Übrigens muß man feststellen, daß die kriegerischen Instinkte nicht notwendige oder auch nur charakteristische Attribute des Menschengeschlechts sind, vielmehr umgekehrt eine Verfälschung des Menschheitsgedankens be-



Josef Ebers

Pferdebändiger

deuten, insofern, als der Mensch seinem eigentlichen Wesen nach von Ursprung an mit Notwendigkeit ein friedliches und geselliges Tier ist. Dies folgt eigentlich schon aus der Anatomie des Menschen, der, wie allgemein bekannt, eins der wehrlosesten Tiere ist, die wir überhaupt kennen. Er hat weder Hörner noch Zähne, weder Krallen noch Hufe, weder Panzer noch Giftdrüsen, so daß seine ebenso wehrlosen Vorfahren, die Affen, sich überhaupt nur dadurch behaupten konnten, daß sie durch ihren Wohnsitz in den schwanken Baumzweigen wenigstens einigermaßen geschützt waren. Zum aufrecht schreitenden Menschen aber konnte dieses Klettertier nur dadurch werden, daß es vom Baum herabstieg und, auf der Erde schreitend, sich den Fuß erwarb.

Dadurch, daß von nun ab nur der Fuß der Fortbewegung diene, wurde die Hand frei. Diese fünfvingrige primitive Hand besaßen schon die ältesten Wirbeltiere, wie z. B. der Frosch; sie hatte sich aber bei allen Tieren zu einem speziellen Organ meist zu einer Waffe (Kralle oder Huf) umgebildet, oder, wenn man will, vervollkommnet. Nur bei den wehrlosen Affen war sie eben Hand geblieben und hatte sich im Greifen der Zweige geübt. Diese ihrer Entstehung nach friedfertige Hand, welche nicht schlagen und nicht kratzen konnte, sondern eben nur greifen und erfassen, war auf der Erde auch zur Fortbewegung überflüssig, wurde also gleichsam frei und konnte anderes greifen als Bäume — und sie griff zu und ergriff das Werkzeug und wurde dadurch Mittel und Symbol aller künftigen Größe der Menschheit. Was wir auch immer an „Hand“lungen im Laufe der Zeit ausführten — und seien es selbst die kriegerischsten —, wir danken es im letzten Grunde dieser durch den Frieden erworbenen Hand.

Aber wichtiger noch als diese an sich unleugbare Tatsache ist ein anderes. Wäre der Mensch damals, als er das schützende Gezweig der Baumkronen verlassen wollte, ein einsames Tier gewesen, so hätte er diesen Schritt gar nicht tun können, denn er wäre unfehlbar von seinen weitaus stärkeren waffentragenden Feinden vernichtet worden. Die Tatsache, daß er den entscheidenden Schritt doch getan und dann in der Folge sich die Erde erobert hat, beweist, daß er damals schon eine Waffe besessen haben muß, und da er den Stein, der ihm zur Axt wurde, erst auf der Erde fand, kann die „starke Waffe“ nur darin bestanden haben, daß der einzelne Schwache sich durch gegenseitige Hilfe stark machte.

Nur weil er ein soziales Wesen war, konnte der Mensch siegen! —

Man kann gegen diesen sozialen Ursprung der Menschenrasse nichts Ernsthaftes einwenden. Der einzige, mir bekannte Einwand („daß gerade die Anthropoiden, also die sogenannten menschenähnlichen Affen wie Orang, Schimpanse und Gorilla, nur in familiären und nicht in sozialen Gemeinschaften leben“) beruht auf der fälschlicherweise auch Darwin zugeschriebenen, längst wider-

legten Anschauung, daß der Mensch von diesen Affen abstamme. Wir wissen, daß die Anthropoiden nur unsere Vettern sind, und daß wir in sehr viel niederen Affen unsere direkten Ahnen sehen müssen. Alle diese niederen Affen aber leben in Horden. Bekannt sind ja ihre gemeinschaftlichen Plünderungen der Plantagen (wobei sie auch Wachen aufstellen), ihre gemeinsamen Arbeiten, wenn es gilt, schwere Steine wegzuwälzen und die Würmer darunter zu erlangen. Wir stammen also von den sozialen Herdentieren und waren soziale Wesen, längst bevor die Familie entstand, von der Menschen, welche die traditionelle Heiligkeit der Familie blind gemacht hat, einstmals unsere sozialen und staatlichen Gemeinschaften ableiten wollen.

Wäre dem so, so wäre die soziale Sehnsucht der Menschheit in der Tat etwas Sekundäres — aber es ist nicht so, nicht der Mensch hat sich irgendeine Gemeinschaft willkürlich geschaffen (also z. B. erst Familie, dann Stamm, Stand, Gemeinde usw.), sondern die primär vorhandene Gemeinschaft hat erst die Fortbildung zum Menschen ermöglicht.

In der Tat leben auch die niedersten Völker — Buschmänner, Feuerländer, Eskimos, Andamanen und wie sie alle heißen mögen — immer hordenweise, auch wenn sie die Ansätze zur Familienbildung noch nicht kennen. Dementsprechend sind auch alle ihre Gewohnheiten auf Hordeninstinkte zurückzuführen. So erinnert z. B. das von allen Reisenden immer wieder geschilderte Schwatzen und Grimassieren der Wilden aufs lebhafteste an die analogen Verhältnisse bei Hordentieren (wie z. B. bei Affen und Papageien-schwärmen) und kann natürlich bei ursprünglich einsam lebenden Rassen niemals auftreten. Überhaupt sind gerade die Wilden außerordentlich gesellig und gehen in der Einsamkeit fast immer psychisch und physisch zugrunde, wie denn auch heute noch die Einzelhaft selbst für den gedankenreichsten Europäer eine der schwersten Strafen ist. Auch die Eitelkeit der Wilden und ihre Nachahmungskunst weisen mit Nachdrücklichkeit und mit Sicherheit auf eine ursprüngliche Horde hin; denn — wem gegenüber sollte ein Einsiedler wohl eitel sein, wen sollte er nachahmen und mit wem schwatzen? Wie weit im übrigen diese Hordennatur und die aus ihr entspringenden Gewohnheiten in der Menschenreihe zurückzuverfolgen sind, zeigt z. B. das noch auf frühester Stufe stehende Skelett von le Moustier, das — nach Klaatsch — trotzdem schon Zeichen sorgfältiger Bestattung aufweist.

All diese primitiven Eigenschaften finden wir nun — wie ja auch kaum anders zu erwarten — beim Kinde wieder. Wissen wir doch, daß jedes Einzelindividuum die Entwicklungsstufen durchschreiten muß, die seine Voreltern gegangen sind. Die ersten Regungen der kindlichen Psyche machen sich in der Tat bemerkbar in Eitelkeit, Nachahmungstrieb und Schwatzen resp. Lallen des Kindes.

Vielleicht der entscheidenste Beweis für die primäre Herdennatur des Menschen ist jedoch die Sprache. Niemand zweifelt daran, und niemand kann auch daran zweifeln, daß ein Mensch ohne Sprache kein Mensch ist, daß also die Erwerbung des Sprachvermögens mit der Menschwerdung mindestens zusammenfällt, wahrscheinlich ihr aber vorausgeht. Nun ist es ja eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß eine Sprache niemals bei einzeln lebenden Individuen, sondern immer nur aus der Gemeinsamkeit entstehen kann. Und tatsächlich finden wir denn auch die Sprache (resp. Leichtigkeit der Tondressur) nur bei gesellig lebenden Tieren, wie bei Papageien und Störchen, Enten und Hühnern, Hunden und Pferden, Robben und Kühen. Dagegen sind alle einsam lebenden Tiere, auch wenn sie wie Raubvögel, Katzen und Walfische relativ hoch entwickelte Gehirne haben, stumm und sprachlos, oder haben doch zum mindesten nur Liebeslaute (Miauen der Katzen) resp. Schrecklaute für die Feinde (Brüllen des Löwen), d. h., auch sie geben nur Töne von sich, wenn sie, wie in der Liebe, mit ihresgleichen oder, wie im Kampfe, mit andersartigen Wesen in Beziehung treten. Die Sprache setzt eben Beziehungen voraus, und die Tatsache, daß der Mensch spricht, beweist, daß diese Beziehungen schon von Anfang an bestanden haben.

Der Mensch ist eben, wie schon Aristoteles wußte, ein geselliges Tier von Natur aus. Die allgemeine Verbrüderung unter den Menschen ist älter und ursprünglicher als aller Kampf, und der Kampf ist erst später in die Menschheit hineingetragen worden.

#### JÜNGSTER TAG

Einst wird die Sonne uns verschütten  
unter die Wunder ihrer Herrlichkeit.  
Einst werden armselige Herzenshütten  
Paläste bruderfroher Einigkeit.

Einst wird das Leid vor seiner Glut verzagen,  
der Gram sich grämend durch den Tod befrein,  
der Haß sich furchtbar hassend selber schlagen,  
der Tod sein eigener Henker sein.

Die bittere Entsagung wird sich selbst entsagen,  
der Fluch an seinem eignen Fluch zerscheln,  
die Not wird schlotternd ihre eignen Ketten tragen,  
der Krieg sich seinen Jammer in die Ohren gelln.

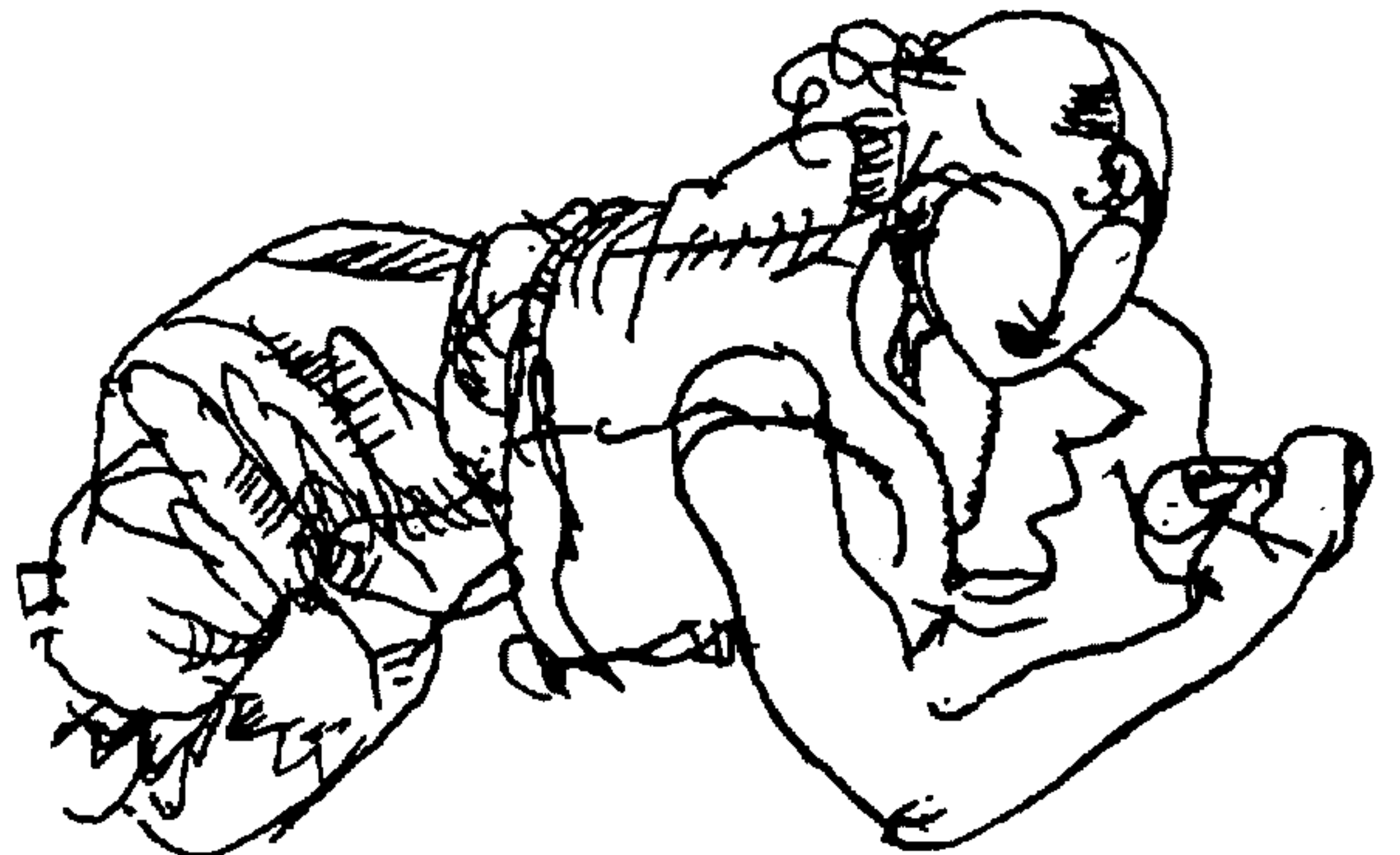
Die Trennung wird sich selber trennen und zer-  
spalten,  
der Hunger an sich selbst verhungern und ver-  
wehn,  
Lieblosigkeit wird an sich selbst erstarren und  
erkalten,  
und das Verbrechen wird sich ruchlos an sich  
selbst vergehn.

*Hans Gathmann*

#### ERDE

Jahrtausende wachs ich, schäum über,  
verwelke und reife vom Neuen,  
ersterbe, erwache dann wieder,  
im Tode, im Leben stets gleich:  
wenn Tage im Golde hell lachen,  
wenn Nächte das Blut düster sieben,  
entsprießt mir aus heiligen Hüften  
mit hunderten Sinnen und Händen,  
entsprießt mir das fruchtbare Chaos.  
Ich zeuge. Zu selbiger Stunde  
grabe ich tausende Gräber,  
bin trunken vom ersten „will trinken!“  
bin trunken vom letzten „ach, wehe!“  
Wollüstig duft ich und singe,  
dufte und singe — für wen doch?  
Es legt das winzige Menschlein  
auf meine Brüste die Hände,  
des Herzens vulkanisches Schlagen  
behorcht er mit langsamen Ohre,  
mit nebligem Blicke erspäht er  
den wilden Abgrund der Augen.  
Mich, die für Götter erschaffen,  
drückt er zu seinem Schoße.  
Trotzig empfang ich die Küsse  
des Menschen — es gibt keine andren,  
in meinen glühenden Körper  
tritt seine eisige Mannheit.  
Nun aber, wehe ihm, wehe!  
Das, was Liebe sein wollte,  
wandelt sich wild in ein Ringen,  
von meinem glühenden Küssen  
verdorren dünn seine Nerven,  
in anderes Leben zu bannen  
bedroh ich sein jetziges Leben.  
Gatte mit bleichen Wangen,  
wehe Dir, wehe mir, wehe!

*Otokar Theer* (Uebersetzt von J. V. Löwenbach)



*Egon Schiele*

*Aktstudie*

## UNHEIMLICHER ABENDGANG

Das waren weiße Leichensteine,  
Die gingen mit. Ein wandernder Friedhof,  
Avantgarde der Unterwelt.

O meine marodierende Seele, warum so klein?  
Schreckt dich der kahlen Bäume Hungergebärde?  
Der ernste, mißtrauische Schiefblick des Mondes?

Alle Leute, die sterben, machen doch nur eine  
Reise.

He! Ihr da oben auf hohen dunklen Straßen,  
Was seht ihr bei euren Sternenmeilenschritten?  
Stimmen aus der Luft: Kisch, kusch, kisch, kusch!

*Wilhelm Klemm*

## ALLE TOTEN KAMEN

Alle Toten kamen, die ich zu Gaste lud —  
Nacht für Nacht saßen wir beieinander.  
Worte und Lachen hatten wir vergessen.  
Wir erkannten uns aber immer wieder.

Denn unsichtbare Musik einte uns,  
zwang uns zu wundervollen Bewegungen.  
Wir wurden nicht müde des Spiels —  
wir erschauerten nur vor der Fülle der Traurigkeit.

Hellfestlich sprühten unsichtbare Wände.  
Wir marschierten eine Polonaise zu einem Choral.  
Alle Lebenden: Mütter und Bräute sahen uns zu:  
aus Dunklem auf unsere unendliche Bühne.

Wir spürten nur die Ausdruckslosigkeit der Masse.  
Schleier von Zigarettenrauch ließen sie ver-  
schwinden.

Unbefangen nun entzückten wir uns an unserer  
Überwindung:  
bis die jähe Stille uns schlug zur Erstarrung.

*Hermann Kasack*

## DIE STADT

Horche nach deinen Rändern hin. An deinen  
Enden

Siehst du weiße Flammen wandern. Land und See  
ist hinter ihnen,

Und es bäumt wie Nebel auf und in Brünsten dir  
zu dienen.

Aber Schweigen langt von deinen Wänden.

Ich habe das Rätsel der Sphinx gelöst. Die Augen  
meiner Seele

Tanzen auf dem Steinernen deines Leibes. Wille  
Du und ich. — Einmal werden wir, du und ich,  
die Stille

Teilen und dem andern springt sie in die Kehle. —

Das zahllose Früher meiner Tage, die ich in dir  
ging. — —:

Blindheit, Gedrücktsein aller deiner Kinder, die  
an Scheiterhaufen

Ihrer Wollust in den Rücken froren —

Und dann mußttest du mich taufen

Daß ich mich aus ihren kalten Wunden fing.

Narben lächelt meine Nacktheit! In meinen Armen  
weht

Ein Sturm. Wolkenwände bersten schritt in ihren  
Ketten, Gänge

Meiner Gelenke reißen deine Straßen auf.

Meiner vielen Munde Gesänge

Decken deine Dächer ab — — —

bis die Fahne meines Blutes über deinem Morgen  
steht.

*Ludwig Bäumer*

## DER STÄDTER

Was denn bin ich, daß meine Seele nicht mehr  
Wie ein Gebirge über die Wälder aufsteigt,  
daß ich ausströme und mein Gefäß zersprengt ist  
und aller Dinge Schmerz in mir erbraust.

Nicht mehr sind mir sanfte Geschlechter der  
Blumen,

aufgerafftes Lachen an bunten Pfaden,  
kindliches Leid überdacht von Muttertröstung,  
ach, und verwaist ragt mir die entkränzte Stirne.

Nachtkaffees begrenzen meine Tage,  
Marmorblitz der Säle und Billardstoß,  
Münzenklang durchheilte Kellnerhände,  
schwarzbewegter Katarakt der Schöbe.

Was denn bin ich, daß ich nicht durchbreche  
Kampfesordnung feindlicher Geräte.

Weltall donnert hinter Spiegelscheiben.

Meine Seele reitet durch die Nacht.

*Johannes Urzidil*

## TOTE STADT

Über verwaiste, graue Straßen kriecht das Grauen  
langsam und schleimig und voll fetter Eier.

Bald drängt es den dicken Schädel durch eine  
zertretene Tür,

glotzt die toten Wände an, nagt an den verkohlten  
Schwellen,

tastet mit nassen Fingern über den Leib der Leichen  
und leckt das zerrinnende Blut.

Bald streckt es die schwarzen Arme durch zer-  
schlagene Fenster

und klopft die letzten Scherben aus den Rahmen  
daß sie gellend am Stein zerspringen.

Bald reibt es sich gähnend an den Häuserecken  
und stürzt die letzten Pfeiler krachend um  
und grinst vor Wollust.

Und manchmal lacht es. Und dann bebzt die Stadt.

*Edlef Köppen*

## AUS DEM DRAMA: ABRAM

Von Carl Figdor

Abram: Wenn des Todesengels Flügelschlag verstummt vor der Mutter Klagegesang und Röchelnde in Totenbetten ersticken, zuckt mein Herz zwischen ihren Traumfingern. —

Kinn bohrt in Brust, sie aber duckt sich und ihr Blick reißt Augenlider auf. Ich schaue in ihre verwüstete Fratze.

Vor tausend Jahren machte sie meine Knie zittern und in tausend Jahren werden mich ihre Buhlkünste erwürgen. Ihre Starrheit ist meine Wildheit. Ihr Gifthauch ist meine Beredsamkeit. Ihr Lächeln meine Taten in Ewigkeit. —

Fäuste zerschlagen das Gewölbe. Sie lächelt. Sterne fallen in Abgründe. Sie lächelt. Länder speien Schlamm. Sie lächelt.

An ihrem Stachelleib taut meine Einsamkeit. — Bis Gottes Eifersucht sie aus meinen Armen reißt. Er aber kommt nicht. Ich höre den Rhythmus seiner Schritte aus der Endlosigkeit. In jedem Blutstropfen spüre ich seinen Willen. Aber meine Augen bleiben leer.

Er hat die Welt dem Tod zu eigen gegeben. —

Meine Arme sind geöffnet, den Feind zu empfangen.

Ich leide, weil mein Rücken nicht vor dem Feind geschützt ist.

Ich zittre vor meiner Majestät.

Ich bin der Gott dieser Gegend.

Ich will mir selbst ein Opfer darbringen. Ich gieße ein Trankopfer, den Boden zu nähren, der mich trägt. Ich spende Weihrauch der Luft, die sich meinem Atem mischt. Ich rufe Feuer aus dem Felsen, mein Ganzopfer zu verzehren.

(Feuer aus dem Felsenaltar)

Ich segne die Flamme, damit ich meine Hände segne. Meine Blicke tanzen mit ihren Blicken. Nach ihrer Musik wogen die Freuden meines Bluts. Der Hader in seinem Flusse löst sich. Der Wille träumt.

Ich gebe mir ein königliches Fest.

Ich bin der König dieser Gegend.

## EIN TOD ZUR RECHTEN ZEIT

Von František Langer

Am Rande der Vorstadt Zizkov stand ein Haus, das man „Zum Bienenstock“ benannte. Das Haus war für arme Familien erbaut worden, und es wohnten allerlei Leute darin: Trinker und Raufbolde, Näherinnen, Straßenmädchen, Hausierer und Weiber, die in Schenken herumziehen, erwerbslose Handwerker. Das Haus besaß weder Moral noch Sünde. Wohl aber besaß es ein rasches Lebenstempo.

In dem Hause reiften die Mädchen über Nacht zu Frauen heran, und die Burschen wurden nicht minder schnell mannhaft. Da gab es Ehen, die durch die Hast in Monaten hinwelkten, wie sonst in Jahren, und Leidenschaften, die am Abend aufgelobt waren, erloschen bis zum Morgengrauen. Und was am Morgen kühl und ohne Wert gewesen, war bis zum Abend Gegenstand glühender Liebe geworden.

Es entstanden Zwistigkeiten, die durch Schläge gesteigert wurden, Gleichgültigkeit ward durch blutige Hiebe gerächt, blutige Wunden durch Küsse verziehen, Küsse mit stürmischen Umarmungen vergolten. Es ereigneten sich Auftritte wilder Eifersucht, während welcher die Schritte des Mannes das Entsetzen der geduckten Frau erweckten, wütende Blicke sie zur Abbitte auf die Knie zwangen, ins Gesicht gezischter Speichel zu kläglichem Schwüren, und wo die harten Hände eines Mannes schon des Weibes Kehle auf dem zerwühlten Bette umklammernd, in ihrem Gesicht ein Lächeln voll Bosheit hervorriefen, das von der Kenntnis ihrer Übermacht und dem Bewußtsein des Geliebtseins Kunde gab. Diese Menschen haßten einander einen Tag und wurden geliebt, sie liebten und wurden gehaßt; am nächsten Tage haßten sie und wurden gehaßt, haßten und wurden geliebt. Solcherart waren die Ereignisse in diesem Hause.

Im dritten Stocke wohnte ein Herr Heys, der nachts in den Schenken auf der Gitarre spielte und auch zu Hause auf ihr zu spielen pflegte, so daß das ganze Haus vom leisen Saitenklimmern widerhallte, wenn Gezänk und Aufschrei es nicht



Georg Tappert

Dunkler Winkel

übertönt. Unten in einer teureren Wohnung lebte eine Familie mit Mathias, einem Fabrikarbeiter, der ein hübscher Junge, aber ungelentkig und schweigsam war, und dann die Mutter mit Christinchen, einem überaus schönen und lieben Mädchen. Als das Mädchen reif und erwachsen war, verschwand sie eines Tages aus dem Hause, obwohl sie gut wußte, daß Mathias an sie dachte. Im Hause war man an solche Vorfälle gewöhnt, aber Mathias begann, sich darüber zu kränken. Einige Zeit war verflossen, da hielt ein Wagen vor dem Haus. Dem entstieg Christinchen in Pelzwerk und Seide und begab sich unter Schleppe rauschen über die Stiegen zur Mutter hinauf. Diese hieß sie willkommen, staubte einen Stuhl ab und lud sie zum Sitzen ein. Dann rief sie die Nachbarin herbei, mit welcher auch Mathias kam, ferner kamen die Hausbesorgerin und Herr Heys aus dem dritten Stockwerk mit seiner Gitarre. Sie bewunderten die Kleidung der jungen Dame, die Frauen streichelten die Boa und den Muff, die Männer betrachteten das Gold und Edelgestein der Ringe, Armبänder, Ohrgehänge. Man ließ Bier holen; inzwischen spielte Herr Heys auf der Gitarre. Nun erzählte Christinchen, wie sie gleich am ersten Tage, da sie das Haus verlassen, ein alter Herr gefunden und zu sich genommen hatte. Wie er sie in seiner Villa einquartierte und ihr alles Erdenkliche schenkte; auch ein Dienstmädchen, einen Hausmeister, einen Kutscher samt einem Koch sogar. Wie der Koch ihr die Speisen zubereitete, ach, was für Speisen! Und nun begann sie ein Loblied auf die Schönheit der Speisen anzustimmen, auf den Segen der Satttheit, auf die angenehme Müdigkeit beim Verdauen. Die Pfannkuchen seien wie ein Hauch, das Fleisch dufte, die Schnecken und Muscheln seien goldig gerostet, rosige Fische badeten in den Saucen, die Buttersemmeln seien wie Golddukaten, und die Torten erst. Der alte Herr bringe Bananen und Ananas mit, und wenn sie seine Taschen durchstöbere, fände sie gewiß eine Bonbonniere darin. Sie sprach mit anschaulichen und greifbaren Worten von der Wärme, die von den Tellern emporsteige, vom Dufte des geschnittenen Obstes, von der Einfachheit, die aus den fahlen geflochtenen Körbchen mit Gebäck blicke. Von der Güte des Rostes und des Herdes, von der lichten Zuflucht der Küche, von den Märchenschätzen der unversiegbaren Speisekammer. Sie erzählte von den Schaufenstern der Delikatessenhändler, die herausfordern und unwiderstehlich sind, von den Obsthandlungen, wo allerlei Früchte einen anlächeln und zum Einkauf locken, bis man die Zähne hineinvergräbt, von den Konditoreien, die alle Süßigkeiten der Welt bergen. Und dies alles klang wie der Bericht eines Traumes am Nachmittage, eines Traumes von Satttheit, Appetit und Lieblichkeit. „So wird gelebt“ sagte sie.

Als sie fortging, gab sie dem Mathias ein Zwanzigkronenstück, damit er sich etwas zum Andenken kaufe und sie nicht in böser Erinnerung behalte. Sie werde bald wiederkommen.

Mathias sprach zu sich: Ich kaufe mir einen Revolver. Ich liebe sie und werde sie töten. Sie ist zu glücklich. Ich ertrage es nicht.

Nach einiger Zeit fuhr sie wieder in einem schönen Wagen vor und besuchte die Mutter, in einem lichten veilchenfarbenen Kleide mit gleichfarbigem Hute mit weißen Federn. Sie kam und setzte sich zwischen sie alle; der Herr Heys war da mit seiner Gitarre, ebenso Mathias, in dessen Tasche ein Revolver stak. Sie trank mit ihnen Flaschenbier, ohne die kleinen Handschuhe abzulegen, und saß zu Häupten des Tisches, fast unsichtbar hinter dem tiefen Hutrande, und erzählte. Sie berichtete, daß der alte Herr plötzlich unversehens gestorben war; die Erben hatten sie ausgemietet. Aber einer davon, ein Bankdirektor, ein Kahlkopf mit einem Backenbart, hatte sie zu sich genommen. Und nun war alles anders geworden. Vorbei all die wohlhabende Satttheit der kleinen Villa, die einer Speisekammer glich, in welcher ein Kind nascht. Es begann eine Periode der Prahlerei und des Prunks. Nun ist sie nicht mehr das zierliche Mastschweinchen, welches dem Besitzer Freude bereitet, wenn es gut ißt. Nun ist sie ein Kleinod geworden, das gesehen, bewundert und beneidet werden soll. Der Herr fährt mit ihr in die Theater, und sie setzen sich so in die Loge, daß man sie von allen Seiten gut sehen kann. Er sitzt mit ihr an den Mittelischen der großen Restaurationen und schneidet ihr die Speisen vor. Nachmittags fährt er mit ihr im offenen Wagen durch den Baumgarten und grüßt selig alle seine Bekannten. Abends sind seine Freunde eingeladen, da sind reiche Leute, Künstler, Offiziere, alle machen ihr den Hof und reden schöne Sätze zu ihr und beneiden ihn. Oh, in ihrer Mitte fühlt sie die Atmosphäre der eigenen Schönheit, in der sie jene wärmen und ersticken läßt. Sie kennt ihr Lächeln, das Freude auf die Gesichter zaubert; ihre Blicke aus dem Augenwinkel heraus mit dunkler Pupille und dem vollen Glanz des Weißen, die unwiderstehlich sind; die Gebärden der Glieder, die alle Blicke bannen; die Biegungen des Körpers, die sämtliche Nüstern aufwirbeln und alle Lippen im Zimmer auseinander treiben. Sie sprach und war ergriffen von ihrer Schönheit; sie schloß berauscht die grauen Augen und schlug sie müde auf; die Hände verschränkte sie im Stolze hinter dem Kopf; verlockend und reizvoll wiegte sie sich leise in den Hüften. An diesem Tage war es Mathias unmöglich, sie zu erschießen.

Als sie wiederum kam, trug sie das graue Kleid einer eleganten Dame, höchst würdevoll in Haltung und Bekleidung. Sie setzte sich zu den ihrigen und erzählte: Jetzt lebe sie nicht mehr bei dem Bankier, sie sei ihm mit einem Kapellmeister durchgegangen. Oh, was für ein Leben sie jetzt führe! Nie hätte sie geglaubt, daß man so zu leben vermag! Wie war denn früher ihr Dasein gewesen, zuerst von Fett und Süßigkeiten überströmend, und dann von Worten und großem Lärm! Nun hatte sie nicht einmal ihre eigene Villa, bloß ein Dienstmädchen hatte sie, und nicht

einmal einen Wagen. Aber sie lebte eingehüllt in die Küsse ihres Mannes, die ihre Hände vom Morgen bis zum Abend bedeckten, und ihre Lippen wurden niemals trocken. Sie lustwandelte im warmen Naß der Liebe, watete im ewigen Lächeln und badete in Liebkosungen. Nachts umschmeichelten sie die Bettkissen, wie wenn des Geliebten Hände sie von allen Seiten umarmten, der duftige Batist ihrer Wäsche küßte sie wie seine allgegenwärtigen Lippen, die just das Grübchen ihres rechten Ellbogens küßten, und wenn sie sich kämmte, während ihr Liebling ihr die über ihre Schläfen verirrten Löckchen ordnete, so schlängelten sich die Haare durch die Zähne des Kammes, wie wenn sie der Geliebte um tausenderlei Finger wickelte. Herrlich war dies alles, herrlich! Herr Heys begleitete ihre Worte auf der Gitarre mit einer langsamen Serenade. Sie berichtete, wie der Geliebte mit ihr plauderte, welche Worte er suchte, welche Küsse; wie er vor dem Schlafengehen sich ans Klavier setzte und, ihr Haupt auf seiner Schulter, ihr Wiegenlieder vorspielte, bei denen ihre Augen müde werden, bis sie von Küssen eingehüllt in die weißen Kissen getragen würde. Damals legten alle, welche Christinchens Bericht vernahmen, die Hände im Schoße zusammen und schlossen die Augen, dann ließ Herr Heys seine Gitarre aus der Hand herabfallen, und dem Mathias sank die Hand, welche in seiner Tasche mit dem Revolver spielte.

Sie kam wieder in Schuhen mit hohen Absätzen, die ihren kleinen Fuß ganz winzig machten, und sie setzte sich, ein ausgesticktes Täschchen in der Hand haltend, zu ihren Freunden und erzählte. Nun besaß sie einen Liebhaber, einen verheirateten Menschen, der ihr ein freundliches möbliertes Zimmer gemietet hatte. Aber sie war selten zu Hause, sie riß ihm aus, um die Nächte durchtanzen zu können. Sie tanzte in Ballokalen unter weißen glänzenden Lüstern, wo rote und grüne Glühlampen aus den Palmen in den Saalecken und aus den Fensterportieren erstrahlten. Sie tanzte zwischen empfindsamen Pierrots und Dominos, die mit Wassernymphen schnäbelten, sie tanzte an einem Soldaten vorbei, welcher Kolombine prügelt, die ihm mit einem Herrn Abbé die Treue bricht, obschon sie bereits mit dem Soldaten ihrem Harlekin untreu geworden ist, sie tauscht einen mit Mehl geweißten Hanswurst gegen einen roten Falstaff ein und läßt ihn von einem braunen Orientalen mit falschem roten Bart ablösen. Sie tanzt; so: den Kopf nach rückwärts geworfen, den Körper gebogen. Die Welt dreht sich um sie, die ganze Erde dreht sich unter ihren Schuhen. Sie überträgt den Rhythmus der Trommeln in die Bewegung ihrer Füße, die Bangigkeit der Geigen in das Wogen ihrer Brüste, die Triller der Klarinetten in die Blitze ihrer Augen und in den Schimmer ihrer Zähne bei ihrem häufigen Lachen. Sie tanzt bis zum Morgen, bis sie vor Müdigkeit ohne Atem ist, sie ist toll durch den Tanz, und alle, die ihr

zusehen, werden toll. Bei der bloßen Erinnerung daran schloß sie die Augen, die durch eine schmale Untermalung größer geworden waren, und knackte mit den Fingern. Herr Heys spielte auf der Gitarre ein Tarantella. Christinchen schlug abwechselnd mit Spitze und Absatz auf den Boden, und Mathias fühlte nicht genügend Entschlußkraft und duckte sich im Winkel.

Als sie das nächste Mal in das Haus zurückkehrte, hatte sie müde Augen und ein müdes Gesicht unter einer Hülle von Schminke und Puder. Und nun begann sie wunderbare Dinge zu erzählen. Sie war die Geliebte eines Spielers geworden. Sie fuhr mit ihm in der Welt herum in ewig zitternden Schnellzügen, ermattet auf den Lederpolstern schlummernd, abwechselnd nach Nord und Süd, auf Turfplätzen und Parforcejagden, in Bäder und Gebirgshotels. Sie saß neben Männern an der Roulette und half, Haufen von Louisdors mit kleinen Griffen zusammenscharren. Ein andermal trank sie mit regsamen Maklern Whisky, um die Börsenkurse des folgenden Tages zu erfahren, manchmal setzte sie sich den Spielern, die Poker oder Pharao spielten, auf den Schoß und zeigte hinter ihrem Kopf ihrem Geliebten die Nummern an den Fingern. Dabei umtönte sie rings das Gold mit dem Lachen unschuldiger Mädchenkehlen, erglänzten auf grünen Tischen die Münzen, schön an Gestalt und von lieblichem Klange, festlich wie die höchsten Symbole des Genusses und der Lust, und die Banknoten raschelten wie unzüchtige Unterkleider, zwar unterwürdig, wenn Finger sie festhielten, und doch Sinnbild des Unabwendbaren, zwar leicht zum Verwehen, aber zugleich schwer wie das Schicksal. Und sie reckte raubgierig die Finger, wie wenn Haufen des gelben Metalls vor ihr lägen. Die Zuhörer starrten auf den Tisch, um sie darin wühlen zu sehen, sogar Mathias, der an jenem Tag wie taub und blind war. Herr Heys ahmte auf der unvermeidlichen Gitarre auf zwei Saiten das Klirren der Goldstücke nach.

Nach einer Zeit bewegte sich Christine über die Treppe des Hauses empor und brachte der Mutter zwei Flaschen Wein in grünem Papier mit. Sie trug ein buntes glänzendes Kleid und summete, während sie sich im Sessel schaukelte, mit Unterbrechungen ein leichtfertiges Liedchen. Nun besaß sie keinen Geliebten, sagte sie. Aber wo ist jemand, der sie nicht lieben möchte? Alle lieben sie, an denen sie vorbei zwischen den Tischen schreitet — denn sie ist in einer Weinstube, wo Glaskelche beim Zutrinken wie Glöckchen läuten; wo die Gespräche zum Gläsergeklirr rauschen und die Musik sich über die schwirrenden Gespräche erhebt; wo die Menschen die ganze Nacht lang halb betrunken singen, sich aus Freude, Gleichgültigkeit oder Trauer berauschen; wo man sich zu erinnern beginnt, wenn es fröhlich zugeht, und einfach alles vergißt, wenn's traurig wird. Oh, der Wein, der siebenfach gesegnete! Der Wein! Kühl gleitet

er in die Kehle und durchströmt heiß die Adern. Seine Farbe ist schillernd, sein Duft ist lieblich, sein Geschmack ist voll Sättigung. Er hat seinen Gott, dem er die Menschen näherbringt. Und der Champagner, dieser Zusammenfluß von Lust, Saft und Feuer! Oh, wenn ein Gläschen vor ihr steht, wie spannt sich der Wein in den Gläsern, ungeduldig schäumend, daß sie ihn rasch schon austrinkt, zwischen den Lippen verschwinden läßt und dann statt seiner einen heißen Duft ausatmet. Er erlöst von allen Gedanken und zaubert Leidenschaften hervor. Und wenn sie ihre Hände darin wäscht, so duften die Hände Tag und Nacht. Sie roch an ihren Handflächen, und alle Anwesenden beschnupperten sie auch, weil sie nach Wein dufteten; und sie verwirrten so, daß Mathias die Waffe nicht zu erheben wagte, weil er wie berauscht war. Und Herr Heys begleitete Christine auf der Gitarre, während sie ihr Liedchen weitersummte, so fröhlich und ungebunden, wie wenn er Wein getrunken hätte.

Nun kam Christine lange, lange nicht, gleich als ob sie das Haus vergessen hätte. Und als sie bereits wirklich niemand mehr erwartete, kam sie plötzlich. Aber sie war sehr ärmlich gekleidet, nur so mit einem Kopftuch, wie ein Dienstmädchen. Sie setzte sich still ans Fenster, während die Freunde sich versammelten. Aber sie erzählte nichts, sondern saß schweigsam mit im Schoß verschränkten Händen da. Doch sie hatte abgetretene Stiefel, und sie berichtete von nächtlichen Gängen am Rande der Gehsteige. Den Kleidern entströmte ein Krankenhausgeruch, welcher verriet, daß sie lange krank gewesen war. Und schließlich ihre Wangen und Hände, ach, die erbärmlichen, wie waren sie blaß und abgemagert, die Brüste schier verschwunden, der Hals abgezehrt. Alles an ihr sprach: Vorüber sind die schönen Jahre, die schwelgerischen Folgen, Freuden an Genuß, Schönheit, Liebe, Bewegung, Mut und Rausch.

Und die Mutter staubte den Sessel nicht ab, sondern sah nur aus dem Winkel düster herüber. Als Mathias dies alles bemerkt hatte und Christine keinen Laut vernehmen ließ, trat er mit dem Revolver in der Hand zu ihr und durchschob ihr den Kopf. Er sagte nichts weiter als dies: „Sie ist zu glücklich gewesen, ich konnte es nicht ertragen. Ich liebte sie und habe sie getötet.“

(Aus dem Tschechischen übertragen von Otto Pick)

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

HERMANN BAHR. „Expressionismus.“ (Delphin-Verlag, München.)

Hermann Bahr hat also wieder einmal der Jugend das Leben gerettet. Denn seiner letzten Sammlung bunter Aufsätze, die für den Buchhandel fällig war, gab er bekennend die Überschrift: „Expressionismus“ — und half ihr dadurch nach. Der Delphin-Verlag in München, durch manches schöne Werk im guten Sinne bekannt, gab im Vertrauen auf den Namen des Autors eine recht seriöse Ausstattung. Für die Bilder, die August L. Mayer bestimmte, auf jeden Fall Dank! So gute, gewählte Beispiele bot bisher kein Buch über Expressionismus. — Ehmckes Umschlagzeichnung paßt sich dem Titel an mit einem Feuerreiter auf Einhorn — Huldigung für die Sache! — und dem Inhalt durch drei gebratene Tauben in einem

circulus vitiosus — Huldigung für den Verfasser. Mehr Geist kann man von einem Buchkünstler nicht verlangen. — Auf krause Dinge bereitet schon das Geleitwort des Verlages leise vor und (fast scheint es mit einiger Wehmut) auch auf „anspruchlose Popularität“. Hermann Bahr, der neueste Mystiker der Deutschen, wird noch bei den Scherlschen Jugendschriftstellern enden.

Das Buch beginnt mit Herrn Goeritz, der im schönen Danziger Stadtrat ist, und es endet natürlich mit Goethe. Dieser letzte Abschnitt steht in der expressionistischen Sammlung offenbar nur, weil er endlich mal gedruckt werden mußte und weil für eine Aufsatzsammlung „Goethe“ vermutlich doch nicht genug Material zusammenkommen wird. Der erste Abschnitt, der also Herrn Stadtrat Goeritz berühmt macht, hat seine Bedeutung durch die Schilderung, welche Bahr von der seltsamen inneren Entstehung seiner letzten Aufsatzsammlung gibt: Bahr fühlt sich nur als der Vollstrecker einer höheren Gewalt, deren Gedanken er lediglich fixierte. Bescheiden und gerührt leitet er den Ruhm der Vaterschaft ab auf das Danziger Publikum, vor dem er seit Jahren so gern spricht. Das Publikum hat diese letzte Aufsatzsammlung verfaßt — nicht er. Vox populi.

Und es ist wahr! So manches spricht dafür, daß hier der eigensinnige, selbständige, kühne und originelle Geist Hermann Bahr abwartend zurückgetreten ist. Stil der Sprache, Charakter der Gedanken, strebend zu einer gewissen Allgemeinheit und Typik, machen alle Bedenken schweigen, die sonst wohl vor der Annahme, Hermann Bahr sei das mystische Werkzeug höherer Kraft geworden, mit Recht beständen. Die Ähnlichkeit, welche die Gedankengänge dieses Aufsatzbandes mit vielbegangenen, öffentlichen Plätzen haben, wirkt durchaus überzeugend. Ja! Hermann Bahr, der ja auch einen ausgesprochenen Apostelkopf hat, ist zum Werkzeug des Publikums begnadet worden.

Freilich — das Buch sollte doch das Publikum zum Expressionismus hinführen. Die Geste des Buches ist nach den Ankündigungen die: Hermann Bahr, von der Jugend vorgeschickt, wendet sich an das Publikum und bekehrt es zur modernen Kunst. Und nun dreht Hermann Bahr selbst sich um und wird zum Sprachrohr des Publikums? Hier ist der circulus vitiosus, den Meister Ehmcke auf den Deckel zeichnete.

Hermann Bahr steht vor dem Publikum, von dessen Ahnungen und Begriffen geheimnisvoll gepackt; er spricht also — gelegentlich auch mal zum Thema Expressionismus — auf die Künstler ein. Es verhält sich also offenbar gar nicht so, daß Bahr das Publikum zum Expressionismus leiten will, nein, er möchte, daß die Expressionisten den Vorstellungen seines Publikums gerecht werden. Nach Bahr kommt ja alles auf das „Sehen“ an: „Werdet so, wie das Publikum Euch sehen möchte!“

Hermann Bahr hat wieder einmal die Jugend herausgehauen! Es ist tatsächlich so, daß Bahr dem Publikum kein Sterbenswörtchen von der Sache verrät. Er stößt einmal, halb zufällig (als geborener Impressionist!) auf die Behauptung, daß „ein liebes stilles Menschenkind im Norden“ (noch nördlicher als Danzig?) heute expressionistisch malen muß. Er ertappt sich bei der peinlichen Frage „Warum?“, und er beantwortet sie probat: „Das überlegt einmal, Freunde! Dann werdet Ihr den Expressionismus erkennen!“ Er selbst ist dazu offenbar außerstande. Er beginnt lieber ein neues Kapitel mit der tapferen Überschrift: „Replik“.

Worringer, bei achtenswerten Untersuchungen, verrannte sich unnützerweise in eine unmögliche Theorie „abstrahierende“ Kunst: sie sei entstanden aus der Furcht des Urmenschen vor der vielfältigen Wucht der Natur. Das war in einem verzweifelt schwierigen Gebiet des Denkens eine Hypothese, die ihr Urheber vielleicht selbst nur zögernd und mit allem Vorbehalte niederschrieb. Sie ist dann mehr als billig wiederholt worden — bei Bahr aber erscheint sie als absolute, bewiesene, zweifellose Wahrheit. Natürlich war sie von vornherein ein Irrtum. Sie war nur möglich als rein begriffliche Operation. Nach abgeschlossenem Denkprozeß mußten die Kunstwerke des Exoten mit vieler Mühe und vielem „Geist“ entsprechend gedeutet werden. Geht man empfindungsmäßig von den Kunstwerken aus — und das ist der einzig gangbare Weg! — so kommt man zum gerade entgegengesetzten Ergebnis. Aber Worringers Theorie ist inzwischen modern geworden — und so flog sie Hermann Bahr als rechte gebratene Taube zu. Meister Ehmcke hat sie auf dem Deckel gemalt!

Sir Francis Galton (nach dem kleinen Brockhaus am 17. 1. 1911 gestorben) hat u. a. Material gesammelt, das „innere Sehen“ betreffend. Ja, gewiß, es sind bei geschlossenen Augen durch



innere Nerv-Reizungen die wunderschönsten Dinge zu sehen. Aber die Expressionisten und Kubisten können Hermann Bahr wirklich nicht den Gefallen tun, ihr Schaffen nach solchen Erscheinungen einzurichten. Wirklich nicht! Wenn Hermann Bahr nach dem atembeklemmend angekündigten Buche über Bernini einst die Aufsatzsammlung „Mediumistische Kunst“ herausbringen wird — und gewiß wird er auch dieses Thema belegen — würde er sich der Galtonschen Untersuchungen vielleicht mit mehr Nutzen bedienen dürfen. Es ist sicher wahr, manche Menschen „sehen mit dem Auge des Geistes alle vier Wände eines Zimmers, alle Seiten eines Würfels, eine ganze Kugel auf einen Blick“. Aber das hat mit Kubismus auch nicht das Geringste zu tun. „Wer sich die Mühe nimmt und selbst einmal mit den Augen des Geistes experimentiert (Publikumsdeutsch, vox populi!), lernt dadurch die bildende Kunst neu verstehen.“ — Auch diese fette Ente ist eine gebratene Taube. Hans Cornelius gab ihr den rechten, erfolgreichen Flug: „alle Kunst ist Gestaltung für das Auge“. Es ist freilich eine Binsenwahrheit, daß wir bildende Kunst mit dem Auge aufnehmen, durch das Auge. Aber Kunst ist nicht Sache des Aufnehmens, sondern des Schaffens. Und was selbst das „Auge des Geistes“ auf Reizungen von innen her, wie Blutandrang zum Gehirn, „schafft“, hat mit dem künstlerischen Schaffen nichts, aber auch gar nichts zu tun.

Und dann Goethe! Aber das muß man schon im Aufsatz „Der ganze Goethe“ selbst nachlesen. — Bahr sagt auch Etliches über Impressionismus. (Er spricht ja so ziemlich über alles!) Natürlich begeht auch er den Fehler, den alle Deuter des Impressionismus bisher machten: statt von den Kunstwerken auszugehen, hängt er sich wie ein Bleigewicht an das Wort Impressionismus. „Übersetzen wir Impressionismus, so kommen wir etwa auf Kunst des Eindrucks“. Sehr schön, darüber läßt sich nun unendlich viel Schönes und Tiefes sagen: Verzicht auf Ausdruck, passive Kunst, Ausschalten der seelischen Deutung zugunsten eines reinen, fast unpersönlichen Eindrucks. Nun ergeht man sich, knirschend vor lauter Geistesschärfe, in wunderbaren psycho-physiologisch-philosophisch-optischen Deduktionen darüber, wie man sich die Kunst des reinen Eindrucks zu denken habe. „So will der Impressionist die Natur überraschen, bevor sie noch vermenschlicht worden ist, er geht an den ersten Anbeginn des Sehens zurück, er will den Reiz bei seinem Eintritt in uns erhaschen, eben wenn er uns reizt, eben während er Empfindung wird.“ Aber nein, das ist alles noch nicht scharf, noch nicht schneidig genug, und so wird weiter gefeuert: „Diesen Augenblick der ersten Berührung, das Entstehen der Erscheinung, will der Impressionist ergreifen, wenn der Reiz, den wir erleiden, unsere Tätigkeit alarmiert, und bevor unsere aufgeschreckte Tätigkeit noch auf ihn einwirkt und ihn umgeformt hat. Einen Moment früher, und die Anschauung wäre noch blind. Sie wird erst sehend, wenn unser Denken sie angehaucht. Einen Moment später und sie wäre nicht mehr rein. Eben in dem Moment, wo die Anschauung sehend wird, indem wir ihr den Star stechen, fängt sie der Impressionist ab“. Und diese wahrlich nicht leichten Manipulationen hat der Impressionist auszuüben — nur eines Wortes willen, das vielleicht dämlich gebildet ist. Ja, geehrte Herren, alles, was Ihr da an Geist ausschwitzt, ist ja doch lediglich als Druckerschwärze auf dem Papiere möglich. Das ist ja doch eine als Lebensprozeß unmögliche Geschichte. Ich habe nicht viel für die Impressionisten übrig, aber ich habe doch ihre Arbeit immer für ein Malen gehalten. Ihr aber scheint Eure geliebten Meister für eine Art von Gespenstern anzusehen. Impressionismus ist ein Stil, meine Herren! Dieser Stil hat Eigentümlichkeiten, die den Werken gemeinsam sind. Diese Charakteristika gilt es zu erfassen und zu deuten. Einen Anfang habe ich in der „Neuen Rundschau April 1916“ gemacht. Über unsere frommen Vorfahren rümpft Ihr die Nase, weil sie des Wortes willen die Gotik absolut von den Goten ableiten wollten. Ihr begeht aber mit dem Impressionismus den nämlichen Fehler. Statt von den Werken geht Ihr vom Wort aus, das Euch zu unerhörten Theorem Anlaß

gibt. Der Stil des Impressionismus hat mit „Eindruck“ nur sehr mittelbar und erst auf Umwegen zu tun.

Bahr nennt sich selbst einen Impressionisten. Er ist es, wenn gleich er nicht zu den impressionistischen Künstlern rechnet. Als den gequälten, weil nicht innerlich notwendigen Versuch eines Impressionisten, sich dem Expressionismus zu assimilieren, kann man Bahrs letzte Aufsatzsammlung charakterisieren. Freilich ist man auch wieder versucht, den Verfasser den Urmenschen zuzurechnen, von denen er behauptet, sie sähen Linien, Kreise, Quadrate und sie sähen alles flach.

Adolf Behne

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXVIII

**Bad Pyrmont in vollem Kurbetrieb!**  
**Geregelte Lebensmittelversorgung!**  
Man verlange von der fürstlich Waldeckschen  
Kurverwaltung kostenlos die reichbebilderte  
Badeschrift mit einem Vorwort von  
**H e r b e r t E u l e n b e r g**

Inserat aus dem „Berliner Tageblatt“ 16. 6. 1916

## KLEINER BRIEFKASTEN

In München, liebe Leser, wo viele Witzblattfabriken erfolgreich Papier entwerten, wo die „Glocke“ des Parvus läutet und Frank Wedekind Bismarckdramen schreibt, in München gibt es noch immer die Drucksache mit dem Titel „Simplicissimus.“ Herr Scher, ein Zeuge dieser Zeit, ist des Unternehmens verantwortlicher Redakteur. Neulich ist dieser Verantwortliche so tollkühn gewesen, wider die AKTION witzeln zu lassen — natürlich anonym und ohne die AKTION zu nennen. Dichtungen, die ich in Nummer 26 von Paul Adler veröffentlicht habe, wurden darum verhöhnt, aus dem Jahrgang 1913 wurden Beiträge hervorgeholt und geistlos „parodiert“. Es wäre nicht schwer, „Rache“ zu üben: ich brauchte nur den früheren Peter Scher aus der AKTION dem tüchtig gewordenen Scher, der auch schon ganz hübsch existieren muß, gegenüberzustellen. Wollte ich auf das Niveau des Münchener Papiers hinabsteigen, so könnte ich sagen: „Wie der Herr, so der Scher“. Doch ich bin sanftmütig. Er sucht Dichterworte zu entweihen. Ich sammle feurige Rosen auf das hoffnungsvolle Haupt des Ludwig Thoma-Kollegen und zitiere den Peter wie er heute lebt und webt („Simplicissimus“, 1916):

„Man fühlt es schmerzlich und betroffen:  
Herr Kitchener ist nun zwar ersoffen —  
Doch Grey? Da bleibt noch viel zu hoffen.“

Eusebius Z. in Hermsdorf. Ihr Aphorismus: „Dehmel wird immer mehr zu einer Bronze, die sich Flöhe fängt“, ist druckreif, aber als Buch kann ich ihn doch nicht herausgeben.

P. Schulze-Berghof. Der Verleger Matthes sendet mir Ihr neues Buch. Gern stelle ich fest, daß Sie (wie sagt das Vorwort?) „in den großen Herbstentscheidungstagen des Krieges 1915“ ein beleibtes Werk über das „Neuland der Kunst und Kultur“ schreiben konnten, ohne das „Neuland“ zu beachten.

Renate B. Die nächsten Sonderhefte werden gewidmet sein: Franz Werfel, Wilhelm Klemm, Albert Ehrenstein, Heinrich Schaefer, Otokar Březina, Max Oppenheimer, Egon Schiele, Else von zur Mühlen, Georg Tappert, und „Amerika“.

G. S. Ihr Buchhändler irrt. Der dritte Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, Franz Jungs Roman „Opferung“ ist schon erschienen!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Else von zur Mühlen: Segelboote (Titelzeichnung) / Heinrich Mann: Flaubert und die Kritik / Henri-Matisse: Selbstporträt / W. Fred: Ernst Mach / Richter-Berlin: Am Brunnen (Zeichnung) / Jules Renard: Das feine Gehör / Hans Koch: Zwei Schicksale / Rudolf Börsch: Angst / Kurd Adler: Verse vom Schlachtfeld / Ludwig Bäumer: Verfallen / Georg Grosz: Aktstudie / Alfred Vagts: Hochsommer / Hans Gathmann: Am Morgen / Theodor Däubler: Die Saat / Wilhelm Klemm: Zwischen zwei Herzen / Paul Boldt: Verse / Gottfried Benn: Kretische Vase / Otokar Fischer: Aus den Tiefen / Josef Eberz (Stuttgart): Tuschzeichnung / Otokar Březina: Erde? / Charlot Strasser (Zürich): Verdopplung / Franz Jung: Die Stephanie-Gavotte. Eine Novelle / Lothar Homeyer: Das Mädchen (Zeichnung) / Pol Michels (Luxembourg): Über das Kind und das Religiöse in Francis Jammes / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**

**Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 35  
36

EGON SCHIELE-HEFT. INHALT: Egon Schiele: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Professor G. F. Nicolai: Der Kampf ums Dasein / F. A. Harta: Porträt des Egon Schiele / Victor Fraenkl: Von dem Budha zu Mach / Ein unveröffentlichter Brief von Elisée Reclus / Egon Schiele: Studie / Alfred Wolfenstein: Neue Gedichte / Egon Schiele: Das Kind; Mutter und Kind (zwei Federzeichnungen) / Egon Schiele: Abendlandschaft / Wilhelm Klemm: Entsagung / Kurd Adler: Mai-Phantasie 1916 / Anton Sova: Pastorale / Egon Schiele: Studie / Arturo M. Giovannitti: Der Käfig / Egon Schiele: Bild des Malers Harta / Ulrik Brendel und Heinrich Nowak: Ueber Egon Schiele / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Schiele: Holzschnitt



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N  
Die gottlosen Jahre  
Gedichte. Geh. M. 3,50

M A X H E R R M A N N  
Sie und die Stadt  
Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
Die schmerzliche Scham  
Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
Roman. M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

KUNST-SONDERHEFTE  
DER AKTION

Neue Secession

Richter-Berlin-Heft

Schmidt-Rottluff-Heft

Hans Richter-Heft

Karl Jakob Hirsch-Heft

Wilhelm Morgner-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 2. SEPT. 1916

## DER KAMPF UMS DASEIN

Von Professor G. F. Nicolai

Unsere Generation kann kaum noch das befreiende Gefühl ermessen, welches das am 26. November 1854 publizierte Werk über den Ursprung der Arten bei seinem Erscheinen in ganz Europa hervorrief. Sofort — aus der ersten Begeisterung heraus — wurden alle Wissenschaften mit der Kampfesidee gleichsam hypnotisiert. Auf Chemie und Astronomie, auf Kosmologie und Geschichte, auf Psychologie und Soziologie wollte man es übertragen.

Uns interessiert hier die Anwendung auf die Soziologie, und die war gefährlich. Zwar macht der Kampf, der die ganze Natur beherrscht, nicht etwa halt an jener Stelle, an der die Menschheit in das Leben eintrat. Auch der Mensch ist durchaus dem Kampf unterworfen, und niemand hat das je bezweifelt. Schon Hiob sagt: „Militia est vita hominis“, bei Euripides findet sich wörtlich dasselbe: „πάλαισμά θ' ἡμῶν ὁ βίος“ und auch Seneca sagt: „Vivere militare est“. So findet sich der Satz, das Leben sei ein Kampf, bei allen drei Völkern, denen unsere Kultur entstammt, bei Juden, Griechen und Römern, und wir Neuen haben es alle begriffen. Der Franzose Beaumarchais hat sich das Motto gewählt: „Ma vie est un combat“, der Engländer Darwin erfand die Formel vom „struggle for life“, der Deutsche Goethe sagt:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,  
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Kampf ist überall, aber die Mittel des Kampfes wechseln; der Fuchs kämpft mit dem Hasen, indem er ihn auffrißt. Der Hase kämpft mit dem Reh, indem er ihm die Nahrung wegfrißt. Zwei Mäusearten kämpfen untereinander, indem die eine z. B. widerstandsfähiger gegen Kälte ist. So sind die verschiedenartigsten Kämpfe in der Natur durchaus nicht ohne weiteres vergleichbar. Jede Rasse hat die ihr angepaßte Kampfmethod. Auch ist es falsch, im Kampf ums Dasein Grausamkeit oder gar Roheit sehen zu wollen. Derartige Bezeichnungen sind sinnlos, und die alten Verse:

„Mensch mit traurigem Gesichte,  
Sprich nicht nur von Leid und Streit. —  
Selbst in Brehms Naturgeschichte  
Findet sich Barmherzigkeit!“

verraten mehr Naturverständnis und beschämen alle sogenannten darwinistischen Philosophen. Darwin selbst hat im fünften Kapitel seiner Abstammung des Menschen auseinandergesetzt, daß soziale Instinkte auch bei niederen Tieren vorhanden seien, hat auch deren Wichtigkeit zugegeben; doch seine Nachfolger haben diese Seite seiner Lehre vernachlässigt und vor allem nicht beachtet, daß, wenn man auf den Grund dieser sozialen Instinkte geht, man zu einem Prinzip kommt, das sich im und am Kampf entwickelt hat, aber in ihm nicht seinen Ursprung haben kann. Es ist kein Zufall, daß es fast ausschließlich Russen waren, Abkömmlinge jener Rasse und Bewohner jenes Landes, in der die soziale Welt des Mir (der Dorfgemeine) noch lebendig war, welche diese Seite des darwinischen Darwinismus hervorgehoben und dadurch die Auswüchse des modernen Darwinismus bekämpften. Zwar finden sich Andeutungen dieser Tendenz schon bei Goethe und bei dem deutschen Philosophen Karl Christian Fr. Krause. Auch hat Lanessan schon programmatisch das Wichtigste dargelegt. Aber der erste, der die Bedeutung des sozialen Triebes als eines Corrigens des sogenannten Darwinismus erkannte, war der russische Zoologe Keßler, der leider dann im folgenden Jahre starb, aber den großen Naturforscher Krapotkin zu einer während sieben Jahren fortgesetzten Artikelserie im „Nineteenth Century“ über Gegenseitige Hilfe veranlaßte. Endlich hat Nowikow in vielen seiner Schriften darauf hingewiesen. Wie wenig diese Schriften aber auf die offizielle Wissenschaft gewirkt haben, mag man daraus ersehen, daß so weltberühmte Namen wie Espinas und Nowikow im neuesten großen Konversationslexikon von Meyer fehlen. Auf diese Schriften sei hier nur generell verwiesen; besonders die Bücher von Peter Krapotkin und von Nowikow seien jedem empfohlen, der sich für echte darwinistische Soziologie interessiert. Auch die Menschheit führt, wie jede andere Tier rasse, ihren Daseinskampf — ohne Grausamkeit und ohne Wohlwollen, die in der fühllosen Natur überhaupt nicht vorkommen — nach ehernen, ewigen, großen Gesetzen. Aber — und das ist es, worauf es ankommt — es muß ein „struggle for life“ sein, kein „struggle against life“.

Um diesen Unterschied klarer zu machen, ist es notwendig das allgemeine Prinzip des Kampfes in der Natur zu entwickeln und dann die besonderen Bedingungen zu betrachten, unter denen die Menschheit zu kämpfen hat, wobei sich ergeben wird, daß sich für sie der Kampf ums Dasein dahin konzentriert, durch freie Geistestätigkeit möglichst große Energiemengen der Menschheit dienstbar zu machen.

Wo ein Kampf hierzu hilft, ist er berechtigt, d. h. liegt er in der Entwicklungslinie der Menschheit. Jene berechtigten lebensvollen und lebenspendenden Kämpfe sind diejenigen, von denen Laotse sagt, sie würden „mit lebendigen Waffen“ geführt.

Den Sinn des allgemeinen Kampfprinzips in der Natur kann man nicht verstehen, ohne die Kenntnis des ursprünglichsten biologischen Gesetzes, welches lautet: Alles Seiende, vor allem alles Lebendige, hat die Tendenz, ins Ungemessene fortzuwachsen.

Denn erst aus diesem Wachstumsgesetz erklärt sich der Kampf. An sich hätte die Erde Raum für vieles nebeneinander; weil aber jedes Ding die Tendenz hat, ins Grenzenlose zu wachsen, stoßen die einzelnen Dinge notwendiger Weise aneinander.

Dieses Gesetz zeigt sich schon im Anorganischen: Die Weltkörper, die sich einmal gebildet haben, „wachsen“ durch die Wirkung der Schwerkraft, indem sie alles anziehen, was in ihren Bereich kommt; auch der Kristall „wächst“, solange genügend Mutterlauge da ist; kurz überall, wo überhaupt Bewegungsvorgänge stattfinden, kann man die Tendenz zur „Sammlung des Gleichartigen“ (was dasselbe ist wie Wachstum) deutlich bemerken. Sie läßt sich auch heute bereits theoretisch-physikalisch begründen, zum mindesten plausibel machen worüber Zehnder vor allem viel gearbeitet hat. Doch mag man über diese Begründung denken wie man will, jedenfalls ist es eine Tatsache, daß alles und ganz im besonderen die lebende Substanz wächst.

Allerdings sind diesem Wachstum Grenzen gesteckt, und zwar gibt es deren drei:

Eine einzelne Zelle, das ursprünglichste Gebilde, kann kaum über Stecknadelkopfgröße hinauswachsen, weil dann das Innere des Schleimklümpchens nicht mehr genügend durch Quellung (Osmose) ernährt wird, und dies ist daher die Grenze der einzelligen Lebewesen.

Aber die Tendenz des Wachstums wirkt fort; jedoch kann die einzelne Zelle nicht größer werden, und das weitere Wachstum ist nur dadurch möglich, daß sich die einzelnen Zellen zu Zellstaaten zusammenschließen. So entstehen die mehrzelligen Organismen, die Individuen. Auch sie fragen die Tendenz in sich, größer und größer zu werden. Wir können das im Laufe der Entwicklung der Tiere verfolgen. So hat z. B. das älteste Pferd, das uns die Paläontologie kennen gelehrt hat, etwa die Größe eines Fuchses; aber allmählich wuchs es und wächst wohl auch noch. So ist es allen Tieren gegangen.

Endlich kommt aber auch hier eine Grenze, die auch das mehrzellige Individuum nicht überschreiten kann. Aus mechanischen Gründen können Wasser- und Sumpftiere, die sehr viel größer wären als ein Walfisch, Landtiere, die sehr viel größer wären als ein Elefant, und Lufttiere, die sehr viel größer wären als ein Schwan, nicht existieren; denn sie könnten nicht mehr die genügende Kraft und Festigkeit haben. Daß diese Grenze (die z. B. Helmholtz für die Vögel auch theoretisch errechnet hat, und die für andere Tiere ebenso ableitbar ist) auch in Wirklichkeit nicht überschritten wird, lehrt uns ebenfalls die Paläontologie. Im Laufe der Jahrtausende wurden alle Tierarten allmählich größer\*), und wenn sie die Grenze des Möglichen erreicht hatten, starben sie aus — wie die Mastodonten der Kreidezeit.

Aber diese für unsere Begriffe so riesigen Tiere sind doch klein im Vergleich zu jener Größe, zu der die organische Substanz anwachsen könnte, und zu der sie anzuwachsen die Tendenz hat.

Da aber die mechanische Grenze (eben weil sie auf den Gesetzen der Mechanik beruht) an sich unüberwindbar ist, so müssen auch die Individuen (ebenso wie auf niederer Stufe die einzelnen Zellen), um ihrer immanenten Wachstumstendenz entsprechen zu können, sich zu größeren Gebilden zusammenschließen.

In gewissem, primitivem Sinne kann jede Multiplizität gleichartiger Individuen (also z. B. die Gesamtheit aller Mäuse, aller Nager, aller Säuger, ja, aller Tiere überhaupt) als ein solches größeres Gebilde, also als ein Organismus aufgefaßt werden, und insofern, als gleichartige Gesetze ihn beherrschen, ist er es auch. So läßt zum Beispiel die Tatsache, daß Tiere ihresgleichen meist nicht fressen oder auch nur angreifen, gerade in bezug auf den Kampf ums Dasein die Gesamtheit einer Tierspezies als Organismus erscheinen. Gewiß ist ein solcher lockerer Komplex noch kein Organismus. Er ist etwa den lockeren Zellhaufen, wie wir sie bei *Volvox globator* antreffen, vergleichbar. Aber wie sich die Einzeller nicht nur zu den schlecht organisierten *Volvox*-Kugeln, sondern auch zu den eigentlichen Organismen entwickelt haben, so entwickeln sich aus und neben diesen losen Komplexen mählich Organismen einer höheren Ordnung, welche durch die sozialen Gemeinschaften repräsentiert sind. Ebenso wie ein Organismus einem Zellhaufen überlegen ist, bieten nun auch die sozialen Gemeinschaften (vor allem wiederum in bezug auf den Kampf ums Dasein) leicht erkennbare Vorteile, was zur Folge hat, daß die gesellig lebenden Tiere sicherlich mehr als neun Zehntel der Gesamtheit aller Tiere bilden. Aber ebenso wie sich nicht alle einzelligen Wesen zu mehrzelligen Individuen entwickelt haben, sondern in Luft, Wasser und Erde eine unübersehbare

\*) Dies gilt vornehmlich für die Säugetiere, doch gibt es auch hier bemerkenswerte Ausnahmen, die allerdings meist durch besondere Umstände erklärt werden können (vgl. z. B. das Kleinerwerden der insularen Fauna). Prinzipiell eine Ausnahme bilden, worauf, wie ich glaube, zuerst O. zur Straßen hingewiesen hat, die Insekten; sie sind daher auch neben den Brachlopiden die langlebige Rasse auf Erden.

Zahl von Protozoen zurückgeblieben ist, gibt es auch noch heute viele einzellebende Individuen. Vollends zur Höhe sozialer Verbände haben sich nur wenige Tierarten erhoben. Zwar leben viele Tiere herdenweise, was einen wertvollen Anfang bedeutet, aber eigentliche soziale Verbände gibt es doch nur bei den höchsten Insekten (z. B. Ameisen usw.) und bei den Menschen.

Auch diese sozialen Verbände wachsen — der allgemeinen Tendenz des Wachstums entsprechend — unaufhaltsam. Beim Menschen können wir dies genauer verfolgen, aber auch bei den Tieren sehen wir es deutlich: So sind beispielsweise die ältesten Rassen der Hymenopteren (bienenartige Tiere) einzellebend, dann folgen solche, deren Nest nur ganz wenige Kammern enthält, während die modernen Bienen Stöcke mit Tausenden von Waben haben. Auch das Wachstum dieser Individuenkomplexe hat eine Grenze, und zwar deswegen, weil auf Erden nur für eine beschränkte Zahl von Organismen Nahrung (resp. Energie) vorhanden ist. Während nun aber die osmotische Grenze der Vielzelligen durch höhere Gruppierung umgangen werden konnte, ist diese energetische Grenze definitiv unübersteigbar.

Dies bedingt einen wesentlichen Unterschied: Viele Arten von Einzellern und viele Arten von Individuen konnten nebeneinander leben, und jedes konnte im Laufe der Entwicklung bis zur Grenze des möglichen auswachsen. Wenn aber eine Art zu ihrer, durch das Wachstumsgesetz geforderten endgültigen Organisationshöhe vorgeschritten wäre, wenn es also beispielsweise fünf- undzwanzig Billionen Elefanten oder tausend Billionen Menschen oder hunderttausend Billionen Meerschweinchen oder zehn Trillionen Mäuse gäbe, so hätte neben diesen Scharen je einer Tierart kein anderes Tier auf Erden mehr Raum.

Da nun jede Rasse diesem Ziele zustrebt, so fordert das Wachstumsgesetz den Kampf. Aber — und das ist eben so wichtig — es schreibt auch die Bedingungen vor.

Jedenfalls muß dieser Kampf dauernd geführt werden; denn die Gefahr, überflügelt zu werden, ist enorm. Die Zeiten, in denen eine Tierart zu einer die vorhandenen Hilfsquellen erschöpfenden Masse anwachsen könnte, sind unglaublich kurz. Die größte Lebensenergie haben die Bakterien. Aus einem einzigen Bakterium, das sich jede Stunde einmal teilt, sind in zehn Stunden etwa tausend geworden\*). In den nächsten zehn Stunden werden aus jedem dieser tausend Bakterien wiederum tausend; im ganzen sind es also nach zwanzig Stunden tausend mal tausend = eine Million. So würde es weitergehen, falls man den Bakterien, was auf die Dauer natürlich unmöglich ist, die nötige Nahrungsmenge schaffen könnte, d. h. man müßte nach je zehn Stunden der Zahl, welche die Menge der Bakterien angibt, drei Nullen hinzufügen, das ergibt nach hundertzwanzig Stunden (fünf Tagen) eine Zahl mit fünfunddreißig Nullen, nach zehn Tagen eine solche mit zwei-

\*) Nach je einer Stunde sind es: 2-4-8-16-32-64-128-256-512-1024-

undsiebzig Nullen. Nimmt man selbst kleinste Kugelbakterien von 0,001 mm Durchmesser, so würde — wie man leicht berechnen kann — die Kolonie nach einem Tage ein eben sichtbares Klümpchen von 0,25 mm Durchmesser sein, am zweiten Tage würde sie bereits ein Wasserglas füllen, am dritten ein vierstöckiges Haus und am vierten einen Berg, so groß wie den Montblanc. Nach vier Tagen und vier Stunden wäre sie bereits so weit gewachsen, daß sie die gesamte Erde als eine etwa 20 cm dicke lebendige Schleimschicht überziehen und damit das Maximum dessen bilden würde, was an lebendiger Substanz auf Erden existieren könnte.

Setzen wir diese Rechnung fort, so wäre die Bakterienkolonie am fünften Tage bereits so groß wie der Mond, und vom sechsten Tage ab überschritte sie alle irdischen Maße so rapid, daß sie nach zehn Tagen den gesamten, mit den besten Teleskopen sichtbaren Weltraum (mit einem Durchmesser von über hundert Lichtjahren) ausfüllen würde.

Das Wachstum der höheren Tiere erfolgt nun zwar auch nicht annähernd so schnell. Immerhin würden sie bei ungestörtem Wachstum ein resp. zwei Exemplare von

Bakterien . . . . .	in etwa	4 Tagen
Kaninchen und Mäusen . . . . .	„ „	20 Jahren
Menschen (bei 4 Kindern) . . . . .	„ „	1250 „
Elefanten . . . . .	„ „	2000 „



F. A. Harta

Porträt des Egon Schiele

sich so weit vermehren, daß sie das Maximum des auf Erden Möglichen bereits erreicht hätten. Also — in einer relativ kurzen Zeit vermöchte jede Rasse an sich die gesamte Erde so vollständig auszufüllen, daß kein Raum bliebe für irgend etwas anderes.

Daß dies noch nicht geschehen ist, liegt eben daran, daß zwischen den einzelnen Rassen Kämpfe stattfinden, die ihrer Natur nach sehr gewaltsam sein müssen. Trotzdem könnte man staunen, daß in den Jahrillionen, die der Kampf nun schon geht, noch keine Rasse sich auch nur annähernd durchgesetzt hat, ja selbst die Gesamtheit der Organismen nur einen sehr geringen Teil der zur Verfügung stehenden Energie ausnutzt. Denn während jeder Quadratmeter der Erde Raum böte für zweihundert Kilo lebendiger Substanz, ernährt er in Wirklichkeit nur etwa:

- 0,4 g Mensch (also nur zwei Millionstel des Möglichen)
- 10 g Tier (also nur fünf Hunderttausendstel des Möglichen)
- 1000 g Pflanze (also nur fünf Tausendstel des Möglichen)\*).

Um zu begreifen, warum die organische Welt sich so wenig von den ihr zu Gebote stehenden Möglichkeiten angeeignet hat und warum insonderheit der Mensch, der Herr der Erde, nur einen so verschwindenden Bruchteil davon ausnutzt, ist es notwendig, sich die Lebensquelle genauer anzusehen. Denn erst aus der Kenntnis des Kampfobjekts heraus wird man begreifen, daß wir gerade deshalb in diesem „naturgemäßen Kampfe der Gesamtmenschheit“ nicht weitergekommen sind, weil wir uns zu sehr durch zwischenmenschliche Kämpfe ablenken ließen.

#### VON DEM BUDDHA ZU ERNST MACH

*Randbemerkungen von Victor Fraenkl*

In der AKTION vom 5. August hat W. Fred das Andenken des Philosophen Ernst Mach geehrt. Er hat sein Schaffen in eine gewisse Beziehung zum Buddhismus gesetzt und einen besonderen Nachdruck auf die Anti-Ich-Lehre von Mach gelegt. Das könnte gerade in den jetzigen Zeitläuften dazu Anlaß geben, das gigantische Gedankengebäude des Buddhismus zu beleuchten, auf daß aus ihm strahlende Helle in die verdunkelten Europäerhirne hineinblitze. Solche Arbeit soll ein wenig später von mir versucht werden; heute indessen will ich mich darauf beschränken, an drei Beispielen zu zeigen, daß Mach im 19. und 20. Jahrhundert nach Christus nicht mehr gewußt hat, als der Buddha im 6. Jahrhundert vor Christus.

Ernst Mach sagt in seiner „Analyse der Empfindungen“: „Genügt uns die Kenntnis des Zusammenhanges der Elemente nicht und fragen

\*) Heute leben auf jedem Quadratkilometer der Erde 11,4 Menschen, welche (da das Durchschnittsgewicht des Menschen, die Kinder eingerechnet, etwa 86 Kilogramm beträgt) etwa 400 Kilogramm wiegen — also pro m<sup>2</sup> 0,4 g. Die anderen Zahlen beruhen mangels zuverlässiger Statistik auf relativ willkürlicher Schätzung, doch dürften sie der Größenordnung nach richtig sein.

wir: ‚Wer hat diesen Zusammenhang der Empfindungen, wer empfindet?‘, so unterliegen wir der alten Gewohnheit, jedes Element einem unanalysierten Komplex einzuordnen; wir sinken hiermit unvermerkt auf einen älteren, tieferen, beschränkteren Standpunkt zurück.“

In dem Samyutta Nikaya, einem kanonischen Texte des Buddhismus (ich gebe die Oldenbergsche Übersetzung wieder) wird erzählt, daß ein Mönch den Buddha gefragt habe: „Wer berührt? Wer empfindet?“ Der Erhabene sprach: „Diese Frage ist nicht zulässig. Ich sage nicht: Er berührt. Wenn ich sagte: ‚Er berührt‘, dann wäre die Frage zulässig: ‚Wer berührt, Herr?‘ Da ich aber also nicht sage, so ist es mir gegenüber, der ich nicht so rede, nur zulässig, mich zu fragen: ‚Woraus, Herr, geht die Berührung hervor? . . . . .“

Wie plastisch nimmt sich diese Sprechweise des uralten heiligen Textes gegenüber den abstrakten Wortgefügen des modernen Denkers aus!

Noch stärker wird diese Wirkung durch die Geschichte von dem nichtbuddhistischen Mönch Vacchagotta in dem gleichen Samyutta Nikaya. Ein Bericht, der durch seine dramatische Steigerung sich über jegliche philosophische Monotonie erhebt und noch packender dardart, ein wie später Nachfahre des Buddha unser Zeitgenosse Mach ist. Der Mönch Vacchagotta fragt den Buddha, ob das Ich sei, erhält jedoch keine Antwort. Darauf fragt er ihn, ob das Ich nicht sei, bekommt aber wieder nichts zu hören. Vacchagotta entfernt sich, wogegen Ananda, der „Johannes“ unter den Jüngern des Buddha, von diesem den Grund seines Schweigens erfahren will. Der Erhabene läßt sich nun also vernehmen: „Wenn ich, Ananda, . . . geantwortet hätte: ‚das Ich ist‘, so würde das die Lehre der Samanas und Brahmanen, welche an die Unvergänglichkeit glauben, bekräftigt haben. Wenn ich . . . geantwortet hätte: ‚das Ich ist nicht‘, so würde das . . . die Lehre der Samanas und Brahmanen, welche an die Vernichtung glauben, bekräftigt haben. Wenn ich, Ananda, da der Wandermönch Vacchagotta mich fragte: ‚Ist das Ich?‘ geantwortet hätte: ‚das Ich ist‘, hätte mir das wohl gedient, in ihm die Erkenntnis zu wirken: Alle Wesenheiten sind Nicht-Ich?“

„Das hätte es nicht, Herr.“

„Wenn ich aber, Ananda, da der Wandermönch Vacchagotta mich fragte: ‚Ist das Ich nicht?‘ geantwortet hätte: ‚das Ich ist nicht‘, so hätte das, Ananda, nur gewirkt, daß er aus Verwirrung in noch größere Verwirrung gestürzt worden wäre: ‚Mein Ich, war es nicht früher? Jetzt aber ist es nicht mehr!‘“

In diesem Gespräch erleben wir geradezu eine sprühende Darstellung bis zur Konsequenz der Ich-Leugnung.

Das dritte der drei Beispiele aus der buddhistischen Literatur ist der unter dem Namen „Die Fragen des Milinda“ bekannte Dialog. Raumrücksichten erlauben es mir nicht, ihn hier wiederzugeben, und ich muß mich mit der Erwähnung begnügen, daß er in der Form einer Unterhaltung



zwischen dem Yavanakönig Milinda (d. i. dem Griechenfürsten Menandros um das Jahr 100 v. Chr.) und dem Heiligen Nagasena eine feingeschliffene Polemik gegen die Lehre von einem Ich und von einer Seelensubstanz bietet . . . . Soviel für dieses Mal. Es war nicht etwa meine Absicht, an Ernst Mach herumzumäkeln — wohl aber lag es mir am Herzen, zu zeigen, wieviel früher bereits der Stifter des Buddhismus Lehren, die unsere Zeit bei Mach bewundert, verkündet hat. Über die Ideen des Buddha und dessen Wirklichkeitslehre ist Ernst Mach nicht hinausgekommen; auch seine ethischen Ideale stehen nicht über denen der Religion, die das Leben nicht mit der Geburt beginnen und nicht mit dem Tode enden läßt.

#### EIN BRIEF

Von *Elisée Reclus*

An Frl. Klara Koettlitz in Brüssel.

Brüssel, 12. April 1895.

. . . . Was Bücher betrifft, so will ich Ihnen sagen, mein liebes Fräulein, daß es nicht viel wert ist, dieselben zu studieren, um Argumente zur Diskussion in ihnen zu finden. Das ist ein kleiner, sehr kleiner Teil der Frage. Von Wichtigkeit ist: das, was man lernt, gründlich zu lernen, seine Überzeugungen durch dieses Studium zu kräftigen, sich ein volles, das ganze Leben umfassendes Ideal zu schaffen und diesem Ideal gemäß zu leben, soweit man seine Kräfte den Möglichkeiten der Umgebung anpassen kann.

Studieren Sie, lernen Sie, und sprechen Sie nie über ernste Dinge außer mit vollkommen aufrichtigen Menschen. Man muß genügend Stolz haben, um die Schätze seiner Überzeugung nicht in leichtem Geschwätz zu vergeuden. Wenn Sie übrigens jene, die diskutieren, beobachten, ohne an der Diskussion teilzunehmen, werden Sie bald merken, daß die unbedingte Aufrichtigkeit bei solchen Turnieren selten ist, und daß die Diskutierenden gewöhnlich ihren Gegner in irgend eine Nebenfrage, eine kleine unbedeutende Schwierigkeit zu verwickeln trachten. So können sie sich einen Triumph verschaffen, der nichts bedeutet, dessen Ergebnis aber der Wahrheit gerade entgegengesetzt ist. Sie werden deshalb gut daran tun, diesen rednerischen Künsten zu mißtrauen.

Die jungen Leute — und glücklicherweise gehören Sie zu diesen, da Sie ein langes, glückliches und nützliches Leben vor sich haben — die jungen Leute bilden sich gerne ein, daß die Dinge sich rasch ändern können. Nein, die Veränderungen gehen langsam vor sich, und folglich muß man um so gewissenhafter, geduldiger und hingebender für dieselben arbeiten. In der

Hast einer sofortigen Revolution setzt man sich, als Rückwirkung, der Verzweiflung aus, wenn man die Herrschaft der unsinnigen Vorurteile und die Tätigkeit der schlechten Leidenschaften beobachtet. Aber der überzeugte Sozialist verzweifelt nicht: er sieht die Entwicklung der historischen Gesetze und die allmählichen Umwandlungen in der Gesellschaft, und wenn er auch auf die gesamte Menschheit nur in unendlich geringem Maße einwirken kann, kann er doch auf sich selber wirken, er kann daran arbeiten, sich persönlich von allen Vorurteilen oder aufgezwungenen Ideen frei zu machen und allmählich einige gleich denkende und lebende Freunde um sich zu vereinigen. Es ist durch die Wirkungen im nächsten Umkreis, durch kleine, verständige und liebevolle Gesellschaftsgruppen, daß die große brüderliche Gesellschaft entstehen wird. Sie haben im Verständnis des sozialistischen



*Egon Schiele*

*Studie*

Ideals vor einer schwierigen Frage Halt gemacht, vor jener der freien Ehe. Ich verstehe Ihr Zögern umsomehr, als das Buch, welches Ihnen in die Hände gefallen ist, wirklich geeignet war, Sie zu verletzen. Rohe Ausdrucksweise ist immer durch rohe Ideen hervorgerufen. Man muß diese Fragen immer mit der größten Achtung des weiblichen Zartgefühls behandeln, mit einem Gefühl, das ich religiös nennen würde, so sehr muß man auf das Schamgefühl der Menschen Rücksicht nehmen. Dies ist vielleicht ein Grund, warum man so wenig über die Frage geschrieben hat, denn sie fordert die unbedingte Reinheit der Sprache und der Gedanken. Die Frage ist, in ihrem einfachen Elemente, folgende: die naturgemäß frei entstehende Ehe muß einzig und allein auf der Zuneigung, der freien geistigen Verwandtschaft aufgebaut sein; alles, was in der Familie von der Macht der Vorurteile, der Einmischung der Gesetze oder der Vermögensinteressen herrührt, muß, als von Grund aus verderblich, verschwinden. Hier wie überall sind die Freiheit und der natürliche Antrieb die wahren Elemente des Lebens.



Egon Schiele

Zeichnung

## NEUE GEDICHTE

Von Alfred Wolfenstein

## I BEWEGUNGEN

## I Presto

Der D-Zug schreit — und steigert sich — der  
Mond steht hell,

Zusammenschall der vielen Füße, still und schnell—  
Die Herzen schlagen

Auf blanker Schiene mit den Wagen!

Wir sind ein Schwarm dem spröden Schritt der  
Städte fern,

Vorbei ihr Dächer! — eisern mit uns fährt der  
Stern —

Die Fenster blinkend

Von unserm Sturm verlöscht versinken.

Versenken wir das Aschengrau der Abendwelt —!  
Wie Blut von uns zerrollt der Zug, was uns  
umstellt,

Gebirge gleiten

In Seen, — ins Meer der Schnelligkeiten.

Doch wir, erhöht wie Wolken aus dem glatten  
Meer,

Mit einem Flügel stürmen wir darüber her,  
Und brausend sehen

Wir brausendere Sterne — stehen.

Seht auf, seht auf! — da steigt und schreit und  
hebt der Zug

Uns hoch in Glanz — das Gleis verstummt —  
die Nacht wird Flug,

Und Alle flammen

Im wildren Schmelz des Sterns zusammen —

Und nagelt uns die Bremse auf Stationen fest,  
Wir fahren noch! — ins muffige Hotel gepreßt,  
Aus Fenstern neigen

Wir uns und sausen Sternenreigen —

## II Andante

Es brennt! mein Kissen glüht, die Eisenwand  
Zerschmilzt, und heller Äther, Morgenland  
Biegt hallend sich mit höchstem Schwung ins  
Fenster.

Und Strahl von Händen greift nach meiner Hand.

Ein Riese steht vor mir und reißt mich, —  
schäumend:

„Revolution!“ aus den verbrauchten Träumen  
Herauf an den gewölbten Sonnenmund,  
An seinen Blick voll Bergen, Häusern, Bäumen.

Ah umgewälzt die Erde! Zur Gewalt  
Gelangter Freund! wie mir sein Herz geballt,  
Das waffenlose Stürmen seiner Heere  
Vor der befreiten Tür entgegenprallt.

Erschlagt nun nicht, ihr wilden Neuerungen,  
 Mein Herz, für euch allein zum Schlaf gezwungen.  
 Ein Rennen, Rollen jubelt: Tag! ins Ohr,  
 Pupille weite dich, sonst sei verschlungen!

Von Scheiben blinkend strömen Häuser ein,  
 Wie Vögel steigen Zimmer in den Schein,  
 Am blauen Draht entladen sich die Bahnen,  
 Schneeiges Feuer als sein Leben zeigt der Stein.

Ein Feuerleben zeigen alle Lippen —  
 Seid ihr so sicher —? — Ich —: die Straßen  
 wippen

Mich in ihr Hin und Her. Ein Riesenkuß,  
 Verwirrend Gewühl schaukelt und bricht in meine  
 Rippen.

O wahllos Geist und Hölle, unzersiebt!  
 Und wieviel seines Lichts trifft mich als Hieb!  
 Fast wird mir unter seinen krassen Kräften  
 Der enge Arm des Träumens wieder lieb —

Doch als die Dämmerung leicht ihn niederschraubte,  
 Trat hoch hervor: wo seine Glut mich mehr  
 belaubte,

— Die mich nach neuer Nacht berauscht und  
 mehr befreit,

Damit ich näher steige seinem Haupte.

### III Scherzo

Auf dem Platze zwischen unbekanntem Häusern  
 Steh ich still, ruhig hält der Raum —  
 Wie ein haltend Schiff wühlt die Sonne Schaum  
 In die zimmerdunklen Scheiben,  
 Auf dem Pflaster steht vergangner Tritte Flaum.

Ich vergesse  
 Meinen langen wildbewußten Straßengang —  
 Mich durchgeht, umgeht nur bleibendes Gerank  
 Meines Atems, Füße fühlen in die Steine,  
 — Zwischen Bergen wie ein Baum —

### IV Allegro

Der Himmel fliegt,  
 Die Häuser bäumen sich,  
 Mein Haar beflattert meine Stirn,  
 Die Luft, hier dicht gepreßt, hier ausgesogen,  
 Kommt atemlos vor meinen Mund geflogen.

Und dennoch Gang!  
 Die Ecken runden sich,  
 Schon kreist und braust der grüne Park,  
 Von ihrem Auf und Ab sind meine Lungen  
 Gegen des Sturmes Pfeifen klar durchsungen.

Doch fliegt Gewölk,  
 Das Licht bricht durch, bricht ab,  
 Mein Haar beflattert meine Stirn,

— Jetzt fühl ich mich, Gelenke und Gedanken,  
 — Und jetzt nur wildes Draußen mich umranken.

### 2 TANZ

I  
 Sie wirbelt weich  
 Die Finger schwingend vor —  
 — Sie rollt auf Zehen starr zurück,  
 Steht gipfelnd von Musik umflossen,  
 Silbern sichtbar in die Luft gegossen.

Sie schmilzt hinab  
 Und hebt zu kreisen an  
 Um ihrer Seele stillsten Punkt  
 Wie Schnee um sein Gebirge fließend,  
 In immer weichre Hand sich gießend,

Wie Wasser weiß —  
 — Dick schwellen aus der Wand  
 Der Lampen blutige Fäden an —  
 Und sinken plötzlich, — sie steht funkelnd  
 Da, steil gezackt, geprägt im Dunkeln.



Egon Schiele

Mutter und Kind

II

Sie schweift den Fuß wie Pfauen aus im Fransen-  
kreis,

Sie spitzt den Fuß wie Sterne zu, wie Strahlen  
spitz.

Sie gleitet der Bewegungen fließendes Gleis,  
— Im Saale lagern Tiere stier auf wuchtigem Sitz.  
Von Säulen starrt die unbewegte Decke weiß  
Herab in ihrer Brüste glühend feinen Blitz,  
Aus vorgewölbten Mäulern bläst es gelb und heiß  
An ihre Knie, es pfeift aus träger Augen Schlitz.  
Da schüttelt sie sich zagender —: o falle, Gier!  
Da wirft sie sich in Lüfte fort, — doch immer  
schwingt

Die Schönheit wie ein Bumerang zurück zu ihr,  
Daß jedem Sprung nur stachelndere Glut ent-  
springt.

Noch immer droht des Vorhangs Stange über ihr,  
Von jedem Blick durchlöchert hängt der Rauch  
und blinkt,

— Ihr Tanz verlöscht nicht, angespritzt von Staub  
und Bier,

Noch immer klatschen Fäuste, bis Musik noch  
klingt!

III

So flieh, enttanze

In dich! ins Unsichtbare,  
Wie ein Rad sich umrast und aushöhlt,

Und ihre zähen Augen flechte

In deine Schnelligkeit als dumpfe Knechte.

Wie sie verschwindet,

Umhüllt von ihren Wellen,

Nur dünnes Blinken noch entzündet!

In immer wilderen Sturm verflogen,

Vom Geistermund des Umschwungs ausgesogen.

Und fließt zusammen

Mit sich, und fühlt nur Tanzen,

Luft, Atmen, Aufatmen von Flammen!

Es hebt sie einsames Gefieder,

Und Sammetvorhang senkt sich nun auch nieder.

### 3 FEINDSELIGKEITEN

I

Es donnert scheu,

Die Sonne krampft sich zu

Wie einer Mutter schöner Mund,

An ihre Söhne rührten ihre Gluten

So zart, und nun ein Schoß voll blutiger Ruten —

II

Laßt los, — ich will nicht fliehn, ich will nur gehn,

Nur, wie ihr durcheinanderschmelzt, nicht sehn!

Ihr fließt wie Wasser in ein Meer, — o sängen  
Motore, die das Rad im Fließen drehn.

Du, deren Wüstenstaub ich von mir blies,  
Weil ich auf heitren Weg zu Früchten stieß:  
Noch ein Mal, starke Einsamkeit, bedecke  
Mein Herz, das lange fremd und spröde hieß.

In schwarzen Haufen schwankend seit August,  
Betäubt von Schrei'n, beraubt der eignen Brust,  
Von unsichtbarer Pläne Faust geknetet:

Jetzt dräng ich mich hinaus, o dicht bewußt.  
Ein Augenblick entlegner Insel sei  
Zaubernd beschworen! Reines Schweigen schnei  
Rings zwischen Sonn und Meer um mein Be-  
sinnen,

Wie nacktes Grün denk sich mein Wille frei!

Erdenkt er sich die Rückkehr in die Wut,

Die Schlachtengier? zu teilen, was ihr tut —?

— Doch wenn als meine Wahrheit sich entfaltet,  
Aus Sternen weit von euch entspring mein Blut

Und meine Hand aus einem Menschenschoß

Und ihre Form greif nicht in euren Stoß —:

So will ich lieber sterben statt zu töten!

Dies heilig zu entscheiden, laßt mich los.

III

Zugleich mit dünnem Fallen eines Brunnens

Aus staubigen Palmenfingern springt Musik,

Brausend, — doch heimlich spitz zerstäubt, ins  
Café,

In jedes Gastes Haut verspritzt sie einen Traum,

Und seht, . . . das rohste Tier verhüllt sich wie  
ein Reh.

Vor ihren fleischigen Gesichtern raucht still, weiß  
Ihr Atem, schwankend, steigend weich —

Bis sie die Pause plötzlich ihrem Stand

Zurück schleudert, brüllend schlägt

Die Hand die Hand.

IV

Ich bin so tief in einen Wald hinein geeilt,

Daß mich verrostet grüne Zweige laublos schlagen,

Ich bin ein Weg, sie stehn wie spröde gehörntes  
Wild,

Sie stehn wie Wilde, die noch niemals Wege sahen.  
Um jeden Baum wird meine Straße laut ge-  
wunden,

Weich in den Nadelduft dringt meine Wellenspur,  
Die steifen Tannentürme sind von Gang um-  
schlungen,

Von meines Körpers raschen Haken — ohne  
Lust —

Denn nicht um Waldes willen eilt ich fort von mir,  
Ich gehe unruhvoll durch Stämme wie durch  
Zimmer,

Nur um zu gehen — Und ich fühle schon den Blitz  
Der Lichtersäulen, und entweicht das Dickicht  
zittern.

## ABENDLAND

Ich habe Schaukelfelder durch winzige Zacken  
zerschneiden gesehen  
von Tausenden verlierenden Punkten auf Gelb,  
Spiegelteiche und weiche Wolken.  
Neigend bogen sich die Berge und hüllten Lüfte  
aus Schleiern ein.

Ich roch die Sonne.

Jetzt war der blaue Abend da,  
sang und zeigte mir erst die Felder.  
Einen blauen Berg umfloß noch roter Schein.  
Ich war von all dem Vieluftigen umträumt.

*Egon Schiele*

## ENTSAGUNG

Das sind jene einsamen Spaziergänge Beethovens  
Unter einem Himmel, weit wie die Seele,  
Mit zarten Wolken bestreut.

An einem späten Herbstnachmittage,  
Wenn Friede herrscht und stummes Ja-so-mir-Gott.  
Vergessen sind die vergangnen und künftigen  
Jahre.

Das war, als ob wir längst Abschied genommen  
hätten,

Als plötzlich der Abend, ergreifend und purpurrot,  
Sein glühend Gefieder hinaufschob in der Wolken  
Finale.

*Wilhelm Klemm*

## MAI-PHANTASIE 1916

Selbst den so schlecht gefesselten Satyren  
Flammt tief vertrunken auf der Blick.  
Spitzige Tannen beugen ihr Genick  
vor hellgesprenkelt jungen Tieren,  
Häuser ertönen in blanken Winden,  
klirrende Lichter in dämmerndem Grün  
Weiße Flecke durch Wälder ziehn.  
Schnuppernde Augenhöhlen der Blinden  
ahnen neue Farben in Straßen.  
Meine Hand ist ein weiches Reh;  
und der stummen Gebärde Weh  
verblieb im Winterleid, das wir vergaßen.  
Tief durchrauschte dunkle Sonette  
schlanker Knaben Elegien  
der Geigenkästen tiefes Glühn  
im schweren Wasser die eiserne Kette  
— — — — o, ich vergaß. Millionen Soldaten  
schreien noch immer — werden nicht laß.  
Noch stirbt der Mensch. Der Contrabaß  
des zerstückelnden Kriegs kreischt nach Taten.  
Einmal zertrat ich die Anemonen,  
die ein Mädchen am Gürtel trug.  
Einer Granate sehr heißer Flug  
bog sich um rostbrauner Tannen Kronen.

Vom Himmel reiß ich die alten Gesichte.  
Sind die Mienen nicht stumpf und müd?  
So blau war der Wind — einer Dirne Lied  
betrog uns mit überblankem Lichte.

*Kurd Adler*

## PASTORALE

Heut mag der Wellengang der Nacht besprühn  
das Traumgestade und sein spärlich Blühn,  
Gedanken ziehn in Bergeseinsamkeit  
und ohne Regung horch' ich in die Zeit.

Dort mögen sie auf grünen Weiden gehn,  
wo fremde Schützen auf dem Anstand stehn,  
und viele kehren totwund wieder heim  
und viele werden wohl verloren sein.

Wenn Lampe einsam stirbt in später Nacht,  
schick ich den schwarzen Hund hinaus zur  
Wacht,

des Leides Hund, der mit gespitztem Ohr  
die lange Reihe treibt zum dunkeln Tor . . . . .

*Anton Sova*

## DER KÄFIG

*Von Arturo M. Giovannitti*

Zuchthaus Salem, Sonntag, den 20. Oktober 1912.

Mitten in dem großen grünlichen Raum stand  
der grüne eiserne Käfig.

Alles war alt und kalt und traurig, gealtert von  
dem doppelten Alter des Herzens und des Hirns,  
in dem großen grünlichen Raum.

Alt und grau war der Mann, der auf dem Thron-



*Egon Schiele*

*Studie*

sessel saß, auf dem feuerlosen und gottlosen Altar. Alt waren die Bücher, die hinter ihm auf den staubigen Regalen moderten.

Alt war das Bild eines alten Mannes, das über ihm hing.

Alt der Mann zu seiner Linken, der mit seiner zerbrochenen Stimme das tote Echo toter Jahrhunderte erweckte; alt der Mann zu seiner Rechten, der einen Stab schwang; und alt all die, die zu ihm sprachen und ihm lauschten, vor und um den grünen eisernen Käfig.

Alt waren die Worte, die sie sprachen, und ihre Gesichter waren verzerrt und weiß und leblos, ohne Ausdruck oder Feierlichkeit, wie die Bilder in alten Kathedralen.

Denn von nichts wußten sie, als von dem, was in den alten vergilbten Büchern geschrieben stand. Und all die Freuden und Mühen und Liebe und Haß und Wut und Plagen und Streitigkeiten der Menschen, all die wilden und göttlichen Leidenschaften, die in den Herzen der Menschen kämpfen und wüten, drangen niemals in das große grünliche Zimmer, sie saßen denn in dem grünen eisernen Käfig.

Greisenhaftigkeit, Stumpfheit und Zerfall waren um den grünen eisernen Käfig, und nichts war neu und jung und lebendig in dem großen Raum, außer den drei Männern im Käfig.

Es klopfte und donnerte und toste und brüllte außerhalb des großen grünlichen Raumes der schreckliche Strudel des Lebens, und sehr angenehm war die Hymne seines mächtigen Zusammenklangs den lauschenden Ohren der Götter. Es schwirrten die Räder der mächtigen Maschinen, es rasselten und klirrten die Ketten der riesenhaften Krane, es krachten die stürzenden Felsen; die Niethämmer prasselten, und froh und wohlklingend war der Rhythmus der großen Hämmer auf den laut tönenden Ambossen.

Wie die Brust von wütend arbeitenden Titanen keuchten und schnaubten und stöhnten die schweißigen Dampfkessel, wie das Zischen von Drachen piffen die weißen Dampfstrahlen, und die Sirenen der Werkstätten schrien wie böse Habichte, die ihre Flügel schlagen über den Felsenriffen einer dunklen und unergründlichen Kluft.

Die Feilen schrien und die Züge donnerten. Die Drähte summten, die Dynamos schwirrten, die Feuer krachten; und wie Donnerschläge aus cyklopischer Schmiede brüllten die Sprengungen in den Bergwerken.

Wundervoll und ungestüm war die mächtige Symphonie der Welt, wie die schrecklichen Stimmen des Metalls, des Feuers und Wassers in die lauschenden Ohren der Götter den wütenden Sang von menschlicher Mühsal hineinschrien. Aus dem Chaos der Töne, zusammengeschweißt zu dem Einklang eines einzigen Willens zu singen, erhob sich klar und leicht der göttliche Akkord der Hymne: —

Aus den Klüften der Berge,  
Aus dem Strudel der Seen,  
Aus den Eingeweiden der Erde,

Aus den gähnenden Schlünden der Hölle,  
Von dem Land und der See und dem Himmel,  
Von überall her kommt Brot und Wohlstand und Freude.

Und von den friedlichen Wohnstädten der Menschen erhob sich majestätisch und gewaltig, lauter als das Brüllen des Vulkans und das Bellen des Teifun, der Wechselgesang der menschlichen Arbeit zu der väterlichen Gerechtigkeit der Sonne. Doch in dem großen grünlichen Raum war nichts als das Schweigen von toten Jahrhunderten und Ohren, die nicht mehr hören; und keiner hörte den mächtigen Ruf des Lebens, der draußen brüllte, nur die drei Männer im Käfig hörten ihn. All die guten Gerüche, die heilsamen Gerüche, die gesunden Gerüche von Leben und Arbeit waren außerhalb des großen Raums.

Der Geruch des Regens auf dem Gras und den Blumen, die verzehrt werden von ihrer Liebe zu den Sternen,

Der schwere Geruch des Rauches, der sich aus Myriaden von Schornsteinen der Schiffe, Fabriken und Heime kringelte,

Der trockene Geruch von Sägespänen und der salzige Geruch der Eisenfeilspäne,

Der Geruch von Magazinen und Speichern und Warenhäusern, der königliche Geruch von Kaufahrteischiffen und der reiche Duft von Marktplätzen, der den Frauen des Menschengeschlechts so teuer ist. Der Geruch von neuem Tuch und neuem Leinen, der Geruch von Seife und Wasser und der Geruch von frischgedrucktem Papier,

Der Geruch von Korn und Heu und der Geruch von Ställen, der warme Geruch von Rindern und Schafen, den Virgil liebte,

Der Geruch von Milch und Wein und Pflanzen und Metallen,

Und all die Wohlgerüche der Erde und des Meeres und des Himmels, und der Duft frischen Brotes, das süßeste Aroma der Welt, und der Geruch des menschlichen Schweißes, der heiligste Weihrauch für die göttlichen Nüstern der Götter, und all die olympischen Düfte des Herzens, des Hirns und der Leidenschaften der Menschen waren außerhalb des großen grünlichen Raumes. Doch in dem alten Raum war nichts als der Geruch von alten Büchern und der Staub von abgestorbenen Dingen und die stickige Luft aus alten Gräbern, und der Aschenduft von Auflösung und Tod.

Doch alle Süße aller Wohlgerüche der Welt draußen war in dem Atem der drei Männer in dem Käfig enthalten.

Wie lahme gefallene Adler waren die drei Männer im Käfig, und wie kleine Kinder, die in einen Brunnen sehen, um den Himmel zu erblicken, waren die Männer, die auf sie niederblickten.

Nie mehr würden sie sich erheben zu ihrem luftigen Horst, nie mehr würden sie sich über die schneebedeckten Berge schwingen — doch obwohl ihre Flügel zerbrochen waren, konnte nichts die wilde Glut ihrer Augen dämpfen, die alle Höhen des Himmels kannten.

Seltsam war es, die Männer in dem Käfig zu betrachten, während das Leben draußen lärmte, und seltsam erschien es ihnen, daß sie da sitzen sollten, wegen etwas, das tote Männer in alte Bücher geschrieben hatten.

So dachten sie an nichts als an die alten Bücher und den grünen Käfig.

Dachten: Alle Dinge werden geboren, wachsen, verfallen und sterben und sind vergessen.

Sicherlich wird alles, was in dem großen Raum ist, vergehn. Doch was wird länger dauern, die Torheit, die in diese alten Bücher geschrieben wurde, oder der Wahnsinn, der in die Gitter dieses Käfigs hineingehämmert worden ist?

Welche von diesen beiden Mächten hat uns unterjocht, der Gedanke toter Menschen, die die alten Bücher schrieben, oder die Arbeit der lebenden Menschen, die diesen Käfig gemacht haben? Lang und angespannt dachten sie nach, doch fanden sie keine Antwort.

Doch einer der drei Männer in dem Käfig, dessen Seele von dem grimmigsten Feuer der Hölle gequält war, dem Trachten nach der höchsten Wahrheit, sprach und sagte zu seinen Kameraden: „Ja, ihr Brüder, alle Dinge sterben und vergehen, doch nichts ist wirklich und auf immer tot, bis jeder der Lebenden ohne Bedauern eine Handvoll Erde in sein Grab geworfen hat.

„Manches Buch ist geschrieben worden, seit diese alten Bücher geschrieben wurden, und manch ein Sprichwort der Weisen ist zum Gespött der Narren geworden, doch dieser Käfig steht, wie er stand, durch ungemessene Zeiten.

„Was machte ihn denn aus Metall, und dauerhafter als das gedruckte Wort?

„Worin besteht seine Macht, daß er uns hier hält?

„Brüder, die Dinge, die wir lieben, knechten uns.

„Brüder, die Dinge, nach denen wir schmachten, unterjochten uns.

„Brüder, es ist nicht Haß gegen die Dinge, die da sind, sondern Liebe zu den Dingen, die sein sollten, was uns zu Sklaven macht.

„Und welcher Mensch ist geeigneter, ein Knecht zu werden, ihr Brüder, und in einen grünen eisernen Käfig eingesperrt zu werden, als der, der am meisten nach dem höchsten der Dinge trachtet, die sein sollten — der, den es am meisten nach Freiheit verlangt?

„Und welche spitzfindige und boshafte Macht, ausgenommen diese Liebe der Lieben, könnte in dem Metall dieses Käfigs stecken, daß es darauf so erpicht ist, uns gefangen zu halten?“

So sprach einer der Männer zu den zwei andern, und dann sprach aus dem Schweigen der Äonen zu seiner gequälten Seele die Metallseele des Käfigs:

„Das Eisen, der Zwillingbruder des Feuers, der Erstgeborene aus dem Schoß der Erde, der immerwährende Zeuge für den Ruhm deiner Arbeit, bin ich, o Mensch!

„Nicht dazu war ich bestimmt, o Mensch! Nicht dich einzukerkern, sondern dich frei zu machen,

und dich zu unterstützen in deinem Kampf und in deiner Mühsal.

„Ich sollte die Pfeiler deines Tempels höher als die Berge errichten;

„Ich sollte den Grundstein deines Hauses tiefer legen als die bodenlose See;

„Ich sollte alle Schranke der Welt niederbrechen und durchdringen, um deinem Triumphwagen den Weg zu bahnen.

„Alle Schätze und alle Gaben der Erde sollte ich als ein Geschenk in deine Hände legen, und alle ihre Kräfte und Gewalten sollte ich, gefesselt wie kriechende Hunde, dir zu Füßen legen.

„Hättest du nicht gesündigt gegen den Adel meiner Natur und meiner Bestimmung, hättest du mich, den allmächtigen Herrscher, nicht herabgewürdigt, der Diener des Goldes zu werden, ich hätte mich niemals gegen dich erhoben und dich unterjocht, o Mensch!

„Während ich noch Hacke und Pflugschar und Axt und Sense und Hammer war, war ich der erste Meister deines Glücks; doch mit dem Tag, da ich zum ersten Schloß und zum ersten Schlüssel gehämmert wurde, ward ich zu Fesseln und zu Ketten für deine Hände und deine Füße, o Mensch!

„Mein Fluch ist dein Fluch, o Mensch! und selbst wenn du aus der Pforte dieses Käfigs herausgehen solltest, wirst du nicht frei sein, bis du mich nicht zu der Freude der Arbeit zurückversetzt.

„O Mensch! bringe mich zurück in die alte Schmiede, reinige mich wieder mit dem heiligen Schmiedefeuer, lege mich wieder an die Mutterbrust des Ambosses, schlage mich wieder mit dem altehrwürdigen Hammer — o Mensch! forme



FAHARTIA

Egon Schiele

Porträt des Malers Harta

mich wieder mit deinen wundervollen Händen  
in ein Werkzeug deiner Mühe,  
„Mache aus mir wieder das Schwert deiner Ge-  
rechtigkeit,  
„Mache aus mir den Dreifuß deiner Anbetung,  
„Mache aus mir die Sichel für dein Korn,  
„Mache aus mir den Ofen für dein Brot  
„und den Feuerbock für deinen friedvollen Herd,  
o Mensch!  
„und das Gestell für das Bett deiner Liebe,  
o Mensch!  
„und den Rahmen einer fröhlichen Leier,  
o Mensch!“

So sprach zu einem der drei Männer, aus dem  
Schweigen der Jahrhunderte heraus, die Metall-  
seele des Käfigs.

Und er lauschte auf ihre Stimme, und während  
sie noch in seiner Seele nachklang, — die von  
dem wütendsten Feuer der Hölle gequält war,  
welches das Trachten nach der höchsten Wahrheit  
ist (Ist es Tod? Ist es Liebe?) — erhob sich  
einer aus der schweigenden Versammlung von den  
alten Männern, die um den eisernen Käfig waren.  
Und dieser Mann war der am meisten ergraute  
von allen, und sehr gebückt war er, und ver-  
braucht und zermalmt von dem schweren Ge-  
wicht der großen Bürde, die er ohne Stolz und  
ohne Freude trug.

Er stand auf, und indem er sich — ich weiß  
nicht, ob zu dem alten Mann, der auf dem  
schwarzen Thron saß oder zu den alten Büchern,  
die hinter ihm vermoderten, oder zu dem Bild,  
das über ihm hing — wandte, sagte er (und  
traurig wie ein Wind, der in den Kreuzen eines  
alten Kirchhofs stöhnt, war seine Stimme): —

„Ich werde euch beweisen, daß diese drei Männer  
in dem Käfig Verbrecher und Mörder sind, und  
daß sie den Tod erleiden müssen.“

Liebe, da hörte ich zum ersten Male das Schwirren  
der Motte, die das alte Gemälde und die alten  
Bücher verzehrte, und den Wurm, der die alte  
Bank zernagte, und da sah ich auch, daß alle  
die alten Männer rings in dem großen grünlichen  
Raum tot waren.

Sie waren tot wie der alte Mann auf dem alten  
Bild, nur daß sie noch die alten Bücher lasen,  
die er nicht mehr lesen konnte, und noch die  
alten Worte sprachen und hörten, die er nicht  
mehr sprechen und hören konnte, und noch das  
Todesurteil verkündete, das er nicht mehr aus-  
sprechen konnte über das mächtige Leben der  
Welt draußen, das klopfte und donnerte, schrie  
und emporbrüllte zu der väterlichen Gerechtigkeit  
der Sonne, die wundervolle Hymne der Arbeit.

#### ZWEI NOTIZEN ÜBER EGON SCHIELE

##### I

Aus dem langsamen Zersetzungsprozeß unserer Kulturideale ist  
ein Kunstwille herausgewachsen, der noch einmal die letzte  
Kraft zusammenraffen möchte, um den ewig unlösbaren Fragen  
eine Antwort zu finden. Es liegt etwas Gewalttames, etwas von  
zusammengebissenen Zähnen in dieser Kunst. Sie weicht der  
naturverklärenden Renaissancegesinnung in weitem Bogen aus

und fühlt sich der Gothik blutsverwandt, die für ihre innersten  
Erlebnisse in der Außenwelt, in der Formensprache der Kunst  
und ihren Ausdrucksmitteln ein mystisches Gleichnis suchte.  
So sind diese Modernen weltflüchtig, nach innen gewandt,  
exterritorial, und blicken in starker Draufsicht auf die Schau-  
bühne unserer Menschlichkeiten. Die äußere Form ist ihnen  
das Symbol eines inneren Seins und die Relation der Dinge im  
künstlerischen Raum ein Abbild metaphysischer Bedingtheiten.  
Zu den sehr wertvollen unter diesen jungen Künstlern gehört  
Egon Schiele, der als Maler wie als Graphiker Bedeutsames geleistet  
hat. Seine Veranlagung ist deswegen besonders, weil die male-  
rische wie lineare Art zu schauen ihm auf gleiche Weise gegeben  
ist. Das läßt sich besonders gut an seinem graphischen Werk  
nachweisen, das neben dem scharf charakterisierenden Strich  
des Schwarz-Weiß-Blattes auch Arbeiten enthält, die die Grenzen  
zwischen Malerei und Zeichnung durchbrechen und in der Einzig-  
artigkeit von farbiger Wirkung — mit den Mitteln des linearen  
Zeichnungsstiles hervorgebracht — einen ganz neuen Typus  
darstellen.

Aber nicht nur das Technische, nicht nur die Besonderheit seines  
Farbenempfindens, der Linienführung und die fast beispiellose  
Sicherheit seiner Raumgliederung — auch der geistige Bekenntnis-  
wert seines Werkes ist von größtem Interesse. Unter den  
Modernen sind nur wenige, welche die Größe, aber auch das  
Beängstigende und Vampyrhafte des Geschlechtes so eindrucks-  
voll zu gestalten gewußt haben. Das Weib ist ihm das in seinen  
ästhetischen Werten in naivem Gleichgewicht ruhende natur-  
verwurzelte Wesen, während der Mann sein Triebleben unter  
dem Einfluß der Vernunft sowohl gebändigt als auch raffiniert  
hat. Schieles Männergestalten haben etwas Unheimliches an  
sich, sie sind Anachoreten und Vampyre zugleich, Gehirn- und  
Sinnenmenschen. Ihm ist also die Gothik kein äußerliches  
Formelement sondern der in allen Tiefen durchmessene Erlebnis-  
komplex eines zwischen den beiden äußersten Polen der irdischen  
Natur hin und her geworfenen Geistesmenschen. Dieses Stück  
Mittelalter, mit seinen Schrecken, seinen heimlichen Genüssen;  
mit seiner Reue und himmlischen Verklärung; seinem Arbeits-  
ernst und dem mystischen Gefühl, bei allem Irren und Fehlen doch  
nicht in die Irre zu gehen: ist die Form jener Künstlerschaft,  
die unserer Zeit allein noch gemäß ist. Die unermüdlich schaffen  
muß um sich selbst immer wiederum aus der Qual des Erlebens  
zur Klarheit künstlerischer Anschauung zu führen, gleichgültig  
ob nun Haß und Mißverständnisse dieserhalb dem Irdischen  
entflohenen Produktion folgen oder aus der geistesabgewandten  
Lebensstimmung unserer Zeit doch noch einige Anerkennung  
und Aufmunterung dem einsam seinem Werk Dienenden ent-  
gegengebracht werden mag. Er stellt sein Schaffen wortlos  
in den Bereich seiner Umwelt, und je wahnwitziger sie ist,  
desto vernehmlicher klingt der Protest der Idee denen in die  
Ohren, die noch Menschen im Sinne einer Kultur sind, die im  
Begriffe ist, uns bis auf die letzten Spuren abhanden zu kommen.

*Ulrik Brendel*

##### II

Aus dem Trieb einer elementaren, chaotischen Erotik erwachsen  
Visionen. Die Sprache der Bilder Schieles hat die biblische  
Kraft des „Hohen Liedes“ und die zerstörende Flamme der  
Ur-Instinkte. Die Farben sind Keulenschläge der schöpferischen  
Kraft, notwendig, leuchtend und drohend. Die Bilder sind  
vielleicht Tragödien im griechischen Sinne: Furcht und Mitleid  
erweckend.

\*

Aus den tiefsten Heimlichkeiten des Weibes bildet Schiele  
ornamentale Muscheln: Arme und Beine wachsen mit suggestiver  
Kraft aus den leuchtenden Tapeten der Kleider.  
Wirr und erschreckend sind die Bilder des Weibes; in tiefster  
Klarheit und stärkster Kunst die reinen Züge des Mannes.

\*

Egon Schiele ist männlich, brutal, sinnlich und voll tragischen  
Erlebens.

\*

In glühender Sonne blüht Blut. Das Weib schreit nach dem  
Manne. Die Städte Europas verbrennen. Aus tiefen Abgründen  
locken tödliche Gewalten.

Der Mond verlischt.

Wild schreit ein Mann: „Was ist nach mir?“

*Heinrich Nowak (Wien)*



## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXIX

Auch die Seele des Geschichtsforschers, die tiefer und brennender noch als die aller sonst dem ungeheuren Geschehen von heute Zuschauenden von ihm erfüllt ist, kann seine Maße, sein Woher und Wohin nur langsam fassen. . . .

Modell Bebel würde ein heftiges Temperament den Schützengraben- und Stellungskrieg nennen können und damit vielleicht übertreiben, aber nicht völlig unrecht haben. Der außerordentliche Wert, der der kriegerischen Schulung des einzelnen Mannes beikommt, die völlige Herabdrückung des Eigenwillens der Unterführer, ja durch Zeiten hin des obersten Feldherrn selbst, tausend Nichtigkeiten des Betriebhaften in der Regierung und Verpflegung des Heerkörpers lassen den gleichen Grundzug erkennen. Er ist denn also in Wahrheit ein zeitgemäßer. . . .

Und es ist die Flamme des kriegerischen Geistes, der Leidenschaft des Kampfes selbst, auf die es hier ankommt, für die alle Maße und Zahlen seiner Auswirkung nur Zeichen und Zeugnis sind. . . .

Und wessen Ohr die edlere Sprache des herrisch und göttlich sich aufbäumenden Kämpferwillens nicht erreicht, der müßte das Klingen des rollenden Goldes vernehmen: wen die Ströme von Blut nicht berühren, den müßten die ebenso unerhörten, ebenso unermeßlichen Ströme von rotem Gold überzeugen, die nie noch die Völker in so paktolischer Fülle über den Estrich der Erde fließen ließen.

Die ganze Bedeutung solchen Tuns zu ermessen, sind wir, die dem Gedanken leben, nicht ganz zuständig. Aber eben wenn wir inne werden, daß die Völker heut mit einer Rücksichtslosigkeit ihren Ideologien leben, wie sonst nur die Einzelnen tun, die den Stoff verachtend, des Geistes voll über Stock und Stein die Wege laufen, die ihm seine Ziele weisen, so mögen wir solches Handeln noch ehesten begreifen.

Gewiß, die Gedanken der Völker sind sehr viel handgreiflicher als die der Dichter und Träumer, der Gläubigen oder der Forscher, aber eine Wahlverwandtschaft besteht zwischen beiden Formen menschlich schönen Handelns: jedesmal wird ein gegenwärtiges für ein zukünftiges Gut dahingegeben. Und die Völker vergeuden auch, wenn sie um sehr irdische Besitztümer, um Land und Reichtum fechten, doch mit der Gebärde eines königlichen Verschwenders, was ihnen sonst das Höchste dünkt. . . .

So bietet der Krieg, selbst nur in seinem europäischen Durchschnitt, nicht in seinem deutschen Gipfel gesehen, ein erhabenes Schauspiel von Verschwendung armen Goldes, reicheren Blutes und selbst noch von unwiederbringlicheren Gütern, so des Lebens hoher oder hoffnungsvoller Einzelner dar. Friedrich Nietzsches, der Gedanke kann die, die ihn lieben, heute nicht loslassen, würde ob diesem Schauspiel seinen gescholtenen Europäern vieles verzeihen, manches abbitten. Er würde entzückt sein, von dieser berghohen Flamme eines Lebens, das in seiner Glut sich selbst zu verzehren nicht scheut. . . .

Die Helden der neuen Arenen im Unter-, im Oberweltreich sind dermaßen auf sich selbst gestellt, vornehmlich die Kämpfer der Luft, die die edelste, echtste Form des Streites, den Zweikampf, nach langen Jahrhunderten in seiner ursprünglichsten Reinheit wieder erneuern, daß ein Ruhm, ein Glanz der Tat wieder emporleuchtet, die mit den Morgenzeiten des Menschheitstages für immer dahingeschwunden schienen. . . .

*Aus einem Aufsatz „Das doppelte Anlitz des Krieges“, den Herr Professor Kurt Breysig zum zweiten Jahrestage dieser Zeit im roten „Tag“ (Nr. 181 und 182) drucken ließ.*

Amtlich. Berlin, 18. August.

Herr Asquith hat erklärt, daß die englische Regierung beschlossen habe, die Wiederaufnahme des diplomatischen Verkehrs mit Deutschland nicht zu dulden, bis Genugtuung für die Ermordung Fryats gegeben sei.

Der englische Ministerpräsident scheint anzunehmen, daß nach Friedensschluß deutscherseits mit Ungeduld der Wiederkehr eines englischen Vertreters entgegengesehen wird. Herr Asquith

irrt. In Deutschland steht man der Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit einem Lande sehr kühl gegenüber, dessen Staatsmänner und Presse in Beschimpfungen und Verleumdungen Deutschlands wetteifern und einen Mangel an Anstand in Form und Gesinnung gegenüber dem Gegner erkennen lassen, wie er in der Geschichte wohl ohne Beispiel dasteht.

*„Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und die gesamte deutsche Presse.*

Budapest, 15. August. (W. T. B.) Nach einem Beschluß der Zeitungspapierzentrale erscheinen von heute ab die Tageblätter in einem Höchstumfang von acht Seiten.

*„Berliner Tageblatt“, Morgenausgabe, 16. August 1916.*

## KLEINER BRIEFKASTEN

F. von Ostini, Redakteur des Witzblattes „Jugend“ und Kunstkritikus der „Münchener Neuesten Nachrichten“. Für die Entschiedenheit, mit der Sie in Nr. 415 der „M. N. N.“ auf die Expressionistenausstellung schimpfen, die Hans Goltz in seinem Salon veranstaltete, danke ich Ihnen sehr. Nicht auszudenken, wenn Sie die Künstler Schiele, Kising, Hans Richter, Kars, Eberz, Lehbruck, Melzer, E. L. Kirchner, O. Th. W. Stein gelobt haben würden! Nicht auszudenken die Katastrophe: Herr Fritz von Ostini begönnet Maler der AKTION, begönnet: Matisse, Picasso, Daumier, Pissarro, Kandinsky! Daß Sie von den „französischen Charlatans Picasso und Matisse“ den „Vätern des Kubismus und Expressionismus“ reden und von „etlichen Russen, die hier vor dem Kriege ihr Unwesen trieben“ — diese niedliche Form von Kunstkritik zerstreut jedes Mißverständnis.

H. K. Daß ein Freund der AKTION die AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN besitzt, ist noch wenig: Freundespflicht ist, neue Freunde zu werben!

## BÜCHERLISTE

W. S. REYMONT. Die polnischen Bauern. Ein Roman in vier Bänden. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) M. 12,—.

CARL SPITTELER. Olympischer Frühling. Neue, vollständig umgearbeitete Ausgabe. (Ebenda.) 2 Bände M. 7,—.

FJODOR SSOLOGUB. Totenzauber. Eine Legende im Werden. (Georg Müller, Verlag, München.) 2 Bände M. 8,—.



Egon Schiele

Original-Holzchnitt

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Bazar (Titelzeichnung) / Otokar Březina: Die Propheten / Alexander Herzen: Notizen über Proudhon / Vallotton: Alexander Herzens Porträt (Holzschnitt) / G. F. Nicolai: Über Instinkte / Josef Eberz (Stuttgart): Pferdebandiger (Zeichnung) / Hans Gathmann: Jüngster Tag / Otokar Theer: Erde / Egon Schiele: Aktstudie / Wilhelm Klemm: Unheimlicher Abendgang / Hermann Kasack: Alle Toten kamen . . . / Ludwig Bäumer: Die Stadt / Johannes Urzidil: Die Städte / Edlef Köppen: Tote Stadt / Carl Figdor: Aus dem Drama Abram / František Langer: Ein Tod zur rechten Zeit / Georg Tappert: Dunkler Winkel (Zeichnung) / Adolf Behne: Hermann Bahrs neueste Leistung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. <sup>37</sup>/<sub>38</sub>

SONDERHEFT: HEINRICH SCHAEFER (STRASSBURG I. ELS.) - GEORG TAPPERT. INHALT: GEORG TAPPERT: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Heinrich Schaefer: Flaneur. Eine Dithyrambe / Georg Tappert: Landschaften (zwei Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Geist / Georg Tappert: Drei Original-Holzschnitte / Heinrich Schaefer: Was schreist du? / Georg Tappert: Aktstudie; Erwachen (Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Grenze / Georg Tappert: Dunkle Winkel (Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Nächtliche Scene; Ausbruch; Gefangenschaft / F. P.: Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E

Das Nachtmahl von Beaucaire

C A R L S T E R N H E I M

Herr von Seingalt

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M

V e r s e u n d B i l d e r

Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F

L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N

A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G

O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N

Die gottlosen Jahre

Gedichte. Geh M. 3,50

M A X H E R R M A N N

S i e u n d d i e S t a d t

Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N

D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m

Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R

W o r a u f w a r t e s t d u ?

Roman M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

KUNST-SONDERHEFTE

D E R A K T I O N

Neue Seession

Richter-Berlin-Heft

Schmidt-Rottluff-Heft

Hans Richter-Heft

Karl Jakob Hirsch-Heft

Wilhelm Morgner-Heft

Egon Schiele-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 16. SEPT. 1916

## FLANEUR

*Eine Dithyrambe von Heinrich Schaefer*

Weit ist das Land — von seinem flachen Anlauf an der niederen See, bis wo es am Gebirgsdamm hell hinaufschlägt. Einsame Häuser liegen darin, dickere Häuserhöfe, ganze Dörfer, lange und runde und regellos wirre, und dann die Städte, die mächtigen, breitgelagerten und hochgebauten, die die Welt verdecken —

Viele Menschen gehen — bei den einsamen Häusern gehen sie und bei den Dörfern und in den straßenreich zerlegten Städten, — und wie sie gehen, sind sie unwissende Gehorcher des Bodens wo sie gehen. —

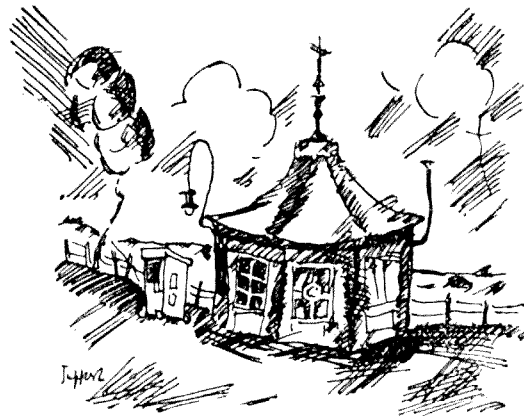
Da geht der Bauer schweren Trott hinter seinem Pflug im scholligen Ackergrund. Seine Beine heben und senken Holzschuhklumpen. Jeder Schritt muß sich für jeden Augenblick die Ebene erzwingen, auf der er stehen kann. — Da stapfen steif, ob am frischen Morgen oder am müden Abend, Fabrikarbeiter, Maurer, Erdarbeiter über die hart gepflasterten Plätze und zerquetschten Straßen. Gerade werden ihre Beine nie, geknickt sind ihre Knie. So fallen sie von Haus zu Arbeit, Arbeit zu Haus, jammerbar blöde.

Viele Menschen gehen. — Sie schleichen und sie eilen. Alle tragen sie Lasten. Allen ist ihr Gehen helfende Dienerschaft, kleine Zwergeneifrigkeit, um große, wichtige, in Hitzeschweiß geschmolzene und zu Hartgummi erstarrende Masse in das Gewölbe ihres Lebens einzufüllen. Und vielen von den allen ist ihr Gehen eine sechsunddreißigste Krankheit ihrer Menschengebrechlichkeit, und sie werfen ihren Fluch, der den ausgewachsenen Körper ihres Lebens treffen will, hinunter auf das Gehen, die elende Plage, und drücken Dunst und faulen Saft ihrer Krankheit hinunter in das Gehen, das adelig ist in Kraft und Geschmeidigkeit der Beine und gesund an Rasse. — Ich habe des Gehens Inbrunst und hohe Lust und Sinn erlebt. Laßt Euch sagen:

Wenn ich am Tage tief unten in der Frohnzelle meines Lebens notarbeiten mußte, wenn ich Binden um den Mund, Binden um die Stirne trug, um wissenslahm und stumm zu bleiben, wenn ich die Binden und die Ketten, die ich blindrasch anlegen muß, um mich zu halten, von mir abgetan habe und ledig Freiheit verspüre und aus den

engen Gelassen immer breitere Treppen steige und den Saal betrete, wo ich allein zu Hause bin — Wälle vom Meere hergewälzt im stürmenden Anwogen huldigungstehend empfangen mich in ihren Raum, sie stehen hoch, sie schützen gewaltig, tief leuchtet ihr blauer Purpurschein, inmitten wartet der schwarze Riesentisch, daß ich meine Arme auf ihn lege, weiße Bogen breite und hochhörenden Hauptes die Worte der Musik hinzittere, die von dem fernen geisterhandberührten Flügel herüberweht, herüberstürmt — dann — will ich nicht ruhen und will nicht lauschen in der Glockenstille und will auch nicht mich verbergen unter Teppichen in Tiefen — dann — hüll ich mich in Pelz und Seide und trete vor die Türen in die Straße.

Dämmerung hängt mit langen, schmalen, eben erst geworfenen Tüchern an den Dingen. Aus den Flüssen hat sie sich erhoben. Schwärze der Flüsse quoll hoch und wuchs mit berggroßem Trog und breitete sich abfließend über Häuser und jäh Straßen. Die ersten feuchten Schütten fielen schon und hängen an den Dingen. Sie hängen an den Bäumen von den Zweigen und machen sie klobig ungestaltet. Sie hängen von den Balkonen verdichtend vor die Fenster, was sollen die Läden, die da klappern? — Sie hängen vor der Straßenschlucht, aus der die hell erleuchtete dick personengefüllte Straßenbahn herausbricht. Und ich schreite aus. Flügel schießen an meine Flanken und heben mich in Gang. Baum und Baum, die



Georg Tappert

Landschaft

den Rand der modernen Mietshäuserstraße rechts und links bestehen, hasten an mir vorbei, daneben bewegen sich schwarze Keulen, welche Menschen sind. Ich fliehe hin zwischen Baum und Mensch und schlinge meinen Weg bald um diesen, bald um jenen: Frei soll der Weg sein, frei, wenn auch Umweg — Entfliehen will ich. Denn dunkel ist mir diese Gegend, ein schattenhaftes Tal voll kalter Zugluft. Hinter nackten Bureaufenstern gebückte Rücken vor grünen Lampen. Dienstmädchen und Frauen drängen in der Türe der Metzgerei. Regen der Familiensorgen träufelt auf mich herab, und die kleinen Insekten der Nüchternheit klettern an mir herauf. — Flucht, Flucht. Weite lichte Öffnung verspricht die Straße — wo die schönheitsstolzen Häuser des Reichtums stehen. Nicht stehen sie ver mummt und böß verschlossen, daß sie nichts vom Prunk ihrer Säle verraten, wie hier die Bauten der geruhsamen Ärzte, Professoren und Advokaten, wo ich parfümgeruchwitternd vorübereile. Denen ich entgegenfliege, die stehen in einem hohen Strom. Der Strom ist Licht. Aufgelöst sind ihre niederen Festen über dem Boden, und erst über der lichtrotgelben Schmelze schwimmen die steingefügten Massen. Sie ragen in die Nacht. Die Nacht ist unerklimbar zum Verfliegen hoch. Ich suche die Menschen. Unten im engen Lichtkanal gehen sie gefangen. Sie gehen. Sie bewegen sich durcheinander. Erdrücken sie sich nicht in den Massen Brust gegen Brust? Stehen sie nicht unbeweglich, durch die Gewalt des Ineinanderpressens selbstgebändigt? Nein! Leichtgelöst in ihren Massen sind die Menschen. Schön setzen sie ihre Schritte einer vorbei am anderen, und jeder fügt sich mit seinem Schritte ein, daß er den anderen nicht störe; und wer nicht eilen kann, weil er wohlgesittet Menschen nicht überrennen darf, der bescheidet sich schnell und geht langsam hinter Herr oder Dame her, die langsam gehen. So gehen viele Kolonnen, die einen hin und zwischen ihnen die anderen her. Langsam laufen so die Bänder über Räder in Fabriken hin und her und nehmen kein Ende — Traumbild Du! Sonnen brennen in Dich hinein. So fest zum Schmerzen grell best Du erleuchtet. Nahe bist Du mir vor die Augen gestellt, daß ich Deine Menschen sehe von dem Windhauch an, der in der Pleureuse der Dame leichtestes Federfädchen niederlegt, von dem verschiedenen Blinzeln und Blicken in den Augen der Herren an, wenn sie durch die Lichtgewalt eines strahlenden Schaufensters wandeln, bis zu der silbernen Agraffe auf kokettem Stiefelchen und dem violetten Strumpffleck, der zwischen klappender Hose und blitzendem Schuh auflugt. Ich fürchte, daß Du wanken willst und fliehen, flüchtig wie alles Grelle, und schweres Dunkel hinterlassend. Steh mir, Bild du wildes! Sehen will ich Dich nicht nur. Ich will Dich greifen. An meine Brust will ich Dich legen. Umschließen will ich Dich mit Gestalt und Wesen. Einbetten will ich mich, daß ich Dich nicht mehr sehe und wie ich, so Du mich nicht mehr siehst, und daß Du wankend, nicht mir entweichend,

hereinfällst in meine Umschlingung — das Ich ist Du, und Du bist Ich — — —

Ich haste. Die Straße verbreitert sich. Ich grüße. Frohlocken hüpf. Wie aus dem Fluß in die offene Bucht fahrend, gibt es mich auf den Platz hinaus, entsendet wie aus einem Füllhorn, der ich groß mich schützte über alles, was ich suche. Still dunkel wird um mich, ein heiliger Bogengang, der wohl auf Lichterschein stößt, aber rings stehen verlassen und geheimnisvoll wie im innersten Walde Baumstämme. Sand weicht unter meinen Füßen. Gierig stehen hohle Räume rechts und links. Ich habe Angst. Nicht will ich seitwärts sinken in die Labyrinth der Einsamkeit und innerlich will ich nicht irren mit taumelnden Pfaden der Brust. Nach außen will ich meine tastenden Organe legen, Ruder strecken aus meinem Boot und mit ihnen in die äußeren Gewässer fassend mein Leben fortbewegen. Ich erstrebe die Menschen. Ohne die Menschen bin ich ein sehndes Nichts, ein Balg, ausgestülpt in rufende Arme. So wie das Bläschen Luft aus Wasserduster hinauf an seinen blauen Himmel springt und wie der kleine Fisch durch Binsen nach seiner Familie eilt, so reißt es mich zu den Menschen. Als ob sich tausend Arme an mich legten und mich hüben und ich zur ausgefüllten Streckenslust meiner Glieder groß in die Weite wüchse, so wird mir sein. —

Quer über die Straße geh ich auf die Menge zu, die der breite Steig trägt. Dort will ich hinein, mitten in die lückenärmste Menge. Quer über die Straße komm ich her. Noch ist schnell und groß mein Schritt und wachsam mein Auge nach allen Seiten aufgeregt. Ich nahe mich der Enge. Kleiner werden meine Schritte und biegen gelinde ab und gehen mit den Ziehenden, ihnen zur Seite. Ich spähe, wo ich mich fügen kann, ich setze den Fuß auf und schaue kopfübergewandt, und mählich wird ein Raum auch meinem Körper. Ohne Überlegung willig nehmen mich die Menschen auf. Ich bin ein Mensch und will sein mit ihnen! Aufnahme einem ihrer Art ist immer. Nun wurden meine Schritte ganz bescheiden, ganz eingefügt zwischen die vielen Schreitenden, ganz langsam zieh ich hin. Ein Großgewachsener geht vor mir, und wo ich gehe, den Platz hat mir ein Mädchen überlassen, das tiefer in die Menge nach den Schaufenstern drang. O Mädchen — Bewundere Du Kleinodien, die arbeitende Hände Deinem leuchtenden Auge fertigten. Einst werden sie um Deinen Hals sich legen, in Deine Haare sich verflechten und von Deinen Fingern blitzen. Laß Dir es sagen und tändle wie du lächelst hin. Lebe wohl — — — Ich aber, auch ich dringe tiefer in die Menge. Von hier ist kein Entrinnen. Kein Wille mehr erkennt sich in Schritt und Armgebärde. Zusammengepreßt bin ich, ganz klein, und spüre, daß ich immer kleiner schrumpfe. Hilfe such ich in den Gesichtern rings und will mich halten, doch alle schauen sie nur für sich und zeigen sich, wie sie schauen. Schwere kalte Masse legt sich auf mich und will mich zerpressen. Doch ich fürchte nicht. Ich kenne die Leiden, die ich

dulden muß, um hoch zu fliegen in meine Freude. Schon in meinem Leiden ist das lachende Jubeln, mit dem ich meine Freude lebe. Wanken seh ich mich, und wie ich fallen werde, seh ich, doch ich falle nicht, seht her: Schon strafft sich meine gebogene Gestalt, fest wird um meinen Leib, wo es zuckte, stark stehen und allein meine Augen, die taumelten wie müde Vögel über dem Meere nach haltenden Bäumen. Kaum gepreßt, hab ich mich aufgeworfen, und leichtlich wich die Masse: Zurück! Ich bin bei Dir, doch sei zurück — und ich sehe hoch in alle Gesichter. — Alle müssen sich hergeben. Alle suchen sie und verbergen, was sie suchen. Keines will sich verraten. Aber dennoch sind sie alle dargeboten von Anfang an, nackt und enthüllt dem enthüllenden Blick. Sie suchen alle, und der dort, der allein geht, der große Blonde — spielt den Unberührten, den Kenner alles zu Erlebenden und den wohlgelaunten Grausamen — blonde Schurrbartstopfeln trägt er auf wohlgelaunter Lippe — er hält sich starr, grüßt steif und hat steifen Tritt in den langen Beinen — — warum hat er sich aufgemacht, hier zu gehen, warum ließ er sich nicht liegen auf seinem Divan? Zum Raube kleinen grauen Teufeln würde er liegen, die ihn mit Haken weg von der lärmenden hellen Menschheit fern in tot dunkle Höhlen zögen, um dort ihre Launen, Spott und Haß an ihm zu büßen und sein Leben mit seiner eigenen Hand zu erwürgen. Retten muß er sich zu den Menschen, speisen sollen sie ihn, nähren seine dürr gewordenen Stöcke, er lebt nicht mehr und will, widerwillig allem Leben, dennoch sein neues Leben aus vielen finden um ihn her. Er, der es am wenigsten weiß, der ein Befreitetester scheint — auch sieht er blöd aus, in Nächten der Sekt- und Frauenlust zerstißen sich seine Züge — aus ihm heraus sucht es am meisten, und wie er geht, hier in den vielen, hat er gefunden — er, mein widersächlicher Bruder.

— — — Und andere gehen, der eine lachend fidel und als ob er seinen Spaß am Menschen-treiben hätte, der andere listig lauernnd, der andere mit schönen großen Augen bezwingen wollend, der andere mit roten robusten Wangen, der andere mit feinen Lippen, der andere mit Kleidern von lieblichsten Farben und herzrührendstem Schnitt. Viele wissen, was sie suchen, und sind stille gefährliche Jäger, viele aber eilen von Hause fort und durchlaufen viele Straßen und haben nirgends Ruhe, nirgends Fund und alle ihre Straßen münden wie von ungefähr, wie die Adern in das Herz, plötzlich in diese eine Auserwählte, Große. Wer hier nicht findet, wird nirgends finden, und ist der unglücklichste aller Sucher. Und wie das Weib die stärkste dunkle Sonne ist, die diese Wandelplaneten zieht, streifen nicht auch Frauen und Mädchen vor den Mann, daß er sie bewundere oder fange! Sie suchen ihn, um von ihm gesucht zu werden. Inmitten ihrer schweren schwarzen Samtgewänder entblößen sie sich nackt vor ihm und strahlen hin den schlanken Gliederbau und die breiten tragstarken Hüften und die zierlichen oder plumpfleischigen Brüste; auch kann

wie Vorhang ihr langes Haupthaar fallen — dünne weiße Arme mit Fäusten drücken es gegen den Leib — funkenknisternd zuckt die Manneshand, zu reißen, doch der gesittete Mantel bewahrt ihn verborgen und nur die Luft zittert. Freude jauchzen triumphierende Mienen. Staunen des Entzückens summt ihnen zu. Und leise Schreie hör ich von gefangenen Herzen, die tollblind an den weiblichen Körper, der mit Brunstschlag sie trifft, sich werfen möchten. — Wirr fliegt das Geschling der Blicke. Ewig fügt sich neu und zerreißt sich und hat nie Bestand das Bild. Denn manche dunkle Sonne noch regiert und zerrt es. Von ferne wirken der Hunger ein und ärmste Notdurft des niederen Urmenschen, daß viele in die Läden treten und greifen und kaufen. Aus sich selber hat das Bild nicht Kraft, daß es immer neue Bilder wälzt und nie Bestand hat. Heimlichkeiten sind, Heimlichkeiten sind! Ich spüre. Ich ahne Gestirne walten. Hauch ihrer Wellenflut streicht über mein Gesicht. Ich schließe meine Augen — Rings lärmern, ein jedes mit seiner Stimme, die Gefährte und rufen nach Weg, nach Freiheit ihrem Wege. Rings kitzeln und peitschen, ein jedes mit seinem röteren oder weißeren Lichte, Schaufensterglühen ungetüme und lassen Menschen herein in ihre Bäuche schwemmen und speien sie von dannen, um ihren ergierten kostbaren Geldgehalt ausgesaugt. Dazwischen wie ein trunkener Kinderzug durch das stachelheiße giftige Dschungelland mit einem lieben Lächeln gleiten die Menschen. Gehetzt ist ihre Ruhe. Eingeschlossen sind sie als elende Kinder mit Übermächtigen in die Kugel der Welt. Durchgestochen, durchgeröstet, durch-



Georg Tappert

Landschaft

gesalzen und gesüßt, durchgeknechtet sind sie von den Übermächtigen. Schrill gelte der Kampf und verrät nicht Sieg noch Niederlage — — —

Doch von tief unten her, wohin keiner horcht, wo dunkelschattig dumm die Körper sich drängen, rauscht das Gehen, das arbeitende Gehen, und redet unbeirrt seine Sprache von der Wahrheit seiner Dinge — — — daß so schwach wir sind, daß wir Verdienst noch Schuld nicht haben an unserem Gehen, daß draußen viele, viele Menschen gekrümmt im Schmutze sich zu Skeletten quälen, während wir, wir zu dieser Stunde, wir in Fanfarenpracht in dieser Straße magisch erfüllter Triebe, wir die Menschen eines Traumes der Jahrhunderte, gehen — daß wir nicht fluchen, daß wir nicht singen, daß wir nicht bewundern und nicht verachten können, daß wir nicht wissen, was wir suchen, daß wir nicht wissen, ob wir es sind, wir, die suchen, ob es nicht in uns ist, was sucht — Es — das Es — das Überuns, das Himmelweite, das eiserne Dach, das Weltraumfüllende — Ja, daß das Gewaltige, das weiter reicht und stärker alles umfaßt und an den Bug seines Panzers drückt als der Mond, die Sterne, die Sonne, Saturn und Uranus und nimmer sehbare Gestirne anderer Welten. Das Gewaltige setzt uns auf die Erde wie Es will — — in die Ebene, in das Bergtal, in die Stadt — hier zu dieser Stunde in diese Stadt und mischt uns und schiebt uns und wird uns beharrlich mischen oder nervös zersprengen wie der Knabe mit schnellendem Finger ein Häufchen Sand — und mit seiner Nebelhand drückt Es Unwissenheit auf die Stirnen. Mich aber läßt Es meine Stirne höher tragen und in Unwissenheit wissen seine Nebelhand. Mich hält Es hoch. Ich gehe groß über allen Häuptern. Ich halte mich nicht. Ich habe nicht Gewalt. Ich habe keine



Georg Tappert

Studie

Kraft und keine Größe. Ich bin es nicht. Ich bin es nicht. Ist nicht der Gott von seinem schwarzen Marmorthron gestiegen? Steht er nicht hinter mir? Geht Er nicht, geht Er nicht? Drängt er mich nicht, wenn ich nicht gehe, wird Er mich zermalmen? Trägt er mich nicht an seiner Brust, wie die schwarze Felsenwand den lebendigen goldenen Ginster? Ich gehe nicht meinen Gang. Ich atme nicht meinen Atem. Aber Dank — Dank, o Wunder! Des Gehens rundvolle Macht, des Atmens rundvolle Macht, aufgeschlossen hat er sie in mir. Abgelassen von mir hat er seine Hände und ließ sie sinken und wird mich nicht erwürgen. Ich gehe groß. Hoch über alle Häupter quoll mein Herz und seine Wogen schlagen groß und langsam und wandern groß und langsam in die schwarzdüstere Unendlichkeit. Ich gehe groß und bin den Menschen nicht fremd und lasse sie wirren und treiben und habe zu ihnen eine freudige Liebe. Einst tosten sie in Arbeit der Qual und Lust. Ich aber — in Schreiten geh ich jetzt die höhenhohe Ruhe der erlösten Menschheit — jeder meiner Schritte löst Musik aus Himmeln, erstärkend jugendlich überbraust sie mich und mein Gott läßt mich den Atem der Welt atmen nach urewigen Takten. Er hat seine innige Freude. Ganz nahe ist er bei mir und läßt mich gewähren in seinem Willen. Wenn ich atemholend die Schultern hebe, berüh ich ihn, spür ich ihn.

Sehen ihn denn die anderen nicht, wie er steht und auf mich nieder sieht und mit seinem Leibe mich deckt, jeden zu erschlagen, der mich gegen seinen Willen peinigen wollte —? Sehen die ihn nicht im schwarzschimmernden Panzer ragen und Glanz auf mich ergießen? Nein, nein! Sie sehen ihn nicht! Sie wissen nicht! Eben kommt mein Bruder wieder, das leere Gesicht, dieses Mal in bunter Uniform verkleidet, und jedes Gesicht, das kommt, weiß nicht, was ich weiß, und jedes Gesicht ist belebt von seinem Leben. Die vielen Leben, erfüllen sie ihre Kreise alle niedriger unter meinem Kreise? Bin ich der einzige, der weiß? Ist, was ich weiß, das einzig zu Wissende? Oh, wie plötzlich ist mir Rumpf und Kehle mit Schmerzen angefüllt! Ewig unzufrieden bin ich! Nach dem Fremden verlang ich, und wenn ich es halb errang, winde ich mich nach dem Fremderen und wenn ich einen Diamantkelch voll des edelsten Weines in den Händen halte, entrissen neide ich das Glas Wasser. Gemisch bin ich von Schlamm und Gold. Der ich eben noch heimlich flüsterte: Kein Freund komme mir daher und störe mich mit Gruß und lachendem Wort. Daß keines Mädchens lauschelockendes Auge mich aufwecke — der ich lobsingend einherging, hoch in einer Klause, eingeborgen in meiner Nische, wie ein Heiliger von der Kirche in die Jahrmarktsmenge schauend — ich will mich niedergleiten lassen, ich will das Leben leben wie die Menschen um mich her, ich will sein wie die Menschen um mich her. Auch ich will gehen in Wohlgenährtheit, heimlich ungeplündert von geistigen Geisterhänden, auch ich will ein schaukelndes Lachen mitten durch die Menschen, auch ich will nur nach





*Georg Tappert*

*Original-Holzschnitt*

Außen auf der Lauer liegen und ein raffinierter Lebensgänger sein, auch ich will jeden Abend mein Bier und meinen Wein und meine Witze bei täglichen Freunden, und will beliebt sein bei Mann und Weib, auch ich will nur um Schmuck der Kleidung sorgen, auch ich will nur Geld verdienen und teuren Sport betreiben und nur dem Weib und nur dem Weib nachstellen, auch ich will die neuesten Ballsaal- und Bierhausprüche kennen und die neuesten Schlager als erster pfeifen, wenn ich am Morgen die sonnigen Terrassenflügeltüren öffne und das Gitterwölkchen der ersten Zigarette vor den blitzenden Narzissen meines Gartens und den fernen Villendächern steht — Entrissen will ich sein, mir selbst entrissen, entrissen der Macht, die mich brutal behandelt. Ich leide Schmerz. Ich habe satt. Ich dehne mich weit, ich neige mich, gleich wird mein Leben in den fremden Leben sein, ein anderer Mensch wird sein — — Aber nein! Heraus aus der Maske mit langen Armen reißt mich der Geist. Ich bin verdammt, herausgebannt. Niemals läßt er mich die anderen erreichen. Für sich, sich allein will er mich haben. Seinen Willen hat er mit mir vor. Doch warum foltert er so furchtbar? Warum läßt er Verlangen in mir wachsen, das er haßt? Schrecklich schmerzt es, immer wieder in einem Beet auswachsen und immer wieder in diesem Beete vernichtet werden. Immer wieder greift er mich und schmettert mich vor seine Größe. Von einstiger Erhabenheit tönt mir nur ein schwacher trockener Klang, doch er tönt fort, er tönt stärker, er schwillt, er wankt und schwingt sich und brausende Musikgestalt steht wieder hinter mir und geht und geht und drängt mich, will mir die Augen schließen und will mich entführen. Doch in den Augen hab ich noch das Verlöschen und königlich nachtächtende Erblinken der Blitzreklamen auf den Dächern. Schiefe Stange hinter schiefer Stange kommen elektrische Wagen herauf. Silber lichtert aus der Toque einer Dame. Von hier scheiden kann ich nicht, koste es, was es wolle. Ich schreie. Ich schlage. Ich wehre mich. Dann soll er mich töten, dann lieber tot als lebendig. Wenigstens mich gehen lassen, so unter seiner Gewalt, aber nur gehen lassen — hier — hier. Das soll Er. Das muß Er. Von hier will ich nicht mehr fort. Hier will ich bleiben, angeklammert, von keinem Gebot beherrschbar — bleiben. Entsagen will ich allem, was da lockend lebt, und will des glück- und unglücklosen Schicksalswissens treuer Verwalter sein. Nur hier auf der Erde in der Straße in den Menschen in der lichterflammenden, alle Kräfte ausladenden Abenddämmerung bleiben — Flehend, betend biege ich mich empor:

Dein Schutz ist über mir. Wohlgefallen hast Du an Deinem Sohne und trägst ihn vor Deinem Mauerschilde hin, hilfemächtig. Ich bin Dir untertan. Sei mir gnädig. Das ist kein Verdienst. Ich sage Dir. Hör mich an. Jetzt sag ich Dir: Ich wäre Dir untertan, auch wenn Du mich nicht kennen würdest und mich nicht wolltest und mich

verachtetest. Versprich Du mir, Du Gewaltiger über meinem Leben, daß ich hier in alle Ewigkeit — hier in der Stadt, wo Du mich geboren werden liebest — hier auf dem Hohen Stege dieser Stadt — in alle Ewigkeit will ich bestimmt sein, daß ich hier, wenn die Dämmerung aus der Erde wächst und die Lichter aufschnellen und die Menschen hin und wieder ziehen, quer über die Straße komme und unter sie trete und gehe und gehe und den Großrausch der jugendlichsten Pracht und Freude mitgehe und erst dann in das Schemen verbleiche, wenn lange Strecken der Straße grauöde liegen — — in alle Ewigkeit — der ewige Flaneur — Wolle Du Gewaltiger, und es ist geschehen. Alle Ewigkeit ist durch Dich geschehen. Versprich Du mir —

Zurückgelehnt mein Haupt, vorgestreckt meine Rechte, sprach ich zu ihm und jasagend brannte heißer Druck um die Hand. Aus meinem Innersten mit tief erschüttertem Choralakkord stieg feierlicher Dankesjubel. Aber, der ich maßlos bin, der ich wie ein Geysir, nachdem ein Stoßstrahl zurückfiel, immer höher mich in die neuen auswerfe, ich preßte mein Haupt zurück und fieberte empor: Begraben will ich hier sein. Nie getrennt sein. Liegen will ich hier unten, wo oben die Tramzüge rollen und die Automobile streichen, liegen will ich hier am Morgen und am Mittag und will hören — hören — wenn ich nicht gehe, will ich hören — Kalt blieb meine Hand, verschmäh, versagt. — — Aber wie keinem zweiten Sterblichen ist mir Glück, Glück und Wunder zuteil geworden — Schön werden sie sein, alle die Abende in aller Ewigkeit, wenn ich quer über die Straße komme und gehen darf und gehe! Jung werde ich sein, wenn ich hier gehe, immer, wenn ich hier gehe! Als einem Jungen, so hat es mir mein Gott versprochen. Ich werde ihn beim Worte halten. Jung werde ich gehen unter den Jungen, unter den jungen Männern und jungen Damen, sehen werde ich, wie sie sich kleiden, ich werde es auch verstehen, zu belauschen, welche neuen Leidenschaften sie erfüllen, was sie lieben und was sie hassen, ob dann auch noch den Mädchen der Leutnant und die Dollarprinzessin imponiert und den Jünglingen die Dollarprinzessin ebenfalls, und ob dann auch noch — selten — selten wildestes, heimlichstes Liebeswüten mit lautem Lärm zerschellt — Hören werde ich von neuen Romanen und neuer Musik, von neuen Verbrechen und Skandalen, von neuem Sport und Spiel. — Und plötzlich wird es sein, daß ich hoch empor rage aus diesem wildfreudig bewegten Leben ferner, ferner, rotwangiger Zeiten und, von majestätischem Schaukeltakt getragen, wissend und herrschend über die Masse dahin gehe, — der Menschheit großer Flaneur — tief unten steht jeder seiner Schritte im silbernen Fließen schwarzblinkender Schuhe — — — Niemand wird mich kennen. Wenn mir Worte von fremden Lippen fallen, werden sie kurz und ohne Kraft und Farbe sein. Nur in meiner Erdgestalt und Menschenkleinheit werden mich die Menschen sehen. Wer weiß — vielleicht werden sie in ganz anderen Sprachen



*Georg Toppert*

*Original-Holzschnitt*

reden, vielleicht wird es keinem mehr einfallen hier zu defilieren und seiner Lust zu wandeln. Fliegen werden sie vielleicht, in der Luft umher wimmeln und nur widerwillig und knochenbrechend hier diesen Boden berühren — Was schiebt mich dies? Dann streckt sich nur starkschultriger mein Stolz in die dunkle Ewigkeit und baut mit unverrückbaren Kuppeln meine Erhabenheit sich auf, und ich werde gehen, nur in berauschterer Ruhe noch werde ich durch die Einsamkeit gehen, der große Gesandte, der nie in Treue ermüdende Verkünder längst in Moder verstummter Zeiten. Das bekümmert mich nicht, gut wird sein. — Ich denke an ein anderes. Ich denke daran, welch liebes Gefühl, welch süßes Weh es sein wird, wenn nach dem leichten Trubel lange Strecken der Straße grauöde liegen — jetzt ist mir bitter oft, sicher bin ich keinen Abend, daß ich morgen wieder gehen werde, wo ich gehe, und daß der Gott, der Machtgewalt über mein Leben hat, mein Leben nicht ergreift und aus den wohl-gewärmten, langgewohnten Räumen in neue wirft — Aber später, in der Zukunft, nach meinem Tode — ich will warten, töten will ich mich nicht, denn unausbleiblich wird kommen, daß die Buchstaben meines göttlichen Vertrages flammen — später, wie wird es schön sein, wenn ich in langsamem Verbleichen auf den Boden niedersinke und ihn zum Abschied küsse und süße Wehmut, liebeglühende Freude überschüttend sage: Ich komme wieder. Morgen komme ich wieder. Nie werde ich Dich verlassen. In alle Ewigkeit immer werde ich kommen, quer über die Straße, und gehen und gehen und Dich in den Stunden Deiner schönsten Schönheit gehen. Ja, ich werde kommen. Aus eisendunkler Riesenstatuenhöhe sprach zu mir die heiße Stimme. Sie versprach und ich werde kommen — ob nach dem Tode etwas wie die Hölle oder etwas wie der Himmel, etwas wie mein armes Leben oder das Nichts sein wird — ganz gleich, ganz lächerlich untenliegend klein und staubig! Herauf aus meiner engen Urne mich jagend, gewaltig wird der Gott seine Faust entrecken. Groß gestalten wird er mich und mich stärken mit frischem Blut und Fleisch und Haut und Knochen, ausstatten mich mit Gewändern, daß sein Schützling Ansehen und Ehre vor den Menschen habe, und mich allabendlich entsenden: Geh hin — Flaneur — Geh unter meinem Segen — Und alle Leiden in Freuden und Schmerzen, herzklopfend gierig bebende Hoffnung des Nahens und satte Prachtlust des Gegenwärtigen und wohliges Schmeicheln wiegenden Gehens und das süße Weh des Scheidens — Ich, der aus kleinem nußhartem Aschenhauf des Todes jüngerlingslebendig erstand wie Keiner — ich will sie tragen — weit die Arme breitend, hoch in goldene Verklärung mein Antlitz bietend, so in der Seele vor dem Altar auf den Knien liegend — — — Oh — Ich bin froh — Kein Mensch ist so froh — Ich grüße alle Menschen der Erde — Ich glücklicher, ich gottbegegnender, ich von meinem Gott begnadeter Flaneur — — —

## GEIST

Auf — Auf, mein Geist — Fliege —  
Dich peitschen alle Wonnen aller Qual. —  
Fruchtbar sind die Tiefen Deiner Wunden.  
Adlerflügelschwingen steigen aus ihrem roten Erdreich auf.

Von Fittichen umwachsen —  
Ganz bebend Du —  
Fliegend Du immerdar —  
Rausch auf — Rausch auf!  
O so klein sind Schritte auf der Erde  
und so bitter eng und ohne Ende wirrnisend —  
Windungen ihrer Winkel,  
Schlingschlang ihrer Kanäle,  
lang sich meidend oder bald beegnend  
dünn verschlungen und so fein  
wie das Netz der Perlenfischer,  
Alles Gestalten aller Kreatur  
ging ich durch und ließ nie leer  
und ich lebte Adern durch und her.  
Netzgefangen liegt mir alles Leben —  
Lange war ich treu  
Feuriges Gefallen und der müde Ekel  
strömte hin durch Pracht und Schmach und  
nebelnde Öde —

Sattheit jetzt!

Es war Keim und suchende Wurzeln —  
Jetzt ist freie Luft — Ich bin gewachsen  
Tote Schritte gehen tief im Land  
und das Leben stieg in hohe Glieder —  
Da ist Raum  
des Erstreckens immer lockendes und immer  
weichendes

und immer lockendes ladendes Licht  
und keine Gefahr der stoßenden Wände  
und das schaukelnde Ruhen in unendlichen Winden  
und das Wiegen in sehrenden Wolken.

Freude der Höhen —  
Geist, Du mich hebender,  
hebend getragener,  
Aus den Tiefen aller Gruß und Jubel Dir —  
wenn Du steigend  
glorienumtönt  
trunkentaumelnd umschwirrt von Tänzen  
getroffen im Raume schütternd stehst —  
dann sinke, dann laß Dich sinken  
aus der Reife und gewähre hin  
das wundersame Sterben —  
Wenn Du wonneschwindelnd  
groß fruchtberstend  
erdwärts niedersinkest,  
Schauer sei,  
wie als Gott in Welt sich auftat.

*Heinrich Schaefer*



*Georg Tappert*

*Original-Holeschnitt*

WAS SCHREIEST DU —  
 Bleib sitzen du, ich Tor!  
 Was schreiest du nach Reisen!  
 du hast sie all zuvor.  
 Ganz Asche, Splitter, Schmerz,  
 zerspellt, zerbrannt, zerschroten,  
 Ganz Krüppel um das Herz  
 inmitten — es allein  
 hat treulich ausgehalten,  
 mit einem Lächelschein  
 nur Blut nach Blut gesandt,  
 dich Leidenschaft zu stärken,  
 und wenn du angerannt  
 irrwütend an dein Blut,  
 schwoll es mit dir zu ringen  
 und überwand dich gut.  
 O Dank dem Leben, Dank!  
 (Kraft nennt sich mir das weise  
 Bescheiden sonder Wank)  
 Ich fiel zurück zerfetzt,  
 Grün blutend flirrt das Auge  
 dröhnend betäubt, entsetzt,  
 gefesselt wie verwirrt,  
 ein jeder Schritt ist Irrtum,  
 der nebelhaft zerklirrt.  
 Bleib sitzen, wie es kam.  
 Lachen ist um die Menschen.  
 Ein jeder lernt die Scham.  
 Sieh auf die Dinge hin,  
 Sieh Lampe, Stuhl und Zimmer  
 und wie sie weiterzieh'n —



Georg Tappert

Erwachen

es knüpft sich Wiese, Baum  
 und Wald und Luft und Sterne  
 und überall wie Schaum  
 bewegt sich wild der Raum  
 und klebt an Ding die Dinge  
 und du, du Knäuelsaum  
 (Sei ruhig! Das ist wahr!)  
 getrost bist du die Mitte  
 wie Jedes wunderbar —  
 Häng dich in dich hinein.  
 Laß stören die Sirenen.  
 Ein einziger Brunn ist dein —  
 der fließt, du laß ihn fließen,  
 (Laß nicht die gierige Hand  
 heißzitternd ihn umsprießen.)  
 Aus Mitte laß ihn fließen  
 rings in das Einerlei  
 rund platzend sich ergießen  
 und füllen, satt sich füllen —  
 Ein Hungerabgrund ist —  
 Den und dich selber stillen,  
 daß Welt und Frieden ist — —

*Heinrich Schaefer*

#### GRENZE

O Niedrigkeit,  
 O Liegen und Entlassung alles mit allem Körper  
 des Lebens in die Erscheinung Hergesehten,  
 Kleinsehen alles Großgedünkten.  
 O Fluch der Flamme, Asche, Rauschvergänglichkeit —  
 O Fluch dem sinkenden, auf morscher  
 Krücke lahmen Feuer —  
 O Schalheit graue Hügel, wo die himmlischen  
 Fantome schwankten.  
 O Mattigkeit!  
 O Schmach der stundenlangen, täglich hellen,  
 menschenformgezwungenen Öde.  
 So oft riß ich mich los und war ein Flammenball.  
 So oft meerschwellend stieg ich hin.  
 So oft statuenwachsend streckte sich der Leib,  
 streckte sich und beugte sich und brach,  
 brach über.  
 Ich war so oft in Welt vernichtet,  
 Da leb' ich noch.  
 Weiße Nebelwand des Lebens rings,  
 O langsame, ruhsame, o jeden Blutpunkt auf  
 unterster Qualenspitze mahlende Marter des  
 Lebens —  
 Ein einziges Mal,  
 O daß einen Augenblick dem Riesen der Sehnsucht  
 der Riese verschmolze.  
 Und tot alles tot dunkel dunkel.

*Heinrich Schaefer*

## NÄCHTLICHE SZENE

Von Heinrich Schaefer

Was ist das? Ist das ein Wirkliches? Ist das Traum?

Trübe glüht die Ampel in der Nacht.

Was suchst Du, Geliebte? Was gehst Du? Was verliebst Du mich und gehst Du? —

Sie bewegte sich im Zimmer. Langsam bewegte sich die bleiche Gestalt. Ihre Arme schwebten. Hexen- und urmütterhaft umhing sie das aufgelöste Haar, und leise wimmerte die Stimme.

Langsam bewegte sie sich durch das Zimmer und nahte langsam, nahte langsam dem Tische und stieß an. Somnambulisch zitternd legte sie ihre Hände und strich rührend über seine Fläche und holte weit und immer weiter aus. Der silberne Korb fiel um, und sie schreckte zurück und bewegte sich wieder in das Zimmer.

Und sie nahte langsam, nahte langsam dem Büfett und legte wieder ihre Hände, und als sie an eines der kleinen Säulchen stieß, umlegte sie es mit allen Fingern inbrünstig und drückte sich mit ihren Brüsten dagegen. Eine Kanne von geschliffenem, buntem Kristall stand nahe. Die holte sie sorgsam und preßte sie gegen ihr Gesicht, preßte sie gegen ihre Brüste, preßte sie gegen ihren Leib, zärtlich, zärtlich —

Ein Sessel stand. Dem nahte sie. Sie bückte sich, und strich die Fläche des Sitzes, und strich an den Armlehnen hinauf, und glitt auf die Rückenwand über und strich auf dieser Fläche hinauf und strich hinunter. Sie breitete die Beine und legte sie auf die Lehnen. So schwebte sie sitzend beingespreizt und rückte gegen die Rückenwand und stemmte sich mit dem Leibe längs an sie auf und legte jenseits die Arme fest an sie. Leise stöhnte der Ton der Wonne —

Sie sprang auf. Sie fand nicht Ruhe. In den tiefen Pelzteppich kniete sie hin und bückte sich und faßte mit den Händen hinein an allen Stellen. — Sie raffte den Teppich zusammen. Sie rollte ihn zu einem dicken Klumpen und umklammerte ihn und umpresste ihn gegen ihren Leib und ihre Schenkel. Stöhnend legte sie sich und wälzte sich mit ihm und fand nicht Ruhe, fand nicht Ruhe und jammerte in verwirrter, immer verwirrterer Arbeit.

Sie stieß an die Pagode, die neben der Statue des Buddha steht, und die kleinen silbernen und goldenen Klingelglöckchen der Pagode hoben an zu läuten, und als sie läuteten, schwieg das Mädchen und richtete sich auf. Sie fand sich knien vor der Statue des Buddha, der flach die Hände vor-

streckt zum Empfang der Gaben. Kniend breitete sie die Arme, aber plötzlich zuckte sie und faßte an ihre Brüste, rutschte knieend heran und hielt ihre kleinen Brüste auf die Sohlen in den Händen Tathagatas des Erleuchteten, wo der Weihrauch brennen soll. Tief beugte das Mädchen sein Haupt, daß das Kinn die Brust berührte, und die kleinen silbernen und goldenen Klingelglöckchen der Pagode läuteten dazu —

„Liebste — Liebste —“

Lange hörte sie nicht.

„Liebste —“

Zitternd wandte sie sich und stand auf —, und als sie den Rufenden sah, der sich vom Lager erhoben hatte, erlöst in einem Schrei des Jubels, eilte sie nach ihm und stand vor ihm, und mit Händen sich die Augen und die Schläfen streichend, sah sie zu ihm, nahe, ganz nahe, nur ihn, nur ihn, als eine nie erschaute bezaubernde Erscheinung.

## AUSBRUCH

Nur um einen Rhythmus zu hören!

Weichet! Weichet! Mich nicht stören!

Geht Ihr den Weg des praktischen Heils!

Tranpack! Solides Pack!

Mir vom Leib! Dieser Sack

muß herunter, herunter, ich springe

aus des Kulturrocks klebklammerndem Kitt,

greif die gefemten Verbrecherdinge,

Schlagring, Gift und Dynamit.

Irgendwie muß es dem Meisterkerl glücken

Früchte zu schlagen, ging die Welt in Stücken!

Eine Studentin weiß ich meiner warten,



Georg Tappert

Dunkle Winkel I

blaß in der Kammer, war einst im Garten  
 die luftumlächeltste roteste Blüte,  
 Die ist ohnmächtig, wenn ich wüte.  
 Die hat Bücher zum Versetzen,  
 Ohrringe, Gläser, ein Kruzifix,  
 von der Mutter betränte Götzen,  
 alle verdaut sie der hungrige Styx.  
 Weib, Dich nehm ich, und morgen Abend  
 küßt uns Paris, herzerlabend —  
 Bilder auf! wandernde Bilder!  
 Sieh, dort irrt im Trunk ein wilder  
 Königstöter am Notredameter,  
 Bonaparte segnend tritt hervor,  
 und über Straßen, Plätze rosiggrau  
 viele Wolkenwimpel spielen  
 und Frühlingsfrische schauert im Bau  
 und freudig bluten Stirn und Schwielen.  
 Menschen, die Dolche fester gefaßt!  
 Niemals habt Ihr genug gehaßt!  
 Vom Boden her zischt in die Pferdeisen  
 gefällter Köpfe kalthitziges Beißen.  
 Aber es schwimmen — suche sacht —  
 lauschige Lauben inmitten der Schlacht.  
 Dieses Zeitenpfuhls Krämpfe zu lösen,  
 brodelte gepriesen, Ihr Teufelsbösen!  
 Alles verspeien, vollbringen dürfen,  
 so ist der Urleib geschwängert mit Würfen.  
 Aber es schwimmen — suche sacht —  
 lauschige Lauben inmitten der Schlacht.  
 Weiche Geschöpfchen sie umhüllen,  
 die den Schaumbrand stillen.

*Heinrich Schaefer*



*Georg Tappert*

*Dunkle Winkel 2*

## GEFANGENSCHAFT

*Von Heinrich Schaefer*

I

Oh, blasse hin, du Feuerspringbrunnspiel! Blasset  
 hin, ihr grünen Felder und ihr roten Türme, in  
 das Graugefängnis, das ihr seid und das ihr nur  
 mit bunten Tüchermasken überkleidet! Vergebens  
 schminkt ihr euch und regt vergebens verwirren-  
 den Hüpfetanz. An Fäden hängen alle Dinge  
 wie die Puppen. Sucht hab ich nach dem Außen.  
 Krank an Gefängnis macht mich das Außen. Lang  
 hängen macht es mich, ein Wurm, verdurstend in  
 der Wüste, aufbrüllend innen, nicht zu hören, und  
 wenn zu hören, ohne ein hörendes Ohr, der  
 kurvenspiralig hoch nach Oase, nach Oase lang  
 in die Leere hinauspeitscht im violetten Wind der  
 Seuchen, und ich habe meine Sucht getobt an  
 den Fäden hinauf, jeder wird einsam, höhenöde  
 schnürbodeneinsam und verläuft dünn in Dunkel,  
 dunkelheitgeblendet fiel ich — — Wenn eine  
 Hand ist, die diese Fäden hält, ich wittere sie.  
 Wenn eine Rundwelt rund um den Gefängniskern  
 lichtwallt, ich ahne sie im Scheine meiner Augen.  
 Mitten in Gefängnis steht mein Kopf und hält  
 seinen Willen zum Sprengen des Gefängnisses  
 nach allen Seiten getrieben und so hoch gespannt  
 bis an alle Wände, daß er ruht und eine stille Freude  
 hat. Einst wird gesprengt sein plötzlich, daß  
 ich durch eine gute Welt schreitend mich ent-  
 decke. Doch einstweilen ist es nötig, sich in Ge-  
 fängnis immer neu errast zu tappen, Wege zu  
 wühlen. Reisen zu schlagen, steigender Täuschung  
 alle Räusche überrauschend. Berge und Täler,  
 häufelige Häuserstädte und harte Wüsten, fres-  
 sende Krater auszufüllen, hat der ungeschlachte  
 Zementboden. Da tost mein Leben, mörderisch,  
 an wen es rennt, krächzend Gift im schrillen Reiß  
 der Zacken —

II

So, so die Menschen: Mißtrauenzerlöst Blut und  
 Fleisch und Gebein, innere Röhren und Hülsen.  
 Mit Scheren soll es durch den Körper gehn  
 vom Gehirn bis in die Zehen. Mit Scheren soll  
 es aus dem Körper greifen in alle Welt. Knorrige  
 Krustenrinde schließt den flüssigen Leib ein, daß  
 er nicht hinfließt. Verdorrt sind alle Zweige, die  
 von Mensch zu Mensch sich rankten, und sind  
 abgefallen. Fernen sind entzündet zwischen Mensch  
 und Mensch. Mensch schrickt vor Mensch zurück,  
 sich vertrauend anzulehnen. Gift spritzt aus der  
 Berührung! Mit Krampf der Stummheit ist der  
 Mund geschlagen und biegt sich eher vor  
 pressendem Schmerz, als daß er nicht schweige. —



— Niemals müde sein! Niemals schlafen! Überfall lauert. In ihre Teile auseinandergerissen hat sich die Welt! Um ihrer Zerreißung willen hassen sie sich und wollen sich zerschlagen und die Zerreißung bis in die letzten Körner treiben. Säure schlug durch die Welt. Krieg ist — versteckte Waffen — Haken hochher hinter Rücken — Grauer Racheblick vor Bosheit und krummgreifender Tücke. — Längst verlernten die Menschen das Glück des Weinens — —

## III

Grauer Wanderer im grauen Nebel — Ich bin arm und bloß. Ich kann nicht denken, meiner Seele Prachtgewnder anzulegen, und keine Säulen säumen meinen Weg — noch beugt sich grünes Baumgebsch mit roten Früchten. — Kein gelber Sand weicht schmeichelnd meinen Füßen, der sagt: sei lieb — sei gut — sei klein und stille, klar — und geh gemessen, geh unverschlungenen Pfades, wie ich dich lehre — noch wölbt ein blauer Himmel sich über mir, Halle meines Jubels, und keine weiße Wolke schwebt in ihm herauf, ein Kissen schwarzblauer Vögel und Wonne der Augen — — — Nicht steige ich auf sanften Treppenstufen hoch und kose schilfige Blätter und stelle keine Schalen prüfend über bunte Teppiche — und nicht mit schweren Fenstertuchverhllungen gebiete ich dem Lichte kunstvoll einzutreten in Räume strenger Gestalt — — Freie Gebärde freier Arme ist mir nicht, nicht flockenleichtes Atmen — Ein Meer von Fäden, die sich kreuzen und verlaufen ringellistig und zu sehen sind, bis sie im Knuelgrau sich plötzlich verstoßen, steht um mich. Ich reiße mir Bahn. Ich haue und verbeie. Muß vorsichtig sein. Darf nicht hasten. Darf mich nicht verwickeln. Sonst erstick ich. Dennoch keuch ich. Dennoch stampf ich schlammwogenspritzend die Tiefen glitschiger Quallen, rauhfauler Schwämme — —

Arm ist meine Seele. Trägt kein Prachtgewand — Träumt die Schatten ferner Liebe und wird dem erfüllten Traum gestorben sein.

Arm ist meine Seele. Arbeitet wie im Pochwerk überhitzte Maschine und ist nackt und friert —

Arm ist meine Seele. Hat viel Leid. Schwäche. Hat Hunger und hat Durst. Hat Schweiß und faulen Atem wie die armen Leute. Holz und

der Erde Schmutz ist meine Seele, nicht Gold und Elfenbein —

Arm ist meine Seele. Macht aus ihrer Armut kein schillerndes Opfergewand. Mit Blasen aus dem Schlamme stieg sie auf, ein schlechter Hauch. Bringt Adel keinem seligen Glanze. Arm soll sie verbleiben, in Armut ihr Haupt vergraben, verdammt.

Arm ist meine Seele. Wuchs wie Weizen aus dem Acker und wie Binsen aus der See. Regen fegt und Wind und Blitz und Donner schrickt. Ist nicht kostbar aufbewahrt in Perlgehusen und nicht, um gesehen zu sein, ein seltener Staub — Arm ist meine Seele, ernst und trockenen Geruchs und zungeschrfend wie das harte Brot —

Arm ist meine Seele. Ward in Armut taub, in Armut blind. Und hört dennoch rauschen und sieht dennoch, wo Luft sein soll, blasse Wasser leise brausen —

Arm ist meine Seele. Wacht und lebt. Ist auch ein Leben. Wacht und lebt — — —

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

## XXX

Houston Steward Chamberlain, geborener Engländer, der schon seit Beginn des Krieges in Bayreuth lebt, ist, wie uns ein Privat-Telegramm mitteilt, auf eine Eingabe hin, die auch das Bayreuther Stadtparlament unterstützte, nunmehr deutscher Bürger geworden.

„Berliner Tageblatt“, Abendausgabe, 16. August 1916.

## KLEINER BRIEFKASTEN

Renate B. Herr Norbert Jacques hat ein Buch erscheinen lassen, das die Gedankenlosigkeit des Lesepublikums gründlich erprobt. Schon der Titel des Werkes ist nett: „In der Schwarmlinie der österreichisch-ungarischen Bundesgenossen“. Daß Herr Jacques Zugehöriger des Staates Luxembourg ist, betonen er und der Waschzettel. Geradezu hahnebchen wirkt des Jacques Behauptung, „Erlebnisse“ zu geben, wenn man auch nur diesen Satz aus dem „Vorwort“ liest (der übrigens auch auf der Buchbandage des Buches und im Verlagzettel zitiert ist): „Ich weiß, daß diese Erlebnisse nur ein Geringes sind neben dem, was der geringste dieser Soldaten, mit denen ich wohnte, a, schlief, sprach und schoß, erlebt hat.“ Und der nämliche Herr betont, seine „Erlebnisse“ seien — im Gegensatz zur sonstigen „Flut der Kriegsliteratur“ „aus erster Hand“.

Dr. F. H. Der „großen“ Presse habe ich natürlich auch den dritten Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN, Franz Jungs Roman „Opferung“ zur Besprechung zustellen lassen. Um ihr das Kritisieren nicht allzu bequem zu machen, begleiteten folgende Zeilen die Sendungen: „Dieses Buch wird den Leser nicht länger lesen lassen. Es wird einen kleinen Kreis Menschen bewegen, den Glücklichen glücklicher und einen Unglücklichen noch unglücklicher machen, den Leser aber wird es bedrohen. Es ist unsicher in der Kundmachung seiner Geschehnisse, prahlerisch in der Möglichkeit, die Gewöhnung des gedruckten Wortes zu erschüttern, und vor allem verlogen in dem Bekenntnis einer Glcksicherung innerhalb des Versuches, wen aufzurütteln.“

Freunde, werbet für die AKTION!

INHALT DER VORIGEN NUMMER: EGON SCHIELE-HEFT. Egon Schiele: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Professor G. F. Nicolai: Der Kampf ums Dasein / F. A. Harta: Porträt des Egon Schiele / Victor Fraenkl: Von dem Buddha zu Mach / Ein unveröffentlichter Brief von Elisée Reclus / Egon Schiele: Studie / Alfred Wolfenstein: Neue Gedichte / Egon Schiele: Das Kind; Mutter und Kind (zwei Federzeichnungen) / Egon Schiele: Abendlandschaft / Wilhelm Klemm: Entsagung / Kurd Adler: Mai-Phantasie 1916 / Anton Sova: Pastorale / Egon Schiele: Studie / Arturo M. Giovannitti: Der Käfig / Egon Schiele: Bild des Malers Harta / Ulrik Brendel und Heinrich Nowak: Ueber Egon Schiele / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Schiele: Holzschnitt

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{39}{40}$

INHALT: Wilhelm Morgner: Polnischer Jude (Titelblattzeichnung) / G. F. Nicolai: Der Kampf der Menschheit / Pablo Picasso Eine Studie / Max Victor Fraenkl: Von der Menschenliebe im Buddhismus / Henri-Matisse: Aktstudie / Johannes R. Becher Krankenhaus / Georg Karásek: Spleen / Otokar Březina: Agonie der Sehnsucht / Menachem Birnbaum: Halluzinatorische Observation: Das Spiegelbild (Federzeichnung) / Hans Gathmann: Die Nacht / Georg Grosz: Im Café (Tuschzeichnung) / Gottfried Benn: O Nacht / Theodor Däubler: Der Reiter / Otokar Theer: Das Feuer / Henriette Hardenberg: Abendnähe / Maximilian Brand: Getrennt / Ferdinand Hardekopf: Abneigung / Hans Richter: Der Philosoph S. Friedlaender (Zeichnung) / Wilhelm Klemm: Fieberfürst / Stéphane Mallarmé: Winterschauer / Karel van de Woestyne: Stilleben / August Brücher: Kloster Weingarten / Heinrich Schaefer: Aus Nebeln kommendes Gesicht / Egon Schiele: Original-Holzschnitt / Paul Lasker-Schüler: Porträt des Rudolf Schmied / Else Lasker-Schüler: Rudolf Schmied / Max Brod: Der Komponist Jaromir Weinberger / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r

Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—  
Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N  
Die gottlosen Jahre  
Gedichte. Geh. M. 3,50

M A X H E R R M A N N  
S i e u n d d i e S t a d t  
Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N  
D i e s c h m e r z l i c h e S c h a m  
Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R  
W o r a u f w a r t e s t d u ?  
Roman. M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

KUNST-SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N

Neue Secession

Richter-Berlin-Heft

Schmidt-Rottluff-Heft

Hans Richter-Heft

Karl Jakob Hirsch-Heft

Wilhelm Morgner-Heft

Egon Schiele-Heft

Georg Tappert-Heinrich Schaefer-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 30. SEPT. 1916

## DER KAMPF DER MENSCHHEIT\*)

Von G. F. Nicolai

Das Objekt des Kampfes ist die Nahrung (in der weitesten Form); und man kann den Kampf ums Dasein vielleicht prägnanter noch als Kampf um die Nahrung bezeichnen; u. z. brauchen die Organismen als Nahrung Materie und Energie. Wenn es uns nur auf Materie ankäme, hinderte nichts, daß allmählich der ganze Erdball sich in lebendige Substanz verwandelte und von nun ab als echter Organismus um die Sonne kreiste.

Aber an der Energie mangelt es. Wenn die materielle Nahrung auch mindestens für 100 Trillionen Tonnen von Organismen ausreichen würde — die belebende und gestaltende Kraft (also die energetische Nahrung im engeren Sinne) ist nur für rund 100 Billionen Tonnen lebender Substanz vorhanden, also nur für den millionsten Teil. Während also die Materie vergleichsweise für eine Berliner Mietskaserne ausreichen würde, reicht die Energie nur für einen Ziegel — es ist also von vornherein wahrscheinlich, daß der Kampf nur um die relativ geringe energetische Nahrung gehen wird.

Und so ist es in der Tat. Leben heißt, physikalisch ausgedrückt, einen Strom von Energie durch sich hindurchgehen lassen. Wenn der Mensch isst und atmet, so nimmt er Energie auf; wenn er arbeitet und denkt, so gibt er sie wieder von sich.

All diese Energie stammt — wie man heute ganz genau weiß — von der Sonne. Die dort freigewordene Energie strahlt in acht Minuten zur Erde, bleibt hier eine gewisse Zeit (Sekunden bis Jahrtausenden) und verläßt dann langsam, aber für uns unwiederbringlich, die Erde und strahlt in Wärme verwandelt in den unendlichen Weltraum hinaus.

Diesen vorüberfließenden Strom gilt es zu nutzen und aus ihm möglichst viel in sich aufzunehmen, durch sich hindurchzuleiten.

Aber dieser Energiestrom, ohne den es kein Leben gibt, hat natürlich eine bestimmte Größe, die wenigstens annähernd zu berechnen nicht gar zu schwierig ist, was Pouillet bereits getan hat. Da es nun andererseits bekannt ist, wieviel Energie durch jedes Kilogramm strömen muß, damit es lebt, so weiß man — wie oben bereits gesagt — daß höchstens 100 Billionen Tonnen

\*) Siehe auch Nr. 33/34 und 35/36.

lebender Substanz auf Erden vorhanden sein können.

Diese Masse aber könnte leben, und wenn es dem Menschengeschlecht gelänge, die gesamte vorhandene Energie seiner Rasse zuzuführen, so könnten — statt wie jetzt 1,5 — etwa 3 000 000 von Milliarden auf Erden leben. Die Menschheit könnte sich also um mehr als das Millionenfache vermehren und die Erde hat also nicht nur Raum für „Alle“, die sie heute bewohnen, sondern daneben auch noch für ungezählte neue Milliarden.

In diesem gewaltigen Kampf, der ganz buchstäblich ein Kampf um den Platz an der Sonne ist, steht der Mensch mitten drin. Diesen Kampf gilt es auszukämpfen. — Was ihn fördert, bedeutet Sieg, was ihn hemmt Niederlage.

Das Ziel in diesem Daseinskampfe ist also eindeutig dadurch gegeben, daß es für jedes Tier und jede Tierspezies darauf ankommt, einen möglichst großen Anteil des allgemeinen Energiestromes durch sich und seine Rasse hindurchzuleiten; jedoch sind die Möglichkeiten, dies Ziel zu erreichen, sehr mannigfaltig.

Die erste und primitivste Methode besteht darin, daß man versucht, den anderen gleichsam etwas wegzunehmen, indem man sie tötet und die ihnen bisher zugeflossene Energie für sich zu verwenden versucht. Wenn man bedenkt, daß von sämtlichen Tieren zusammen nur ein zwanzigtausendstel der verfügbaren Energie ausgenutzt wird, so ist es klar, daß hier der „Diebstahl“ noch weniger nützen würde als sonst, und daß diese Art des Kampfes überhaupt nur dann in Frage kommen könnte, wenn die bisher ungebrauchte Energie überhaupt nicht verwertbar wäre. Wenn alle Bäckerladen geschlossen sind, kann man begreifen, daß jemand einen Mord begeht um Nahrung. Wenn aber tausend Brote umherliegen, und jemand schlägt einen armen Bettler tot um einer vertrockneten Rinde willen, so wäre das Wahnsinn. Gerade der Mensch hat nun aber — wie wir sofort sehen werden — vollkommen die Möglichkeit, die brachliegende Energie für sich zu nutzen; für ihn ist die Methode des Eskamotierens daher gänzlich überflüssig. Aber bezeichnenderweise war gerade diese unzweckmäßige Methode diejenige, unter deren Flagge der „Kampf ums Dasein“ populär

geworden ist: Kampf ums Dasein bedeutet den meisten, sich gegenseitig totzuschlagen.

In früheren Epochen spielte allerdings der direkte Kampf eine größere Rolle, weil die Tiere nur sehr unvollkommene Mittel besitzen, die Energie auszunützen. Damit der Mensch Herr der Erde werden konnte, mußten erst einmal die großen Raubtiere ausgerottet werden. Diesen Kampf mit der Tierwelt hat der Mensch — gleichsam noch als Tier mit den Methoden des Tieres — ausgefochten, und heute ist davon nur noch der Kampf gegen die Bakterien — charakteristischerweise die kleinsten bekannten Lebewesen — wie eine Erinnerung übriggeblieben.

Im übrigen rechnet diese Art des Kampfes auch bei den Tieren nicht eigentlich unter den Begriff des Kampfes ums Dasein, wenigstens nicht insoweit, als dieser Kampf Auslese bewirken soll. Wenn eine Tierart die andere vernichtet, so wird sie dadurch nicht kräftiger und tauglicher. Im Gegenteil, es ist eine bekannte Tatsache, daß dort, wo die Konkurrenz ausgeschaltet ist — wie z. B. in Australien, wo die Säugetiere fehlen —, die alten, untüchtigen Formen sich besonders lange erhalten haben.

Eine zweite Methode des Daseinskampfes könnte nun darin erblickt werden, seine Rasse einfach durch gesteigerte Fruchtbarkeit zu vermehren.

Wenn jedes Tier eine Kalorie verwertet, so verwerten 100 Tiere 100 Kalorien und 1000 verwerten 1000. Das ist ein so einfaches Exempel, daß es jedem leicht einleuchtet, und man sah eine Zeitlang in der Vermehrung der Rasse alles Heil und Ziel. Man vergaß dabei aber, daß sie von Wert ist nur im Zusammenhang mit der Vervollkommnung der Rasse, und daß die größere Fruchtbarkeit nur dann ein wichtiges Hilfsmittel für die Auslese bedeutet, wenn sie mehr Kinder erzeugt, als unter den gegebenen Bedingungen leben können. Denn dann müssen viele jung sterben (und zwar nach allgemeinem Gesetz gerade die Schwachen), so daß eine tüchtigere Rasse resultiert, als wenn wenig geboren werden, und nun alle wahllos leben bleiben.

Auch wenn, wie heute in Deutschland, die Zahl der Bevölkerung trotz rapide sinkender Geburtenziffern durch Abnahme der Sterblichkeit steigt, so mag das für vorzügliche sozialhygienische Einrichtungen sprechen — ein biologischer Vorteil ist das keinesfalls. Dieser Wunsch nach einer Vermehrung eines Volkes à tout prix, diese „rage et folie des nombres“ ist übrigens kaum das Ergebnis wissenschaftlichen Nachdenkens, sondern in ihm spukt — allerdings oft in versteckter Form — ein politischer Wunsch. Er ist kein direktes Produkt Darwinscher Lehre, sondern nur indirekt durch die dadurch suggerierte Kampffidee erzeugt. Kein Tier kann sich übrigens unabhängig von seinen Mitgeschöpfen vermehren. Wenn der Löwe sich vermehren soll, müßten sich erst die Gazellen vermehren; und der Mensch hat sich bisher im wesentlichen nur dadurch vermehren können, daß er Tiere direkt züchtete und Pflanzen anbaute. So scheint sich in dieser Beziehung der

Fortschritt gleichsam in einem unentrinnbaren Zirkel zu bewegen, bei dem der Mensch nur dadurch mehr schöpfen kann, daß er andere mehr schöpfen läßt. Man kommt allerdings auch mit dieser Methode vorwärts; denn solange der Mensch einfach wie ein Tier lebte und das nahm, was sich ihm bot, konnten wahrscheinlich höchstens 100 Millionen dieser relativ anspruchsvollen und dabei doch relativ ungeschickten Menschen auf Erden solche Bedingungen finden, unter denen sie leben konnten.

Dann kam die Zeit, da der Mensch sich zum Herrn der Erde machte (allerdings vorläufig nur zum Herrn über die Tier- und Pflanzenwelt — noch nicht zum Herrn über die freie Gesetzlichkeit der Erde). Heute richten wir uns die Erde nach unserem Willen ein. Von den Tieren und Pflanzen lassen wir nur das übrig, was uns am nützlichsten ist — die Kulturpflanzen und die Haustiere. Dabei kann die Menschheit wieder ein ganzes Stück vorwärts kommen. Augenblicklich haben wir uns seit jenen barbarischen Zeiten, in denen der Mensch auf den Zufall des Findens angewiesen war, schon um das fünfzehnfache vermehrt; denn heute leben statt jener 100 Millionen bereits 1500. Wir könnten uns aber bei intensivster Ausnützung in dieser landwirtschaftlichen Entwicklungsphase nochmals um etwa das fünfzehnfache vermehren; denn wenn die ganze Erde intensiv wirtschaftlich bearbeitet würde, so könnten wohl 150 Menschen auf dem Quadratkilometer und also 22500 Millionen auf der ganzen Erde leben. Energie aber ist noch für hunderttausendmal mehr Menschen vorhanden.

Folgende lehrreiche Tabelle zeigt das:

Es können auf Erden leben (in runden Milliarden Zahlen)

in der barbarischen Phase . . . . .	0,1
„ „ agrarischen „	{ jetzt . . . . . 1,5
	{ maximal . . . . . 20
„ „ energetischen „ . . . . .	3 000 000

Wir stehen heute in der Mitte der landwirtschaftlichen Periode, die nunmehr wohl schon etwa 20000 Jahre (vielleicht auch noch länger) andauert, können aber überzeugt sein, daß wir den zweiten Teil des Weges schon viel schneller zurücklegen werden, da wir jetzt mit wissenschaftlichem Bewußtsein darauf hinarbeiten.

Es gibt jedoch prinzipiell bessere Methoden.

Diese besseren Kampfmethoden, die — zum mindesten in ihrer höchsten und bewußten Ausbildung — ein Reservat der menschlichen Gesellschaft ist, beruhen auf der Erschließung neuer Energiequellen.

Bis zu einem gewissen Grade gelingt dies durch Steigerung der Vitalität des Einzelnen; doch gehen wir hierauf nicht ein, bemerken nur, daß die Tiere in der Tat sich im Laufe der Entwicklung in dieser Beziehung vervollkommen haben; denn die lebendige Substanz der höheren Tiere ist arbeitsfähiger, d. h. sie verbraucht mehr Energie; doch ist der Mensch hierin vor den übrigen Säugetieren kaum bevorzugt.

Der Vorsprung der Menschen beruht auf etwas anderem. Die Tiere haben die Fähigkeit, größere Energiemengen zu benutzen, durch Vervollkommnung ihrer Leibessubstanz und dementsprechende Verbesserung ihrer Organe erlangt. Wenn aus dem langsam zuckenden Muskel eines Wurmes der schnell zuckende Muskel eines Insekts wird, so muß das Tier gleichzeitig die Fähigkeit erwerben, nun eben mehr arbeiten zu können; denn sonst hätte der bessere Muskel ja keinen Zweck. So ist es überall. Jedes neue Organ bedingt und fordert die Möglichkeit einer Inanspruchnahme größerer und eventuell neuer Energiequellen, die das höhere Tier darin findet, daß es eben mehr frißt und dementsprechend auch mehr arbeitet. Aber mehr als es verwerten kann, kann es auch nicht fressen, und der Kampf um die Energie findet dadurch seine in der Organisation des betreffenden Tieres liegende Grenze.

Der Mensch kann aber mehr. Die höheren Tiere besitzen — wie in einem anderen Aufsatz in dem nächsten Hefte gezeigt werden soll — ungefähr das Maximum an Organen, das sie zu tragen imstande sind. Ich werde noch auf den Vorzug hinweisen, den die Fähigkeit des Menschen, sich ablegbarer und auswechselbarer Organe (Werkzeuge) zu bedienen, für seine Psyche hat; hier erscheint derselbe Umstand in einer anderen Bedeutung. Die Tatsache, daß der Mensch sich körperfremder Werkzeuge bedienen gelernt hat, gibt ihm die Möglichkeit, auch fast unbegrenzte Mengen von Energie in seinem Interesse zu verwenden.

Zwar ganz ohne Vorbild in der Tierreihe ist auch dies nicht, wie der Mensch ja überhaupt kaum irgend etwas absolut Neues geschaffen hat. (Prinzipiell neuartig und in der Natur beispiellos ist eigentlich nur das Rad, das mit seiner dazugehörigen Achse von keinem einheitlich ernährten Organismus gebildet werden kann.)

Wenn der Raubvogel hoch in der Luft fast bewegungslos seine Kreise zieht, so benutzt er die Energie des Windes, und wenn sich die Ameise Sklaven hält, so benutzt sie einen Teil der Lebensenergie dieser Tiere — aber eine selbständige Entwicklung haben die tastenden Versuche doch erst bei den Menschen genommen.

Erst der Mensch hat den Kampf um die Energie dadurch neue Formen und Möglichkeiten geschaffen, daß er lernte, sich fremde Energie zunutze zu machen, ohne sie durch seinen Körper gehen zu lassen. Die Anfänge dieser Entwicklung zeigen sich schon bei den primitivsten Menschen. Der Ochse mußte für sie ziehen, das Pferd für sie laufen, der Hund mußte für sie hören und riechen, das Schaf mußte für sie Wärmeökonomie treiben, kurz jedes Haustier, das er für seine Zwecke domestizierte, war ihm ein Energiefaktor. Aber hier wurden die Tiere letzten Endes doch nur in der Form benutzt, in der sie schon an sich ihre Funktion erfüllten, und gar bald machte sich eine weitere Schwierigkeit bemerkbar, daß nämlich ein Pferd

dem Menschen den Hafer, also die Nahrung wegfrißt.

Es ist klar, daß dann, wenn alle Pferde durch Autos ersetzt würden, bereits mehr Menschen auf Erden leben könnten als vorher. Das Auto ist hier der Repräsentant jenes neuen Prinzips, durch das der Mensch nun fast beliebige Energiemengen in seinen Dienst zwingen kann. Nicht das Haustier, sondern das Feuer macht ihn zum Herrn der Erde. Als der Mensch zum ersten Male die in der Pflanze aufgespeicherte Sonnenenergie explosionsartig zur Entzündung brachte, schuf er sich eine neuartige Kraftquelle und hat dadurch den Energieumsatz so außerordentlich beschleunigt, daß man mit gutem Recht hier von einer „Neuorientierung“ sprechen und von der Entzündung des ersten Feuers die Beherrschung der Natur datieren darf.

Dies neue Prinzip ist nun im Laufe der Zeit, vor allem aber in den letzten hundert Jahren, so intensiv ausgebaut worden, daß wir schon jetzt sagen dürfen, die alten tierischen Prinzipien des Daseinskampfes werden für die Zukunft nur noch eine untergeordnete Rolle spielen; denn schon sieht man den Weg, auf dem sich diese Entwicklung fast beliebig steigern läßt, während der tierische Daseinskampf überall seine unübersteigbaren, naturgewollten Grenzen hat.

Daß unsere Maschinenteknik die Welt umgestaltet hat, bezweifelt niemand. Hier aber kommt es darauf an, zu zeigen, warum der Sieg der Maschine der einzig mögliche Sieg ist, den der Mensch entsprechend den allgemeinen Regeln des Daseinskampfes heute überhaupt noch erkämpfen kann.

Heute haben wir fast alle sogenannten Naturkräfte in unseren Dienst gezwungen, aber in



Pablo Picasso

Zeichnung

Wirklichkeit benutzen wir doch immer Sonnenenergie. Das von der Sonne emporgehobene Wasser, das nun allmählich wieder zum Meere zurückfließt, treibt unsere Mühlen. Die im Sonnenlicht uralter Zeiten gewachsenen Wälder treiben, in Steinkohle verwandelt, unsere Eisenbahnen, Dampfschiffe und Elektrizitätswerke oder als Benzin unsere Automobile und Luftschiffe.

So gibt es noch manches andere, und längst hat die Energiemenge, die der Mensch nur in seinen Wirkungskreis einbezieht, jene ursprüngliche Menge, die er direkt durch seinen Körper gehen lassen kann, bei weitem übertroffen.

So ist viel geleistet worden, aber der Mensch hat die Sonnenenergie vorläufig fast nur indirekt benutzt. Er nimmt sie von der Pflanze oder vom Wasserfall, aus dem Steinkohlenflöz oder aus der Petroleumquelle. Diese Energiequellen sind groß und immer noch nicht voll ausgenutzt, aber sie sind verschwindend klein im Vergleich mit den Energien, welche von der Sonne zur Erde fließen. Der größte Teil wandelt sich eben gar nicht in solche Energieformen um, die unserer Ausbeutung leicht zugänglich sind, sondern bleibt Wärme und strahlt als solche unbenutzt wieder in den Weltenraum aus.

Theoretisch kann der Mensch diese Wärme bereits direkt in Arbeit umwandeln. Daß er es praktisch nicht tut, liegt zum Teil daran, daß er relativ große Mengen bequem zugänglicher Energie vorgefunden hat (Wasserfälle, Steinkohlen, Holz usw.) Dann aber braucht er die Pflanzen vorläufig sowieso aus dem Grunde, weil sie die einzigen Maschinen sind, in denen Sonnenenergie in Nahrung übergeführt wird. Nur in der Pflanze verbindet sich die Kohle mit dem Wasser zu Zucker. Wenn es gelänge, den Zucker (und die anderen Nahrungsmittel) ohne die Vermittlung der Pflanze herzustellen, so hätten wir eben in Wahrheit die Pflanze überwunden, und zwar hätten wir nicht nur aus den „vier Elementen innig gesellt“ das Leben „herausdestilliert“ sondern wir hätten auch gleichzeitig das Problem des Homunculus gelöst.

Zwar wäre direkt kein einziger Mensch in der Retorte fabriziert worden, aber Tausende von Millionen hätten Nahrung. Und wenn die erst da ist, so wächst die junge Brut schon nach. Denn ganz zuletzt sieht der blinde Faust ein, daß man Menschen nicht machen könne, daß es aber genüge, freien Grund dem freien Volke zu schaffen. Neuland will Faust dem Meere abringen.

Der junge Moltke<sup>1)</sup> hat einmal die Formel aufgestellt, die Vermehrung der Population im Frieden um ein Viertel sei mindestens ebensoviel wert wie die Eroberung einer Provinz von der Viertelgröße des Landes. Danach könnten wir die Größe der möglichen Eroberungen in diesem Zukunftskampfe berechnen. Und wer dies einmal getan, der wird dann erkennen, daß es sich dabei

<sup>1)</sup> Moltke in einem Brief vom Jahre 1840.

um Milliarden von Menschen handelt, und daß dabei jeder der existierenden Staaten sich friedlich gleichsam den ganzen Erdball erobern könnte. Heute bereits kann man sagen, daß die Maschinen auf Erden mindestens zehnmal mehr arbeiten als die Menschen. Und jede Erweiterung des Kohlenbaues, jede Erschließung einer neuen Energiequelle schafft der Menschheit größere vitale Kraft und könnte, wenn die sozialen Verhältnisse nur einigermaßen vernünftig organisiert wären, für uns Ersparnis an Arbeitskraft bedeuten.

Dabei liegen all diese Probleme heute nicht mehr in nebelhafter Ferne, sondern sind — prinzipiell wenigstens — bereits gelöst und warten nur auf die praktische Ausführung: Die Thermoelektrizität erlaubt uns die direkte Ausnutzung der Sonnenenergie in rationeller Weise, und die Untersuchungen der modernen Chemiker, unter denen besonders Emil Fischer und sein Schüler zu nennen sind, haben bereits evident gemacht, daß man Nahrungsmittel künstlich herstellen kann. Für die meisten ist es eben bereits gelungen, und eigentlich steht nur noch die Synthese des Eiweißes aus, die aber auch schon gerade in den letzten Jahren außerordentlich gefördert ist.

Gewiß, praktisch brauchbar sind diese Laboratoriumsversuche noch nicht. Hier eben gilt es zu kämpfen: Das Ziel ist unsichtbar, und noch immer gewährt „Der Erdkreis Raum zu großen Taten“; und überall, wo wir „Zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ am Werke sehen, rufen wir mit Goethe:

„Hier wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen,  
„Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich  
besiegen!“

Hier ist der lebenspendende Kampf ums Dasein, um die Herrschaft des Menschen über die Erde und ihre Kräfte, jener ewige junge Kampf, von dem wir wohl kaum ein Millionstel durchgekämpft haben, den aber unsere Zeit sich rüstet, mit ganz anderen Mitteln anzupacken, als je eine Zeit vordem. Schon sehen wir, wie oben angedeutet, wunderbare Überwindungen der Natur vor uns, Überwindungen, die Siege bedeuten, wie sie nie ein Mensch vorher gewonnen hat.

Schon Faust begriff, daß einzig der Kampf gegen die Natur dem höherstehenden Menschen Befriedigung zu geben vermag. Auch er hatte Liebesspiele und Liebeskriege geführt, hatte als Gelehrter alte Weisheit und als Kaufmann Geld und Waren vermittelt, hatte Kaiser und Staaten in Krieg und Frieden errettet und hatte also scheinbar das Größte getan, was auf dieser historischen Welt zu tun ist. Aber rückblickend erkennt er, daß all dies nur Tand ist, mit dem man seine Zeit vertrödelt, und erst, als er die simple Arbeit leistet, einen Deich zu ziehen, um damit neue Wohnsitze neuer Menschheit zu schaffen, empfindet er göttliches, schöpferisches Glück.



## VON DER MENSCHENLIEBE IM BUDDHISMUS

Von Max Victor Fraenkl

Es hat sich wieder einmal ein lieber Zeitgenosse besonders kräftige Zähne gegen die Buddhalehre zugetraut — jedoch auch er hat, wie schon Stärkere vor ihm, auf Granit gebissen. Ja, der tönende Titel allein macht's nicht; selbst wenn man den Aufsatz „Buddhismus und Christentum“ benamset und in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ untergebracht hat, so schützt das doch nicht davor, daß er von Unzulänglichkeiten und Irrtümern strotzt. So bekommt es der Verfasser fertig, folgende Worte aus seiner Feder zu schütteln: „Diese (die Liebe zu den Menschen) fehlt im Buddhismus völlig. Wohl gibt es ein Erbarmen mit der leidenden Kreatur, kein Insekt darf getötet werden; aber der Mönch verstößt Weib und Kind, die seine Loslösung vom Stoff, seine Erlösung zum Nichts nur hemmen würden.“ Wollte ich diese Sätze nach Verdienst behandeln, so müßte ich sie schlankweg mit der Bezeichnung „blutiger Dilettantismus“ abtun. Da sie aber in einer Zeit aufgetischt werden, in welcher im unbuddhistischen Europa des Tötens kein Ende ist, mögen sie doch einer Erwiderung gewürdigt werden.

Der Herr Gegner wird sicherlich eine Bibel besitzen und in ihr daher nachlesen können: Matth. 19, 10 u. 23, 9; Luk. 9, 59—62; Luk. 18, 29—30; Mark. 10, 29—30. Diese Evangelienverse reden deutlich und antworten erschöpfend auf die Auffassung, mit welcher der buddhistische Mönch angegriffen wird.

Der Herr, welcher sich dazu versteigt, dem Buddhismus die Liebe zu den Menschen abzuspochen, hat hoffentlich schon von dem buddhistischen Kanon Tipitaka vernommen, zu dem das Suttanipata gehört. Im Dhammikasutta dieses Suttanipata wird schlechthin das Töten eines jeden lebenden Wesens, sei es Mensch oder Tier, verboten. Man dürfe auch eine Tötung durch andere nicht billigen; man müßte sich versagen, den Geschöpfen ein Leid anzutun, sowohl den Starken, als auch denen, welche in der Welt zittern. Mit diesen Pflichten hängt die unvergleichliche Duldsamkeit zusammen, die der Buddhismus stets geübt hat. Er hat keine Ausbreitung mit Feuer und Schwert gekannt; Ketzerverfolgungen, Hexenprozesse und ähnliche Bestialitäten haben ihn nicht begleitet. Etwa im Jahre 256 vor der christlichen Zeitrechnung hat z. B. der buddhistische König Asoka in seinem 12. Felsenedikt die Schmähung und Herabsetzung anderer Religionsgemeinschaften verboten. In seinem 2. Edikt hat er im Geist der Achtung vor dem Leben anderer und der Schonung jedes Wesens angeordnet, Heilstätten für Menschen und Tiere zu errichten, Kräuter und Bäume zu pflanzen und Brunnen zu graben zur Hilfe für Tiere und Menschen. Diese Handlungen des vom Buddhismus be-seelten Herrschers stellen sich also praktisch als Werke der Nächstenliebe dar. Immer und immer wieder wird sie von dem Buddha gepredigt. Im

Mettasutta des Suttanipata wird gemahnt, gegen alle Wesen unermeßliche Liebe so zu zeigen, wie eine Mutter ihr Kind mit ihrem Leben schütze; gegen alle Welt soll man diese Liebe beweisen, „nach oben, nach unten, nach der Seite, uneingeschränkt, ohne Feindschaft und Gegnerschaft. Stehend, gehend, sitzend, liegend, solange man wach ist, soll man diese Gesinnung ausüben. Das nennt man ein Leben in Gott“. (Übersetzung von Pischel.) Dieser über jeglicher Werkheiligkeit stehenden Liebe, Metta, erklingt ein hohes Lied in dem Itivuttaka, worauf zutreffend Pischel besonderes Gewicht legt. Es heißt: „Alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, haben nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe, der Erlösung des Herzens. Die Liebe, die Erlösung des Herzens, nimmt sie in sich auf und leuchtet und glänzt und strahlt . . . . Und wie im letzten Monat der Regenzeit, im Herbst, die Sonne am klaren, wolkenfreien Himmel, am Himmel aufgehend, alles Dunkel im Luftraum beseitigt und leuchtet und strahlt, und wie am frühen Morgen der Morgenstern leuchtet und glänzt und strahlt, so, ihr Mönche, haben alle Mittel in diesem Leben, um sich religiöses Verdienst zu erwerben, nicht den Wert eines Sechzehntels der Liebe, der Erlösung des Herzens . . .“



Henri-Matisse

Aktstudie

Der Buddhismus verkündet ferner das Gebot der Kindesliebe. Ein Satz lautet: „Brahma wohnt in den Häusern, in welchen die Eltern von den Kindern verehrt werden.“ Im Anguttara-Nikaya lesen wir darüber: „Zweien, ihr Mönche, kann man nicht wohl zuviel vergelten. Welchen zweien? Der Mutter und dem Vater. Wenn man auf eine Schulter die Mutter, auf die andere den Vater nähme und sie trüge bis hundert Jahre, so wäre das, was sie für uns getan haben, noch nicht zuviel vergolten . . . .“ (Dahlke „Buddhismus als Religion und Moral“.)

Der Buddhismus fordert, dem Haß nicht Haß entgegenzusetzen und unter Feinden ohne Feindschaft zu leben. Im Dhammapadam wird gelehrt, daß nach ewigem Gesetz in der Welt die Feindschaft nur durch Feindschaftslosigkeit zur Ruhe komme. Ebenso finden sich in dieser Spruchsammlung die Verse: „Durch Nichtzürnen bezwing den Zorn, durch Güte zwing den Bösen selbst — Durch Spende zwing den Geizigen, durch Wahrheit den, der unwahr spricht.“ (Übersetzung von L. v. Schroeder.)

Wie der Buddhismus sich zur Vergebung des Unrechts und zur Feindesliebe stellt, verdeutlichen die beiden legendarischen Erzählungen von den Königssöhnen Dighavu und Kunala. Dighavu war der Sohn des Dighitis, der von dem mächtigen Fürsten Brahmadata seines Reiches und seiner Habe beraubt und aus seinem Lande gejagt worden ist. Es gelang ihm, mit seinem Weibe in Benares, der Hauptstadt seines Feindes, eine verborgene Zuflucht zu finden, bis er durch einen Zufall erkannt und samt seinem Weibe zum Tode verurteilt wurde. Am Tage der Hinrichtung kam Dighavu, der sich nicht bei seinen Eltern befunden hatte, nach Benares und mußte sehen, wie sie in Ketten durch die Stadt geführt wurden. Er trat an seinen Vater heran, der zu ihm sprach: „Mein Sohn, sieh nicht zu weit und nicht zu nah. Denn nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zur Ruhe; durch Nichtfeindschaft, mein Sohn, kommt Feindschaft zur Ruhe.“ Darauf wurden Dighitis und seine Frau hingerichtet. Der Sohn kam später in den Dienst des Elefantenwärters des Brahmadata, dessen Gunst er sich allmählich durch seine schöne Stimme erwarb, bis er sein Vertrauter wurde. Auf einem Jagdausflug führte er den König in die Irre, der ermüdet sein Haupt auf den Schoß von Dighavu legte und einschlief. Da kamen dem jungen Prinzen die Rachedgedanken, und er zog sein Schwert aus der Scheide. Im selben Augenblick aber erinnerte er sich der Worte seines Vaters und steckte das Schwert wieder in die Scheide. Zweimal noch schwankte Dighavu in solchen wechselnden Empfindungen, bis Brahmadata aus dem Schlaf auffuhr und sagte, er hätte geträumt, daß Dighavu ihn mit dem Schwert töten wolle. Da faßte dieser mit der Linken das Haupt des Königs, mit der Rechten sein Schwert und sprach, er sei der Sohn des Dighitis, die Zeit der Rache sei für ihn gekommen. Brahmadata fiel ihm zu Füßen und bat um sein Leben. Dighavu jedoch

erwiderte, es sei an ihm, um Gnade zu bitten. So versöhnten sich beide und gelobten sich Treue für immer. Später einmal fragte Brahmadata den Dighavu, was die Worte seines Vaters vor der Hinrichtung bedeutet hätten. Dighavu antwortete, das „Sieh nicht zu weit“ habe den Sinn, man solle den Haß nicht lange wahren lassen, während mit dem „Sieh nicht zu nah“ gemeint sei, man möge sich nicht voreilig mit den Freunden entzweien. „Du, o König, hast meinen Vater und meine Mutter getötet. Wollte ich dich jetzt des Lebens berauben, so würden die, welche dir anhängen, mir das Leben nehmen und meine Anhänger jenen, und so würde Haß durch Haß nicht zur Ruhe kommen. Jetzt aber, da du, König, mir das Leben geschenkt hast und ich dir, ist durch Nichthaß unser Haß zur Ruhe gekommen.“

Die andere Geschichte ist im Divyavadana aufgezeichnet. Kunala war der Sohn des berühmten Königs Asoka und trug seinen Namen wegen seiner herrlichen Augen, die an Schönheit denen des Vogels Kunale glichen. Eine der Frauen seines Vaters entbrannte in Liebe zu ihm, wurde aber zurückgewiesen. Um sich an ihm zu rächen, befahl sie, als er in eine entfernte Provinz gesandt war, ihm die Augen auszureißen; sie hatte den Auftrag mit dem Elfenbeinsiegel des Königs, das von ihr entwendet worden war, gestempelt. Es fand sich zunächst niemand, die grausame Handlung auszuführen, bis schließlich ein verkommener Mensch sich dazu hergab und dem Prinzen ein Auge ausriß. Dieser nahm es in die Hand und sagte: „Warum siehst du nicht mehr die Gestalten, die du eben noch sahst, grobe Kugel von Fleisch? Wie betrügen sie dich doch, welcher Tadel trifft die Toren, die an dir hängen und sagen: Das bin ich.“ Es wurde Kunala darauf das zweite Auge ausgerissen, und er pries sich, daß er das Auge der Weisheit erworben, die Herrschaft der Wahrheit, welche Schmerz und Leiden vernichte, gewonnen habe. Er erfuhr nachher, daß die Königin es sei, die ihm diese Leiden habe zufügen lassen; er indessen wünschte ihr Glück, Leben und Macht und zog als Bettler fort. In die Stadt seines Vaters gelangt, sang er vor dem Palast zur Laute. Der König ließ ihn rufen, erkannte aber in dem Blinden nicht seinen Sohn. Endlich wurde dem König offenbar, was geschehen war, und er wollte die Königin hinrichten lassen. Kunala jedoch redete ihm zu: „Wenn sie unedel gehandelt hat, so handle du edel; töte nicht ein Weib . . . O König, ich fühle keinen Schmerz und nicht das Feuer des Zornes. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen. So gewiß diese Worte Wahrheit sind, so mögen meine Augen wieder werden, wie sie waren!“ Und so geschah es.

Diese Stichproben genügen wohl, um darzutun, daß die Behauptung, im Buddhismus fehle völlig die Liebe zu den Menschen, nichts anderes ist, als eine oberflächliche Redewendung. Jedes weitere Wort erübrigt sich.

## KRANKENHAUS

Gott brauset mächtig in den Werken,  
Die rings umwandeln sich, vergehend und ge-  
schehend.

Im donnernden Flug der weißen Wolkensärgen,  
In Wetterzorn und klirrendem Geträn.

Da wir des Abends wurden eingeliefert,  
An hoher Decke klebte Perlenlicht.  
Wir wollen uns behalten, nie verlassen,  
Uns wenden zu das schreckliche Gesicht . . .

Es steigen kühl zu uns herein  
Wälder, Wiesen und der Berge Flor,  
Auch die Stadt will gegenwärtig sein  
Mit Brutplätzen und der Menschen Chor.

Die sich zwängten durch der Gitter Stangen,  
Streuend Träume durchs Gezell —:  
Klagemeer und Schrei hat sie empfangen,  
Flackern böser Augen, fieberhell . . .

Ja, Bitternis ward in die Brunnen eingelassen.  
Nicht herzet Goldluft mehr uns, innig-lieb.  
Gott, den wir in uns faulen lassen,  
Verfärbt die Ströme unseres Blutes trüb.

Mit Mondes Sichel, jäh gekrümmt,  
Pflügt auf er den verpönten Leib.  
Wir haben Gott in Jammer eingenommen,  
Berauschet uns an seinem giftigen Leib.

Gott schreit in uns nach blauer Heimat Frieden.  
Gott gräbt empor sich in Erschütterungsstößen . . .  
Der Schläfe Ruh sei ihm wie uns beschieden!  
Daß wir in ihm, daß er in uns sich löse! . . .

*Johannes R. Becher*

## SPLEEN

Mein einz'ger Freund, der stets mich treulich  
mußt begleiten,

Mein Spleen! Wenn Mitternachts am Himmel  
stehn die Sterne,

Seh ich der Hoffnung Grab, seh düstre Stunden  
schreiten

Wie Tänzerinnen matt und schleichen in die  
Ferne . . .

Es schweigt die Welt. In mir verglimmt des  
Lebens Funken.

Das Herz ist leer und öd, kann nimmer sich ent-  
zünden.

Und Lieb? — — An ihrem Quell hab einmal  
ich getrunken.

Und Ruhm? Ich seh ihn trüb auf immer mir ent-  
schwinden.

Nichts haben, sterben . . .! Müd macht alles, und  
gebrochen.

Und Liebe kündet nichts, als was sie stets ge-  
sprochen,

Stets steigt ein Qualm vom Licht, das einst uns  
hat erhellt.

Nur Öde bringt der Traum und trügerische Beute.  
Wer gestern ward geliebt, ist gleichgültig uns  
heute,

Der Schatten an der Wand ist mehr als alle  
Welt.

*Georg Karásek*

(Deutsch von J. V. Löwenbach)

## AGONIE DER SEHNSUCHT

Erlöschen die Wirbel von Bernstein, lodernd in  
westlichen Pfannen,

ward der grüne Süd zu Asche verbrannter Regen-  
bogen zu Gold,

und mitternächtlicher Schein, der mit schwefligen  
Flammen

Nebelschleier tüncht und über geschwärztes Wald-  
land rollt?

Nicht spür ich des Farbenhauchs ätherhaft Quellen  
in der Seele, wie's duftend geheimnisvollem  
Garten entschwebt:

in den Nerven meiner Hand schlafen der Formen  
künftige Wellen

und Kraft, die für sie ein Kleid gesponnener  
Strahlen webt.



*Menachem Birnbaum*

*Hallucination*

Meine Sehnsucht, im Durst nach erdfernen  
Blumen und Formen erkrankend,  
stirbt heut' hin, im Blick unbekannter Sonnen  
Licht,  
und mit der Wachskerzen Schein ziehn all' meine  
Gedanken,  
umschwebend ihr fiebrisch entflammtes Gesicht.

Otokar Březina  
(Deutsch von Otto Pick)

#### DIE NACHT TRÄGT

Die Nacht trägt einen Kranz von Leichen  
im Haar und in den Augen blutgen Brand von  
Städten,  
und ihre Fänge triefen rot und kralln sich in  
die weichen  
Fleischteile armer Opfer, aufgeschrecht aus sanften  
Betten.

Verlaßne Hunde zerren heulend an den Ketten,  
die Würgerin Angst wird durch verschlossene  
Keller streichen  
und Fraun erdrosseln, die ein Kind geboren hätten,  
und die Verzweiflung wird um arme Greise  
schleichen.

Wir taumeln durch die Flucht der Nächte und  
der Brände  
und sind in tausend Gräbern schon begraben,  
und strecken durch die rote Erde immer himmel-  
wärts die Hände  
und schluchzen zu den Sternen, ob sie kein Er-  
barmen haben.

In uns verkündet sich Beginn und Ende.  
Wir wissen Nacht und sind der Tag und seine  
Gaben



Georg Gross

Im Cafe

und blühen Auferstehung über wüste Trümmer-  
wände  
und tragen unermüdlich Honig in die längst ver-  
laßnen Waben.

Hans Gathmann

O, NACHT —:  
O, Nacht! Ich nahm schon Kokain,  
Und Blutverteilung ist im Gange.  
Das Haar wird grau, die Jahre flieh'n,  
Ich muß, ich muß im Überschwange  
Noch einmal vorm Vergängnis blühh.  
O, Nacht! Ich will ja nicht so viel.  
Ein kleines Stück Zusammenballung,  
Ein Abendnebel, eine Wallung  
Von Raumverdrang, von Ichgefühl.  
Tastkörperchen, Rotzellensaum  
Ein Hin und Her, und mit Gerüchen;  
Zerfetzt von Worte = Wolkenbrüchen —:  
Zu tief im Hirn, zu schmal im Traum.  
Die Steine flügeln an die Erde.  
Nach kleinen Schatten schnappt der Fisch.  
Nur tückisch durch das Ding = Gewerde  
Taumelt der Schädel = Flederwisch.  
O, Nacht! Ich mag Dich kaum bemühh!  
Ein kleines Stück nur, eine Spange  
Von Ichgefühl — im Überschwange  
Noch einmal vorm Vergängnis blühh!  
O, Nacht, o leih mir Stirn und Haar,  
Verfließ Dich um das Tag = verblühte!  
Sei, die mich aus der Nervenmythe  
Zu Kelch und Krone heimgebar.  
O, still! Ich spüre kleines Rammeln:  
Es sternt mich an — Es ist kein Spott —:  
Gesicht, ich: mich, einsamen Gott,  
Sich groß um einen Donner sammeln.

Gottfried Benn

#### DER REITER

Frau Daura Benndorf gewidmet  
Das Reiten ist ein Heimgang zum vertrauten  
Sterne.  
Den Menschen hat das Pferd ins schwarze Tal  
begleitet.  
Der Gaul entstammt, wie du, der tiefsten  
Schwebeferne:  
Nun wird ein Ritter zum Kometen vorbereitet.  
Wie lebhaft unser Traum den Schlafenden ge-  
leitet:  
Das Roß war da, um dich ins Reisen zu verführen.  
Du fühlst, wie dich dein eigenes Kreisen mondhaft  
weitet:  
Wo du erscheinst, erreiche mich durch Silber-  
türen.  
Ich reite fort, durch monderschloßne Schimmer-  
pforten.

Die Sternennacht umgeistert mich in Spiegelzimmern.

Ich trat im Osten auf: an nordgebornen Orten  
Beginne ich entschattet im Palast zu schimmern.  
Mein gutes Roß, ich wühle mich in deine Mähne.  
Wir bleiben über meinem Herkunftstern erhoben!

Das war ein Sturz: ich sah das klammernde  
Gegähne  
Vom kommenden Gemäuer, das wir blauhaft  
selber schoben.

*Theodor Däubler*

#### DAS FEUER

Heilige Unruh  
in Scharlachfalten flutend!  
Erbühe! Greif zu  
nach meinem Herzen du mit Glut, vor Liebe  
blutend!

O Narben, o Wunden,  
wie süß von deiner Leidenschaft empfunden,  
mit welcher Lust  
von früh bis nichts getrübt sein und bedrängt sein,  
von Zungen tausendfach versehrt, zerstört, ver-  
sengt sein,

doch über allen Schmerzen siegbewußt!  
O müßt ich nie vergehn auf deiner Feuerstätte,  
daß, deinen Flammen gleich und leicht wie deine  
Träume,  
sich meine Seele immer neuen Schwalls zur Höhe  
auf mit rotem Fittich rette!

Daß keines neuen Tags Erlösung sie versäume!  
Oh, daß dein Arm dereinst, du aller Sonnen Kraft,  
von Ewigkeit zu Ewigkeit mich rafft,  
hinan aus allen Schmerzen  
nach Gottes glühem Herzen.

*Otokar Theer*

(Uebersetzt von Rudolf Fuchs)

#### ABENDNÄHE

Über goldene Brücken gingen wir,  
die sich aufbauten wie Berge mit Klüften,  
nur sanfter stiegen wir empor,  
und die Abgründe schienen uns ohne Gefahr  
durch die bläuliche Luft, die sie erfüllte.

Es war nicht Gefahr,  
denn die Brücken, auf denen wir gingen,  
bogen ineinander zu Gliedern eines Netzes,  
das uns trug,  
wanderten selbst dem Segen entgegen.

Es gibt keinen Halt! der Teutel steht da:  
ach, daß wir zu dir kamen;  
durch deine schuppigen Goldwände sehen wir  
die Welt.

Eure Farben sind so heiß verwandt.

Aber ein Weg ist nicht zu erkennen,  
sind wir zum Teufel geflogen?  
Wenn der Mond steigt, erscheinen mir wieder  
die Bilder:

tief-goldene Brücken heben sich gegen die Nacht.

*Henriette Hardenberg*

#### GETRENNT

Getrennt! Und keine Brücke durch die Kluft!  
Gemeinsam nur der himmelhohe Stern,  
der unsre Augen saugt, der unsre Arme dehnt . . .  
Hinüber saust des Herzens spitzer Strahl,  
Geschrei verstürzt sich gellend in den Tiefen,  
Wehseufzer irren an der Klippenwand . . .  
O Welt! Du Becher, den ich trinken soll,  
entfällt der Hand, hinunter und Geklirr.  
Zerschellen magst du, holdgefüllte Welt!  
Hinüberwärts! Oh, nur zu ihr, zu ihr!

*Maximilian Brand*

#### ABNEIGUNG

Ich presse zu Linien die lästigen Bäche  
Und denk' die ent-öleten in ebenen Plan;  
Ich hasse den Raum, ich vergöttre die Fläche,  
Die Fläche ist heilig, der Raum ist profan.

Ich werde mich listig der Plastik entwinden  
Und laß euch gebläht im gedunsenen Raum.  
Ich denke die lieblichsten Schatten zu finden  
Im gefälligen Teppich, im flächigen Traum.

*Ferdinand Hardekopf (aus: „Lesestücke“)*



*Hans Richter*      *Porträt des Philosophen S. Friedlaender*

## FIEBERFÜRST

Die Maremmen der Qual dehnen sich unermeßlich.  
Fieberschwitzend wälz ich mich auf dem Stachel-  
pfehl.

In feurigem Zwielflicht umschwärmen mich die  
Stechmücken meiner Gedanken,  
Ich höre das hohe C ihrer vermaledeiten Flügel.  
Einer muß der allerunglücklichste sein.  
Ich bin es vielleicht immer noch nicht!  
Ein großer schwarzer Diener naht sich lautlos:  
Sire, Eure Majestät können jeden Augenblick ab-  
reisen!

*Wilhelm Klemm*

## WINTERSCHAUER

*Von Stéphane Mallarmé*

Diese Stutzuhr aus Meißner Porzellan, die nach-  
geht und dreizehn schlägt, unter ihren Blumen  
und ihren Göttern, wem hat sie gehört? Denke  
dir, daß sie aus Sachsen gekommen ist, auf langen  
Fahrten mit der Postkutsche ehemals.

(Seltsame Schatten hängen an den blinden Fenster-  
scheiben.)

Und dein Venezianer Spiegel, tief wie eine kalte  
Quelle, in einem Ufer von entgoldeten Wappen-  
schlangen, wer hat sich darin betrachtet? Ah,  
ich bin sicher, daß mehr als eine Frau in diesem  
Wasser die Sünde ihrer Schönheit gebadet hat;  
und vielleicht sähe ich eine nackte Erscheinung,  
wenn ich lange hineinblickte.

— Böser, du sagst oft schlimme Dinge —

(Ich sehe Spinnweben oben in den großen  
Fenstern.)

Unsere Truhe ist auch sehr alt: sieh, wie dieses  
Feuer ihr trauriges Holz rötet; die verblichenen  
Vorhänge sind ebenso alt und die Bezüge der  
ihres Glanzes beraubten Sessel und die alten  
Stiche an den Wänden und alle unsere alter-  
tümlichen Sachen. Scheint dir nicht auch, daß  
selbst die Bengali und der blaue Vogel mit der  
Zeit ihre Farbe verloren haben?

(Denke nicht an die Spinnweben, die oben in den  
großen Fenstern zittern.)

Du liebst all das, und darum kann ich bei dir  
leben. Hast du nicht gewünscht, meine Schwester  
mit dem Blick von ehemals, daß in einem meiner  
Gedichte die Worte vorkämen: „Der Reiz der  
verwelkten Dinge?“ Die neuen Gegenstände miß-  
fallen dir; dir machen sie auch Angst mit ihrer  
schreienden Aufdringlichkeit, und du würdest das  
Bedürfnis in dir fühlen, sie abzunutzen, was sehr  
schwer ist für Leute, die die Bewegung nicht  
lieben.

Komm, schließe deinen alten deutschen Al-

manach, in dem du aufmerksam liest, obwohl  
er vor mehr als hundert Jahren erschienen ist  
und die Könige, die er angibt, alle tot sind; und  
auf den alten Teppich gelagert, den Kopf auf deine  
barmherzigen Knie gelehnt, in dein blasses Kleid,  
oh, stilles Kind, werde ich stundenlang mit dir  
sprechen. Es gibt keine Felder mehr, und die  
Straßen sind leer; ich werde dir von unsern  
Möbeln reden . . . Du bist zerstreut?

(Diese Spinnweben beben oben in den großen  
Fenstern.)

(Deutsch von August Brücher)

## STILLEBEN

Die eben gescheuerte Küchentafel ist noch naß  
in den gesprungenen Rissen, und die Feuchtig-  
keit dringt mir bis in die Knochen der kälte-  
empfindlichen Hand. Ein Mädchen geht vorbei, das  
magere Schlüsselbeine hat unter dem dünnen  
schwarzen Kittelchen. Der Samstag weint von  
den Dächern, und die Straßen sind seltsam leer.  
Die Hufe eines Pferdes klingen, als ritte man aus  
zu geheimem Gefecht.

Ich horche . . .

Du aber bist's, die mich tröstet, weil ich mich zu  
deiner Schönheit wenden kann, o zinnerne  
Schüssel von verblichenem Blau, ergrauend in  
staubigem Glanz, das zerrissen in der Spiegelung  
deiner Oberfläche, ihr verschwommenes Bild  
trägt: Dieser schimmlig werdende Pfirsich . . .  
Die Wand ist graufarb wie alte Totenkerzen. Ein  
neidisches Messer droht auf der Tafel. In einem  
dicken Glas steht verschalender Wein.

Doch ihr seid es, die der Herbst noch nicht  
eingeschlossen hat hinter dichten und plumpen  
Türen, o Pfirsich und o Schüssel. Und ihr sagt,  
daß man noch Stille erhoffen kann . . .

— Die Fensterscheiben klirren und klappern, weil  
eine Ochsenkarre langsam vorüberzockelt. Das  
Haus ist feucht und schweigend. Ich glätte die  
Falten meines Kleides nicht.

*Karel van de Woestyne*  
(Deutsch von Hermann Hendrich)

## KLOSTER WEINGARTEN

Die Orgel rieselt wie ein kleines Silberwasser.  
Sie spielt verlockend süß mit klangarten Stimm-  
chen, die auf- und niederschwingen, gefangen in  
den weißen Wänden wie in einer Schale, von  
Farbenstrichelchen ein ganzes Rokokoarabesken-  
treiben, das dann erwachend flattert und seinen  
Vogelsang hinauf in die Deckenkuppel trillert.  
Aus Himmelshöhen flüstert uns die Orgel manches  
zu.

Sie schmilzt, sie bebt und säuselt flehentlich den Heiligen ihren Tonhauch um das Haar. So singt sie lange unbeschreiblich anmutsvoll, und hingegen verzehrt sie sich in einem milden Glanz wie Abendlichtgezitter in den dunklen Nischen. Dann schreit sie aus dem Herzen auf und braust bis in die Seele des Gesteins hinein, und alles wankt im Wirbelwind, der durch das Haus fährt, als wäre Gottes donnernde Stimme nah.

Der Deckenfarbenhimmel jubiliert im Strahlenschaum oder herrlichen weißen Bogenfrieze: ein Baldachin auf sprühenden Säulen gewiegt. Darunter steht das Chorgestühl, schwer wie ein Bronzeguß und reich, mit goldenen Lichtreflexen auf der weichen Spiegelglätte des alten braunen Eichenholzes. Mit sorglichem Schicksalsschnitt sind alle die horchenden Gesichter, die zart bekümmerten wie die kräftigen und stolzen, aus diesen Stuhlwangen herausgehauen. Man geht wie in aufgeschlossenen Erinnerungswegen durch Jahrhunderte hin und her in ihren abendschattigen Zügen.

Das Rahmenwerk der Beichtstühle (verhängte Bühnen brennender Geheimnisse und Gräber für die Sünde, die in den Worten rauscht) schmiegt sich in seinem Prunke doch verstohlen an die Wände, mit zum Entzücken ausgeschnittenen Türen, durch die ein schmaler Engel, wenn die Kirche leer ist, treten mag.

Die rote Sonne gießt ihre Flammen durch die Fenster in den kühlen Glanz und hüllt eine Heilige ganz in Blut. Und tiefes Schluchzen quillt aus ihren Lippenblättern. Die Lichter brennen schüchtern zu den Füßen der Madonnen. Das Orgelspiel wird ihren Blick noch mehr durchgolden, und jeder Heiligen drückt die Sonne eine große rote Rose abends in die Hand.

*August Brücher*

#### AUS NEBELN KOMMENDES GESICHT

Ein Raum Nebel — Und in dem Nebel ziehen Nebelstreifen, ziehen Kreise, schieben weiße Scheiben durch die schwarzen Balken. Perlenwände steigen, Perlenwände sinken und ein Meer von Milch ruht undurchdringlich scheinend. Heere dicker Wolken kommen angerollt und wälzen sich und traben, werfen Beine, schießen Lanzen und jagen hin mit schweren Wagen wie zu Taten. Doch es steigen rasend harte Kugelbälle und stoßen sprengend in sie ein, daß sie zerspellt in Fetzen fliegen. — Und von unbekanntem Sonnen schillern Farben. Blau begehrt nach Grün und durch Gilbe wandert suchend Röte und verwirrt schwankt Weiß in allen Dunkeln.

O Lust der Dehnung, Lust des allen Stoff Aufkochens in der Dehnung und des ungestützten, alles Leben hochhebenden Schwebens! O Lust des Kraft sich in sich ausreckenden Chaos! Und Elend, Elend des dünnen Verschwächens an den Rändern und des ohne Halten suchend in sich suchenden Fügens und Lösens und des hilflos riesenhaften Liegens vor dem kleinen Tor der Erscheinung.

Es muß sein — donnernd auf Leben oder Tod erbarmungslos grausam gesagt und getan — Es muß sein: Herauf! Herauf! Du bist gefährdet! Banne Dich! Mit einem einzigen Donnerschlag gehämmert sei, eisenschwarz mit Glanz am Abhang verdunkelnder Gruben und mit Kanten, die sich unzerbrechlich buckelnd biegen — Seiend und nicht durch Füllung entstandene Form — und mit gepreßten Lippen von dem Genuß der Härte die Wangen geschwellt: so komme, komme, das in den Nebeln war erlösbar, Gesicht, das sich aus Nebeln zieht, Gesicht, das aus Nebeln sich erbildend Nebel ist, aber Gesicht, enges, rundes, aus allen Nebeln sich erspeisendes Gesicht — Geburt, Kristall, Tat und gespiene Blüte aller Nebel, Gesicht, mit starkem Bug die Nebel teilend, Gesicht, komme, immer komme, immer Dich heraus mit Flatternebelhaaren, Flatternebelschleichern Dich bewegend komme — —

*Heinrich Schaefer*



*Egon Schiele*

*Original-Holzschnitt*



Paul Lasker-Schüler

Rudolf Schmied

## RUDOLF SCHMIED

In seinem Knabenbuch „Carlos und Nicolà“ namentlich der Nicolà sieht ihm auf ein Haar ähnlich. Also ganz genau der Nicolà ist der Rudolf Schmied selbst. Ich höre ihn im alten Café des Westens und in München im Stephanie ebenso argentinisch sprechen wie in seinem Buch die beiden Knaben, die man herzen möchte, so lieb hat man die. Rudolf Schmied ist aus Argentinien, er spricht, wenn es auch Deutsch ist, immer spanisch, ganz wild spanisch. Und dazu raucht er eine Zigarette nach der anderen; seine Augen, seine Nase, sein feiner Mund spielen im Gesicht. Ein Zuruf — und Rudolf Schmied jagt auf seinen Gedanken, lauter Indianerpferde, losgelassen, über die Herzen der Freunde hinweg; frisch und frei ist er, seine Seele trägt einen bunten Federschmuck. Als Knabe nannte er sich, erzählte er mir, den roten Jaguar. Damals lebte er noch in seiner Heimat in Argentinien und war der kleine Nicolà, der er geblieben ist. Sein Buch ist ein Kunstwerk, das sich „ewig“ erhalten wird, immer werden all die Süßigkeiten frisch bleiben. Er hat das Buch mit altem Wein geschrieben. Rudolf Schmied ist aus edlem Geschlecht, er ist ein aristokratischer Bohème, er hat Kultur und herrliche Laune, lauter erfrischende Sturzbäche überstürzen sich in seinem Roman „Carlos und Nicolà“. Die beiden kleinen Helden seines Buches sind selbst zwei helläugige Mississippis. Mein Junge, der ein Freund der Indianer ist, hat Rudolf Schmied gezeichnet, wie er so dasitzt und von sich wundervoll erzählt.

Else Lasker-Schüler

## DER KOMPONIST JAROMIR WEINBERGER

Das Gesicht von der großen Hure Babylon. Sie trieb Unzucht mit allen Königen der Erde. Bedeckt mit Purpur, zum Schlusse gestürzt und es ward „Wehe“ über sie ausgerufen . . . Das alles in glanzvoll einhersplitternde Musik gesetzt, aufwirbelnd mit Harfenglissandos, auf deren obersten Spitzen jedesmal wie Kolibris aus bunten Holzklappern ganz winzige Schläge der kleinen Trommeln schaukeln, — man wird geradezu rot vor Aufregung, wenn man es hört! Man schämt sich förmlich.

Der ganz junge Komponist Jaromir Weinberger in Prag fecit. Man spielt's in knapp einer halben Stunde herunter, hat es unzählige Male gespielt, das entdeckungsfrohe Stadttheater in Prag-Weinberge (tschechisch) machte sogar ausgezeichnete Kassa dabel, — und ich kann nur allen Musikverlegern und Theaterdirektoren anempfehlen, einen Wettlauf nach diesem zierlichen Opus anzutreten; sie werden mir dankbar sein. — Keine Verücktheit, Freunde! Es ist ja nicht das große Gesicht von der großen Hure (das würde ich freilich als allzu gegenwärtig, daher unzeitgemäß, den Männern der Theaterpraxis nicht anzupfehlen

wagen. Wer wollte ihr lustiges Repertoire in dieser wahrhaften Lustzeit durch soviel Ernst verschandeln!) Nein, nein, nur Ruhe, — es ist ja nur eine kleine Pantomime, die man in einer halben Stunde herunterspielt, die kleine amüsante Pantomime von der kleinen Hure Babylon, wie sie im Alltagsleben auftritt und wie wir sie alle, wir Theaterpublikum, so gut kennen. Sie heißt Eveline, und damit wir wissen, daß wir sie alle kennen, trägt sie den gut bürgerlichen Beinamen Mayer. — Eveline Mayer, die kleine Babylon.

„Die szenische Anordnung des Mimus von František Langer, einem tschechischen Dramatiker, der noch gehört werden wird, die szenische Anordnung ist allen Theaterdirektoren (auf die ich heute nun einmal geradezu versessen bin, denn es handelt sich um eine praktische Sache) leicht zugänglich; sie erschien unter dem Titel „Die Entführung der Eveline Mayer“ als Band 13 der kleinen Saturnbücher (1913), deutsche Übersetzung von Otto Pick. — Das kleine hübsche Vorspiel, das man bei der Aufführung wirksam beigefügt hat, ist nicht mitgedruckt, man wird es in der Prag-Weinberger Theaterkanzlei erkunden können, hoffe ich.

Sie hat nicht mit Königen Unzucht getrieben, die kleine Eveline. Es ist ja nur eine Ballettszene, ein Witz. Wie schon bemerkt, keine Vision aus der Heiligen Schrift. Sondern Eveline tritt in den traditionellen Gazerädern auf „die wie weißer Blütenstaub an ihren Hüften emporwallen“ (laut Langer). Sie muß sehr schön tanzen können, sonst bleibt von der Geschichte nicht viel übrig. Denn daß das Fräulein vom Fabrikanten Herrn Prokop zum Baron Sieben flattert, keinen erhört, jedoch, wie die beiden Kavaliere zum Duell in den Garten gehen, mit dem ganz ordinären Lakaien hinter die Vorhänge von „leidenschaftlicher Safranfarbe“ ins Bett steigt, — das muß ich schon irgendwo sogar als Sprichwort gehört haben, es hat mich keineswegs überrascht. Aber da hinten sitzt einer, der aus allem ein Ethos, eine ganze Philosophie herauskitzelt und der von der Pantomime sagen wird, sie sei „Metaphysik“ und Franz Blei müsse sie als erste Nummer für sein Tanztheater erwerben. Bitte, meine Herren, zeigen Sie nicht mit Fingern auf mich. Ich gestehe schon, ich bin dieser jemand.

Mir scheint nämlich, wenn Musik erklingt, alles tiefsinnig. Nur muß es freilich so wesenhaft erfinderische Musik sein wie die von Weinberger. Und es muß ein solcher Walzer mit kleinen Trommeln darin stehen, für den ich sämtliche Rosenkavalierwalzer hinzu geben ernstlich gesonnen bin. Nämlich ein Walzer nicht aus Wien, sondern aus Musik, aus jenem geographisch seltenen Reiche, wo aller Schwindel aufhört und wo daher auch das Leichte, Schmissige, Schwungvolle vom ewigen Lichte her stammt und nicht aus dem trübenden blasenwerfen Mist der Geist- und Seelenlosigkeit. Etwas Offenbachisches muß in die Operette hineinfahren, etwas, was nur zufällig, der äußeren Form nach locker klingt, innerlich aber fest und stark ist, jenseits von Lustig und Traurig im Grunde. — Seltsam, auch in einem sehr ernsthaften Variationenwerk knüpft Weinberger an Offenbach an. Er nimmt das trübende Thema des „Prinzen von Arkadien“, gipfelt es nach vielen Abenteuern in eine grandiose Max-Reger-Fuge. Ist das nun Spaß oder Ernst? Ich weiß es nicht, aber es ergreift mich, so wie diese Pantomime mich ergreift, jenseits von irdisch Lustigem, irdisch Traurigem. So viel jugendlich ungebrochener Glanz umflutet ihre Tonflut, sogar ihrer Verderbtheit haftet etwas Reines, Unverdorbenes an. Stoffliche Verderbtheit badet in unmateriellem Klang. — Alle Verlockungen des Weibes stecken in ihr, Verlockungen des Leibes, aber auch des Geistes, will sagen: der Instrumentierung, aber auch der Invention. Keine Lyrik, für die ist kein Platz. Nichts als Gliedmaßen, Sexualität, Spaß, Gelächter. Eine glattgestriegelte Hölle. Deshalb geht die Musik auch so lustig weiter, wenn zum Schluß auf der Bühne geschossen und gemordet wird. — Und da sitzt es, diese Lustigkeit, ohne jeden Zusatz schwindelhafter Liebeslyrik, nackt in jedem Wortsinne, schamlos in ihrer Begrenztheit, — ja gerade sie ist das Traurigste, was es auf Erden gibt. Traurig, trostlos, verloren, verworfen, in seiner destillierten Sachlichkeit durchschaut. Nicht mit Ekel wendet man sich ab (denn es ist, wie gesagt, kein Wiener Schmalz und Gemüt an die chaotische Angelegenheit der Geschlechtsnerven getan), nein mit Tränen. Hört euch „Evelinens Entführung“ noch einmal an! Jetzt staunt ihr; gleich das erste Hauptthema steht in Moll. Nur einmal wendet es sich nach Dur, das ist an jener infamen Stelle, da gerade das düstere Unheil bereitet wird. —

O Weisheit Offenbachs! —

Max Brod



## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXXI

. . . Die öffentliche Meinung konnte sich äußern, das „Volk“ konnte wählen. Krieg oder Frieden, entscheidet euch! Das Volk entschied sich für den Frieden. Aber der Krieg kam trotz alledem. Eine Handvoll von Leuten, die ihre göttliche Berufung darin sehen, das Schicksal ihres Landes zu leiten, stürzte die Rumänen in den europäischen Hexenkessel. Das rumänische Volk hatte kaum einen nennenswerten Einfluß auf die innere Politik, geschweige denn auf die äußere. Es hat mit diesem Kriege nicht das mindeste zu tun und sein ganzer Anteil daran besteht in dem Rechte zu sterben. Nahezu die Hälfte des Landes ist in den Händen von etwas über viertausend Besitzern, in die andere Hälfte teilen sich gegen siebeneinhalb Millionen! Rumänien besitzt ein Dreiklassenwahlrecht. In der ersten Klasse wählen Bürger mit einem Einkommen von mindestens 1200 Lei jährlich aus ländlichem oder städtischem Grundbesitz, in der zweiten Bürger, die jährlich wenigstens 20 Lei direkte Staatssteuern bezahlen. Im Jahre 1905 wählten in diesen beiden ersten Klassen im ganzen 34 300 Wähler! In der dritten Klasse, wo je fünfzig Bürger einen Wahlmann aufstellen, der seinerseits die Stimme direkt einem Abgeordneten gibt, waren im Jahre 1905 gegen eine Million Wähler eingetragen. Es liegt auf der Hand, daß von einer eigentlichen Volksvertretung nicht die Rede sein kann, da die Stimmen durch Geld, kleine Konzessionen, Privilegien und Ämter gekauft und durch die Machtstellung des Brotherrn erzwungen werden. Die Behörden und das Kapital bestimmen die Zusammensetzung des Parlaments, des Senats, der Regierung, sie ernennen Gesandte, Generale, hohe Beamte und stürzen sie, wenn ihre Politik es erfordert. Wie ihnen das Getreide und Petroleum, die schönen Pferde und schönen Frauen gehören, so gehören ihnen auch die Zeitungen und die Journalisten, die zu schreiben haben, was ihnen befohlen wird. Ihnen gehört Rumänien vom ärmsten Zigeuner bis hinauf zum König. Die Masse des Volkes, auch jene sehr dünne Schicht des Bürgertums, die sich in Jahrzehnten friedlicher Arbeit bilden konnte, hat nicht das geringste zu sagen, trotz der verführerischen bürgerlich-demokratischen Fassade des Staatsgebäudes, die eitel Schwindel ist. Die oberste Schicht, ein paar tausend Menschen, ein paar Hundert in Wirklichkeit, regiert. Diese paar tausend Menschen haben in Wort und Schrift zwei Jahre lang in erbitterten, verzweifelten Kämpfen das Geschick ihres Landes ausgefochten. Die reichste Partei, die korrupteste, lärmendste und skrupelloseste, hat den Sieg davongetragen und über das Heer verfügt. Die rumänische Armee liegt heute im Kampfe, allein es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß ein einheitlicher, geschlossener Wille der herrschenden Kaste und des Volkes hinter dem Heere stünde. Ganz im Gegenteil, dieser Wille ist gespalten, zerfasert, er birgt Gegensätze. Es gab nicht allein eine kriegerische und eine (die größte) friedliebende Partei . . . In erbitterter Fehde standen diese Parteien einander gegenüber, und es ist unmöglich, daß die Tatsache des Krieges allein — eines selbstgewählten, unnötigen Krieges — die Gegensätze über Nacht auslöschen könnte. Nach jenem ersten Rausch, in den ein Volk durch das Klirren der Waffen und den Tritt von Hunderttausenden von Männern versetzt wird, werden diese Gegensätze verschärft hervortreten. Selbst die Gesinnung des Kriegerischen war ja nicht echt, war gefälscht und trübe. Jene Patrioten, die aus reinen vaterländischen Motiven den Krieg forderten, waren dünn gesät. Die meisten waren von persönlichen Interessen, materiellen und ehrgeizigen, geleitet, von den gekauften Scharlatanen, bezahlten Schreibern und Schreibern gar nicht zu sprechen. Der größere Teil waren Mitläufer, die aus Furcht, sich zu schaden, Vorteile einzubüßen, eine Bewegung mitmachten, die die Mächtigen inszeniert hatten. Die Befreiung der „siebenbürgischen Brüder“ ist, wie jedermann weiß, eine politische Komödie. Man behauptet, das Volk hasse die Ungarn! Die Demagogen, die die Leidenschaft des Volkes für ihre persönlichen Interessen

nötig haben, haben diesen „Haß“ unter langsamem Feuer gehalten, systematisch und voller Berechnung, um sich seiner bedienen zu können, sobald die Gelegenheit käme. Säßen die ungarischen Bauern und die Rumänen nur zwei Tage beisammen, so wären sie Freunde und Brüder. Völker hassen einander nie, denn sie kennen sich gar nicht. Aber überall gibt es Kreise, in deren Interesse es zu liegen scheint, ein gegenseitiges Verstehenlernen der Nachbarvölker zu hintertreiben.

Aus einem Leitartikel „Der Zwiespalt in Rumänien“ den Herr Bernhard Kellermann am 11. September 1916 im „Berliner Tageblatt“, Morgenblatt, drucken ließ.

### KLEINER BRIEFKASTEN

Fräulein Renate. Im „Münchener Stadtanzeiger“ vom 2. September 1916 kämpft ein Herr für Ganghofer. Das geschieht (wörtlich) so: „Ein Verbrechen an der bayerischen Nation. Die heiligsten Güter der Nation sind in Gefahr. In der Sonntagsausgabe der „Münchn. Zeitung“ wagt ein unbekannter, leider nicht ganz geistloser Spötter (allem Anschein nach ein Preuße, mindestens aber ein Preußenfreund) unsern Geistesheros und zur Zeit einzigen bajuwarischen Volksdichters Ludwig Ganghofer zu verunglimpfen. Mit cynischer Schadenfreude versucht der Artikelschreiber den Glorienschein um Ganghofers Haupt durch böhnische Vorwürfe zu verdunkeln. Bayernvolk raff dich auf, wahre deine Güter. Ludwig Ganghofer, der heldenhafte Volkschriftsteller, der monatelang im Kampfgetümmel in den Schützengraben gewelt hat und von dort die herrlichsten Kampfschilderungen ins Volk gesandt hat, er, der in nächster Nähe feindlicher Kugeln sein Dasein gefristet hat, er soll es sich gefallen lassen, daß . . .“ Ich habe ein Abonnement auf den „Stadtanzeiger“ bestellt. Nina Einstein. Sie sind sicherlich noch ein sehr junges Fräulein, sonst würden Sie sich über den autobiographischen Zeitungsartikel des Herrn Lovis Corinth, „Der Genius der deutschen Kunst“ („B. Z. am Mittag“) nicht das schöne Köpfchen zerbrechen. Da Corinth das Bekannte wiederholt: er habe das Gute genommen, wo er es fand, „in Frankreich oder in Italien“, möchten Sie wissen, ob das „Oder“ Schönmalerei ist? Bemerkenswerter finde ich die Tatsache, daß der Vorsitzende der Berliner Secession sehr bescheiden von „dükelhaften Romanen“ redet, seit Cézanne nichts gelten läßt und Dinge behauptet, die jeder Malschüler berichtigen kann. Dr. F. B. Gewiß, ich gebe zu, dieses ist kein alltägliches Geschäftsmanöver: Ein werdender Reporter sucht die Tatsache, daß die Zeitschriften „Forum“, „Aufbruch“ und „Anfang“ jetzt ein Weilchen nicht erscheinen, in ein Nichtmehrexistieren dieser Blätter umzudeuten und sich, mit einer anderen Druckschrift, als legitimen Erben aufzuspielen. Da aber doch manche Kreise daran Anstoß nehmen könnten, wird (im August 1916) auch die ganz neue Forderung aufgegriffen: „Es ist an der Zeit, daß alle Geistigen vereint dem äußeren Feinde entgegentreten!“ — Seit 1911 gibt es unsere „Autorenabende“ (bis zu dieser Zeit haben dreißig stattgefunden); sie können jetzt nicht veranstaltet werden — also macht der Tüchtige seinerseits „Autorenabende“ . . . Gewiß, lieber Herr Doktor, eine wenig anständige Geschichte. Aber Entrüstung? Meine Arbeit läßt mir nicht mal Zeit, genau darauf zu achten, welche „Freunde der AKTION“ das Treiben begünstigen. W. K. Die lyrische Bibliothek der AKTION, die neben den AKTIONSBÜCHERN DER AETERNISTEN erscheint, trägt den programmatischen Titel: DIE AKTIONSLYRIK. Die ersten fünf Bände sind im Druck und werden im Oktober hinauswandern: Wilhelm Klemm, Gottfried Benn, Kurd Adler, Hugo Sonnenschein und Otto Pick. Sehr schnell, im November, werden dann folgen: Die Anthologie (mit allen AKTIONSLYRIKERN), Ludwig Blümer, Johannes Urzidil, Max Elskamp, Paul Boldt und eine zweite Anthologie: „Aus dieser Zeit“. MIT DIESEM HEFT schließt das dritte Quartal. Die Abonnements müssen sofort erneuert werden, wenn in der Zustellung eine Unterbrechung nicht eintreten soll.

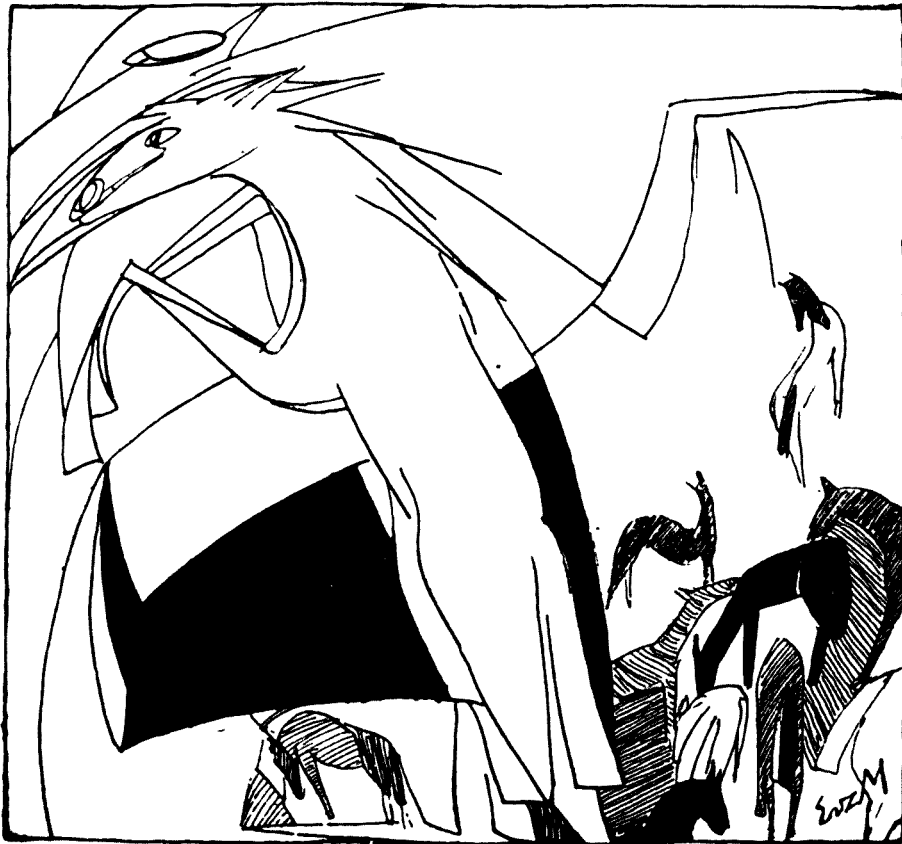
INHALT DER VORIGEN NUMMER: SONDERHEFT: HEINRICH SCHAEFER (STRASSBURG I. ELS.) - GEORG TAPPERT. Georg Tappert: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Heinrich Schaefer: Flaneur. Eine Dithyrambe / Georg Tappert: Landschaften (zwei Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Geist / Georg Tappert: Drei Original-Holzschnitte / Heinrich Schaefer: Was schreist du? / Georg Tappert: Aktstudie; Erwachen (Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Grenze / Georg Tappert: Dunkle Winkel (Federzeichnungen) / Heinrich Schaefer: Nächtlige Scene; Ausbruch; Gefangenschaft / F. P.: Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 nummerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**  
**Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. <sup>41</sup>/<sub>42</sub>

ELSE VON ZUR MÜHLEN-HEFT. INHALT: ELSE VON ZUR MÜHLEN: PFERDE (TITELBLATTZEICHNUNG) / G. F. Nicolai: Freiheit und Naturzwang / Else von zur Mühlen: Fahrende (Federzeichnung) / Arthur Symons: Über George Meredith / Else von zur Mühlen: Hügelmotiv / George Meredith: Obstgarten und Haide / Charles Baudelaire: Abendharmonie / Richard Weiner: Jean Baptiste Chardin / Hugo Sonnenschein: Narziß / Hugo Kersten: Verse / Else von zur Mühlen: Die Kartenspieler / Gottfried Benn: Karyatide / Hans Fr. Lange: Hala / Goll: Schöpfung / Theodor Däubler: Gespenster / Alexander Beßmertny: Spuk / J. S. Machard: Der sterbende Aischylos / Franz Werfel und Wilhelm Klemm: Verse vom Schlachtfeld / Else von zur Mühlen: Landschaft / Maeterlinck: Aus Princeß Maleine / Miroslav Rutte: Nach guter Nacht / Ludwig Rubiner: Die Bilder Else von zur Mühlen / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Neuerscheinungen



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

SONDERHEFTE DER AKTION

„Rußland“ / „England“ / „Frankreich“ /  
„Belgien“ / „Italien“ / „Böhmen“ /  
„Deutschland“

N A P O L E O N B O N A P A R T E  
Das Nachtmahl von Beaucaire  
C A R L S T E R N H E I M  
H e r r v o n S e i n g a l t

Jede Sondernummer 50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN  
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

V E R L A G D I E A K T I O N

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Gebunden M. 3,—

W I L H E L M K L E M M  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

V E R L A G D I E A K T I O N

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

F E R D I N A N D H A R D E K O P F  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

C A R L E I N S T E I N  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

A L F R E D W O L F E N S T E I N

Die gottlosen Jahre

Gedichte. Geh M. 3,50

M A X H E R R M A N N

Sie und die Stadt

Gedichte. M. 3,—

E G M O N T S E Y E R L E N

Die schmerzliche Scham

Geschichte eines Knaben. M. 6,—

A R T H U R H O L I T S C H E R

Worauf wartest du?

Roman M. 3,—

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

KUNST-SONDERHEFTE

D E R A K T I O N

Neue Secession

Richter-Berlin-Heft

Schmidt-Rottluff-Heft

Hans Richter-Heft

Karl Jakob Hirsch-Heft

Wilhelm Morgner-Heft

Egon Schiele-Heft

Georg Tappert-Heinrich Schaefer-Heft

Jedes Heft 50 Pfg.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 14. OKT. 1916

## FREIHEIT UND NATURZWANG

Von G. F. Nicolai\*)

Vom Kampf ums Dasein sagt man, daß er unter den Lebewesen das Zweckmäßige auswähle. Solche „Auslese“ findet sich jedoch nicht nur in der belebten, sondern auch in der unbelebten Welt und gerade hier können wir leicht erkennen, daß Zweckmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit im Grunde dasselbe sind, nur daß wir es von verschiedenem Gesichtspunkt aus betrachten. So könnten wir es „zweckmäßig“ nennen, daß infolge der relativ langsamen Erdrotation die Zentrifugalkraft kleiner ist als die Anziehungskraft; denn sonst würden alle Gegenstände auf Erden unwiederbringlich in den unendlichen Raum hinausgeschleudert werden. Wenn man aber genauer sieht, so ist diese Einrichtung nicht eigentlich „zweckmäßig“, sondern schlechterdings „selbstverständlich“. Denn wo die Zentrifugalkraft größer ist als die Schwerkraft, kann sich überhaupt kein Zentralkörper zusammenballen. Wenn dies im ganzen Kosmos so wäre, so gäbe es keine festen Himmelskörper und die gesamte Welt wäre etwas anderes, als sie jetzt ist, und falls sich Leben in irgendeiner Form entwickelt hätte, müßte es sich mit ganz anderen Kräften ins Gleichgewicht gesetzt haben und müßte daher auch etwas ganz anderes sein, als es heute ist. Aber wenn es existierte, so müßte es selbstverständlich auch dieser andersartigen Kraftkonstellation „zweckmäßig“ angepaßt sein.

Umgekehrt darf man sich nicht wundern, daß die Form der irdischen Berge und Bauwerke, sowie der Kreislauf des Wassers und der des Lebens, aufs innigste und „zweckmäßigste“ der Schwerkraft angepaßt sind. Denn sonst wäre all dies eben nicht „existenzberechtigt“ oder, sachlicher ausgedrückt, nicht existenzfähig.

Ähnlich ist es nun mit allen Einzelheiten in der organischen Welt. Gewiß ist es für die Pflanzenfresser wichtig, daß Pflanzen da sind, und für die Raubtiere, daß Beutetiere da sind. Aber wenn eben keine Pflanzen da wären, so hätten sich niemals Tiere, wie wir sie heute kennen, bilden können.

So entsteht für den naturwissenschaftlich Denkenden ganz von selbst jene Einheitlichkeit der Welt, die früher den Betrachtenden mit Staunen

erfüllt hat. Ihm erscheint es gar nicht verwunderlich, „wie alles sich zum Ganzen webt“; denn er weiß, daß diese von uns als Harmonie empfundene Gesetzmäßigkeit sich immer wieder selbst erzeugen muß unter der Wirkung des allgewaltigen Naturzwanges.

Dieser gegenseitigen Abhängigkeit kann sich auch der Mensch nicht entziehen, und trotzdem wirkt er in dieser harmonischen Natur wie ein Fremdkörper, denn er maßt sich an, mit seinem freien Willen den Naturzwang zu brechen. Und er kann es auch.

Viel ist durch diese Freiheit zerstört worden, und Qual und Leid, Unruhe und Verwirrung hat der Mensch überall in die Geschlossenheit und Sicherheit der „vollkommenen“ Natur hineingetragen, und der menschliche Krieg ist nur eine der vielen Formen des dem Irrtum verfallenen Menschengeschlechtes.

Aber als eine Verheißung trägt der Mensch in sich den Glauben an eine neue Harmonie, die er sich selbst in freier Selbstbestimmung schaffen wird.

Daß diese Befreiung des Menschen in irgendeiner Beziehung zur Entwicklung seines Gehirns steht, kann füglich nicht bezweifelt werden. Durch sein Hirn, und nur durch sein Hirn, ist er etwas Singuläres in der Tierreihe. Alle unsere sonstigen Körpereigenschaften haben nicht nur Analoga in der Tierreihe, sondern sind sogar — wie gerade die neuere vergleichende Anatomie gezeigt hat — fast sämtlich relativ primitiv geblieben (vor allem auch die Extremitäten, von denen man früher das Gegenteil annahm).

Nur das menschliche Hirn hat sich beispiellos schnell und sprunghaft entwickelt, so daß seine Größe (als sinngemäße Funktion\*) auf das Körpergewicht bezogen) die Gehirne aller anderen, auch der höchststehenden Tiere, um etwa hundert Prozent übertrifft.

Dieser Sprung, der doppelt rätselhaft erscheint, wenn man die langsame und stetige Entwicklung in Betracht zieht, die gerade das Gehirn sonst in der ganzen Tierreihe aufweist, muß erklärt werden.

\*) Diese sinngemäße Funktion bedeutet nicht etwa einfache Proportionalität. Die Formel würde etwa lauten:

Hirngewicht =  $a l + b l^2 + c l^3 + i$ ,  
wobei  $l$  die Länge des Tieres und  $i$  seine Intelligenz bezeichnet,  $a$ ,  $b$  und  $c$  sind empirisch zu bestimmende Konstanten. Das Glied  $i$  ist beim Menschen sprunghaft vergrößert.

\*) Siehe unter Nr. 33/34, 35/36 und 38/40.

Alle Tiere sind, wie wir gesehen haben, dazu da, einen möglichst großen Anteil an Energie in sich aufzunehmen, was bei niederen Tieren damit identisch ist, möglichst viel zu fressen. Sie erreichen dies, indem sie sich Sinnesorgane zum Finden und Beine zum Hinlaufen, Arme zum Erfassen und Mäuler zum Verschlingen, Zähne zum Beißen und Drüsen zum Verdauen, sowie vieles andere zum selben Zweck angeschafft haben. So entsteht der Tierkörper mit seinen mannigfachen und scheinbar vielseitigen Organen. Damit er aber als ein geschlossenes Ganzes funktionieren kann, ist es notwendig, daß die Beine auch wirklich dorthin laufen, wo die Nase die Beute gerochen hat, daß das Maul auch dort zupackt, wo die Augen sie sehen, kurz, es ist nötig, daß jeder Muskel des Körpers das tut, was die Sinnesorgane von ihm verlangen. Es ist also eine Vermittlung notwendig zwischen den Perzeptionsorganen und den Effektivorganen. So entstand das Nervensystem, und so entstand bei höheren Tieren aus Gründen, die uns hier zu weit abführen würden, das Gehirn, nicht etwa um seiner selbst willen, sondern als etwas Sekundäres. Das Hirn war ursprünglich nur Diener der Freßwerkzeuge, und als solcher zwar wichtig, aber selbständig an dem eigentlichen Sinn des Lebens nicht beteiligt.

Diese Abhängigkeit blieb dauernd bestehen. Wenn sich die Sinnesorgane oder die Greiforgane vervollkommneten, so vervollkommnete sich auch das Gehirn. Es folgte der Ausbildung des Körpers willig, aber es konnte ihr um keinen Schritt vorangehen. Denn wie wäre z. B. die Ausbildung eines Zentrums für das Sprachverständnis auch nur möglich gewesen, wenn der Mensch keinen Mund zum Sprechen und keine Ohren zum Hören gehabt hätte. Die Ausbildung des Gehirns war und ist also abhängig von der Ausbildung der Organe, deren Zahl letzten Endes beschränkt ist.

Schon Aristoteles wußte, daß kein gehörntes Tier gleichzeitig Raubtierzähne besitzt, daß also den Tieren immer nur je eine Waffe geschenkt ist. Ebenso haben die Tiere entweder gute Augen oder gute Nasen — sie sind „Augen- oder Nasentiere“, nie aber beides zugleich. Diese Sparsamkeit ist notwendig; denn wenn ein Tier mit Organen zu sehr bepackt wäre, könnte es seinen letzten Endzweck (das Fressen) nicht mehr vollkommen erfüllen.

So blieb das Hirn ein treuer Diener seines Herrn all die Jahrtausende hindurch, bis die Revolution kam, die das Hirn zuert befreite und dann auf den Thron setzte.

Diese Revolution hat nur der Mensch durchgemacht. Denn nur der Mensch nahm den Stein in seine Faust und machte damit seine unbewehrte Hand zu einer bewehrten. Er hatte damit zwar kein neues Körperorgan geschaffen, aber er hatte, wie der leider fast ganz vergessene Kapp\*) sich

\*) Kapp (1877), Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig. G. Westerman. S. 29–89. Vgl. auch hierzu Noiré (1880), Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz

ausdrückt, eine Organprojektion vorgenommen, durch die er neue Fähigkeiten erwarb, genau so, als wenn er ein echtes, neues Körperorgan erworben hätte. Aber — und das ist der tiefgreifende Unterschied — dieser Erwerb belastet den Besitzer nicht: er kann das neue Organ welegen, wenn er es nicht mehr braucht, und kann es auch gegen andere Organe austauschen; und so kann er sich allmählich eine Multiplizität von Organen schaffen, die kein Tier je zu tragen imstande wäre.

Dieser Zustand hat eine ganz merkwürdige Folge für das Gehirn. Selbstverständlich beeinflussen diese neuen Organe das Gehirn und vervollkommen es, wie es die alten Organe getan haben. Aber wenn das Gehirn vorher warten mußte, bis die neuen Organe da waren, so schafft es sich jetzt seine neuen Organe selbst und vervollkommt sich durch sie aus eigener Kraft. Das Gehirn erwirbt also durch diese „Selbstproduktion von Organen“ sich Freiheit und Unabhängigkeit, und zwar zuerst einmal von seinem eigenen Körper.

Bei allen Tieren kommt es wesentlich auf körperliche Vorzüge an, beim Menschen sind diese relativ belanglos. Was nützen die besten Augen, die doch nicht das leisten, was relativ schlechte Teleskope und Mikroskope leisten? — Was nützt uns eine gute Nase oder Zunge gegenüber der Vorteilen, die uns die Chemie gibt? — Mit unserer Telephonen und Mikrofonen hören wir weiter und besser, mit unseren mechanischen Waagen und sonstigen Meßinstrumenten fühlen wir mehr als irgendein Tier mit den besten Sinnesorganen! — Wozu brauchen wir große Körperkräfte, da unsere Dampfhämmer, hydraulische Pressen und Riesenkrane für uns arbeiten? — Wozu Schnelligkeit, da unsere Eisenbahnen und Autos für uns laufen? Wir brauchen weder schwimmen noch fliegen zu lernen, da unser Dampfer und Tauchboote, unsere Aeroplane und Luftschiffe es können.

Alles, was Millionen Jahre in der Tierreihe irgendwo zerstreut an Vorzüglichem hervorgebracht, da hat sich das junge Menschenhirn in höherer Vollkommenheit\*) selbst geschaffen.

Dieses frei und mächtig gewordene Gehirn entscheidet von nun an den Kampf ums Dasein, und heute sind Geisteskämpfe wichtiger als das Handgemenge. Wenn selbst alle Erdbewohner bis aufs Messer kämpften, so könnten sie sich doch bestenfalls sämtlich umbringen; das sind anderhalb Milliarden Tote (und dieser Fall ist zudem kaum denkbar).

Wenn es aber einem einzigen Menschen gelungen sein wird, die Sonnenenergie direkt zu

J. Diemer. — Beide fußen in wesentlichen Punkten auf L. Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Stuttgart 1868). Der erste, der diesen Gedanken ausgesprochen hat, war übrigens Ferdinand Lassalle, der 1860 sagte: Die absolute Selbstproduktion ist der tiefste Punkt des Menschen.

\*) Schon Helmholtz hat einmal gesagt: „Wenn mir ein Optiker das Auge brächte, würde ich es als Pflücker zurückweisen.“

Nahrungsproduktion zu verwerten, so bedeutet das die Lebensmöglichkeit für anderthalb Billionen Lebendige (also tausendmal soviel — und dieser Fall wird eines Tages eintreten).

Ja, unsere Werkzeuge sind Waffen, aber Waffen gegen die Natur. Unser erstes Werkzeug, der Stein, war eine Waffe, aber eine Waffe im Kampf um die Nahrung, ein Werkzeug zum Aufwühlen des Bodens. Diese Waffe gegen Erde und Holz wurde dann zum Kampf gegen die Tiere verwendet und endlich auch gegen den Menschen. In dem kleinen Menschenhirn wurde die ganze „Schöpfung“ nachgedacht und nachgemacht, und die dadurch erlangte Freiheit hat bewirkt, daß wir „im eigenen Gesetz leben“. Deshalb ist Menschenhandlung etwas anderes als Naturgeschehen, und deshalb haben wir den zwischenmenschlichen Kampf nicht hinzunehmen wie ein Erdbeben. Wenn es selbst wahr wäre — was, wie schon gezeigt, nicht wahr ist — daß er die einzige Losung der Natur sei, für uns würde dieser „Naturzwang“ doch nicht existieren. Der Kampf ums Dasein ist niemals Entschuldigung und nicht einmal Analogon.

Jedenfalls darf der Glaube an die Freiheit und Allmacht des Geistes nicht verloren gehen, und auch heute müssen alle, die auf irgendeine Besserung hoffen, im Innersten überzeugt sein, daß der Geist, das Wort mächtiger sei als die reale Wirklichkeit.

Vor allem gilt dies für die heute so verloren scheinenden unzeitgemäßen „Schwärmer“. Man hat etwas spöttisch von ihnen gesagt, wenn diese paar Männlein den „Naturzwang“ bekämpfen wollen, so wäre das, wie wenn ein kleiner Hund eine dahinjagende Schnellzugslokomotive ankläfft. Die führe über ihn hinweg, ohne es auch nur zu merken. Gewiß, denn der Hund verfügt höchstens über ein Millionstel jener lebendigen Kraft, die der Schnellzug in sich trägt; und wenn der Mensch nichts anderes könnte, als seinen Körper dem drohenden Unheil entgegenwerfen, so wäre es auch mit seiner Macht nicht weit her.

Aber des Menschen Wille ist nicht gebunden an die Kraft, die ihm sein Körper zur Verfügung stellt, sondern er hat die Fähigkeit, fast beliebige Kräfte auszulösen. Man bedenke: Eine gelockerte Schienenschraube — und die ganze, stolze Schnellzugslokomotive liegt im Staub. — Das kann kein Hund, aber das kann ein Mensch.

Die energetische Betrachtung versagt vorläufig, wo es sich um gegenseitige Beeinflussung von Menschen handelt. Wir wissen nur, daß ein Wort unendlich viel vermag:

„Johannes Huß und andre Ketzer brieten,  
Ihr Wort jedoch erklang von Ort zu Orte:  
Welch eine Tugend ist die Kunst der  
Worte!“

Christus und Darwin, Luther und Voltaire haben solche Kunst der Worte gekannt und waren ihrer Zeit ein zündender Blitz, der die aufgespeicherten Energiemassen einer ganzen Welt in Bewegung setzte.

Dieser Sieg des im Winde verwehenden Wortes über die ganze Macht der Welt ist im Grunde dasselbe, was Kant unter der Autonomie der praktischen Vernunft und unter der Würde der Menschheit verstand.

Schopenhauer war Pessimist mit seinem Wort: „Die Menschen sind keine denkenden Wesen.“ Heute weiß man zum mindesten das eine, was Schopenhauer nicht so genau wußte, daß, wenn die Menschen auch nicht denken, doch ihr Gehirn denkfähig ist!

Es ist eine der interessantesten Tatsachen, die uns die moderne Hirnphysiologie gelehrt hat, daß die Gehirne der Tiere und Menschen ausgedehntere Fähigkeiten in sich bergen, als ihre Träger jemals aus ihnen entwickelt haben. Das Hirn ist tatsächlich weiter entwickelt als die Psyche, was ja im Grunde nur selbstverständlich ist; denn das Instrument muß da sein, ehe man auf ihm spielen kann. Wie eine Rechenmaschine beispielsweise die Operation  $481 \cdot 1617 = 777777$  oder  $5621 \cdot 13837 = 77777777$  in ihren eisernen Gliedern schon als eine Realität enthält, wenn diese Rechenoperation auch noch nie ausgeführt ist, so liegen auch in jedem Gehirn sehr viele Bahnen bereit, die noch niemals benutzt sind. Der genaue Beweis für das Gesagte baut sich vor allem auf den Arbeiten des genialen russischen Physiologen Iwan P. Pawlow auf.

Die Tatsache, daß allerlei im Hirn potentiell vorhanden ist, ohne daß der Mensch etwas davon weiß, erklärt vieles — auch im Leben der Völker. Uns genügt es, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß dadurch sowohl die oft zur Verzweiflung bringende konservative Tendenz der ausgeschliffenen Bahnen erklärt wird, wie auch umgekehrt das plötzliche Hereinbrechen des Neuen, wenn es nur erst gelungen ist, diese „toten Geleise“ ein einziges Mal der Fahrt zu öffnen, diese „schlummernden Saiten“ ein einziges Mal zum Erklingen zu bringen.



Esse von zur Mühlen

Fahrende

## ÜBER GEORGE MEREDITH

Von Arthur Symons

Trotzdem Meredith Romane geschrieben hat, ist er doch wesentlich ein Dichter. Ein Dichter außerhalb der englischen Tradition; ein Sucher nach einer fremdartigen dunklen, vielleicht unmöglichen geistigen Schönheit, herb und phantastisch. Er geht nie begangene Wege, weil er sucht, wo keiner vor ihm je gesucht hat; und absoluter als die meisten weniger absorbierten Wanderer trägt er die Welt hinter seinen Augen, überall nur seine eigene Welt sehend, als welche eine Schöpfung ist, weniger von der gemeinen Menschheit erkennbar als die Schöpfung der meisten bildschaffenden Gehirne. Deshalb ist ihm zu folgen schwer, und deshalb hört man sagen, sein Schreiben sei unnatürlich und künstlich. Gewiß ist es künstlich. „Let writers find time to write English more as a learned language“ sagte Pater, und Meredith hat Englisch immer geschrieben, als wäre es eine gelernte Sprache. Im Verse nach etwas zielend, was etwa die Poesie der reinen Idee, in der Prosa nach etwas, das eine andere Art intellektueller Poesie ist, erfand er ein ganzes Vokabularium, das keine Ähnlichkeit mit der gesprochenen Sprache eignet und dessen Vorzug ist, daß es einen geschärften, plötzlichen Ausdruck den Aspekten gibt, unter denen er die Dinge sieht. So durchdrungen ist in ihm Vision vom Intellekt, daß man von ihm sagen könnte, er sähe Dinge in Worten; das ungebräuchliche, unruhige, nervöse Wort ist ein Teil der Welt, die er sich aus dem Gewirr des Universum geschaffen hat.

Meredith begann mit einem Bande Verse, führte ihn weiter mit der arabischen Unterhaltung des „Shaving of Shagpot“ und der deutschen Phantasie „Farina“ und veröffentlichte dann erst, im Alter von einunddreißig Jahren, seinen ersten Roman „The Ordeal of Richard Feverel“: dies beachtend, kann man hoffen, in beschränktem Maße das Charakteristische eines so verwirrenden Geistes zu begreifen, einer so anscheinend unerklärlichen Laufbahn. Er eignet das elliptische Gehirn des Dichters, nicht das langsame, vorsichtige, logische Gehirn des Romanschriftstellers; er hat seine eigene Vision einer Welt, in der glaubhafte Dinge nicht immer geschehen, und Worte sind ihm so sichtlich wie geistige Bilder. Dies muß man erinnern und dann den Effekt auf solch ein Gehirn beachten, von Anfang an ungeduldig, intolerant, unermüdlich, in bewußtem kunstvollen Schreiben trainiert, über Dinge schreibend, die, eine Art sublimer Farce, ohne Beziehung zu irgend bekannten oder angenommenen Realitäten im Universum stehen. Also dann Prosa zu schreiben, als wäre sie Vers, mit dem Bestreben, jeden Satz mit imaginierten Bedeutung zu füllen: dies wird aus jedem Satz ein Epigramm machen. Aus jedem Kapitel eine Krisis. Und jedes Buch ist so gleichzeitig ein Roman und realistisch, und eine Romanze und eine Sittenkomödie; es besteht nur seiner Geschichte willen, seiner Charaktere, seiner Philosophie, und

jedes Interesse ist gleicherweise prominent. Und alle Charaktere leben darin im Galopp daher, ohne einen Augenblick Pause; ihre Ermüdungen sind Fieber. Und leben in einer phantastischen Welt, in der bloß das Unerwartete geschieht; ihre trivialesten Momente sind durch die Art ihrer Erzählung in eine Feengeschichte verwandelt. All dies mag erfrischend oder erschöpfend sein, die Bescheidenheit der Natur ist es aber nicht. Und wie es sicher die Pflicht des Dichters nicht ist, so ist es sicher die Pflicht des Romanschriftstellers, die Bescheidenheit der Natur zu respektieren. Jeder Roman von Meredith ist eine Reihe von Situationen, meistens im Gespräch wiedergegeben, als wäre es ein Theaterstück. Jede Situation ist eine Gruppe und zeigt wie mit Rampenlicht; zwischen jeder Situation ist Dunkelheit und Vorhangfall. Und die Charaktere haben das gleiche unzusammenhängende Lebtum. Sind niemals Typen, immer Individuen, in denen ein launenhaftes geistiges Leben brennt mit einer hellen aber flackernden Flamme. Gleichen Menschen, die wir in drawingrooms treffen, heute in London, nächsten Monat in Rom, ein Monat später in Paris. Sie fascinieren uns durch ihre Brillanz, ihre Energie, ihre Erfahrung, ihre Unterhaltung; haben in ihrem Gesicht die Auszeichnung von Geburt, Denken, Kultur; beeindruckt uns immer ein bisschen doppeldeutig und sind darum nur um so anziehender; bewegen uns zu einer merkwürdigen Sympathie, der nicht ein bißchen Neugierde beigemischt ist; es scheint, daß wir mit ihnen befreundet werden sollen; und erst wenn wir von ihnen getrennt sind, wird uns klar, wie wenig wir sie wirklich kennen. Von ihrem inneren Leben wissen wir nichts; ihre mitteilbaren Lippen bleiben zu allen großen Dingen geschlossen. Von ihrer Art wissen wir nur, was sie uns davon gesagt haben; und sie erzählten uns meistens Anekdoten, um zu zeigen, wie sie sich unter widerlichen Umständen behauptet haben, sieghaft bewiesen als englische Gentlemen und Ladies, ohne scheinbar immer mit diesen dunkleren Beurteilungen sich abzufinden, in denen die Seele ihr eigener Ankläger und Richter ist. Wir erinnern uns an einen gewissen außerordentlich lebendigen Blick, an Worte, Haltungen, die sie in unserer Gesellschaft zeigten; und erinnern uns ihrer bloß so, statt daran, daß Blick, Wort und Haltung nur ein momentaner Teil von ihnen war.

Nicht solche Gestalten, gehende und kommende Freunde unterwegs, die wir treffen, sind Lear, Don Quixote, Alceste, Manon Lescaut, Grandet, Madame Bovary, Anna Karenina. Diese scheinen in den großen Rhythmus der Natur zu fließen, als ob ihr Leben von der gleichen unsterblichen Substanz wäre wie das Leben der Pflanzen und Sterne. Sie sind organisch, ein Teil des Universum; die andern sind berückende Ausnahmen, haben den Rhythmus mit einer neuen Musik. Und die Bücher, in denen sie leben, sind gleichzeitig zu eng und zu weit für sie. Ihre Geschichte ist: abzulaufen nach ihrem Willen oder wie die

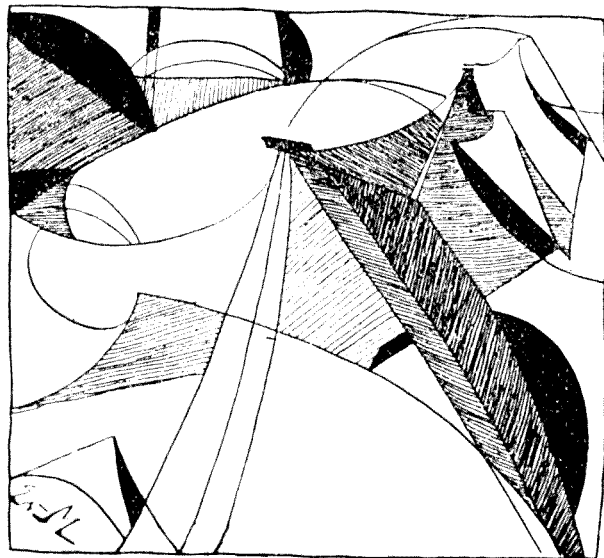


Situationen ihren Schöpfer zu interessieren beginnen. Und doch ist wie fast jeder englische Romanschriftsteller Meredith der Sklave des „Plot“, der Romanintrigue. Sie muß ein verschlungenes Gewebe sein und dieses Gewebe darf nie zerrissen werden; und die Bühne muß voller Figuren sein, jede mit ihrem eigenen einbezogenen Leben, und keine von ihnen vernachlässigt Meredith, solange Held und Heldin am Wege wartend gehalten werden können. Doch, um gerecht zu sein, welcher englische Romanschriftsteller von Fielding an hat je der Versuchung widerstehen können, sich aufzuhalten und zu bummeln, besonders in humoristischen Szenen? Humor ist der Fluch des englischen Romanschriftstellers. Gewiß, er hat Humor, hat ihn immer gehabt; aber sein Humor ist nicht das weise Lachen des Rabelais, bei dem das Lachen ein Symbol ist; bei den Engländern ist der Humor immer ein Abschweifen. Besonders Dickens hat, durch die wirkliche Brillanz des Qualvollen in ihm, diese seine verhängnisvolle Marke dem englischen Roman gegeben. Und es ist oft Dickens, besternt mit allen Edelsteinen Arabiens, den ich in Meredith's komischen Szenen wiederfinde; nie natürlich, wenn er gute Komödie schreibt. Dann, wie wir schon aus seinem „Essay on Comedy“, dem glänzendsten Stück getragener Prosa, schließen müssen, ist Meredith der Intellekt selber, ein Congreve, der ein Dichter ist. „Die tragischen Komödianten“, der Titel eines von Meredith's Romanen, mag auf alle seine Romane angewandt werden, so pittoresk und so im Lichte eines schneidenden Paradoxon bildet er im Geiste die menschliche Existenz. Aber er ist zu ungeduldig, zu sehr vergessend, was Prosa und Roman begrenzt, um eine Philosophie in diesem indirekten schweifenden Wege auszuarbeiten, in dem sie allein dem Romane dienen kann. Das Leben mag ja eine Tragikomödie in jedem Augenblick sein, ist es aber nicht sichtbar und hörbar in jedem Augenblick. Ungeachtet der Tatsache, daß in Meredith's Romanen die Handlung oft neben dem Weg zu bummeln scheint, sind seine Romane fortwährend Handlung. Ihm ist jedes Gespräch ein Sturm geistigen Geschehens; die Nachdrücklichkeit, mit der nichts geschieht, wenn nichts geschehen soll, ist für sich höchstangespannte Energie. Und die beinahe deutsche Romantik, die seinen französischen Witz temperiert, hilft ihm, diese Welt seiner Schöpfung weiter und weiter von dem Tageslicht zu entfernen, in dem Menschen ohne Energie arbeiten, zufrieden sind ohne Glück, bloß vage Träume träumen und nur scheinbare Ziele erreichen. Er konzipiert seine Charaktere als reine Intelligenzen und bringt sie dann ins Spiel, ins Versteckspiel mit dem Leben, als wäre England eine Schatzinsel im stillen Ozean.

Vielleicht bringt die technische Frage da Licht. Ich glaube, die Frage nach dem Wie des Schreibens muß Meredith früher beschäftigt haben als die nach dem Was, sicher so vor der Wahl des Romanes. Ein im Vers erfaßter Stil

und ein an arabischen Capriccios und deutschen Phantasien erzogener Stil, von dem konnte kaum erwartet werden, daß er sich ohne weiteres dazu eignet, die kleinen, farblosen Geschehnisse der englischen Gesellschaft von heute zu erzählen. In einem solchen über alles literarischen Stil berichtetes Leben wird nicht neues Leben, sondern Literatur über Leben. Und es ist das Wesen des Romans, daß Leben in ihm wiedergeboren wird, im deutlichen Bilde seiner ersten Form. Der Romanschriftsteller sitzt über menschliches Leben zu Gericht; sieht es mit kühlen, erfahrenen Augen, hört es mit ungestörter Aufmerksamkeit; darf weder freundlich noch grausam in seinem Urteil sein, nur gerecht. Meredith's Stil kann keine Fakta wiedergeben, noch weniger die Fakta sich selber wiedergeben lassen. Mehr noch als Carlyle ist Meredith im wahren, weiten Sinne und wie es von keinem andern heutigen englischen Schriftsteller gesagt werden kann, ein Dekadent. Mit Dekadenz ist der Literatur jene erworbene Korruption der Sprache gemeint, durch welche der Stil aufhört, organisch zu sein und im Verfolg neuer Ausdrucksformen der Schönheit freiwillig ungewöhnlich sind. Der Stil Meredith's ist so seiner selbst bewußt wie der Mallarmé's. Aber anders als viele solche bewußte Stile ist er lebendig in jeder Fiber. Seit den Elisabethanern haben wir nicht mehr ein so flammgleiches Leben gehabt, das so den üppigen Leib eines Stiles besaß. Und mit diesem phantastischen, poetischen, studierten, leidenschaftlichen, intellektuellen Stil, der sich gerne zu einem Elisabethanischen Drama hergeben hätte, stellte sich Meredith die Aufgabe, Romane zeitgenössischen Lebens zu schreiben, in denen heutige englische Gesellschaft in heutigen Kostümen und Sitten gezeigt wird.

Kein Wunder, daß jeder Roman von Meredith jede mögliche Regel des Romans bricht. Und doch ist jedem diese unwiderstehliche Fascination



*Eise von zur Mühlen*

*Hügelmotiv*

eigen, daß man ihn lieber liest als irgend sonst einen. Ein unerklärbares Vergnügen: Lesen mit höchster Lust und doch mit folgender Mißbilligung. Wie kann das in einem Denken sein? Es gibt Geheimnisse, die unsagbar immer bleiben werden: warum Schönheit Schönheit und Liebe Liebe ist. Diese Frau, dieses Buch, dieser Dichter zieht mich an; ich gebe alles zu, was man mir dagegen einwendet und antworte zum Schlusse doch nur mit einer Frauenbegründung: meiner Liebe. Daß dieser Instinkt falsch ist, werde ich nie glauben; unerklärlich mag er sein.

Die Fascination Meredith's ist, glaube ich, nicht ganz unerklärlich. Es ist die unwahrgenommene, unberechenbare Anziehung durch jene Qualitäten, die das große Gedicht machen, und die zu uns in der Verkleidung von Prosa und Roman kommen, uns erregen als ob eine merkwürdig schöne Frau plötzlich in einem Gerichtssaal neben den Richtern sich niederließe, die einen verstaubten Fall beraten. In die Erinnerung der stärksten Eindrücke aus Meredith kommt jene ungewöhnliche Atmosphäre seiner Romane, lyrische Szenen wie Gedichte in Prosa, Liebesszenen voll mächtiger Leidenschaft, Sturz und Finsternis in wildhastendem Begeben: alles mehr Vers als Prosa, mehr Gedicht als Roman. Er fasciniert durch die Intensität einer Vision der Welt, die nicht unsere Welt ist, durch die lebendige Imagination einer Sprache, die nicht unsere Sprache ist, durch die Energie eines Genius, der so viel getan hat, das Unmögliche zu vollbringen.

#### OBSTGARTEN UND HAIDE

*Von George Meredith*

Ich sah einmal auf frühem Morgengang

In einem Obstbaumgarten Kindern zu;  
Die Zweige hingen tief, das Gras war lang,  
Sie brauchten nur zu pflücken, nur in Ruh  
Die Hand zu heben, wartend auf den Fang.

Sie schrien, spielten froh von Baum zu Baum,  
Wie Winde laufen — stoßweise vor und rund.  
So lebensvoll war dies und doch wie Traum;  
Und Lachen sprühte hell aus Kindermund  
Und fiel auf mich wie leichter Springbrunnenschaum.

Gern hätt' ich bis zum Abend zugeschaut,  
Ihr hübscher Schattengarten war so hell.  
Ein Kleines fiel und weinte schmerzlich laut!  
Die andern faßten in die Zweige schnell  
Und warfen rote Äpfel ihm ins Kraut.

Das winzige Ding, im Grünen kaum zu sehn,  
Nur Fuß und Auge lächelt manchmal vor,  
Und über ihm im Baum ein Bübchen stehn —  
Dies liebe Bild erspäte ich, bevor  
Ich weiterging — wie eben Fremde gehn.

Mein Weg verließ Gehöft und Hahnenschrein  
Und Hüttenrauch und bunte Gartenflur

Und führte weit in Haideland hinein,  
Quer über tiefgewühlte Wagenspur;  
Und Regen fiel und wieder Sonnenschein.

Noch sah ich ferne dunkles Fichtengrün  
Und kam nun einer Gartenböschung nah;  
Da standen Glockenblumen im Verblühen,  
Und auch ein Heim, ein niedres Zelt stand da,  
Der Armen Schattenplatz im Sonnenglühn.

Auch hier viel Kinder, eifrig zu erspähn  
Was Neues kommt; gebräunt von Licht und Wind;  
In Lumpen liefen sie, wie buntes Gehn  
Von Haidebächlein, die voll Sonne sind.  
Um Wasserkrug und Kochtopf sah ich stehn

Drei Mädchen, von den hellen Schultern glitt,  
Wie Woge fällt vom Boot, das lose Kleid,  
Der biegsam sprunggespannte Rücken litt  
Nichts Hemmendes; sie standen laufbereit,  
Das nackte Knie gebeugt zum ersten Schritt.

Sie jagten fort; die Brüder jauchzten nach  
Und wollten folgen; doch da kam ein Duft  
Vom Lagerfeuer, der gar viel versprach,  
Ein Speiseduft; und grau in blaue Luft  
Zog Rauch vom Ginsterbusch, der ihn zerstach.

Und nach dem Kessel, der die Düfte wob,  
Warf alles sich gestreckt und müde hin;  
Der Hund, der witternd in die Dämpfe schnob  
Und auch die andern hatten nur noch Sinn  
Für dieses Brodeln, das den Deckel hob.

Ich sah zurück; am Himmel fern zerfloß  
Die rote Sonne breit in gelben Glanz,  
Der hoch hinauf die goldnen Zweige schoß  
Und um die Haidenacht den vollen Kranz  
Saftreicher süßer Fruchtgehänge schloß.

(Deutsch von Gisela Kühn-Etzel)

#### ABENDHARMONIE

Jetzt dürfen die Blumen den Abend erleben,  
Geöffneten Blüten wird Weihrauch entsteigen . . .  
Die Töne und Düfte beginnen den Reigen  
Im müden Vergleiten, im schläfrigen Schweben.

Geöffneten Blüten wird Weihrauch entsteigen . . .  
Aufklingen die Saiten wie Seelen im Beben,  
Im müden Vergleiten, im schläfrigen Schweben.  
Der Himmel muß trauern und muß sich ver-  
schweigen.

Aufklingen die Saiten wie Seelen im Beben:  
Wie wollen die Seelen das Schweigen zergeigen?  
Der Himmel muß trauern und muß sich ver-  
schweigen. —

Nun will sich die Sonne dem Blute verweben.

Wie wollen die Seelen das Schweigen zergeigen?  
 Sie müssen sich ganz der Vergangenheit geben.  
 Nun will sich die Sonne dem Blute verweben . . .  
 Wie leuchtest du! Hostie . . . Ich muß mich dir  
 neigen.

*Charles Baudelaire*

#### JEAN BAPTISTE CHARDIN

Dies ist mein Tisch,  
 Dies meine Hausschuh,  
 Dies ist mein Glas,  
 Dies ist mein Kännchen.  
 Dies meine Etagere,  
 Dies meine Pfeife,  
 Dose für Zucker,  
 Großvaters Erbstück.  
 Dies ist mein Eßzimmer,  
 Dies meine Ecke,  
 Dies ist mein Hund,  
 Dies meine Katze.  
 Hier ist mein Wedgewood,  
 Dort ist mein Sevres.  
 Das lustige Bildchen,  
 Fragos Geschenk.  
 Bläuliche Schalen  
 Hab' ich sehr gern.  
 Blumen im Fenster  
 Lieb ich auch sehr.  
 Fuchsien aber  
 Seh ich am liebsten.  
 Meine Charlotte  
 Liebet den Flieder.  
 Täglich um elfe  
 Frühstück wir.  
 Abends um achte  
 Deckt man zu Tisch.  
 Esse am liebsten  
 Spargel mit Sauce,  
 Wildpret auf Pfeffer,  
 Erdbeer mit Creme.  
 Und die Charlotte  
 Liebt ihre Austern,  
 Hühnchen auf Schwammerln,  
 Hummerragout.  
 Gut ist's zu Hause,  
 Sehr gut zu Hause.  
 Dies meine Ecke,  
 Dies meine Hausschuh.  
 Glattes Email  
 Glanzüberquillt.  
 Dies ist mein Weib.  
 Dies ist mein Bild.

*Richard Weiner*  
 (Deutsch von J. V. Löwenbach)

#### NARZISS

Ich habe die Erde unbeschlafen gelassen,  
 unbefahren die Ringelspiele  
 der Menschheit an den Heeresstraßen,  
 nie hab ich angelegt auf ruhmbealmte Ziele.

Wie lächelt die Quelle verliebt sich zu spiegeln  
 in mir mich spiegelnd im Ferneblauen:  
 in dem Geheimnis mit den Sternensiegeln  
 wir selig zu Tode uns schauen.

*Hugo Sonnenschein*

#### VERSE

Die Furcht vorm Ichsein trommelt uns ins Ohr,  
 und Zeiten fallen rauschend uns vorüber.  
 Wir werfen zwecklos bunte Worte drüber.  
 Revolten heulen an der Stadt empor.

*Hugo Kersten*



*Eise von zur Mühlen*

*Kartenspieler*

## KARYATIDE

Entrücke Dich dem Stein! Zerbirst  
 Die Höhle, die Dich knechtet! Rausche  
 Doch in die Flur! Verhöhne die Gesimse — — — :  
 Sieh: durch den Bart des trunkenen Silen  
 Aus seinem ewig überraschten  
 Lauten einmaligen durchdröhnten Blut  
 Träuft Wein in seine Scham.  
 Bespei die Säulensucht: toderschlagene  
 Greisige Hände bebten sie  
 Verhangenen Himmeln zu. Stürze  
 Die Tempel vor die Sehnsucht Deines Knies,  
 In dem der Tanz begehrt.  
 Breite Dich hin. Zerblühe Dich. Oh, blute  
 Dein weiches Beet aus großen Wunden hin:  
 Sieh, Venus mit den Tauben gürtet  
 Sich Rosen um der Hüften Liebestor —  
 Sieh', dieses Sommers letzten blauen Hauch  
 Auf Astermeeren an die fernen  
 Baumbraunen Ufer treiben; tagen  
 Sieh' diese letzte Glück-Lügenstunde  
 Unserer Südlichkeit,  
 Hochgewölbt.

*Gottfried Benn*

## HALA:

Mich durchlaufen längst entwässerte Kanäle.  
 Auf ihrem Grund vertrocknen braune Algen.  
 Berstende Ufermauern umstellen wartende Säle.  
 Ich bin ohne Dach. Uferlose Wünsche balgen,  
 sich um Inhaltsloses, das ich längst verschlief.  
 Nichts vom Tag, das in mir etwas rief.  
 Aber über mir dehne ich mich weit.  
 Liebe Sternennähe wirft sich in mir breit.  
 Und verschwisternd bin ich samentragender  
 Wind.

*Hans Friedrich Lange*

## SCHÖPFUNG

Nachts, wenn eine Mutter schreit:  
 Irgendwo zerbricht die schwarze Himmelsschale,  
 Und die Sonne flattert  
 Wie verwundet, Gold und Lava blutend,  
 Um die Erde.  
 Und das rosa Meer  
 Leuchtet in dem Frühling seiner Wellen;  
 Rauschende Palmen steigen,  
 Daß die Sterne wie Früchte  
 An den Korallen reifen.  
 Irgendwo erbebt ein Gebirg  
 Bis in seine starren Gletscher:  
 Und der eine Tropfen, der sich löst,  
 Mit dem Sturmbach springt er ab,  
 Tod dem Tale.

*Goll*

## GESPENSTER

Gespenster sind Kometenköpfe unter Leuten.  
 Sie stehn bei uns und schleppen Sterne in die  
 Stuben.  
 Der Schneider flickt: sie spielen stumm mit seinem  
 Buben —  
 Der Arzt tritt auf: Gesunde wollen sie erbeuten.  
 Gespenster sind Kometenköpfe bei Verliebten.  
 Sie legen ihren Sternenschweif in kurze Betten.  
 Auf einmal merkst du sie: man trägt versteckte  
 Ketten.  
 Dann horche hin: es ist, als ob sie Etwas siebten.  
 Gespenster sind Kometenköpfe auf den Straßen.  
 Sie passen auf, um Menschen in den Tod zu  
 trichtern.  
 Durch ihren Schweif gelangen wir zu unsern  
 Richtern.  
 Wir stürzen ab; sie handeln nach verdeckten  
 Maaßen.  
 Gespenster sind Kometenköpfe in Spelunken.  
 Der Wein wird gift'ges Blut in ihren Schleier-  
 fingern.  
 Der Mann vertiert in ihren Glas- und Gitter-  
 zwingern.  
 Sie salben meine Stirn mit Blut und Eigentunken.  
*Theodor Däubler*

## SPUK

Zwei Hände weiß wie mein Erschrecken tasten  
 Sich zögernd aber steigend an den Wänden.  
 Ein steifer Schmerz umgürtet meine Lenden,  
 Daß amethystne Träume mir verblaßten.  
 Jetzt haschen sie mir nach den Mantelenden.  
 Ich will hinweg! — Wie goldne Quasten,  
 An Betten in sehr blutigen Legenden,  
 So träg und tatenlos fühl ich sie lasten.

Ein fremder Wille reitet meinen Nacken. —  
 Die Hände steigen schlank im Raum und grade  
 Und krümmen ihre Finger, mich zu packen.

Doch biegen sie zurück. — Ihr Knarren kreischt  
 Mir eine unverständne dunkle Gnade:  
 Die irren Brüder hatten mich geheischt.

*Alexander Bismertny*

## DER STERBENDE AISCHYLOS

Kein Wort mehr. Diese Inschrift sei genug mir.  
 Aischylos von Athen, Sohn des Eleusers  
 Euphorion des Winzers schloß sein Leben  
 hier in dem fernen roggereichen Gela.  
 Der Hain von Marathon wird ewig künden  
 von seinem Leben . . . Gönnt die Gunst, nur  
 soviel . . . . .  
 Und meine siebenzig Tragödien?

Der Ruhm des Dichters? — Eitle leere Dinge.  
Nicht mein. Ich war das Werkzeug eines Gottes.  
Einst hütet' ich als Knabe unsern Weinberg  
dort in Eleusis. Lässige Wache schlief ich.  
Und Mittag war es. Glut. Aus dunkeln Trauben  
loht' roter Saft. Zu meinem Haupte beugt' sich  
hellstrahlend und voll Lächeln Dionysos  
und hieß mich schreiben alle die Geschicke  
von Mensch und Göttern. Und ich schrieb. Nichts  
andres.

Der fügsamfrommen Seele raunt' er Verse,  
er schuf die Szenen — alles ist sein Werk nur,  
ich war bloß Gottes treuergiebner Schreiber.  
Auch Andern gönnt' er Gunst — denn uner-  
forschlich

sind die Unsterblichen in ihrem Wollen  
und lassen fühllos wieder niederfallen  
den armen Gegenstand der Gunst von gestern.  
Nicht meine Schuld war's, daß er mich verschmähte,  
wie vorher nicht Verdienst sein günstig Neigen.  
Und weiter schrieb dann zitternd meine Rechte,  
vielleicht weil sie's gewohnt — doch laßt mich  
schweigen,

wie Galle bitter ist all dies Gedenken . . . .  
Doch Marathon war Blüte meines Lebens  
und Ruhm bleibt's der Gebeine. Alles Andre  
ist fremd mir, fremd. — Dies schreibet auf das  
Grabmal . . . .

*J. S. Machard*  
(Deutsch von Paul Eisner)

#### VERSE VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte  
„lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-  
sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

##### Der Verwundete

Ich lasse mich überall liegen,  
Ich schaue meine Füße wie zwei Freunde an.  
Mein Leib fühlt sein Schweres schwer auf dem  
Hügel.

Mich saugt die fremde Erde an.

Es war ein Heimweh, heiliges Flattern.  
Doch kaum nach der Frau, nach der Stätte, die  
jetzt mich sehnt und härt.

Es war geistliches Leiden, heilig Heimweh nach  
einer Zigarette.

Jetzt hat mir ein guter Mensch wohlgetan.  
Nun fallen die schweren langsamen Tropfen,  
Nun atme ich leidenschaftlich über den Hang  
Wachteln fahren aus dem Geflecht. Ich liebe,  
Ich pflege, ich liebe, liebe, heile die Distel, die  
ich zerbrach.

Durch meinen Morgenschlaf, nun weiß ich es,  
zwitcherten die süßen hinfahrenden Schwalben

Nun werf ich mich hin in die Wicke, in Klee  
und Schatten der tausend geliebten Blumen des  
Abends.

Überall am Himmel hallen Korridore, fallen rie-  
sige Türen zu.

Ich sterbe an dem scharfen Vorwärts, an dem  
Jünglingsgeruch der Münze. —

*Franz Werfel*

##### Stimmung

Da lassen die Engel ihre seligen Masken fallen  
Die Operationsmesser glänzen silbern.  
Zwischen die reellen und die imaginären Zahlen  
Kracht der öde Kanonendonner.

Der Duft einer Buxbaumhecke erregt Vergessnes,  
Mücken singen zart. Kognak rinnt  
Beklemmend durch die Kehle. Die Zukunft ist  
so dicht

Verhüllt, daß man kaum atmen kann.

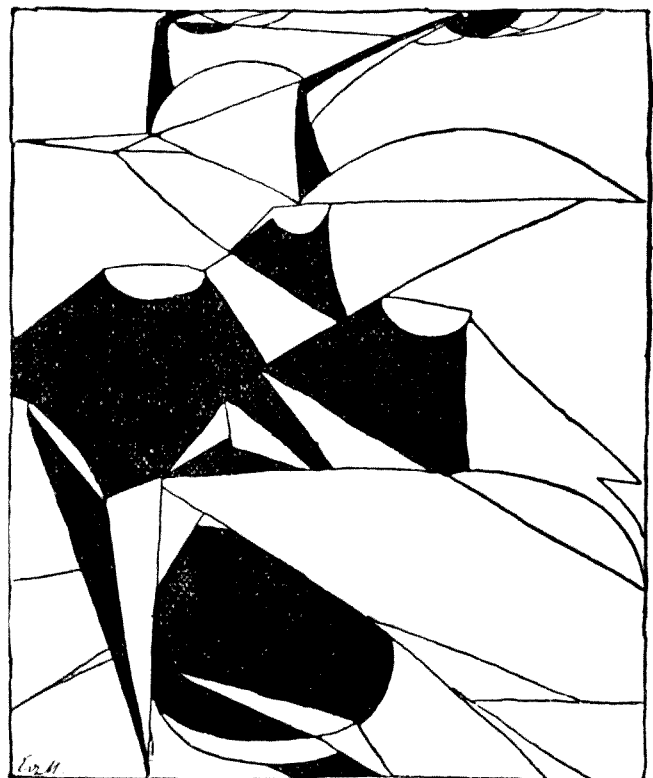
Eine Sonate klingt unbeschreiblich rein,  
Der Sattel wiegt die Gedanken in Betäubung.  
Man grüßt den und jenen. Ein Verwundeter lahmt.  
Oh du hoher Himmel, wer hat das alles gewollt?  
Über weiße Flächen tollen schwarze Träume.

Die Dichter bleiben sonderbar lebend

Die Liebe ist über dem Rhein.

Ich bin ein einsamer Fremdkörper, irgendwo ab-  
gesplittert.

*Wilhelm Klemm*



*Else von zur Mühlen*

*Landchaft*

## EINE SZENE AUS PRINZESS MALEINE

Von Maurice Maeterlinck

(Ein Wald. Prinz Hjalmar und Angus treten auf).

Prinz Hjalmar: Ich war krank; und all dieser Leichengeruch! Und all dieser Leichengeruch! Und nun ist's, als ob die Nacht und der Wald da etwas Wasser auf meine Augen gegossen hätten . . .

Angus: Nichts blieb mehr übrig als die Bäume!

Hjalmar: Sahst du den alten König Marcellus sterben.

Angus: Nein, doch sah ich etwas andres; gestern abend legten sie, während eurer Abwesenheit Feuer ins Schloß und die alte Königin Godelive rannte durch die Flammen mit ihrem Gesinde. Sie stürzten sich in die Gräben, und ich glaube, alle kamen um.

Hjalmar: Und Prinzeß Maleine? War sie dabei?

Angus: Ich habe sie nicht gesehn.

Hjalmar: Haben andre sie gesehen?

Angus: Niemand sah sie; man weiß nicht, wo sie ist.

Hjalmar: Sie ist tot?

Angus: Man sagt, sie sei tot.

Hjalmar: Mein Vater ist schrecklich!

Angus: Ihr liebtet sie schon?

Hjalmar: Wen?

Angus: Prinzeß Maleine.

Hjalmar: Ich sah sie nur ein einzig Mal . . . Doch hatte sie so eine Art die Augen niederzuschlagen — und die Hände zu kreuzen; — so — und so sonderbar weiße Augenwimpern! — Und ihr Blick! . . . Man war plötzlich wie in einem Kanal frischen Wassers . . . Ich erinnere mich seiner nicht so ganz, aber ich möchte ihn wiedersehn, diesen seltsamen Blick . . .

Angus: Was ist das für ein Turm da auf dem Hügel?

Hjalmar: Man sollte sagen, eine alte Windmühle; er hat keine Fenster.

Angus: Auf dieser Seite befindet sich eine Inschrift.

Hjalmar: Eine Inschrift?

Angus: Ja. — Eine lateinische.

Hjalmar: Kannst du sie lesen?

Angus: Ja, das ist aber sehr alt. Laß sehn:

Olim inclusa

Anna ducissa

Anno . . . etc.

Dichtes Moos verdeckt das Übrige.

Hjalmar: Setzen wir uns hier nieder.

Angus: „Ducissa Anna“, das ist der Name der Mutter eurer Braut.

Hjalmar: Uglyane's. — Ja.

Angus: Da war ein „Ja“ langsamer und kälter als Schnee.

Hjalmar: Mein Gott, die Zeit der heißen „Ja's“ liegt jetzt weit genug von mir.

Angus: Uglyane ist indeß recht hübsch.

Hjalmar: Mir graut vor ihr.

Angus: Oh!

Hjalmar: Einer Köchin Seele spiegelt sich auf dem Grunde ihrer grünen Augen.

Angus: Oh! Oh! Aber weshalb willigt Ihr dann ein?

Hjalmar: Was hülfe es, nicht einwilligen? Ich bin krank, um in einer der zwanzigtausend Nächte, die wir zu leben haben, daran zu sterben und mich verlangt nach Ruhe! Ruhe! Ruhe! Und dann, sei es die oder jene, die zu mir beim Mondenschein „mein kleiner Hjalmar“ sagen wird, indem sie mich in die Nase kneift! Puah! — Hast du die jähe Heftigkeit meines Vaters bemerkt, seit die Königin Anna in Ysselmonde angekommen? Ich weiß nicht, was vorgeht, aber da steckt irgend etwas dahinter und ich fange an seltsame Vermutungen zu hegen; mir graut vor der Königin!

Angus: Und doch liebt sie Euch wie einen Sohn.

Hjalmar: Wie einen Sohn? — Ich weiß nichts davon; und ich habe so meine besonderen Gedanken . . . sie ist schöner als ihre Tochter und das ist schon ein großes Übel. Sie arbeitet wie ein Maulwurf an Gott weiß was; sie hat meinen alten Vater gegen Marcellus aufgewiegelt und sie hat diesen Krieg entfesselt; — da steckt etwas dahinter!

Angus: Doch nur, weil sie gerne Eure Verbindung mit Uglyane sähe und das ist nicht teuflisch.

Hjalmar: Es ist noch was andres im Spiele.

Angus: Oh, ich weiß wohl. Einmal verheiratet, schickt sie Euch nach Jütland, um auf den Eisschollen für ihren kleinen angemauerten Thron zu kämpfen und vielleicht auch ihren armen Gemahl zu befreien, der sie gewiß unruhigen Herzens erwartet. Wenn eine so schöne Königin allein in der Welt umherirrt, dann tauchen unvermeidliche Geschichten auf . . .

Hjalmar: Es handelt sich um noch etwas andres.

Angus: Und was?

Hjalmar: Du wirst es einst erfahren. Gehen wir weiter.

Angus: Nach der Stadt zu?

Hjalmar: Nach der Stadt? — Es gibt keine mehr,  
nur noch Tote zwischen eingestürzten Mauern!

(Beide ab.)

(Aus der ersten autorisierten Übersetzung von Hermann  
Hendrich.)

#### NACH GUTER NACHT

Von *Miroslav Rutte*

Süß ist der Morgen auf Erden. Festlich ist die  
Freiheit der göttlichen Kreatur. Süß ist das Er-  
wachen in Kissen, die kühlen von Weiße und  
Glanz.

Du erwachst: wie erweckt in wonnigem Bade,  
das dich schaukelt und kost. Sonne springt dir  
auf die Handfläche, Sonne schleicht sich in deine  
Augen und schmiegt sich, erwärmt, auf deinen  
Lippen. Und Worte tönen im Licht wie Glocken.  
Deine Augen spiegeln all deine verborgene Güte;  
und dein Herz hört alle Güte, die wortlos ist.

Sonne hopst dir am Haar: und dein Haar scheint  
gekräuselt und weich, wie einst, als sie eine arme  
Hand gestreichelt, die nichts konnte als lieben und  
dir mit warmen Fingern das Leben erleichterte.  
Der Mutter Hand; die dich erweckte von der  
Träume Erröten zu der Liebe Erröten. Die dich  
aus glücklichem Schlaf glücklichem Wachen wie-  
dergab: und der Tag war ein frohes Liedlein, das  
mit ihrem Lachen begann und schloß.

Und du bist wieder sicher, wie wenn die Zeit nicht  
verflossen wäre von jenen Tagen; wie wenn du  
niemanden bedrängt hättest, niemanden erniedrigt.  
Bist wieder ganz spielender Knabe. Hast das  
Verlangen aufzuspringen, den farbigen Ball hoch  
zur Sonne zu werfen und schelmisch aufzuschreien  
vom Fenster jemandem auf der Gasse zu.

Du springst aus dem Bett: wie wenn du in ein  
kreisendes Ringelspiel sprängest, von dem bunte  
Bänder und Lachen wehn. Die Erde ist jung,  
deine Freude ist jung. Deine Seele ist jung und  
alles duftet in dir, was nach guter Nacht erwacht.  
Du kommst zum Fenster und das blaue Schild  
des Kaufmanns am gegenüberliegenden Haus  
neigt sich vor dir und sagt guten Morgen!

„Guten Morgen, häßliche Tafel!“ — Aber du  
lächelst: denn du weißt, daß sie blau ist und  
daß du sie gern hast. Weißt, sie bedeute das  
ganze Leben des Menschleins, das von morgen an  
da unten etwas schafft und da wähnt, daß die  
Sonne darum nur schiene, um ihn in den  
Laden zu scheinen. Weißt, daß jene Tafel dir  
schon fünf Jahre lang ins Fenster schaut. Als  
dir traurig war, hingst du deine Gedanken an ihre  
Buchstaben wie auf Häckchen; und gleich ward's

leichter. Und wenn dir lustig war, last du den  
Namen des Kaufmanns nach rückwärts und sie zog  
Grimassen, wie wenn du ihr gebügelte Röckchen  
aufschürzttest. Du weist, wie bange dir um sie  
wäre, wenn ihr euch trenntet. Ihr sagt's euch  
aber nicht: und die Sonne lacht mit vollen Lippen  
auf euren verliebten Eigensinn.

Hast du ein Weib, tritt leis bei ihr ein. Findest  
sie ganz zusammengekauert unter dem goldnen  
Sonnenduchent. So ein zartes und warmes Knäul,  
das nach dir ganz schelmisch schielt; und ihr  
feuchtes rotes Mündchen ist wie ein Glas Marme-  
lade, aus dem am duftigen Morgen gut zu  
naschen ist.

Auch sie ist ein kleines Mäd. Hat so schlanke  
Beine, die ans Spiel auf der Wiese erinnern. Du  
möchtest, daß ihre Schritte wieder deine Zeit  
messen. Sie hat so weiße, warme Hände; bis  
zum Herzen verstehen die sich einzustreicheln. Sie  
hat so zahme Augen: man kann ihnen nichts  
zu Leid tun, kann unter ihrem Blick sich nicht  
unruhig fühlen. Und du weist nicht mehr, daß  
sie dir gestern zur Last war. Es scheint dir so  
einfach, daß Liebe ewig dauert und Sehnsucht  
ewig ist. Du möchtest dich wundern, wenn es  
anders wäre. Alles ist einfach am Morgen nach  
guter Nacht.

Du sitztest; bist glücklich und verlangst nach  
nichts. An nichts erinnerst du dich und nichts  
geschieht. Doch durchs Herz zieht ein großer,  
lichter Strom, zieht und wärmt. Nimmt nichts  
mit, aber bringt alles, was not tut.

Du sitztest: um dich vier Wände, ein Fenster,  
dahinter die Straße. Alles bekannt. Doch die  
Ereignisse ziehen weiter und weiter an dir vorbei.  
Die Blume am Fenster ist Ereignis. Der Tisch  
ist Ereignis. Auch der Kuchen und die Tasse vor  
dir sind Ereignisse. Und dich wunderst, wie wenig  
im Leben Glück vonnöten. Du warst am Schiff.  
Das Schiff segelte und du sahst Inseln, Städte,  
fremde Menschen; doch dir ward nicht froh zu  
Mute. Du schlendertest mit Liebchen. Die Nacht  
war tief und tief der Leib in deinen Armen;  
und zwischen zwei Tiefen warst du einsam. Nun  
bist du froh und bist nicht allein.

Deine Liebe braucht Niemand, um ein Gan-  
zes zu sein. Sie weiß sich Rat am Mor-  
gen nach guter Nacht. Sie flüstert und  
springt errötend zwischen Dingen und dir.  
Von Sekunde zu Sekunde kommt sie dir sagen,  
welch schöne Ereignisse in allen Ecken vorgehen.  
Und du horchst nachsichtig, denn ihre Launen sind  
Korallen, entzückend aufzufäden.

Du sitztest bei Tisch und ein großer, lichter Strom geht durchs Herz; wie wenn junge Freude durch die Welt zöge. Die Sonne schmiegt sich an deine Hand und sitzt an deinen Lippen. Worte klingen im Lichte wie Glöckchen. Und du klingst ganz wie eine losgeschaukelte Glocke.

Bim, bim. Schön ist der Klang des Morgen-  
geläuts.

Schön ist des Herzens Gebet, des Herzens, das  
Leben bedeutet.

(Aus dem Tschechischen übersetzt von Löwenbach)

**DIE BILDER ELSE VON ZUR MÜHLENS**  
sind nicht Wesen, die aus sich leben; sie ver-  
anlassen ihren Schöpfer nicht, die ganze Umwelt  
zu sprengen und eine neue zu bauen, in der diese  
Geschöpfe organisch leben könnten. Sie machen  
nicht die neue Zeit, sondern die Zeit macht sie.  
Es sind Existenzen, die ohne ihre Zeit nicht  
möglich sind, und die von ihrer Zeit überhaupt  
erst geboren wurden. Aber ihre Zeit hat sie nötig.  
Sie sind die Manometerzeichen der Zeit.

Die Bilder Mühlens sind das Niveau der neuen  
Zeit. Sie geben uns nicht das neue Auge; sie  
machen keine Welt, die das neue Auge schüfe.  
Sie erklären das neue Auge. Der große André  
Derain noch lief Sturm mit der ganzen Welt, die  
er gebildet hatte, gegen die Frührenaissance, seine  
Kopie einer Kreuztragung Ghirlandajos vernichtet  
vollkommen das Quattrocento und allen Illusionis-  
mus danach. Aber seht die aufregungslosen  
Kopien der Else von zur Mühlen. Sie sind weit  
entfernt, Welten gegeneinander zu werfen; sie  
sind völlig kampfflos. Ein konservativer Instinkt  
hat die Renaissancethemen einfach bewahrt, aber  
die neue Zeit erweist an ihnen, wie sie es heute  
machen würde. Es ist die Zeit, die diese Zeich-  
nungen gegriffelt hat. Darum kommt es diesen  
Gebilden zuerst auf die Komposition an. Ihr  
höchster Wille ist: ganz für sich zu sein. Das  
Ziel, Menschen umzuschaffen — das in jedem  
äußersten Schöpferwerk gesetzt ist —, haben sie  
nicht. Die Zeit streicht als ein ungeheurer Kontra-  
baßbogen an die vibrierende Erdschale, und aus  
dem aufstanzenden Staube — (erinnert euch der  
Chladnischen Klangfiguren in der Physik!) —  
bleiben Arabesken stehen. Diese Zeichnungen sind  
eine Kurve aus der Arabeske der Zeit. Die neue  
Kurve wird am ehesten durch Frauen hindurch-  
gehen und ihr mediales Handgelenk leiten. Die  
deutsche Kurve war Gabriele Münter, die fran-  
zösische Marie Laurencin, und ein russischer  
Heiligenton sitzt ungewollt bei Else von zur Mühlen  
in den klösterlichen Zuspitzungen der Feder und  
möchte allzuweltliche Biegungen ins ganz Zarte,  
Schmerzlose verrinnen lassen.

Doch die Frau, die sich ganz ehrlich und rein  
ihrer Zeit hingibt und deren Erschütterungen  
durch sich hindurchgehen läßt, scheint mir viele  
Männer zu beschämen, die diese Zeit nur um der  
guten Aussichten willen, in kläglicher Ahnungs-  
losigkeit, mitmachen. Und welche, geborene

Routiniers, für die dummen Augen der Gaffer  
einige Applikationen aus neuen Schöpferwerken  
diebisch an sich nehmen und sie auf ihre alten,  
impressionär behaglichen Realitätsfetzen kleben!

Habt ihr irgendein Vertrauen zu einem Geld-  
sammler? Nein. Warum also noch zu irgendeinem  
Kunsthistoriker? Glaubt ihnen endlich nicht mehr.  
Es sind Menschen ohne Verantwortlichkeit gegen  
die Welt, die in der Reihe der übrigen Verant-  
wortungslosen stehen und jedes Faktum der an-  
geblichen „Entwicklung“ ruhig auf sich zukommen  
lassen, mit ansehen und erklären. Sie wollen  
vortäuschen, die Werke der Künstler kämen zu-  
stande aus einer fortlaufenden Linie von Atelier-  
Angelegenheiten, aus technischen Prozessen. Aber  
das ist eine Philosophie der Beschäftigungslosig-  
keit, deren blutarme Urheber selbst keinen Inhalt  
haben, und nur dem fremden Inhalt ihre eigene  
Leere und Umrangungssucht zuschieben wollen.  
In Wahrheit sind die großen Werke die starr-  
gewordenen Stenogramme aus dem Parlament  
der Welt, und von einem höheren Sinne dazu  
bestimmt, die Änderung der Welt mit hervorzu-  
bringen. (Doch klein und sinnlos erschiene  
uns, wer um des Stenogrammes willen steno-  
graphierte!)

Ihr fragt, was die neue Zeit sei. Sie ist die Zeit  
des Metaphysischen, gegenüber dem Zeitalter der  
Macht. Sie ist die Zeit des Absoluten, gegenüber  
dem Zeitalter der Fabriken. Sie ist die Zeit des  
Geistes, gegenüber dem Zeitalter der Organi-  
sation. Kein Krieg hat uns daran hindern können,  
daß wir in die neue Zeit marschiert sind. Es ist  
die Zeit, die den Menschen wieder in die Mitte  
der Welt stellt.

Näher als die Blindgläubigen der Tatsachen ahnen  
(und für die der Mensch nur ein Ausbeutungs-  
objekt von Grenzen, Distrikten, Reichen ist), steht  
vor uns das uralte Ziel des Augustinus, die Civitas  
Dei. Heute ganz neu und schöpfermächtig für  
unsere Handlungen: der Gottesstaat auf Erden.  
Da sind die Wesen nicht mehr rohe Objekte,  
sondern jede Existenz hat ihren Sinn, und der  
Mensch weiß diesen Sinn. Sich um das Wissen  
von den Existenzen kümmern, um ihren Sinn in  
der Welt; anstatt um ihre Masse; dies ist ein  
Zeichen von der Ankunft der neuen Zeit.

Auch wer selbst nicht der Stoß ist, der uns die  
neue Erde näherschiebt; auch wer nur einmal  
leise als Stift das Beben dieses Kommens auf-  
zeichnet: Sei uns wertvoll.

*Ludwig Rubiner*

#### LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

OTTO KAUS, „Dostojewski“. (Piper, München 1916.)  
Der Dualismus Ich-Welt zeitigt die beiden Hauptkategorien  
der Werturteile: das aktive Verhalten (bis zur Negation) des  
Ichs zu seinen Erlebnisobjekten wird unter ethische Werte  
rubriziert, die Resultate seiner Aktion unter ästhetische (im  
allgemeinsten Sinne).

Die der Kunstkritik — mit Recht — auferlegte Pflicht  
der Distanzierung zwischen dem Kunstwerke und seinem Schöpfer  
erscheint als notwendige Manifestation dieses Sachverhaltes.  
Solch übliche Trennung zwischen ethischem Tun und ästhe-



tischer Formgebung wird jedoch aufgehoben, wenn eine Schaffenskraft universalere Art über die „Gestaltung von Menschen“, die sich im landläufigen Kunstwerk auf die Herrichtung von Gefühls- und Stichwortträgern beschränkt, hinausstrebt und statt der dogmatischen Verschränkung von Individualbeziehungen (die zur Einheit gefaßt noch immerhin ein Kunstwerk darstellen können) die Totalität des einigen und solipsistischen Ichs projiziert auf die Individualmannigfaltigkeit sich zur Aufgabe setzt.

Die vorausgesetzte Ausschließlichkeit ethischer Beziehungsmöglichkeit des reinen Ichs zu seiner Außenwelt bringt es naturgemäß mit sich, daß eine Darstellung letzten Ich-Seins nur in Gestaltung seines (ethischen) Beziehungskomplexes vor sich gehen kann. Eine Verschnaidung der ethischen und ästhetischen Kategorie findet statt, die sich in der Genesis religiöser Moraldogmatik zur äußersten Intensität verdichtet nachweisen läßt, aber auch im Werke des praktischen Politikers als geformtes (und daher ästhetisch zu nennendes) Sozialgebilde, wenn auch vielfach brutalisiert und noch öfter verkitscht, zum lebendigen Ausdruck kommt. Objektiviert aber ergibt diese Verschnaidung jene Untergruppe des ästhetischen Wertes, welche als moral-sozial anzusprechen, in der Totalität der künstlerischen Weltformung ihren Platz berechtigt einnimmt, die Sanktionierung des notwendig polemischen (und deriviert: satirischen) Kunstwerkes, das in ihr, über jede Artistik sich erhebend, zur ernstesten Angelegenheit des Menschentums wird.

Die absolute und totale Formung des Erlebens, die Dostojewskis Genie von sich verlangte, bringt ihn mit gleicher Leidenschaftlichkeit in die Position des subjektiven Ethikers religiös-politischer Prägnanz als in die der umfassenden Darstellung dieser Konstellation innerhalb der objektiven Idee des Kunstwerkes, dessen Absolutierung über jede parteipolitische und daher dogmatische Stellungnahme hinaus eine ethische Größe und kosmische Einheit erreicht, wie sie seit Kants Moralgesetz nicht mehr erlebt wurde.

Kaus' Untersuchung setzt bei dieser Antinomie zwischen der subjektiv-praktischen Theorie des Politikers und objektiv-theoretischen Praxis des dichterischen Genies Dostojewskis an. Damit ist ihm sein Problem, das der Möglichkeit ethischer Dichtung, eröffnet und durch diesen Blick auf das Allgemeingültige gewinnt die Analyse eine, selbst über den durch Dostojewskis Namen gegebenen bedeutsamen Anlaß hinausreichende, eigene und prinzipielle Bedeutung.

Daß sie, erfüllt von der philosophischen Größe ihres Objektes und in sich geschlossener, schriftstellerischer Qualität mit sekundärer Literaturmacherei nichts zu tun hat, ist selbstverständlich, muß aber, um Verwechslungen vorzubeugen, leider gesagt werden.

H. J. B.

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXXII

„Nie war der Reichsbote so bitter nötig wie jetzt,“ schreibt uns ein Divisionspfarrer. „Werden Sie nicht müde, das deutsche Volk aufzurütteln zum Gebet, zur Buße! Nur ein bußfertiges Volk, nur ein glaubenstarkes Volk wird den Sieg davontragen in diesem furchtbaren Völkerringen; nur ihm gehört die Zukunft.“ Diese Zuschrift trifft den Kern und rückt die große Mission, die Gott dem Reichsboten zugewiesen hat, in ein helles Licht.

*Der „Reichsbote“, Organ der evangelischen Pastoren, Berlin, September 1916 als Abonnementsaufforderung.*

Der Geist der alten Internationale befindet sich in Deutschland in siegreichem Vormarsch. Sein endgültiger Triumph ist bereits gesichert! Mögen die Genossen des Auslandes dafür sorgen, daß wir das gleiche auch aus ihren Ländern berichten können.

*Schluss eines Leitartikels „Zur Reichskonferenz“, den der „Vorwärts“ am 26. September 1916 veröffentlichte.*

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Wilhelm Morgner: Polnischer Jude (Titelblattzeichnung) / G. F. Nicolai: Der Kampf der Menschheit / Pablo Picasso: Eine Studie / Max Victor Fraenkl: Von der Menschenliebe im Buddhismus / Henri-Matisse: Aktstudie / Johannes R. Becher: Krankenhaus / Georg Karásek: Spleen / Otokar Březina: Agonie der Sehnsucht / Menachem Birnbaum: Halluzinatorische Observation: Das Spiegelbild (Federzeichnung) / Hans Gathmann: Die Nacht / Georg Grosz: Im Café (Tuschzeichnung) / Gottfried Benn: O Nacht / Theodor Däubler: Der Reiter / Otokar Theer: Das Feuer / Henriette Hardenberg: Abendnähe / Maximilian Brand: Getrennt / Ferdinand Hardekopf: Abneigung / Hans Richter: Der Philosoph S. Friedlaender (Zeichnung) / Wilhelm Klemm: Fieberfürst / Stéphane Mallarmé: Winterschauer / Karel van de Woestyne: Stillleben / August Brucher: Kloster Weingarten / Heinrich Schaefer: Aus Nebeln kommendes Gesicht / Egon Schiele: Original-Holzschnitt / Paul Lasker-Schüler: Porträt des Rudolf Schmied / Else Lasker-Schüler: Rudolf Schmied / Max Brod: Der Komponist Jaromir Weinberger / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

## KLEINER BRIEFKASTEN

H. S. Sie meinen vielleicht Victor Hugos rührenden Aufruf an die Frauen von Guernesey, der datiert ist: „Hauteville-House, 22. Juli 1870“? Ferne Klänge! Wer mißt den Weg von diesem Victor Hugo zu den (Zeit-Genossen) Sudermann, Hauptmann, Fulda und Dehmel und zu den Genossen Heine, David, Fendrich und Quessel?

Dr. M. U., ein Freund der AKTION, sendet mir zu dem Artikel „Über Instinkte“ von Professor Nicolai diese Bemerkung: „Im Kriege habe ich mein rechtes Auge verloren, vollkommen. Jedesmal nun, wenn beiden Augen, dem echten linken und dem rechten Glasauge, eine Gefahr droht (Stoß, fliegender Stein, geschwungene Gerte usw.), schütze ich instinktiv (durch Handbewegung, Wegwenden des Kopfes usw.) das Glasauge, das ich für 15 M. neu haben kann, statt das erhaltene Auge zu schützen.“

Dr. Franz Blei. Aber ich bin ja gar nicht enttäuscht, lieber Doktor, obgleich ich fürs Ent-rüsten bin!

J. D. Ich habe die Aufnahme der Inserate abgelehnt, weil ich in meiner Zeitschrift den Unterschied nicht gelten lasse zwischen redaktionellen Teil und Inseratenteil. Mit Ihrem Hinweis auf die sozialdemokratische Presse, auf „Vorwärts“, „Leipziger Volkszeitung“ usw. haben Sie bei mir nichts erreichen können, denn auch diese Presse gibt mir kein Beispiel dafür, wie Kulturpflichten zu erfüllen sind — ganz im Gegenteil! Beispiel ist — die AKTION. Daß ich „schlechte Geschäfte“ mit meinem Prinzip machen werde, ist falsch; denn ich mache eben gar keine „Geschäfte“. — Wohin übrigens ein Redakteur gelangt, wenn er einen unabhängigen Inseratenteil zur Seite hat, das mußte in diesen Tagen der Redakteur der „Jugend“, Herr von Ostini, erleben. In der Nr. 35/36 der AKTION zeigte ich ein wenig „Kunstkritik“ dieses Herrn. Sofort antwortete er in seiner Wochenschrift mit einer hilflosen Verhöhnung der AETERNISTEN. Vierzehn Tage später — die selbe „Jugend“ macht Propaganda für die von ihr verhöhten AETERNISTEN. Weil ich die Propaganda sehr bar bezahlt habe! Und ähnlich wird's jetzt dem Scher des Witzblattes „Simplicissimus“ ergehen. Auf der einen Seite ließ er die Beiträge aus der AKTION verulken. Auf der andern Seite seiner Druckschrift lasse ich Carl Sternheims Urteil über die AKTION veröffentlichen: „Deutschlands beste literarische Revue.“

Renate B. Gottfried Benns Drama „Der Vermessungsdirigent“ muß etwas später erscheinen, Franz Jungs neues Werk „Saul“ liegt beim Buchbinder, aber das geht da jetzt nicht so schnell. Theodor Däublers „Hahn“ soll noch in diesem Monat fertiggestellt werden.

Nina. Daß Sie für die Sammlung AKTIONSLYRIK agitieren, ist sehr nett. Von den Künstlerkarten der AKTION sind soeben sechzehn neue Drucke erschienen (von Schiele, Tappert, Else von zur Mühlen, Richter-Berlin, Morgner, Mopp, Hans Richter, Valloton u. a.). Da die Herstellungskosten enorm gestiegen sind, muß ich leider auch den Preis erhöhen: 50 Karten kosten M. 2.—, 100 Stück M. 3.—

## BÜCHERLISTE

(Nur wichtige Werke werden hier genannt)

FRANZ BLEI. Menschliche Betrachtungen zur Politik. (Verlag Georg Müller, München.) M. 3.—

ALFRED DÖBLIN. Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 5.—

WLADIMIR SOLOVJEW. Die Rechtfertigung des Guten. Eine Moralphilosophie. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.) M. 7.—

MAX PULVER. Selbstbegegnung. Verse. (Kurt Wolff Verlag, München.) M. 3.50.

PAUL KORNFELD. Die Verführung. Eine Tragödie in 5 Akten. (S. Fischer, Berlin.) M. 3.50.

THEODOR DÄUBLER. Der neue Standpunkt. Essays. (Hellerauer Verlag.) M. 6.—

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{43}{44}$

FRANZ WERFEL-HEFT. INHALT: ARTHUR SEGALL: LANDSCHAFT (TITELBLATT) / FRANZ WERFEL: TRINKLIED / Pablo Picasso: Zirkusartisten (Zeichnung) / Franz Werfel: Memnons Gesang; Aus den vierundvierzig Sprüchen des Laurentin; Geistige Freude; Gang Traum: Ballade von Traum und Tod; Couplet eines Verdammten an die seligen Geprüften der Erde; Ein dramatisches Stück aus der Festkantate mit Szene und Tanz; Die Geliebte (eine Novelle); Ex abrupto; Ein Nachwort zu allen Nachworten / Kurt Pinthus und Otto Pick: Ueber Franz Werfel / Georg Tappert: Aus dunklem Winkel (Zeichnung) / E. L. Kirchner: Zeichnung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG , DIE AKTION , BERLIN · WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

Erstes Werk:

ALEXANDER HERZEN  
E r i n n e r u n g e n  
D e u t s c h v o n O t t o B u e k  
Zwei Bände. (446 und 338 Seiten.) Mit  
drei Porträts

Gebunden M. 12,50, broschiert M. 10,—  
Für Abonnenten der AKTION: M. 10,— geb.,  
M. 6,— broschiert

VERLAG DIE AKTION



AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTAIN  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

FRANZ JUNG  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 1 und 2 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

WERKE VON FRANZ WERFEL

EINANDER, Oden — Lieder — Gestalten  
Geh. M. 2,50, Pappband M. 3,50

DIE TROERINNEN DES EURIPIDES  
In deutscher Bearbeitung  
Geh. M. 2,50, Pappband M. 3,50

WIR SIND. Neue Gedichte. 3. Auflage  
Geh. M. 2,50, Pappband M. 3,50

DER WELTFREUND  
Geh. M. 2,50, Pappband M. 3,50

DIE VERSUCHUNG. Ein Gespräch. M. 1,50

Kurt Wolff, Verlag, Leipzig

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 28. OKT. 1916

## TRINKLIED

Wir sind wie Trinker,  
Gelassen über unseren Mord gebeugt.  
In delphischer Ausflucht  
Wanken wir dämmernd.  
Welch ein Geheimnis da?  
Was klopft von unten da?  
Nichts, kein Geheimnis da,  
Nichts da klopft an.  
Laß du uns leben!  
Daß wir uns stärken an letzter Eitle,  
Die gut trunken macht und dumpf!  
Laß uns die gute Lüge,  
die Heimat, wohlernährende!  
Woher wir leben  
Wir wissen nicht . . .  
Doch reden wir hinüber herüber  
Zufälliges und anderes Herz.  
Wir wollen nicht die Arme sehn,  
Die nachts aus schwarzem Flusse stehn.  
Ist tiefer Wald um uns,  
Glockenturm über Wipfeln?  
Hinweg, hinweg.  
Wir leben hin und her.  
Reich du voll schwarzen Schlafes uns den Krug!  
Laß du uns leben nur,  
Und trinken laß uns, trinken!

*Franz Werfel*

## MEMNONS GESANG

O Zeitlichkeit,  
Die wiederkehrt zu zeitlicher Stund!  
O sagenhafte Höhlung, von alter,  
Erfüllt von Urverwirrung noch.  
Noch ist der Atem  
Im unbestechlichen Horn,  
Noch steht der Tonstrahl, Sehne des Bogens,  
Unabgelöset, unverrückt dahin. —  
Nun aber,  
Oh! Ah! Nun aber  
Rollt schon der Donner den Himmel aus,  
Die Dämmerung, leise Lawine, dahin im Kreis . . .  
O Zeitlichkeit!

Der Bogen, der Bogen!  
Aber ernst ist der Rand und streng.  
Die Höhe grünt wie Knabentum,  
Doch in der Kuppel  
Schon stehn die Adler golden.  
Die jammernde Wüste wirft sich.  
Das Böse seufzt!  
Denn was sich wachend selbst liebt,  
Haßt sich im Morgenschlaf.  
Nun aber,  
Ah, ah, nun aber  
Nun aber ist es da mit einem Mal.  
Und wie es mich anhaucht  
Mit rötlichem Wind,  
Und ansteckt mit mildem Phosphor,  
Mich verläßt,  
Und anschüttet wieder mehr,  
Wie es fährt über meinen Knauf  
Mit hauchendem Gefieder,  
Und wie es taucht an meinem Fuß  
Mit kühlen vielen Mädchen . . .  
Jetzt aber,  
Ah, jetzt stampft es auf,  
Unhörbar, stolz und neu,  
Mit unverbrauchten Feuern!  
O Hoffnung,  
Daß wir nicht umsonst sind,  
O Reinheit,  
O Vergebung,  
Morgendlich entzündend Dich und Mich!  
O Morgen, Morgen, Menschen,  
O täglich neu getauftes Haupt.  
Ich aber verfall' vor Gesang.  
Denn mich tötet die Stimme in mir.  
Leicht hat ein Singen der nichtige Stoff,  
Wer aber Stein ist und dauernd,  
Den erwürgt der Drang,  
Den zertrümmert das Lied.  
Aber wenig ist und klein die Stimme innen,  
Und alles ist die Erweckung,  
Und die Göttin  
Geschüttet über mich hin.

Säule bin ich  
 Im Mittag,  
 Schattenwerfend, stumm.  
 Mich rührt kein Kampf der Stämme,  
 Und nicht die Mühe  
 Des Mühlkameels,  
 Die Frauen auch nicht  
 Am Brunnengewind.  
 Denn wer berufen ist und gefordert  
 Von einer Stunde,  
 Nicht ist ihm gegeben der Tag  
 Und Reichtum und Vielfältiges.  
 Und wer gefordert ist vom Gesang,  
 Ist Säule und wirft  
 Den unbeweglichen Schatten  
 Und schweigt.  
 Unmenschlich ist  
 Der Menschlichste der Dichter.

*Franz Werfel (Juli 1916)*

AUS DEN VIERUNDVIERZIG SPRÜCHEN  
 DES LANDSTREICHERS LAURENTIN

*Von Franz Werfel*

I. Spruch  
 Proemium  
 Heda, Master dieses Einkehrhauses, einen Whisky!  
 Heda, Mann, Schenkwirt der großen Wasserscheiden!  
 Ich bin durstig südwärts der Bäringsstraße.  
 Ich fror, so muß ich mir ein Feuer machen!  
 Durstig werde ich sein nordwärts Assuan und  
 des Jupiter Hamon,  
 Ich werde das Feuer löschen müssen.  
 Drum, Master, Euern Whisky her! Und nun seht,  
 wen Ihr beherbergt!  
 Ich gefalle Euch nicht. Sehe nicht aus wie ein  
 Zobeljäger. Bin ich ein Derwisch?  
 Oder kam ich auf Seiltänzerwagen her, ein Lieb-  
 ling der Dörfer?  
 Nein! Ich will Euch sagen: Ich bin allzusehr nach  
 Osten gegangen, so kam ich allzusehr nach  
 Westen!  
 Das ist meine erste Narrheit, meine erste Weis-  
 heit.  
 Ich bin voll Wanderung und voll Ungeziefers.  
 Aber ich lache, denn in mir ist unvergänglich  
 Freude, ich schenke meinen juckenden Leib an  
 Insekten weg.  
 Ich bin der heilige Landstreicher, unheilig frevel-  
 hafter Stifter, verlauster Kirchenvater neuer hin-  
 reißender Kirchen!  
 Ich bin der heilige Dreikönig mit der goldenen  
 Papiermütze.  
 Immer ist mein Tag, täglich ist mein Tag, ich bin  
 nicht fortzubringen von den Türen.  
 Ich sage meine vierundvierzig Sprüche her,  
 Ich male alle Teufel an die Wand.  
 Ich bin kommen, ich komme, das Gesetz auf-  
 zulösen,  
 Ich, der Todfeind, Verhöhner, Henker aller Hen-  
 ker, Richter, Jurys, Präsidenten, Aldermans  
 Kadis und Alkaden!

Ich bin betrunken! Aber ich komme noch über  
 Euch, ich komme noch über mich mit Nüchtern-  
 heit und Zorn!  
 Das ist mein erster Spruch!  
 Heda, Master, noch einen Whisky, und nicht den  
 letzten!

XVII. Spruch

Unmut  
 Daß all dies noch Sprache ist,  
 Noch voriges Verlauten.  
 Gebunden, angekettet, gesetzt!  
 Und überall möchte ich schon hinaus,  
 Ich laure durch die Löcher meiner Zerlumptheit.  
 Aber dies hier ist Welt und wird immer rund,  
 Und überall die alte Geformtheit!  
 Da aber sind auch Worte, und eins fängt das  
 andere,  
 Mystische Polizeispitzel, Angeber, Untertanen,  
 Oder setzen sich zusammen an einen Tisch,  
 Löffeln — die Sätze — aus einer Schüssel,  
 Starr, pünktlich, gehörnte Bauern!  
 Er aber, der Fremdling,  
 Der Weise, der Ausgescherte,  
 Der Sträfling,  
 Wie nagt an der Lucke, wie nagt er am Eisen-  
 Gitter,  
 Kann nicht entwischen —  
 Er,  
 Der erhabene Ausreißer!

XXV. Spruch

Der Vorwurf  
 Glaubst du, ich wäre unverständlich, verständiger  
 Tropf, weil du mich nicht verstehst?  
 Ist unsichtbar das Gestirn, das du Triefäugiger  
 nicht siehst? Der Sternenmeister sieht es.  
 Ist unhörbar die erhabene Wirrsal, der chaotische  
 Kanon, Zebaoths Marschlied, der Strahlenchor  
 des Morgens, den du Stumpfhöriger nicht hörst?  
 Und was verstehst du denn, Verständiger?  
 Und was ist dir klar, der du Klarheit forderst von  
 mir?  
 Verstehst du und hast ergründet, das süße Leiden  
 des Löwenzahns, dessen gespenstige Krone ein  
 Kind in die Luft bläst?  
 Und ist dir klar des Wassers Zusammenlauf,  
 daß der Tropfen nicht einsam bleiben will, und  
 zum Leib zusammenströmt, zur Gemeinde der  
 Versprengte, Einzelne.  
 Du zählst die Halme und mißt die Gewässer,  
 du Statistiker, du Statist der Lebendigkeiten!  
 Aber Halm und Gewässer bleiben dir fremd, wie  
 die geflügelten Sterne.  
 Und bist du hinabgestiegen, — der du die Worte  
 so klar und verständig setzest, in das Gottes-  
 geheimnis der unvergänglichen lebendigen  
 Grammatik?  
 Ermißt du, — der du sie mißt und gebrauchst  
 — die gespendete Gnade der Formen, die Be-  
 deutungen der Konjugation und der Syntax,  
 Die schwesterliche Zartheit des Genetivs und das  
 Partizipium ein erstarrter Höllensturz, Himmelfahrt,  
 die Gott durch großen Zuruf in Schweben  
 hält?

Aber ich weiß, du hassest mich, weil ich weiß!  
 Mein Wissen gefährdet dich in deinem Stieren.  
 Dein innerlich Unfruchtbares ruft mir höhnisch  
 sein Kusch zu.

Aber ich lasse nicht ab.

Ich trompete dir entsetzliche Reveille,  
 Ich bin dir verhaßt, wie einer, der aus dem  
 stickichten Bett den traumlosen Vielfraß rüttelt  
 und ruft:

Auf es ist Morgen!

Ich funkle in den Morgen, eine ungeduldige Tuba.  
 In meinem Metall bebt schon die Schwingung der  
 letzten Posaune!

### XXX. Spruch

Warnung und Lehre

Wehe dir, mein Mensch, wenn du lässest von  
 deiner Welt,

Wehe dir, wenn du ermüdest in deiner Leiden-  
 schaft,

Du wirst zur wachsenden Wüste über deinem  
 lebendigen Grab.

Lallende Glocken schlägt Stunde für Stunde die  
 Leere in dir.

Widerlich wird dir dein Antlitz.

Du höhnt dir entgegen.

Schief wird dein Mund, so will es Gott, zum  
 Zeichen!

Nicht rettetest du dich in Gedanken,

Sie denken die Verfluchung nicht aus, sie machen  
 dich nicht durstig,

Sie tränken dich nicht. Du schielst vor Nichtigkeit,  
 Deine Tagworte peitschen dich abends aus.

Lüge, Lüge, Lüge pfeift jeder Hieb.

Deine Eitelkeit, letzte Labung, versickert im Sand.

Am Morgen findest du dich nicht, du greifst  
 nach dir, ob du bist.

Was lehre ich zur Gesundheit?

Ein Wort lehre ich zur Gesundheit: Hingabe!

Was ist Hingabe?

Sieh an, sage ich dir, hier auf dem niedrigen  
 Astchen wippend die kleine Bachstelze.

Wie unaufhörlich ihr Schwanz wippt, wie ein  
 Schwimmer auf dem Sprungbrett, bereit, sich in  
 den Raum zu werfen. Wie ihr Körperlein in  
 die Idee des Wagemuts ausläuft. Wie ihr gan-  
 zes Wesen Abstoß ist!

Sieh an, sage ich dir, diesen durchsichtigen zart-  
 blättrigen Erlenbaum. Er wächst nicht mit  
 Schultern in den Raum. Er durchstreicht ihn,  
 er durchzittert ihn. Er ist wie ein leiser Taumel  
 vergoldeter Sphäre. Gläsern durchfahren ihn  
 Vögel, die er nicht aufhält. Der Abend, ein  
 Teppich hinter ihm. Er gleicht einem Markt  
 zu kühler Stunde mit seinem Treiben.

Spür an, sage ich dir, hier am Bachrand, die  
 Minze überall. Gleicht ihr Geruch nicht, grün-  
 staubig, dem windigen Knabenspiel?

Sieh die Flammen an! Wie verschiedenartig sind  
 sie! Wieviel Geschlechter und Sippen von Flam-  
 men gibt es! Die einen gotisch. Spitz falten  
 sie sich und stechen mit Inbrunst empor. Die  
 anderen aus dem Raub des Prometheus. Mit  
 allen Fingern schüttelt und zerzackt ihr auf-  
 trotzendes Haupt das Schicksal!

Soll ich noch mehr nennen?

Fragst du noch immer, was Hingabe ist?

Hingabe ist die Gnade, mit allen Sinnen zu sehen!  
 Sehen aber ist die Gnade, abzusehn von sich  
 selbst!

Wer aber von sich absieht, wer aber von sich auf-  
 sieht, der trägt die Welt in sich.

Wer aber die Welt in sich trägt, der kann nicht  
 verstummen, der kann nicht verwüsten, denn  
 er liebt!

Er ist Lobpreisung und Fluch!

Er berechnet nicht, er verkauft sich an keinen  
 Zweck,

Er haßt die Ingenieure und Diplomaten.

Er hat keinen schiefen Mund,

Seine Gedanken sind kein tückisch gewordener  
 Selbsthaß.

Er dreht sich, er singt, er klatscht in die Hände  
 Unter dem zunehmenden Mond.

### XXXV. Spruch

Das Regime

Brahma hat die Welt unterjocht.

Das ist die Lehre vom Gleichmut,

Das ist die Lehre vom gelassenen Ertragen,

Das ist die Lehre von der Entweltung des Ichs!

Welche Macht hat Brahma seinen westlichen  
 Völkern gegeben?

Die Macht des Kriegerischen und des Wissen-  
 schaftlichen.

Was ist das Kriegerische und was ist das Wissen-  
 schaftliche?

Das sind die Tugenden des entpflichteten Ichs,  
 Die Entpflichtung vom Wirklichen, Weltlichen,  
 Geistlichen.

Brahma nimmt uns die Welt ab, damit wir nicht  
 leiden.



Pablo Picasso

Artisten

Brahma setzt die Ordnung ein, damit wir in Gehorsam sterben.  
 Was tut der Krieger? Er stirbt für die Ordnung.  
 Was tut der Gelehrte? Er denkt für die Ordnung.  
 Was ist die Ordnung?  
 Die Scheidung der Teile.  
 Wodurch herrscht Brahma?  
 Durch Scheidung der Völker und Stände.  
 Wird sein Reich ewig sein?  
 Nein!  
 Welche Lehre wird es zerstören?  
 Die Lehre von der Verpflichtung des Ichs an die Welt.  
 Welche Völker werden seine Völker verwandeln?  
 Die waffenlosen Völker der Verpflichtung an die Welt.

### XXXIX. Spruch

#### Der Mächtige

Wie kannst du, o Mächtiger, ertragen das Erblassen deiner Sklaven, wenn sie in deiner Türe stehn?  
 Wie ist es möglich, daß du nicht aufspringst, und sie an beiden Händen fassst.  
 Siehst du nicht, wie ihre Knie auf Wolken gebeugt sind, wie ihre Augen weiß werden, wie ihre Hände nichts mehr von sich wissen, wie ihr Atem schmachtet.  
 Du aber knarrst mit deinem Stuhl,  
 Du aber schnarrst mit deiner Stimme,  
 Ich aber sage dir: du bist sklavischer als der letzte deiner Sklavenschaft.  
 Er ist frei, weil er leidet, vor dir!  
 Du aber bist stumpf und von Gewicht,  
 Mit niedriger Stirn, ein Sklave deiner Gesetze.  
 Die Götter lachen über dich.  
 Sie halten sich den Bauch über deine Stimme.  
 Ich sage dir, wir leben, die Wesen dieser Welt zu erkennen in ihrem Wesen.  
 Was aber heißt erkennen?  
 Erkennen heißt teilhaben am Schicksal des Erkannten,  
 Erkennen heißt, ein Hicetubique sein!  
 Ist erkennen und Lieben zweierlei?  
 Erkennen und Lieben ist einerlei.  
 Du aber bist ohne Erkenntnis, grausame Unfruchtbarkeit, leeres Grönland . . .  
 Darum flüchtest du dich in deine Einrichtungen, in deine Disziplinarordnungen, Komitees, Statuten und Erlässe!  
 Ich aber will deine Einrichtungen zerschmeißen, deine Disziplinarordnungen anzünden, deine Komitees ausräuchern, dich aus deinen Statuten und Erlässen peitschen!  
 Ich bin mit Magiern im Bunde, ich bespreche Asmodi und die mächtigen Geister der Heiligen!  
 Morgen bin ich des Papstes Tischgenöß.  
 Lerne, sage ich dir, geh in dich! Ich halte Wort.  
 So wahr ich zerfranste Hosen habe, und in der Tasche fünfundsiebzig Centimes und einen deutschen Groschen . . .  
 Ich halte Wort.  
 Hörst du? Sieh mir ins Auge, vergeh!

### GEISTIGE FREUDE

Es ist in einer unbekanntten Frühe,  
 Da letzter Stern anwächst zu riesigem Schein.  
 Gewaltige Eos kommt. Das Werk der Mühe  
 Kasernen und Fabriken krachen ein.  
 Und Tempel, die noch nie so göttlich brannten  
 Mit brüllenden Kuppeln in den Himmel stehn,  
 Und Menschen sieht man nur mit ausgespannten  
 Umarmungs-Armen, große Kreuze, wehn.

Auf den geborstenen Gräbern selbst die Toten  
 Am Hügel sitzen, atmend, aufgedeckt,  
 Wie Kinder früh am Bettrand, starr, mit rotem  
 Zerbrochenem Mund, das Antlitz aufgebleckt.

Nach Nord, Süd, Ost und West vier Tuben beben.  
 Auf allem Munde kniet das Eine Wort.  
 Gott selber wirft von seinem Gnadenort  
 Sich uns gehüllt in Strahlenstaat ans Leben.

*Franz Werfel*

### GANG TRAUM

Zu gehn im Abendbad der Wiese, zärtlich.  
 Fremdartige Gelenke der Kindheit  
 Rauschen gelabt durch die Wonne des Widerstands.  
 Das ausgewachte Haupt bewußtloser ruht,  
 Schwebt, wölbt sich  
 Ein riesiger zweiter Himmel, das Haupt  
 Über schallendes Gras  
 Über Geheimnis der Blumen,  
 Teurer, einst benannter Sterne  
 Doch warum dieses andere Hallen da?  
 Warum diese dichte Bahn um meine Stirne?  
 Warum in mir ein salbendes Wort: Balsam,  
 Und fremden Harzes Rauch?  
 Auf dem Platz schon klappt die Tänzerin,  
 Tragen die Mönche schon in den Abend  
 Jungfraubild mit Kronenturm.  
 Flammt Toledo irr auf.  
 Don Cortozan geht über Stiegen  
 Abwärts rollt des Chorus  
 Jammernde Cadenz.  
 Auf dem Platz klappt Tänzerin.  
 Weingeschrei schon unter Lampen.  
 Reitertumult der Prinzen.  
 Don Cortozan geht über Treppen  
 Droht ernst zum Himmel, er.  
 Dort wehen rächende Mauren.  
 Burnusbausch, Funkelknauf.  
 Balsam hallt salbendes Wort.  
 Mönche tragen Eisernes.  
 Hohe Zeremonien wandeln um sich selbst.  
 Tumult der Prinzen vor der Heiligen.  
 Trommeln unter Toren.  
 Trommeln um die Sonne.  
 Die Bärtigen fliegen dunkel mit Allah.  
 Und immer das Haupt noch.  
 Und wie der Schmetterling in mich fliegt,  
 Durch mich fliegt,  
 Anstößet nur leicht . . .  
 Und doch nicht tröstet mich Klee, Marguerite.  
 Gott schiebt unter die Zunge das Schmerzende.  
 Trommel und letzter Vogelschatten.  
 In mir schon wachsendes Nachtgestein.

*Franz Werfel*



## BALLADE VON TRAUM UND TOD

Im großen Raum des Tags  
Die Stadt ging hohl, Novembermeer, und schallte  
schwer

Wie Sinai schallt. Vom Turm geballt  
Die Wolke fiel. — Erstickten Schlags  
Mein Ohr die Stunde traf,  
Als ich gebeugt saß über mich zu sehr.  
Und ich entfiel mir, rollte hin, und schwankte da  
auf einem Schlaf.

Wie deut ich diesen Schlaf,  
Wie noch kein Schlaf mich je trat an, da ich  
verann

In Dunkelheit, so mich eine Zeit  
In mein Herz traf?  
Und als ich kam empor,  
In Traum auftauchend Atemgang begann,  
Trat ich in mein vergangnes Haus, in schwarzen  
Flur durchs winterliche Tor.

Nun höret, Freunde, es!

Als ich im schwarzen Tage stand, schlug mich eine  
leichte Hand.

Ich stand gebannt an kalter Wand.  
O schwarzes, schreckliches  
Gedenken, da ich ihn nicht fand,  
Den Leichten, der mich so ging an  
Und mich im schwarzen Tag des Tors geschlagen  
leicht mit seiner leichten Hand.

Es fügte sich kein Schein,  
Und selbst das kleine schnelle Licht, das sich  
in falsche Rosen flicht,  
Und unterm Bild vergeht und schwillt,  
Das kleine Licht ging ein.  
Es trat kein schwarzer Engel vor,  
Kein Schatten trat, kein Atem trat aus dem kalten  
Stein.

Doch hinter mir in meinem Traum, aufschluchzend  
kaum versank das Tor.

Und auch kein Wort erscholl.

Doch ganz mit meiner Stimme rief ein Wort in  
meinem Orkus tief.

Und wie am Eichenort ein Blatt war ich verdorrt.  
Weh, trocken, leicht und toll  
Fiel ich an mir herab und fuhr in Herbst und  
großem Stoß.

Mich nahm ein Wort und Wind mit fort,  
Das Wort, das durch mich stieß, das Wort mit  
dreien Silben hieß, das Wort hieß: rettungslos.

O letzte Angst und Schmerz!

O Traum vom Flur, o Traum vom Haus, aus  
dem die Frau mich führte aus!

O Bett im Dunkel aufgestellt, auf dem sie mich  
entließ zur Welt.

Ich stand in schwarzem Erz,  
Und hielt mein Herz und konnte nicht schrein.  
Und sang ein — Rette mich — in mich ein.  
Der Raum von Stein baute mich ein. Ich hörte  
schallen den Fluß und hallen, den Fluß allein.  
Und da es war also,  
Tat sich mir kund mein letztes Los, und ich stieg  
auf aus allem Schoß.

Im schwarzen Traum vom Flur zerriß und klang  
die Schnur.

Und ich erkannte so,  
Warum da fein und leicht die Hand mich schlug,  
Die schwach an meine Stirne fuhr,  
Und meinen Gang geheim bezwang, daß ich nicht  
wankte mehr, und kaum mich selber trug.

Und als ich ihn erkannt,  
Den Augenblick, der mich trat an, da war ich  
selbst der andre Mann,  
Und der mir hart gebot, ich selber war mein Tod,  
Und nahm mir alles unverwandt,  
Und wand es fort aus meiner Hand und hielt's  
gepackt —

Genuß und Liebe, Macht und Ruhm und jam-  
mernd die Dichtkunst zuletzt.

Und stand entsetzt und ausgefetzt und ohne Wahn  
und aufgetan und völlig nackt.

O Tod, o Tod, ich sah  
Das erstmal mich wahrhaft sein, mich ohne  
Willen, Wunsch und Schein,

Wie Trinker nächtlich spät sich gegenüber steht.  
— — Er lacht und bleibt sich fern und nah — —  
Ich stand erstarrt in erster Gegen-Wart allein  
zu zwein.

(Ach, was wir sagen täuscht schon, weil es spricht)  
Ich fand mich, ohne Wahn mich sein, und starb  
in mein Erwachen ein.

Im großen Raum des Tags  
Hob ich mein Haupt auf aus dem Traum und  
sah auf meinen Fensterbaum.

Die Stadt ging hohl, Novembermeer, und schallte  
schwer,

Der Himmel glühte noch kaum.  
Ich aber ging hinab mit großem Haupt und Hut,  
Und ging durch Straßen, rötliches Gebirg und  
Paß . . .

Mein Haupt vom Traum umlaubt noch. Ging  
mit dumpfem Blut.

Ich ging, wie Tote gehn,  
Ein abgeschiedner Geist, verwaist und ungesehn.  
Ich schwebte fern und kühl durch Heimkehr und  
Gewühl,

Sah Kinder rennen und sah Bettler stehn.  
Ein Buckliger hielt sich den Bauch, und eine  
Greisin schwang den Stock und schrie,  
Leicht eine Dame lächelte. Ein Mädchen küßte  
sich die Hand . . .

Und ich verstand, was sie verband, und schritt  
in großer Alchimie.

*Franz Werfel*



*E. L. Kirchner*

*Zeichnung*

**COUPLET EINES VERDAMMTEN AN DIE  
SELIGEN GEPRÜFTEN DER ERDE**

Auf Erden, die Ihr über das hartherzige Pflaster  
wallt,  
Du Fräulein, das dem Richter trotz und kleine  
Hände ballt,  
Du trauriges Mädchen am Klavier, das flüchtige  
Kinder lehrt,  
Du Magd, die zu schwebender Stund noch  
schaurigen Vorsaal kehrt,  
Du Freund, der lächelnd fremde Sünde süht,  
Du Strahlender, der das Gesetz zerschmettert, und  
sich hoch erkühnt.  
Du Engel, der da eintritt und Welt mit hohem  
Tun durchruht,  
Du Dichter, der sich rückwärts wirft und groß  
in die Verwesung tut!  
Wie schön, wie schön, wie wohlgetan!  
Ich klatsche in meine Gespensterhand.  
Ich Hadeshahn, ich Fledermaus,  
Ich Flughund aus Hekates Haus.  
Ich, keine Wut und kein Unmut!  
Sehr, sehr schlecht geboren, Knecht in Dunst  
und Sud!  
Nein, ich will euch, ihr Seligen, anheben ein groß  
Lobsingen.  
Ich falte über meine Mäusebrust die gelbdurch-  
sichtigen Schwingen.  
Ich bin ein Geist, so wird mir Lieb gelingen!  
Ah, oh, hu, ei — ich taumle freudenvoll  
verdammt und hoffnungslos bedeckt  
Im Riesenkessel, ich, ein ungeheueres Insekt. —  
*Franz Werfel*

**EIN STÜCK AUS DER FESTKANTATE MIT  
SZENE UND TANZ**

*Von Franz Werfel*

**Motto:** Als der Verhandlungsleiter die nach Verkündung  
des Todesurteils fliebernd ins Krankenhaus ge-  
brachte Angeklagte besuchte, sagte sie zu ihm:  
„Mein lieber Kamerad“.

(Mordprozeß Emma Putzmann)

Sanfter Berg. Park, dessen Wege und Terrassen eine  
weiße, tiefsinnige Figur bilden. Waldige Kuppe, hinter  
der sich Ahnung von goldenen Kuppeln verbirgt.  
Eine Schar Gefangener, Männer und Frauen in Sträflings-  
anzug, Mütze, Kopftuch, Holzpantoffeln treten durch das  
untere Parktor. Sie drehen sich voreinander in einem  
ganz langsamen Takt. So heben sie auch die geketteten  
Hände.

**Gesang der Gefangenen**

**Strophe der Männer**

So ist es wahr, und wir sind aufgestiegen.  
Noch hängt sich der schwere Hof an unseren Fuß.  
Wir fliegen . . .  
Unsere Finger sind noch knöchern vom Klopfen,  
Wenn wir uns grüßten in höhnischer Mitternacht.  
Unter unseren Nägeln lauern die scharfen Tropfen.  
Das Werg war zäh,  
Der Hanf war fest,  
Noch sind unsere Augen rot und verwacht.  
Wir waren stumpf nach unserer Hofstunde,  
Und schlugen Karten auf die zerschnittene Bank —  
Der alte blöde Jakob sang,  
Jim fluchte, dann kam die Runde.

Sie stießen uns in unseren Schacht,  
Das Licht verröchelte und ging zu Grunde.  
Nun sind wir aufgewacht  
Und möchten schöne Kleider haben,  
Gestreifte Hosen, um zu diesen wunderbaren  
Wegen zu passen,  
Zu diesem tiefen Beugen, Stehn und Wehn,  
Das uns verraten hat und verlassen.  
Nicht so, wie mit nach Fieber müden Beinen  
gehn,  
Nicht wegsehn müssen, sondern sehn . . .  
In dieses Wallen, diese tausend Tausendsonn,  
diese trunkene Luft!  
Dies Donnern, dies Schwirren hören . . .  
Auf steigenden, fallenden Chören  
Hören das alte Dröhnen der Welt, das uns ruft.  
**Gegenstrophe der Frauen**  
So ist es wahr, und wir sind aufgestiegen,  
Noch hängt sich der schwere Hof an unsern Fuß.  
Wir fliegen . . .  
Wißt ihr noch Schwestern, wir haben alle geweint,  
Verschlungen gemeinsam und rasend uns in die  
Stunde gebissen.  
Dann wieder haben wir uns an den Haaren ge-  
rissen,  
Gerauft und geschlagen, frech und versteint!  
Bis die Riesin, die rohe, dazwischen fuhr,  
Die Frau der Peitsche, die Frau der Uhr.  
Wir haben mit unserem Starren den Raum ver-  
sengt,  
Dann wieder lachten wir, küßten wir, tanzten  
wir,  
Haben gestreichelt und süß uns bedrängt.  
Aber am Sonntag, wenn die Kirche feurig wird,  
Da stießen wir den kleinen Gott in unser Herz.  
Da preßten wir uns an das Holz, verloren und  
verirrt.  
Da sprangen wir trübe Brunnen über den Stein,  
Da wölkten wir uns ein  
In die Wolken der Mönche aufwärts.

— — — — —  
Die Gefangenen lösen sich in Gruppen und beginnen durch-  
einander und aneinander vorbei mit aufgehobenem Haupt  
wie Blinde ihre langsamen schwankenden Figuren zu  
schreiten.

**Tanz der Gefangenen**

Jetzt lösen sich die Gruppen noch vielfacher, die Ketten  
klirren verwirrt — die Gefangenen verschwinden den  
Berg empor.  
Vor dem einen Parktor steht mit einemmal der Richter  
in Talar und englischer Allongeperücke, hinter ihm zwei  
Schöffen im Kostüme des Vehmgerichts und der Henker  
in Rot.  
Hinter der letzten Gruppe der Gefangenen schreitet der  
Verurteilte einzeln und langsam, im Armensündergewand,  
eine Papler- (Hus-) Mütze auf dem Kopf und einen Strick  
um den Hals.  
Knapp, ehe er aus dem Gesichtskreis treten will, dreht er  
sich um. Der Richter und seine Begleitung fallen auf  
die Knie.  
Der Richter: Angeklagter, ich klage mich an.  
Der Verurteilte: Kamerad, warum kniest du,  
und warum klagst du dich an?  
Der Richter: (erhebt sich, mit ihm das Gefolge)  
Angeklagter, ich muß Sie darauf aufmerksam  
machen, daß Sie mich nicht Kamerad zu nennen  
haben.

Der Verurteilte: Bist du's, bist du's? O, jetzt erkenne ich dich.

Der Richter: Weh mir, weh mir!

Der Verurteilte: Warum seufzest du, Richter?

Der Richter: Ich bin dir nicht ebenbürtig.

Der Verurteilte: Das weiß ich sehr wohl. Ich bin ein armer Sünder. Gezeichnet und ausgestrichen! Aber ich beklage mich nicht. Es ist recht und sehr gut so.

Der Richter: Du verstehst mich nicht.

Der Verurteilte: Das wird es wohl sein. Ein Ursprung unseres Schicksals.

Der Richter: Anders, anders! O, wüßtest Du!

Der Verurteilte: Was?

Der Richter: O, wüßtest du, wie viele meilenlange Nächte hin ich dich gesucht habe.

Der Verurteilte: Es war deine Aufgabe, zu verfolgen. Du warst ein gerechter Richter.

Der Richter: Ja, das war ich. Weh mir!

Der Verurteilte: Warum ächzest du, warum hältst du dein Herz?

Der Richter: Ich habe eine scharfe Stimme, die ich nicht ertragen kann. Mein Schnurrbart hat eine Form, die mich unglücklich macht. Ich hasse und fürchte mich, wie ich einst meinen Vater, den Landrat, gehaßt und gefürchtet habe. Ich fahre zusammen, wenn ich mich reden höre. Ich kann nicht mehr Ich sein. Und dann das eine!

Der Verurteilte: Was?

Der Richter: Der Fall!

Der Verurteilte: Welcher Fall?

Der Richter: Die Schuld!

Der Verurteilte: Welche Schuld?

Der Richter: Du!

Der Verurteilte: Ich?

Der Richter: Du!

Der Verurteilte: Welche Schuld trifft dich. Ich bin ein überführter Verbrecher.

Der Richter: O, Glücklicher, o, Auserwählter! Die Schuld ist mein!

Der Verurteilte: Welche Schuld ist dein?

Der Richter: Die Schuld des Gerichtes!

Der Verurteilte: Was willst du von mir?

Der Richter: Hör mich an! Ich habe dich gesehen, als das Glöckchen schlug. Türen fielen zu, und Schlösser heulten. Immer dein Schritt hinter mir. Ein Wärter schnupfte. Ich dachte an mein Frühstück. Hast du mich angehört?

Der Verurteilte: Ich habe dich angehört.

Der Richter: An demselben Tage spielte ich noch Skat. Hast du mich angehört?

Der Verurteilte: Ich habe dich angehört.

Der Richter: Ich sage, ich trug es, dein und mein Schicksal nebeneinander zu wissen. Hörst du?

Der Verurteilte: Ich höre.

Der Richter: Du hörst, du hörst. Aber ich sage dir. Es war fünf Uhr früh. Selbst in diesem Hof Frühling, wo nicht ein Grün war. Du sahst in deinen letzten Himmel. Mit einem Blick, den ich trotzdem nicht vergessen habe! Ich hatte noch den Geschmack einer Zigarette im Mund, und meine Nerven waren ungehalten über die Zeremonie, die mir das Rauchen verbot. Du betetest

ganz leise. Ich habe es trotzdem nicht vergessen. — Dann ging ich zum Frühstück. Du weißt das nun.

Der Verurteilte: Ja! Was willst du von mir?

Der Richter: Ich habe dich gesucht, schwankend durch nächtliche Wüsten und Einöden langer Dämmerungen.

Der Verurteilte: Was willst du von mir?

Der Richter: Deine Rache!!

Der Verurteilte: Meine Rache?

Der Richter: Ja, deine Rache!

Der Verurteilte: Wie soll ich dich verstehen?

Der Richter: Ich will, daß du für deine letzte Stunde Rache nimmst an mir für mein Gericht, und auslöschest, was zwischen mir und dir unbeglichen ist. Ich versiege nach deiner Rache. Ich kann nicht leben ohne deine Rache!

Der Verurteilte: Es war eine Frühe, wie immer, fünf Uhr, unentwirrbare Meeresküste, fünf Uhr, durchwandelte Kuppel, ein Hain, leicht und schwer, fünf Uhr, wie immer. Ich war fast erquickt — fünf Uhr — und wußte noch lange nichts, und lief noch einmal im Kreis mit dem gleichmäßigen Atem. Dann erwachte ich in mein Wissen, dann wußte ich alles. Und sie kamen und weckten mich. Die kleine Glocke begann, und hinter tausend Mauern hörte ich die Milchwagen in die Stadt fahren. Oh!

Der Richter: Recht so! Und erinnerst du dich auch, wie meine Stiefel knarrten?

Der Verurteilte: Deine Stiefeln knarrten, lieber Kamerad!

Der Richter: Laß mich nicht verschmachten! Räche dich, hasse mich, züchtige mich, räche Dich.

Der Verurteilte: Wie soll ich mich denn rächen, lieber Kamerad?

Der Richter: Das weiß ich nicht. Aber ich kann nicht leben.

Der Verurteilte: Und wenn ich mich rächte.



Georg Toppert

Aus dunklem Winkel

Dein Stiefelknarren hat böse in meine letzte Frühe geknarrt. Soll mein Stiefelknarren sich revanchieren? Du und ich, wir können dein Stiefelknarren nicht mehr ungeschehen machen!  
 Der Richter: Sehr wahr, es läßt sich nicht ungeschehen machen.

Der Verurteilte: Aber ich will dir ein süßes Wort sagen: Wir haben nur Zukunft.

Der Richter: Ich will dir ein bitteres Wort sagen: Wir haben nur Vergangenheit. Ich bin alt.

Der Verurteilte: O nein! Das weiß ich besser.

Der Richter: So ist der alljährliche Schnee nicht immer der gleiche?

Der Verurteilte: Er ist es, aber er wird es einmal nicht sein.

Der Richter: Wann?

Der Verurteilte: Gott wiederholt, wie ein geduldiger Lehrer sein Rätsel solange, bis wir es erraten werden. Dann wird der Schnee nicht mehr sich gleichen, sondern erst sich gleich sein.

Der Richter: Was soll ich tun, um das zu glauben.

Der Verurteilte: Glauben!

Der Richter: Glaubst du?

Der Verurteilte: Ich sehe ein.

Der Richter: Warum lächelst du?

Der Verurteilte: Das sage ich dir nicht. Aber ich sage dir, daß du mein Leben gerettet hast.

Der Richter: Ich?

Der Verurteilte: Du! Ich spreche dich von deiner Schuld gegen mich frei. Merke, du warst ein Knecht Gottes.

Der Richter: Das genügt mir nicht. Ich leide, ich bin nicht im Reinen.

Der Verurteilte: Du warst auserwählt, mein Gericht zu sein, damit ich dir vorauseile dein Führer zu werden. Ich sage dir, was wir sind, das wird sehr dadurch bestimmt, wo wir sitzen. Oben und Unten macht Oben und Unten. Der Thron macht die Macht, das Podium die Weisheit. Ich stand vor dem Kreuze, du saßest hinterm Kreuz. Das ist ein Ablaß.

Der Richter: Mag sein! Doch will ich büßen!

Der Verurteilte: Büßen! Das ist wenig.

Der Richter: Was soll ich tun?

Der Verurteilte: Erlösen! Mein lieber Kamerad!

Der Richter: Ich will versuchen, von Gott zu glauben, daß er mich erlöst hat. Wie könnte ich erlösen.

Der Verurteilte: Du mußt ihn erlösen!

Der Richter: Ich, der ich mich hasse, und von der Welt wegwünsche! Ich, der ich Frostbeulen habe und an Krampfadern leide, ich, der ich meine Aufwärterin quäle, wenn das Frühstück zu spät kommt. Ich? . . .

Der Verurteilte: Du! (er deutet auf ein Pergament, das der Richter in Händen trägt.) Was hältst du in der Hand?

Der Richter: Wehe, frage nicht!

Der Verurteilte: Ich frage dennoch!

Der Richter: Ich kam, um deine Rache zu er-

bitten. Ich kam um meinetwillen. An dies hier rühre nicht.

Der Verurteilte: Was steht in dieser Rolle geschrieben?

Der Richter: Ich mache von dem Rechte Gebrauch, die Antwort zu verweigern.

Der Verurteilte: Ist da etwas von Wechselfälschung geschrieben?

Der Richter: (schweigt.)

Der Verurteilte: Oder etwas von Sittlichkeitsvergehn?

Der Richter: (schweigt.)

Der Verurteilte: Sieh mich an! Ich weiß, was in dieser Rolle geschrieben steht.

Der Richter: Ich sehe in deinem Antlitz, daß du es weißt.

Der Verurteilte: Dies hier ist das Gesetz! (Bei dem Worte Gesetz sind die Gefangenen in zwei Zügen erschienen, sie wanken müde aneinander vorbei, die Ketten klirren.)

Der Richter: Es ist das Gesetz!

Der Verurteilte: Du hältst es, du trägst, was klagst du dich an? Was willst du von mir?

Der Richter: Das Gesetz ist gerecht und gut. wehe, daß ein Mensch sein Vollstrecker sein muß. Er richtet, so macht er sich des Gerichts schuldig. Du tötest! Ich töte dich, wie das Gesetz es will. So bin ich deines Todes schuldig worden, und muß von einem getötet werden, der meines Todes schuldig wird.

Der Verurteilte: Und Gott, der Richter?

Der Richter: Ihn richtet vielleicht seine Schöpfung. Schuld weitergegeben bis ins Unendliche.

Der Verurteilte: So erlöse ihn von seiner Schuld!

Der Richter: Ich ihn erlösen? Ich Gichtbrüchiger! Wie?

Der Verurteilte: Sieh in mein Gesicht und lies!

Der Richter: Nein, wehe, nein! Ich will es nicht tun. Schon fühle ich, wie die Gestirne mit irrsinnigem Meckern, wie junge Böcke, Gehörn zurückgelegt aus ihren Kreisen hüpfen. Eine zerquetschte Menschheit auf jeglichem! Die Wasser schreiten aufwärts, die Berge wandeln in entsetzlicher Freiheit. Nein, nein, nein, nein!

(Der Himmel umwölkt.)

Siehe, wie Gott uns droht.

Der Verurteilte: Erlöse ihn von seiner Ungerechtigkeit. Wisse, es gibt eine Wespe, die ihre Eier in den lebendigen Leib einer Raupe legt, den sie mit ihrem Stachel durchbohrt und gelähmt hat. Der verderbende Leib einer Märtyrerin muß mit elendem Leben die feindliche Brut noch nähren, ehe er sterben darf.

(Schwachtes Gewitter.)

Der Richter: Nein, nein, nein! Ich schütze mit meinen Händen das Gesetz.

Der Verurteilte: In diesem Augenblick erschießt man einen vierzehnjährigen Knaben, den man für einen Spion hält, ohne endgültigen Beweis. Erlöse du Gott!

(Stärkeres Gewitter.)

Der Richter: Ich schütze mit meinen Händen das Gesetz!

Der Verurteilte: Gedenke du des Tages, da deine Stiefel knarnten und du zum Frühstück gingst.

Der Richter: Töte mich, töte mich! Löse mich aus der Kette der Schuld! Aber ich schütze . . .

Der Verurteilte: Dann muß ich von hinnen und dich verlassen.

Der Richter: Nein, nein! Also geschehe es!

(Er hebt die Rolle hoch in die Luft. Es wird sehr dunkel, Der Henker und die beiden Vermummten fallen ihm in die Arme. Sie ringen mit ihm. Er aber reißt das Pergament mitten durch. Furchtbarer Donnerschlag. Dann sogleich höchste Helle. Die Begleitung des Richters ist verschwunden. Mit großem Lärm fallen die Ketten der Gefangenen zu Boden. Von einiger Höhe hernieder hört man die Kinder lange und tief lachen und fröhlich sein. Von der höchsten Höhe schlägt eine sehr tiefe Glocke, dann fallen viele sehr hohe Glocken ein.)

Chor der Gefangenen

Unsere Ketten fallen

Es läuft wie goldene Blasen

Wonne an unserem Leib hinab,

Daß wir erschauern,

Und wie innere Gänge hallen.

Alt-Stimme (mittlere Terrasse)

Seine Ketten fallen.

Tenor-Stimme (höher)

Seht, seht, wie sein Gewölke kreist.

Alt-Stimme

Er greift an sein Herz wie ein Sänger

Sopran-Stimme (hohe Terrasse)

Er zwinkert wie ein erwachender Knabe.

Baß-Stimme (sehr weit vorne)

Wie ein Jüngling stampft er Ungeduld.

Quartett

Tatenlust, Tatenlust!

Er atmet. Langsam beugt er die Knie zum Sprung.

Raserei, Raserei!

Er duckt sich.

Er spreizt die Finger nach allen Seiten.

Urwildnis sein Aug.

Er legt den Kopf zurück,

Ein gewaltiger Hirsch.

Nun zerbricht sein Mund

Hört ihr, hört!?

Nun springt er an,

Nun kreist er um sich

Nun lebt er

Irrsinnig im Tanze daher.

Chor (von der Höhe leise)

Gebt euch, gebt euch die Hand

Nehmt in die Mitte den Rasenden

Schließt euern Tanz um den Tänzer.

Baß (sehr nahe)

Jubilate!

Libertas crescit,

Crescit creatura

Parturiunt undae

O suavis gratiae imber.

Rezitierende Stimme

Nun sind die Blumen losgebunden

Der Halm wählt seinen Grund zur Gesundheit

Der Schirling giftet nicht mehr

Sie leben und töten nicht mehr

Jubilate . . . (ausgehalten ad libit. als Cadenz)

Sprecher

O Stimme im Überall!

O dunkler Baß der Bäume!

Wo träumte ich das schon?

Der Richter: Weißt du, woran ich mich jetzt erinnert habe. An einen alten dunklen Stiegen- gang mit einem Kruzifix. Türen in den Stock- werken schlugen zu. Es war Winterszeit. Ich lief, in den kleinen geröteten Händen meine Schlittschuhe, die Treppe empor. Das Öllicht schaute mir nach. Oh, ich kann nicht reden!

Der Verurteilte: Mein lieber Kamerad!

Der Richter: Früher habe ich mich manchmal unterhalten. Fünfmal genoß ich befriedigten Ehr- geiz, siebenmal die Lust des Weibes, dreimal war ich betrunken. Jetzt bin ich so . . .

Der Verurteilte: Oh, sage es nicht!

Der Richter: Es dünkt mich, als atme ich zum erstenmal.

Der Verurteilte: Da atmest zum erstenmal.

Der Richter: Warum?

Der Verurteilte: Weil nur die Unschuld atmet.

Der Richter: Ja, das ist die Unschuld!

Der Verurteilte: Das Wiedergewonnene!

Der Richter: Ich habe einst in einem Buche gelesen: Wenn wir erkannt haben werden, daß wir alle teilhaben an der Schuld aller, dann haben wir das Paradies. Oh, Bruder, trage, trage meine Sünde mit mir!

Der Verurteilte: Ich habe sie getragen und trage sie.

Der Richter: So nehme ich auch deine auf mich. Ich bin so glücklich.

(Er nimmt die Allongeperücke vom Kopf.)

Siehe, das ist mein wahrer Kopf. Eine arme nackte Glatze! Die verhüllte Armut, der Petro- leumlampen-Abend eines bitteren Beamten. Nun öffne ich meinen Talar, nun lege ich ihn ab, und da stehe ich in meiner armen fadenscheinigen Ausgewachsenheit, in meinem allzu kurzen Kanz- leirock. Sieh mich an! Jetzt bekleide ich dich mit meinem Talar. (Es geschieht.) Und Deine Teufelsmütze setze ich auf meinen Kopf. (Er tut es.) Nun trägst du mich, nun trage ich dich. O Heiterkeit!

Der Verurteilte: So trage ich dich, so trägst du mich.

Rezitierende Stimme: Es ist nur eine Gnade: Erkenntnis!

Der Verurteilte: Sieh diesen Garten! Wir wollen den Berg empor!

Der Richter: Oh, dieser Garten! Welch ein Garten? Diese Luft, ich fühlte sie schon. Als ich an Scharlach krank lag als Kind.

Der Verurteilte: Komm, ich werde dein Führer sein.

## DIE GELIEBTE

Von *Franz Werfel*

Heute nacht — ich schlafe mit den anderen Telephon-Soldaten in einer Scheune, heute nacht in dieser Scheune hatte ich einen Traum. Mir träumte, ich wäre auf Urlaub daheim gewesen — ah, nein, nicht daheim. Ich war in der mir in vielen Nächten lebendigen, durchaus bekannten, einzigartigen Stadt, die sich in meinen Träumen immer wiederholt, die ich nicht kenne und deren Plätze, breite und enge Straßen, ungeheuren Park und geheimnisvollen Tempel ich, wenn ich die Augen schließe, beschreiben könnte. Aber eine Scheu hält mich davon ab, wenn es Tag ist, sie in meiner Seele anzuschauen.

In diesem Traum, in dieser Stadt erschien mir nun heute nacht, als ich mit den anderen Soldaten auf Strohschütten schlief, meine frühere Geliebte. Mir träumte, mein Urlaub wäre zu Ende, und ich müßte wieder zurück ins Feld. Es war aber gar kein Gefühl von Abschied in mir, sondern eher ziellose Bewegtheit, ein zurückgehaltenes Laufen treppauf, treppab, und wirklich, bald lief ich treppauf treppab über fremde bekannte und bekannte fremde Treppen. Ich tauchte in windigen Observatorien auf, wo die Himmelsrose in tobender Sonne glühte, und trug mich wie einen Hauch über vergitterte Galerien, durch deren Stäbe der Hoflinde Laub zärtlich zu mir war. Dann tauchte ich wieder aus Höhlen und Haustüren auf und wehte durch die meerstrandhafte, festliche C-Dur eines triumphierenden Korsos hin.

Bald wurde ich müde, oder es wurde Abend. Ich hatte mit vielen Menschen gesprochen, Männern und Frauen, und hatte sie, die so unendlich leicht waren, mit mir gezogen in meinen Lauf, bis sie, die traurigen Schatten, abfielen aus meinem Arm und am Wege blieben. Dann waren sie vergessen.

Auf einmal stand ich mitten in einer Gesellschaft vor dem Portal eines großen überstrahlten Hotels. Alles im Festkleid. Wir drängten uns durch den Eingang. Aber sofort war ich in dem elenden Gastzimmer eines elenden Provinzhotels. Ich fühlte, daß ich einen Frack anhatte, über die Schulter aber hing mir schon der schwere Rucksack mit angeschnallter Decke, Eßgeschirr und Zeltblatt. Es waren Menschen um mich, die mich liebevoll an die Wand drängten. Gegen das Fenster zu, dessen zerbrochene Scheibe mit Papier verklebt war, stand ein zerstörtes Bett. Um dieses Bett herum, oder auf ihm sitzend, war eine andere Partei von Menschen in leichtem, gleichgültigem aber irgendwie verschworenem Gespräch bewegt. Unter diesen unbekanntenen Menschen sah ich meine frühere Geliebte, Fräulein Marie. Geliebte? O nein! Weit mehr! Fräulein Marie war die unwirkliche Erscheinung meines letzten Knabentums, der kein Wort, kein offener Wunsch, kein unhimmlicher Gedanke galt, vor deren Wandel die Kniee bebten, vor deren hohem Licht der erschütterte Blick hinabsank. Nach unendlich langer Zeit sah ich Fräulein Marie wieder, deren Gegenwart einst für mich schmerzlicher Bann, tiefes Verstummen

gewesen war, oder das Stammeln eines konventionellen Satzes, der mir sogleich alle Gluten der Hölle in die Wangen jagte. O unwiederholbare Qual, die aus Fragen erwuchs, wie z. B. „Haben Sie sich heute gut unterhalten?“ O schmerzlichstes Nebeneinandersein damals an schrecklichen, eitlen und verlogenen Orten! Gleich wie ich in meinem Traum Fräulein Marie wiedersah, beherrschte mich dieses unglückliche Gefühl wieder, diese Faust in der Kehle, dieses Verstummen. Aber ich bewunderte nicht mehr, ich fand nicht mehr schön, ich liebte nicht mehr. Und doch! Wie tief merkwürdig!

Es hatte sich der eitle, über Geschichtslehrbücher hingetraumte Kindertraum in diesem Traum verwirklicht. Abschiednehmen von der Geliebten, dieses Abschiednehmen!

Ich trat auf Fräulein Marie zu mit der stockenden Angst, die ich so gut kannte. Die Menschen, die liebevoll um mich standen, suchten mich davon abzuhalten. Aber eine Macht lenkte mich. Die andere Partei um jenes Bett herum war sofort feindlich gelangweilt. Ich trat auf Fräulein Marie zu und sagte aus ganz enger Kehle vielleicht: Fräulein Marie, haben Sie sich heute gut unterhalten? Ich bekam fast keine Antwort — oder nur ein kurzes: Danke! — Fräulein Marie trug einen blauen, sehr unordentlichen Schlafrock, ihre Haare waren zerrauft, wie in den geheimnisvollen Morgenstunden der Frauen, ihre Wangen von der gewissen hausbacken zynischen Farbe aller Bürgerinnen, in den so schönen Augen und um den Mund eine gealterte Impertinenz des Übersehns.

Ich ahnte es sofort, Fräulein Marie haßte mich! Warum haßte sie mich denn? Hatte ich sie nicht mit allen schüchternen Kräften meines fliehenden Herzens geliebt. So sehr geliebt, daß ich mit ilischer Mühe meine ohnmächtige Zunge bekämpfen mußte, um nur die kleinste Phrase stottern zu können? Hatte sie jemals ein Mann so hoch in den Himmel gestellt wie ich? — Alle waren so gierig nach ihr, ich aber hätte mich getötet bei dem ersten Wunsche meiner Gedanken, ihr Bein entblößt zu sehn. Ich ging hin und vergeistigte meine Leidenschaft!

Und nun, warum haßte sie mich, mit dieser Gleichgültigkeit, mit dieser Rederei über mich hinweg. Hatte sie nicht ein wenig Güte übrig für jene kindische verströmte Innigkeit, die sich einst vor ihr verbergend an ihre Schläfe nächstens doch gerührt haben mochte?

Nein, sie saß da, auf diesem unangenehmen Bett, das vorher ein Geschäftsreisender oder Viehhändler benützt hatte, in einem blauen Negligé, das auf das Talent schließen ließ, Dienstmädchen übel zu behandeln, so daß die einst unirdische Schwebende, deren Sterblichkeit das selig weinende Herz kaum zu glauben vermochte, so saß sie nun da, eine Göttin der Schlamperei, um den Mund etwas, das hängende Strümpfe verriet, die selbstzerstörerische Gleichgültigkeit der nicht mehr frischen, gekränkten Kokette in allen Mienen. Sie haßte mich, der ich ihr von allen Liebhabern

am wenigsten wehgetan hatte, der ich jetzt gekommen war, mich von ihr zu verabschieden.

Aber mein Gewissen träumte mit. Und ich war mir immer wachsender bewußt, und wie eine Muschel von diesem Satz durchrauscht: „Du hast sie ja verlassen, du hast sie ja verlassen!“ „Aber ich war ja nie bei ihr gewesen,“ fühlte ich zur Verteidigung — ich habe nur Nächte durchphantasiert. Auf der Straße immer bin ich ihr ausgewichen, ich habe nichts mit ihr gesprochen, außer das dummste gewöhnlichste Zeug. Kann ich das verlassen, was mir nie gehört hat? Ich wußte ja gar nicht in jenen Jahren, daß sie weiß . . .

„Du hast sie verlassen,“ rauschte er weiter. Und ich wußte jetzt, daß sie mich haßte, mit dem Haß eines Verlassenen, und nur deshalb hatte sie dieses unangenehme, abstoßende blaue Negligé angelegt.

Ich wurde irrsinnig verlegen, denn gegen nichts sind wir hilfloser, als gegen einen Haß, den wir nicht erwidern. Meine Geliebte sprach mit ihren Freunden, würdigte mich keines Blickes, sah nicht einmal an mir vorbei, sondern durch mich hindurch.

Auch die anderen Menschen um sie fingen jetzt etwas lauter zu reden an. Sie schienen alle einer kleinen Verschwörergemeinschaft anzugehören, deren Verschwörung aber kein anderes Ziel hatte, als ihnen Würde und Gewicht zu geben und die Möglichkeit, bis an ihr Lebensende Verschworene zu sein. Jetzt, nachdem ich erwacht bin, versuche ich mir Vorwürfe zu ersinnen, die mir Fräulein Marie vielleicht in einem andern Traum hätte machen können, z. B.: „Sie sind ein ebensolcher Schuft wie die anderen, nur noch um vieles verlogener, egoistischer und affektierter. Auch Dichter, die uns große Versprechungen machen, auf die sie schon nach fünf Jahren pfeifen, sollte man wie Heiratsschwindler einsperren. Wären Sie ein Dante, so wäre ich vielleicht ein Beatrice geworden und jung gestorben. Und das ist besser und schöner, als daß ich jetzt Kinder habe und so aussehe in meinen blauen schlampigen unappetitlichen Fetzen, der ihnen mein häusliches Glück zeigen soll.“

So hätte Fräulein Marie in einem andern Traum gesprochen.

Vielleicht hätte sie auch nur gesagt: „Sie sind zu idealistisch veranlagt.“ In diesem Traum aber sprach sie nichts zu mir. Nun aber stand ich schon wieder unter den Menschen, die mich wehmütig anrührten und das Haupt senkten.

Ich war nicht mehr verlegen, aber sehr unglücklich, wie nach einer Missetat. Meine Geliebte, deren Blau immer hämischer wurde, fing an, sehr lange und laut zu lachen. Plötzlich warf sie sich der Länge nach auf das Bett. Es war eine sehr häßliche Stellung. Sie lag mit dem Rücken nach oben. — Jemand schnarchte. — Ich will auch in Gedanken kein Sakrileg begehn. — Mit seinem Schnarchen hatte mich ein Kamerad geweckt.

## EX ABRUPTO

*Von Franz Werfel*

Wenn wir in einem Augenblick uns erkennen, und das geschieht nur dann, wenn wir auf die Probe gestellt sind, wieviel schrecklicher als Pest und Wunde ist da jener langsame Unmut, jenes erstickende Wissen vom Schlechtgeborenen, jenes Madennest müde im Herzen, das alles Werk und Leben, von uns geführt, verwirft. Die endlose Schlawheit im Rückenmark, die vom Bewußtsein der unauslöschlichen Verlogenheit erzeugt ist, wie schrecklich!

Aber schon ist die Lüge wieder da und diese Zauberei der Schwäche. Wir lachen, wir freuen uns der Speise, wandeln hin und her, reden, verteidigen, tragen uns, als ob jene Klarheit uns überhaupt nicht aufgegangen wäre, die gebieterisch, entsetzlich nur eines fordert, das Ende!

Daß wir nicht unmittelbar sein können, daß wir uns in jedem Sinne ausdrücken müssen, ist allen Elends Ursprung und Ende. Es ist der Grund unseres furchtbaren und dauernden Zustands, des Mißtrauens. Denn ich weiß, mein Ausdruck ist voll Absicht, er ist Stil, Wille zur vorgefaßten Gestalt. Ich bin übertrieben, so müssen es die andern auch sein. Und wenn mir ein Mensch sagt: „Ich liebe dich“ und ein anderer meine Gaben mir ins Gesicht rühmt, so sehe ich, wie sein Mund an einem Ausdruck formt, der das ausdrückt, was dadurch nicht nur für ewig verloren ist, sondern nach rückwärts auch die Existenz des Ausgedrückten ungesehen macht.

Glauben ist das Verantwortlichkeitsgefühl den Dingen gegenüber, weil man sie für bestehend erachtet. Je mehr, vor allem je heftiger wir glauben, um so wirklicher ist unsere Welt.

Wer Teufel ist, wird die Engel hassen und die Engel hassen; wer ein ausgewitzter Teufel ist, wird die Engel hassen, und dennoch sie zu lieben vorgebend die Teufel bekämpfen und bei jedem Hieb einen Engel zu treffen träumen. Wer Engel ist, wird die Engel bekämpfen um der Teufel willen.

Die Götter hassen die Wollenden und Berechnenden. Mit vor Wollust zusammengebissenen Zähnen watscht Zeus den Ehrgeizigen zurück.

Die Burokratie ist die verrückte Anstrengung, ohne viel Mühe ein Ding im Gange zu halten, von dem man nichts weiß und das einem nicht schiert.

Alles menschliche Tun ist eine Flucht vor der Metaphysik, vor Gott. Die Organisation dieser Flucht und zugleich ihr groteskes Symbol ist die Burokratie.

Daß es die Todesstrafe gibt, ist weniger bezeichnend für unsere Gesittung, als daß sich Henker finden.

EIN NACHWORT ZU ALLEN NACHWORTEN  
Der Verfasser fühlt hier wie immer, nachdem der letzte Punkt gesetzt ist, nicht allein den Schmerz, daß breit Entströmtes nun mit einem Mal schmal da ist, vielmehr noch einen teuflischen Zweifel, der mir zuhört: „Du hast unrecht, du hast den einzigen Hochverrat begangen, du hast gefärbt und gefälscht.“

Jedes Dichtwerk, das doch nur zufälliger Teil ist, lebt dadurch, daß es sich übertreibt zum Ganzen. Daher der falsche Ton in allen Dichtungen, die hinter die Welt gehn, ein Mißton im Ohr des Dichters anklagender Höllenschrei!

Eine Tröstung bleibt dem Verfasser: „Hat meine Gestaltung unrecht, so hat meine Vision recht. Ins Wort rufen heißt in die Lüge rufen.“ Die Vision aber ist ein unverlierbares Gewässer, das seinen Nächten und Frühstunden treu bleibt, nicht sich verwandelt und abnimmt, mag er auch schöpfen und schöpfen, ohne zu erschaffen.

Seines Geschlechtes auch der Gröbte kann nichts mehr, als die feuchten Hände zeigen.

*Franz Werfel*

#### WERFEL

I

Lieber Werfel! Während wir, aus Theatern, Konzerten, Bars heimgeschleudert, die neblichte Nacht bis zum weckenden Grau am Flusse durchschritten, fragten Sie mich manchmal in den Jahren unseres Zusammenlebens, warum ich grade über Sie Kritisches niemals schrieb.

Sie hielten Ihre strahlende Fackel über eine zerfallende Wirklichkeit, so daß aus ihr ein göttlich-beglückendes Antlitz des Herzens hervorleuchtete, das zu tragen unsere Zeitgenossen mit so furchtbarer Energie sich wehren — oder das sie zu verleugnen gezwungen werden. —

Weit von mir gerissen, tragen Sie gleich mir graue Uniform wie aufgezwungenes Schicksal. Und als in der Kaserne Ihre glühenden Strophen abermals über mich hinströmten, fühlte ich, durchrüttelt und beseligt, daß es jetzt, da Verwüstung und Tote tausendfach uns trennen, ebenso wie damals, als Reden, Schwärmen, Arbeiten viele Tage und Nächte in Leipzig herzlich uns einten, mir unmöglich ist, abwägend kritisch einschränkend, über Werden und Wert Ihrer Gedichte zu sprechen, die so sehr gemeinsamem Leben entsprossen. Es stehen deshalb hier aus größerem Zusammenhang einige propagatorische, klärende Fragmente. Meine armen Worte seien Ihnen Zeichen der Wirkung Ihres Daseins. K. P.

Werfel ist nicht ein lyrischer Dichter, sondern eine europäische Erscheinung. Es ist unwesentlich, daß seine Gedichte bisweilen zu Vollkommenheiten sich runden, bisweilen unvollendete oder zerbrechende Form zeigen. Wiewohl wichtig scheint, daß er sich der knappsten, einprägsamsten, zugänglichsten dichterischen Ausdrucksart bedient. Das Wesentliche ist, daß hier zum ersten Mal im neuen Jahrhundert aus so verzückter Intensität die ethische Posaune ertönt, anschwellend vom zarten sehnsüchtigen Gesang des Knaben zum prophetischen Furioso des Erzengels.

Werfel erlöste die Dichtung von der lyrischen Stimmung. Seine Dichtung ist nicht Stimmung, sondern Stimme. Stimme der Erweckung, der Beschwörung, des Trosts, der Zerschmetterung, des Zerknirschens, der Demut. Er predigt im Gesang die Möglichkeit des Lebens der Menschen miteinander auf der Menschenerde.

Werfel verließ die poetische Formung des individuellen Erlebnisses, als er sich abwandte von der Aufstöberung und Analyse dessen, was gleichzeitig lebende Menschen voneinander trennt, zu dem, was ihnen gemeinsam ist oder gemeinsam sein sollte.

Nicht findet sich der Mensch im Kosmos wieder, sondern der Kosmos im Menschen. Nicht zerstäubt er sich ins All, sondern der Makrokosmos projiziert sich in den Mikrokosmos . . . Das Chaos strömt in ihn ein und ordnet sich im Menschen zum Kosmos. Die Welt zerfällt unter dem Blick seines Herzens und entschleudert sich neugeformt, schwellend von Ethos, or-

ganisch geworden durch die zusammenhaltende Atmosphäre des Guten. Dies Einheitliche im Allgemeingefühl des Guten gibt Werfels Welt wie seiner Dichtung die Form. (Seine Brüder: Angelus Silesius, Walt Whitman).

Schon empfindet aber der Mensch im Rausch dieses Totalitätsgefühls die Enge und Unzulänglichkeit des Gefäßes. Winzig nur ist der Kreis des vom Bewußtsein Umzirkten, und die Sehnsucht wächst nach dem Gefühl des Wesens, das gerade nicht im Bewußtsein vorhanden ist. Drum lockt die Sehnsucht unendliche Gestalten des Menschseins heran. Und das bewußte Gefühl stürzt sich ins polare Gegengefühl. Weltfreude lechzt nach Weltleid, und Jammer schluchzt nach Glück.

Das Kind, nicht, wie die allgemeine Meinung ist, glücklich, sondern unter Qual und Prüfungen die Erscheinungen in sich aufnehmend, lebt stärker, mehr in sich hinein als der tätige, schaffende Mensch der Reife. Die Kinder-Gefühle schlagen schmerzhaft nach innen, nicht befreiend nach außen. So wird die Kinder-Welt, die bleibt, für Werfel die Ur-Welt. Ihre Erscheinungen und Gestalten sind nicht Requisiten seiner Dichtung, nicht Genrebilder, sondern zusammengeströmteste, geballteste, ewigste Substanz seines Ich. Schumann, aber zarter, milder, ahnte dies in Musik. Matrosenanzug, alter Lehrer, Spaziergang sind nicht umtändelte freundliche Erlebnisse, sondern verknüpfen Mensch und Ewigkeit, wecken leuchtenderes, wirkenderes Gefühl als die sogenannten Konflikte des realen Lebens.

Eigentlich gibt es nur einen Konflikt: Das Kontrastgefühl der eigenen Unzulänglichkeit zum vollkommenen Leben der allgemeinsten Ideen, das Verantwortungsgefühl: die Summe des Leidens aller mitlebenden Kreatur in sich zu tragen und doch nur die winzige Kraft geringer Hilfe zu besitzen. Das Bewußtsein der eigenen Freuden angesichts der Summe des Weltleids schmettert nieder; zerknirscht wird im Wort der ungeheure Aufschwung zur reinigenden Idee versucht — und Werfels Dichtung erzeugt sich.

Diese Dichtung muß durchaus antinaturalistisch sein. Sie handelt nur vom Menschen. „Die Welt fängt im Menschen an.“ Der Mensch ist nicht da, die Natur zu bewundern oder nachzuahmen, sondern sich und sein Leben zu ordnen, zu berichtigen. Fremd sind wir einander, fremd auf der Erde; deshalb gilt es, uns zu öffnen, Brückenbögen zu einander zu schlagen. Die Natur ist und wird; wir müssen uns selbst gestalten. „Sind wir erst, sind wir gegen die Natur.“ Deshalb wird man vergeblich in der Landschaft des Herzens die der Natur suchen.

Nicht die Physis, sondern die Methaphysis ist das Thema Werfelscher Dichtung. Dies Metaphysische ist das Menschlichste, es strahlt aus dem Auge des Kindes, schwillt aus dem armseligen Leben der Dienstboten, quillt aus dem Trott der Alten und Armen, aus dem Delirium des sterbenden Verbrechers, aus den Schweifen Adams und Luzifers. Die Liebe, die Güte, das Leid, die Freude, die Brüderlichkeit: Das Menschlichste und das Göttlichste ist Eins. Also braucht Gott den Menschen zu seiner Erlösung wie der Mensch Gott. Und somit haben die, welche Werfel den Dichter reinsten Menschlichkeit nennen, ebenso recht wie die, welche ihn als religiösen Dichter bezeichnen.

Es ist ein Zufall, daß Werfel als eine Lehre, die zum Zusammenleben der Menschen führt, das Urchristentum vorfand. Da aber diese Lehre und die ihrer Jünger (Pascal) vorhanden war, verschmilzt sie mit Werfels Weltgefühl. Und dies Nazarenertum überströmt und bewegt so sehr alles Geschehen und alle Gestalten der Werfelschen Totalität, daß auch das Hellenentum in dem Strudel des Leids und der Beglückung hineingerissen wird. Stärkstes Abbild und Erbe antiker Welt: die griechische Tragödie überstrahlt (in des Euripides „Troerinnen“) nazarenisches Erlösungsfeuer, und Hekuba kehrt zurück als reifere Maria, die nicht eins, sondern alle Kinder verlor und aller Schicksal beweint.

Am zeitnächsten, jähsten schlug der Brand des Urchristentums in Werfels Herz aus den Romanen der großen Russen. Statt einzelne Stellen in Werfels Dichtungen aufzudecken, die Dostojewski hätte erwecken können, steht hier ein Satz aus den „Brüdern Karamasoff“, der als bewegendes Element der Erscheinung Werfel gelten kann: „Liebe die Erde und bedecke sie mit deinen Küssen. Küsse die Erde unermüdlich, liebe unersättlich, liebe alle und liebe alles, suche die Begeisterung und die Ekstase der Liebe. Benetze die Erde mit deinen Tränen der Freude und liebe diese deine Tränen. Und halte diese deine Begeisterung hoch, denn sie ist ein großes Geschenk



Gottes, das nicht vielen verliehen wird, sondern nur den Ausgewählten.“

Das erregende und zugleich erlösende Element, aus dem Chaos der Wirklichkeit den sittlichen Kosmos zu formen, ist, nochmals sei's gesagt: der Aufschwung oder Sturz ins Gefühl des polaren Gegensatzes. Die Entzückung beim Anblick der Geliebten erweckt sogleich das Mitgefühl allen Leids der Welt, die kleinen Beglückungen, die uns die Dienstbotenfiguren unserer Jugend schufen, entzündeten das Gefühl der Schuld gegen diese armen Wesen, und der Erlöser erlöst sich selbst, als er durch Hineintauchen in Elend und Ekel sich beglückt. — Wo noch auf Erden strahlt dem Menschen die Erlösung, die Entzückung? . . . In der Musik, die tiefstes Versinken ins Absolute und Aufschweben bedeutet und zugleich Erinnerung an die verlorene, abermals zu erringende Welt des Paradieses und des Guten. Befreiung vom Chaos, Ahnung geordneten Glücks ist: die Melodie.

Ich weiß nicht, ob all dies noch irgendwo bei Werfel zu lesen ist. Doch soll hiermit das Musikalische seiner Strophen (auch die häufigen musikalischen Apostrophen) erklärt sein. Man erkenne von hier das Dynamische seiner Verse, lasse sich durch die Explosionen seiner wirbelndsten, strahlendsten Vorstellungen, durch die Schönheit seines Wortsturzes erschüttern und beglücken vom Emporsteigen erstmalig und endgültig ausgesprochenen Erkenntnisse und Erführnisse. Der als Jüngling, wissend „aus mir stürzt Liebe, Lieb, Weltsinn, der dunkel lag. Und golden donnert durch mich jüngster Tag“, dem allgemeinen Zusammenbruch unserer Epoche, ein ethisches Gewitter, vorausstürmte, band in den Titeln seiner Bücher an das Triumph- und Mitleidgefühl des „Weltfreunds“: „Wir sind!“ die Verantwortung, Pflicht und Heilung des „Einander“. *Kurt Pinthus*

## II

### ERINNERUNGEN AN DEN WINTER 1911/12.

Der erste Schnee war noch nicht gefallen. Aber wir wußten, bald würde er da sein und glitzern.

Noch war „Der Weltfreund“ nicht erschienen, aber wir wußten, bald würde auch dieses Naturwunder Ereignis werden.

Ein Wirbelwind war in unsere Ecke im Prager Café Arco gefahren, hatte uns die Literaturblätter aus den Händen gerissen: das Bild der schönen Dame am Nebentisch verblaßte, der freundlich dargereichten erotischen Büchlein des Obers ward heute nicht geachtet: Die Köpfe drängten sich zusammen über den ersten Bürstenabzug des „Weltfreunds“.

Halbversiegter Quell jugendlicher Gefühle rauschte auf, Morgenwind der Kindheit wehte uns an. Müde Miene des skeptisch-traurigen Freundes ward glatt und herzlich. Belesenheit und philosophischer Ehrgeiz schwanden dahin. Schülerhaftes Geplänkel, Wettlauf der Talente, Überhebung des wühlenden Geistes, grotesker Indifferentismus und beharrliche Anrufung von Gazettengrößen — wie fortgeweht waren die abendlichen Spukgeister unseres Kreises.

Und dann begann — wir kannten und kannten sie nicht — diese und jene Strophe, gesprochen-gedichtet vom Dichter, aufzusteigen in das Stimmengeschwirr, in das bläuliche Grau des Zigarrenrauchs, zu übertönen die Cafégeräusche.

Stunden jenes Winters: wehe Dämmerträume des Alternden beschimmert die Erinnerung mit frohsilbernem Glanz. Abende, Nächte jenes seligen Winters! Wie waren wir eins, wie stimmten wir da zusammen. Wir saßen in den Cafés, wir tobten durch die nächtliche Stadt, wir erklimmen den trotzigen Hradschin, wir strichen am breiten Strome entlang, wir vergaßen, schwärmend im Saal der gefälligen Mädchen, des Morgens im Fensterspalt.

Und Werfel sprach, Werfel sang, Werfel wogte, Werfel wurde, nachdem er geworden.

— — — Der zarte und kräftige Traum ward endlich Buch, Literatur, Besprochenes. Der Ruhm stampfte heran. Es entstanden die Werke, gebändigtere, eberne.

Und nun, im Herbst des Jahrs und der Seele, grüßt das Herz in schmerzlicher Sehnsucht den fernen, den wissenden Dichter.

*Otto Pick (11. X. 1916)*

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXXIII

„Eine Frauendebatte im Wilmersdorfer Stadtparlament. Der Verein Frauenwohl Groß Berlin hatte der Wilmersdorfer Stadtverordnetenversammlung ein Gesuch unterbreitet, allen Frauen, die jetzt Kriegsververtretungen irgendwelcher Art in städtischen Diensten übernommen haben, grundsätzlich bei gleichen Leistungen dieselben Löhne und Gehälter zu zahlen wie dem Manne, dessen Platz sie für die Dauer des Krieges einnehmen. Seitens des Petitionsausschusses wurde der gestrigen Stadtverordnetenversammlung Übergang zur Tagesordnung vorgeschlagen. Stadtv. Lagodzinski wies darauf hin, daß die Frauen die gleiche Arbeit leisten wie die Männer, und daß es eine billige Forderung sei, ihnen den gleichen Lohn zu zahlen. Er befürwortete deshalb Überweisung des Antrages an den Magistrat als Material. Von anderer Seite wurde hierauf entgegnet, daß es nicht Aufgabe der Versammlung sei, die Frauenfrage zu lösen. Die Frauen seien nur als Lückenbüsser zu betrachten; gleichwertige Arbeit werde von ihnen jedoch nicht verrichtet. Die Frau gehöre eigentlich ins Haus und habe ihren Familienpflichten nachzukommen . . .“

*Abendausgabe „Berliner Lokal-Anzeiger“, 12. Oktober 1916.*

## KLEINER BRIEFKASTEN

K. K. Aber Verehrtester, ich kann nur wiederholen: meine Antworten waren, ehe die Zeit mir ihre Fragen stellte. Sie finden diese Antworten in den alten Jahrgängen der AKTION, Die Aufsätze: „Die Haascaten“, „Kleinbürger von Chemnitz“, „Kampf der Götter“, „Es ist nichts geschehen“, „Die Entrüsteten“ erschienen 1912; im gleichen Jahr veröffentlichte ich Ludwig Rubiners Manifest: „Der Dichter greift in die Politik“. Leider sind Einzelhefte aus jenem Jahrgang nicht mehr zu haben.

F. B. Wie jung muß die AKTION sein, wenn das, was sie längst propagierte, plötzlich als neue Jugend ausgerufen wird! Freunde! Ich habe meinen Plan, eine POLITISCHE AKTIONSBIBLIOTHEK zu schaffen, auszuführen begonnen:

Alexander Herzens „Erinnerungen“,

aus dem Russischen übertragen und eingeleitet von Otto Buek, sind in meinen Verlag übergegangen und bilden das erste Werk dieser Bibliothek. Zwei Bände sind's (446 und 338 Seiten). Sie kosten broschiert M. 10,—, in Leinen gebunden M. 12,50. Ein Teil der Auflage wird an die Abonnenten der AKTION (bei direktem Bezuge vom Verlage) zum Vorzugspreise abgegeben: broschiert M. 6,—, gebunden M. 10,—.

E. K. Der vierte Band der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN ist soeben erschienen: Franz Jung, Saul. Das gebundene Exemplar kostet M. 2,—. Auch die beiden ersten Bände der Sammlung DIE AKTIONSLYRIK haben die Buchbinderei verlassen. Der erste Band heißt:

1914—1916

Eine Anthologie

Er enthält Beiträge von Kurd Adler, Ludwig Bäumer, Walter Ferl, Jomar Förste, Georg Hecht, Oskar Kanehl, J. T. Keller, Wilhelm Klemm, Hans Koch, Edlef Köppen, Alfred Lichtenstein, Otto Pick, Erwin Piskator, Hermann Plagge, Anton Schnack, Stolzenburg, Alfred Vagts und Franz Werfel.

Band 2 ist:

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK

EINE ANTHOLOGIE

Er bringt Beiträge von: Bezruč, Brézina, Dyk, Otokar Fischer, St. Hanuš Hlavaček, Karásek, Kodiček, Křička, J. S. Machar, St. K. Neumann, Sova, Šrámek, Taussig, Otokar Theer, Karl Toman, Richard Weiner. Jede dieser beiden Anthologien kostet gebunden M. 3,—. Band 3 und 4 der lyrischen Bibliothek folgen schnell: Wilhelm Klemm und Gottfried Benn.

Renate. Ende November erscheint ein Almanach der AKTION: DAS AKTIONSBUCH.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (ELSE VON ZUR MÜHLEN-HEFT): ELSE VON ZUR MÜHLEN: PFERDE (Titelblattzeichnung) / G. F. Nicolai: Freiheit und Naturzwang / Else von zur Mühlen: Fahrende (Federzeichnung) / Arthur Symons: Über George Meredith / Else von zur Mühlen: Hügelmotiv / George Meredith: Obstgarten und Haide / Charles Baudelaire: Abendharmonie / Richard Weiner: Jean Baptiste Chardin / Hugo Sonnenschein: Narziß / Hugo Kersten: Verse / Else von zur Mühlen: Die Kartenspieler / Gottfried Benn: Karyatide / Hans Fr. Lange: Hala / Goll: Schöpfung / Theodor Däubler: Gespenster / Alexander Beßmertny: Spuk / J. S. Machard: Der sterbende Aischylos / Franz Werfel und Wilhelm Klemm: Verse vom Schlachtfeld / Else von zur Mühlen: Landschaft / Maeterlinck: Aus Princeß Maleine / Miroslav Rutte: Nach guter Nacht / Ludwig Rubiner: Die Bilder Else von zur Mühlen / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Neuerscheinungen

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.  
Unverlangten Manuskripten  
ist Rückporto beizufügen.  
Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{45}{46}$

INHALT: Janther: Die Menschen (Titelzeichnung) / Franz Werfel, Paul Adler, Aldo Palazzeschi, Stanislav K. Neumann, Theodor Däubler und Ferdinand Hardekopf: Sieben Balladen / G. Stursa (Prag): Zeichnung / G. F. Nicolai: Ueber Intelligenz und Friedfertigkeit der Tiere / Osio Koffler: Affen (Zeichnung) / Aus Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck / Beyé: Komposition / Franz Werfel: Aus den vierundvierzig Sprüchen des Landstreichers Laurentin / Johannes Urzidil: Die Häßliche / Max Pulver: Klage wider die stumme Erde / Walther Rilla: Entäußerung / Ines Wetzel: Gesichte (Zeichnung) / Ludwig Bäumer: Musik / Gottfried Benn: Durchs Erlenholz . . . / Albert Ehrenstein: Erzählung / Erich Gehre: Holzschnitt / Hans Richter: Porträtskizze / Otto Pick: „Jüngste tschechische Lyrik“ / Adolf Behne: Ueber Döblins Roman / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG , DIE AKTION , BERLIN . WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

Erstes Werk:

ALEXANDER HERZEN  
E r i n n e r u n g e n  
D e u t s c h v o n O t t o B u e c k  
Zwei Bände. (446 und 338 Seiten.) Mit  
drei Porträts

Gebunden M. 12,50, broschiert M. 10,—  
Für Abonnenten der AKTION nur direkt vom  
Verlage: M. 8,— geb., M. 5,— broschiert

VERLAG DIE AKTION

„Uebrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen: „Aus  
den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen.  
Höchst lehrreich und schrecklich!“

*Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.*

Dies unvergängliche Memoirenwerk von einem der glän-  
zendsten und anziehendsten Geister, die Rußland je  
hervorgebracht, ist von einer inneren Kraft durchdrungen,  
wie sie nur echten Dichterwerken eigen ist. Als Völker-  
psychologe und Menschenkenner offenbart Herzen eine  
Feinheit und Elastizität des Begreifens, die nicht nur  
auf Erfahrung, sondern auch auf Genialität beruhen. Über  
Rußland und das russische Volk erfährt man aus diesen  
Memoiren Wesentliches und Unvergessliches.

*„Neuland“ Monatsblätter.*

Das Leben Herzens ist ein Roman, nicht nur die Tra-  
gödie eines der machtvollsten Publizisten, sondern ein  
Zeitroman . . . Ein wichtiges, interessantes Werk.

*Neue Freie Presse, Wien.*

Alexander Herzen tritt in der vollen Kraft seiner Persön-  
lichkeit heute wieder vor uns hin, gleich als wolle er  
der Idee, die sich an seinen Namen knüpft, zum Siege  
verhelfen.

*„Die Hilfe“, Berlin.*

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTEIN  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

F R A N Z J U N G  
O p f e r u n g  
Ein Roman

Band 4:

F R A N Z J U N G  
S a u l

Band 1, 2 und 4 kosten gebunden je M. 2,—  
Band 3 kostet gebunden M. 3,—

DIE AKTIONS-LYRIK

Band 1:

1 9 1 4 — 1 9 1 6  
Eine Anthologie

Band 2:

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK  
Eine Anthologie  
Jeder Band gebunden M. 3,—

WILHELM KLEMM  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

F R A N Z J U N G  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Gebunden M. 3,—

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS  
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

KUNST-SONDERHEFTE  
DER AKTION

„Neue Secession“ / Richter-Berlin / Schmidt-  
Rottluff / K. J. Hirsch / Hans Richter /  
Wilhelm Morgner / Egon Schiele / Georg  
Tappert / Heinrich Schaefer / Else von  
zur Mühlen

DICHTER-SONDERHEFTE  
DER AKTION

Franz Blei / Gottfried Kölwel / S. Fried-  
laender / Alfred Lichtenstein / Paris von  
Gütersloh / Heinrich Schaefer / Theodor  
Däubler / Paul Adler / Franz Werfel

SONDERHEFTE „DIE VÖLKER“

„Rußland“ (mit Geleitworten von Maximilian  
Harden) / „England“ / „Frankreich“ / „Bel-  
gien“ / „Italien“ / „Böhmen“ / „Deutschland“

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.  
Die Dichterhefte Heinrich Mann, Carl Ein-  
stein, Schickele und die Erste Lyrische  
Anthologie sind vergriffen und nur in com-  
pletten Jahrgängen enthalten. Von allen  
übrigen Sonderheften ist eine kleine Zahl  
(etwa je zehn Exemplare!) der Büttlen-  
ausgabe erhältlich. Jedes Heft kostet  
nummeriert M. 2,—

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 80 verschiedene Drucke erschienen  
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César  
Klein / Richter-Berlin / Nadelmann / Feininger / Harta /  
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Oppenheimer /  
Morgner u. a.

100 Stück M. 3,—  
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

VERLAG DIE AKTION

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 11. NOV. 1916

## SIEBEN BALLADEN

### BALLADE VOM NACHTWANDEL

Nachtwandelnder Gesang, Gesang von Wandel  
und Nacht!

Gesang aus Blindheit! Sang nicht mein und dein!  
Gesang im Rollen,

Gesang im Altertum der Nacht. Wir gleiten über  
freie Schollen

Mit Hermesfüßen, Schritten ungefühl, bewußtlos  
überwacht.

Wie unser Wandel sich hebt, wie unser Schritt sich  
lebt, ist von Gewicht

Das Obere behängt, die Brust bedrängt, der Atem  
überfrachtet,

Mit Last, die wie schlafendes Kind um uns sich  
flieht.

Mit Last, die wir einst als für nichts erachtet.

Was ist, daß wir wandeln mit allzugroßem Haupt,  
Doch leichten Fußes vor uns das Unbekannte  
tragen?

Von fern, den wir nicht sehn, ein Baum naht halb-  
entlaubt,

Uns groß mit Hundeblick, nur daß er sei, zu  
sagen,

Was ist, daß was von Hoch uns eingeflößt —

— Nacht, die hinsingt und ein Gesang, der  
nachtet —

Ertönt, und schwerer sich von unseren Lippen  
löst

Gesang, den wir einst als für nichts erachtet.

Warum, ist dieser Nacht Erde wie Traum und  
Rauch

Daß wir wie Geister, was uns unten hält nicht  
fühlen?

Wir sind so leicht und schwer, wenn große Blum  
und Strauch

Vorbei geschlossenen Augs in unser Wehen  
kühlen.

Leicht hinter uns fällt Rohr und Lattich zu

Wie Totes, das sich zu verbergen trachtet,

Die Nachtwelt leer erweht von leerem Du,

Vom Du, das wir so sehr für nichts erachtet.

Und doch, warum die Last auf uns, Last wie  
von Mord,

Als hätten altes Urteil wir längst vergessen.

Wir wollen uns erinnern, doch der Ort

Ort aller Nacht versagt, was wir besessen.

Verließ ich eine Frau, die starr nach mir ergraut,

Verriet den Freund, der in Katorgen schmachtet?

Durch Leere und Raum uns kein Gedenken taut

Nach dem, was wir zusehr für nichts erachtet.

Nachtwandle Ballade den Gang, Sang deine Bahn!

Ich weiß nicht, wer du bist, und ob ich dich hin-  
sagte.

Bist du, bin ich wie Toten reich ein Wahn,

Der in der Nacht durch Kraut und Strauche  
klagte?

Und waren wir's, die wachten durch den Wind,

Oder wart ihr's, die ihr durch Windnacht wachtet?

Nimm Urlaub Sang, versagend wer wir sind,

Die wir nachtwandelnd uns für nichts erachtet.

*Franz Werfel*

### BALLADE VON EINER SCHULD

Am Rande Oktoberwalds,

Der Morgen, alternder Schlaf

Seufzte verfallen herbei.

Nachttiere wischten eins zwei.

Specht war noch nicht da.

Weiß schwang sich die Straße vorbei.

Ich fuhr mit der Straße vorbei.

Baum rührte mich an wie ein Ahn,

Verwelkender Abraham

Mit Blättern sang greise: Es sei!

Im Kreuz hing mir ein schwer Blei.

Mich führte ein Bann ohne Schritt.

Da fuhr aus dem Waldort ein Schrei,

Und zweifach und dreifach ein Schrei,

Ich weiß nicht, wer da Tod litt.

Es war eines Kindes Schrei,

Der mich entzwei riß, zerschnitt.

Es war von viel Männern Schrei,

Schrei war wie von Weibern mit.

Wie das Pack, das ein Herr niederritt

Schreit, war da ein Schrei,

Wie flehenden Volkes Schrei,  
 Und doch nur wie Kindes Schrei,  
 Das den Tod von Würgern erlitt.  
 Daß Gott mir verzeih,  
 Mich führte die Straße mit.  
 Ich lief nicht, ich half nicht herbei!  
 Schnell machten die Winde es quitt.  
 Ich sagte: Du träumst nur vorbei,  
 Auf dieser Straße vorbei.  
 Es war nur ein Schreck und kein Schrei,  
 Und der Tag ist da eins zwei.  
 Die Schleier schleifen schwer mit.  
 Die Felder voll leichten Geschneis . . .  
 Das Zwielflicht schneit leicht ohne Schrei,  
 Die Felder weiß schweifen herbei.  
 Ich sagte: Du wachst dich noch frei.  
 In Tag dich und Frische schon frei.  
 Erzväter drohten mir fein  
 Mit schüttelndem Laub, und ich glitt  
 Aus dem Meiler in Tag und in Schritt  
 An Weiler und Einsiedelei  
 Aus dem Waldbann in Tag und Schritt.

*Franz Werfel*

O HARTER TOD! Ballade  
 O harter Tod, o starker Schmerz, o blinde Freude,  
 o armes Leben!  
 O tödliche Wurzel und gnadenlose, o Blüten im  
 Wein, o Würfel im Morgen!  
 O dich hebende Sonne, verlöschende Sterne,  
 bleiche Treppen, verratdicke Mauern!  
 O geschleifte Leichen im Sattelgurte, o Schwerter  
 auf Schwertern, o Tod auf Tod!  
 Der Graf ist mürrisch bei den Papieren, der  
 Bischof gibt ihm viel Widriges zu schaffen,  
 Er weiß etwas Bessers als Chorhemden: Diese  
 erste Nacht mit dem Hoffräulein,  
 Ein Alchymist tritt ins Zimmer, schweigt, ist ganz  
 schwarz gekleidet —  
 Er ist ein gewisser Arzt; er besitzt einen Ring  
 vom Kaiser,  
 Er ist ein gewisser Vergifter; er trägt ein Baret  
 vom Papst.  
 Geleitbriefe trägt er, Empfehlungen, mit Siegeln,  
 die er alle ausbreitet.  
 Seine Namen sind Mors, Sicuro. — Er bietet seine  
 Dienste an.  
 Der Graf überzählt seine Feinde, den Rat, seine  
 erbverbrüderten Vettern,  
 Einen Augenblick bedenkt er seine Gemahlin,  
 ihr Knäblein, ein Sakrament mit der Hofdame  
 — Dann unterrichtet er den Arzt über: 3 Herren,  
 1 Bürgermeister, 1 Syndikus der Bürgerschaft.  
 Sie zerwühlen sich in ihren Betten und bersten,

vor Morgen (ohne daß der Graf sie zum Fest  
 geladen hat).

Er selber drückt und zerdrückt fast mit seinem  
 Wanst das außer sich geratene Fräulein.  
 Der Kurfürst besucht seine Schwester, die Gold-  
 haarige, des Grafen gute Gemahlin,  
 Sie siecht in ihrem Bette verlassen. Ihr böser  
 Knabe töte einen Diener mit dem Pfeil.  
 Der Graf stirbt in den Kissen Wilhelminens am  
 Schlag — in der Nähe der ärmsten Häuser.  
 Die Stände klagen sie bei den Weißmägeln an:  
 Sie wird befragt, um Zauber gerichtet und  
 verbrannt.  
 Der Junge Erbe schmeichelt dem Hofe. Be-  
 sticht seine Vettern. Verleumdet seine Er-  
 zieher.  
 Tomas Castus geht mit verbundenen Augen, ge-  
 schoren, sicheren Fußes zum Block.  
 Ein Freier Wilhelminens will sich trösten:  
 Lächelnd, mit wehenden Locken,  
 Rauscht er um die Ecke in das Frauenhaus, ein  
 herabgeworfener Blumenstock erschlägt ihn.  
 Der Alchymist tritt aus der Türe. Lächelnd. Er  
 dreht ihn mit dem Fuß.  
 Händel sind im Blumengeschoß angestiftet, zwei  
 Junker verfolgen einander auf die Straße.  
 Sie liegen auf der Berghstraat verröchelnd, ganz  
 rhythmisch: O harter Tod — O harter Tod —  
*Paul Adler (1909)*

#### DIE KAISERIN CHARLOTTE

Sie geht vorbei.  
 Die Menschen sammeln sich  
 Vor der Gitterpforte an:  
 Irgendwo erzwingt sich  
 Mit gedämpfter Stimme  
 Die letzte Gitteröffnung.  
 Sie geht vorbei.  
 Die Menschen kommen die draußen warten,  
 Bewundern unterdessen das Schloss,  
 Inmitten des Parkplatzes.  
 Das Schloß ist fest zugesperrt  
 Der Parkplatz ganz leer.  
 Der Kaisersitz ist nichts anderes  
 Als eine unübersehbare  
 Allee.  
 Sie geht vorbei.  
 Tiefes Schweigen. Die Menschen klammern sich  
 an.  
 Nun begnügt man sich zu zweien  
 Mit einer Gitteröffnung.  
 Sie geht vorbei.  
 An den Gitteröffnungen  
 Drängen sich die Köpfe.

Hunderte von Augen  
 Zusammengepferchter Gesichter  
 Stehen weit aufgesperrt da.  
 Eigen, eigen ihre Stunde wäre schon gekommen!  
 Den Rundgang müßte sie vollendet haben.  
 Ihre Stunde ist sogar vorüber  
 Kommt der gleiche Gedanke.  
 Sollte sie krank sein?  
 Was könnte ihr fehlen?  
 Ob sie vielleicht gestürzt ist?  
 Aber wo gestürzt?  
 Warum sollte sie krank sein!  
 Sie ist gewiß gestürzt!  
 An der Ecke der feuchten Allee  
 Erscheint die Kaiserin  
 Grabesstille.  
 Ganz langsam schreitet sie vor  
 So leicht, als ob sie ohne aufzutreten  
 Am Boden dahinschwebte.  
 Und wie versteinert steht nun jeder  
 Vor ihrem Schritt wie eine Feder.  
 Sie naht. Sie kommt ohne Worte  
 Wie gut man unten sehen kann  
 Nun ist sie wirklich vor der Pforte  
 Mit Mühe rauscht sie im weiten Mantel,  
 Der sie schwarz umtändelt, dahin.  
 Eine englose Schleppe beschwert noch  
 Die faltige Trauergewandung  
 Und drüber verflüchtigt sich  
 Als Goldstrom das lockige Haar.  
 Und unter dem dichten Schleier  
 Da schimmert ihr weißes Antlitz  
 Und immer der gleiche Blick  
 Müde gesenkt auf die Erde.  
 Und so geht es immer, ewig ohne Ende  
 Sie streift vorbei und wendet sich  
 Niemals hin zu den Menschen  
 Die vor den Pforten versammelt sind.  
 Immer das gleiche Gesicht  
 Immer der Mantel,  
 Ein gleicher Schritt.  
 Und ewig derselbe Rundgang  
 Der Gang um ihr leeres Schloß.  
 Und der dauert den ganzen Tag.  
 Und immer die gleichen Menschen,  
 Die sich ans Gitter anklammern:  
 Endlos dasselbe Schweigen.  
 Ihr Rundgang ist vollendet.  
 Nun muß der neue beginnen.  
 So geht es weiter ums leere Schloß.  
 Die Menschen ziehen sich allmählich  
 Und langsam vom Gitter zurück.

*Aldo Palazzeschi*  
 (Deutsch von Theodor Däubler)

DIE WILDERER  
 Schon reift die Oktoberfrühe heran in Nebel und  
 laubloser Kühle  
 über dem dichten und bleiernen Fluß, mit aber-  
 mals seichterem Stande;  
 rings tastet das Wasser nach allem mit gierigem  
 Hungergefühle,  
 es röten sich unsere Ruder und plätschern lebhaft  
 am Rande.  
 Felsauf zur Rechten und Linken sind Wälder noch  
 ungeboren,  
 die banger gewiß aus dem Nebel und schütterer  
 werden erstehen;  
 umsichtig gleiten wir irgend am Grund einer  
 schaurigen Klamm verloren,  
 Fremdlinge, die aus der Tiefe ein Fisch, die Fläche  
 klatschend, eilt zu besehen.  
 Die Ruder plätschern. Es ballt sich der Nebel.  
 Nun grüßt mit Erwachen  
 die Krähe den Tag, der durch Tannengrau an-  
 schleicht, und Eichen, die bräunlich schliefen.  
 Und immer noch gleitet dahin wie im Traum  
 unser Wilderer-Nachen,  
 aus den Weiden entfliehen die Geister in unzer-  
 störbare Tiefen.



Shersa (Prag)

Zeichnung

Jetzt rührte sich etwas. Empor aus dem Wasser-  
schoß blauen  
die Nebel zum Wald, um den Himmel mit Grau  
zu verhalten,  
hier von dem Gipfel hinüber zum Wipfel schon  
hellere Schatten sich bauen,  
tragischer Augenblick vor der Schlacht zwischen  
Sonne und Nachtgewalten.  
Wir auf dem Wasser im Kahn — „Lob jedes den  
Geist des Herrn!“  
Hinter uns zuckt es vom Kamm! Vom Nadel-  
wald löst sich empor  
plötzlich ein silberner Hauch geheimnisvoll leuch-  
tender Wolken fern  
und es vernimmt aller Weiten gedehnte Fanfaren  
das Ohr.  
He, hola! Laßt ruhen die Ruder, laßt fahren die  
Habichtgedanken,  
faltet die Hände still betend zu ihm, der die Erde  
küßt,  
dem wir so ziemlich alles was wir haben, das  
Leben verdanken,  
. . . auch den Fisch, der etwa unter den Erlen,  
sich rüttend, gefangen ist.

*Stanislav K. Neumann*  
(Uebersetzt von Rudolf Fuchs)

#### DER RAUB DER SABINERINNEN

Du lachende, wahnsinniglachende Nacht,  
Ich habe dich endlich ins Wüsten gebracht.  
Die Lust überwindet uns furchtbar und kalt,  
So höre, wie laut unser Aufhasten hallt.  
Du winselndes Weib, knirsche rauh mit den  
Zähnen,  
Ich lache, ich lache vor Wollust in Tränen.  
Die Nacht selbst ist Bosheit. Sie freut sich und  
grinst.

Wir sind ihrer Lachsamkeit schnellster Gewinnst.  
Wir sinken und fallen; versinken im Lachen.  
Wir stürzen uns selbst in den nachtwarmen Rachen.  
Errungene Lichter, ermarterte Höhen  
Verwolkt und vereist unter Lustabgrundsböen.  
Die Lust ist entusch, doch das Wollustgewitter  
Umgirrt uns und wirrt uns. Wie schal und wie  
bitter.

Was drückt uns hinunter? Was läßt uns im Nichts?  
Wir werden zum Spiel eines bösen Gesichts.  
Nun graut es. Es graut uns! Es blauen die Fenster.  
Nein, nein, du willst fort. Erschöpft uns Gespenster.  
Dein gelbliches Fleisch muß mir weiter gehören.  
Dein Busen ist mein. Dein Herz muß mich hören.  
Dein Blick will entblauen. Das Auge wird starr.  
Ich lasse dich nicht: ich wurde dein Narr.  
Ich lache am Tage. Wir lachen zusammen.  
Ich halte dich, hörst du uns selber entstammen?  
Du feiges Entsetzen! Sei stolz auf die Sünde.

So folg mir ins Nichts ohne Zwiste und Gründe.  
Erschaue am Tage die erbliche Blöße.  
Da bin ich, der Mann, deine feindliche Größe.  
Die Haare bedecken mich scheckig wie Flechten.  
Mein schwellendes Aderngeäst wird dich knechten.  
Du fliehst mich. Du kannst nicht. Ich halte dich  
fest.

Ich herz dich und wenn uns der Atem verläßt.  
Es röten sich schon deine eiskalten Glieder.  
Der Tag überglitzert das schweißfeuchte Mieder.  
So bleibe, so bleibe. Wir trotzen dem Tage.  
Ich atme. Wir atmen, ich haste und frage:  
Wie, sage? Du willst an das Müssen nicht glauben?  
Nun ist es geschehen: ich werde dich rauben!  
Mit grausamen Übermut pack ich die Glieder,  
In schwindelnde Geilheit reiß ich dich nieder.  
Der Tag überzüngelt und tigert uns rot.  
Ich raube und halte dich wollustdurchloht.  
Ich halte dich fest mit den Krallen der Lust  
Und Lust übertrumpft unsre Kraft. Doch du mußt.  
Du wirst mir gehören. Du mußt. Du bist mein.  
Verscheuche der Angst lilafuchtelnden Schein.  
Du knirschst. Du ergibst dich. Der Tag und die  
Scham

Sind rasch überwunden. Wie freudig das kam.  
Das Gold rankt nach oben. Du weinst wild verstört.  
Es hilft dir der Kuß, daß dein Leib mir gehört.  
Der Tag goldet rastlos. Die Nacht huckt vorbei.  
Wer schadenfroh aufblickt? Nur jetzt keinen  
Schrei!

Die Ecken sind leer. Die Brunst voll Gegrunz.  
Ein Tag wird es nun. Es dunkelt in uns.

*Theodor Däubler*

#### ALTE BALLADE

O liebe Mutter, hörst du nichts?  
Als wollt etwas zu uns herein.  
Mein Kind, das ist ein großes Schiff,  
Gib mir die Hände, Töchterlein.  
O Mutter, was bewegt sich dort?  
Mein Kind, die Männer gehn an Bord.  
O Mutter, droht uns nicht Gefahr?  
Mein Kind, es ist zur Reise klar.  
O Mutter, es kommt näher doch!  
Mein Kind, es liegt im Hafen noch.  
O Mutter, sieh die Türe weit!  
Mein Kind, nun ist es fahrbereit.  
O Mutter, etwas ist ganz dicht!  
Mein Kind, der Anker ist gelicht.  
O Mutter, es spricht ganz leis zu mir.  
Mein Kind, die andren bleiben hier.  
O Mutter, man sieht gar nichts mehr.  
Mein Kind, nun fährt's aufs hohe Meer.  
O Mutter, ich hör es immerzu!  
O Tochter, wovon redest du?

*Ferdinand Hardkopf (nach Maeterlinck)*



## ÜBER INTELLIGENZ UND FRIEDFERTIGKEIT DER TIERE

Von G. F. Nicolai\*)

Man hält meist die Raubtiere für klüger als die Beutetiere. Selbst das Volk hat sich daran gewöhnt, Bezeichnungen wie „Hund und Katze“ in bezug auf die Intelligenz für schmeichelhaftere Schimpfnamen zu halten, als „Schaf oder Ochse“. Darum galten auch Löwen und Leoparden, Adler und Greife, sowie andere wehrhafte Tiere als vornehmer und wurden die erwählten Wappentiere<sup>1)</sup>. Der siamesische Elefant, das peruanische Lama und der Pfau von Birma sind fremdländische Ausnahmen!

Im allgemeinen dürfte nun allerdings dieser Volksglaube, das Räuber klüger sind, auch das Richtige treffen — was sich daraus erklärt, daß das Beschleichen der Beute mehr Intelligenz erfordert, als das Entfliehen. — Obgleich nun an sich die Raubtiergewohnheiten etwas ganz anderes bedeuten, als die kriegerischen Allüren eines Menschen, so könnte man doch glauben, daß die äußerlich ähnlichen Lebensgewohnheiten auch ähnliche Wirkungen hervorriefen.

Doch ist dies falsch, denn schon bei den Tieren sehen wir Ausnahmen: Gerade die klügsten Tiere — Affe und Elefant — sind keine Raubtiere. Woher kommt das?

Solange die Nahrungsaufnahme die einzige Aufgabe eines Lebewesens ist, muß natürlich das Raubtier intelligenter sein, da es schwieriger ist und mehr Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit erfordert, ein bewegliches Tier aufzusuchen, als eine unbewegliche Pflanze zu fressen; was wiederum mehr Intelligenz erfordert, als die Pflanze nötig hat, die ihre Nahrungsmittel, Luft, Wasser und Erde überall findet und gar nicht zu suchen braucht.

Drei Stufen ergeben sich also: Die Pflanze braucht und hat so wenig Intelligenz, daß wir überhaupt nichts davon merken. Der Pflanzenfresser steht in der Mitte und das Raubtier an der Spitze.

Diese Skala gilt jedoch nur so lange, als ein Organismus für nichts anderes Interesse hat, als für Fressen, was soviel sagen will, als für seine eigene Person. Sobald aber erst einmal Interessen für anderes (und vor allem für „Andere“)

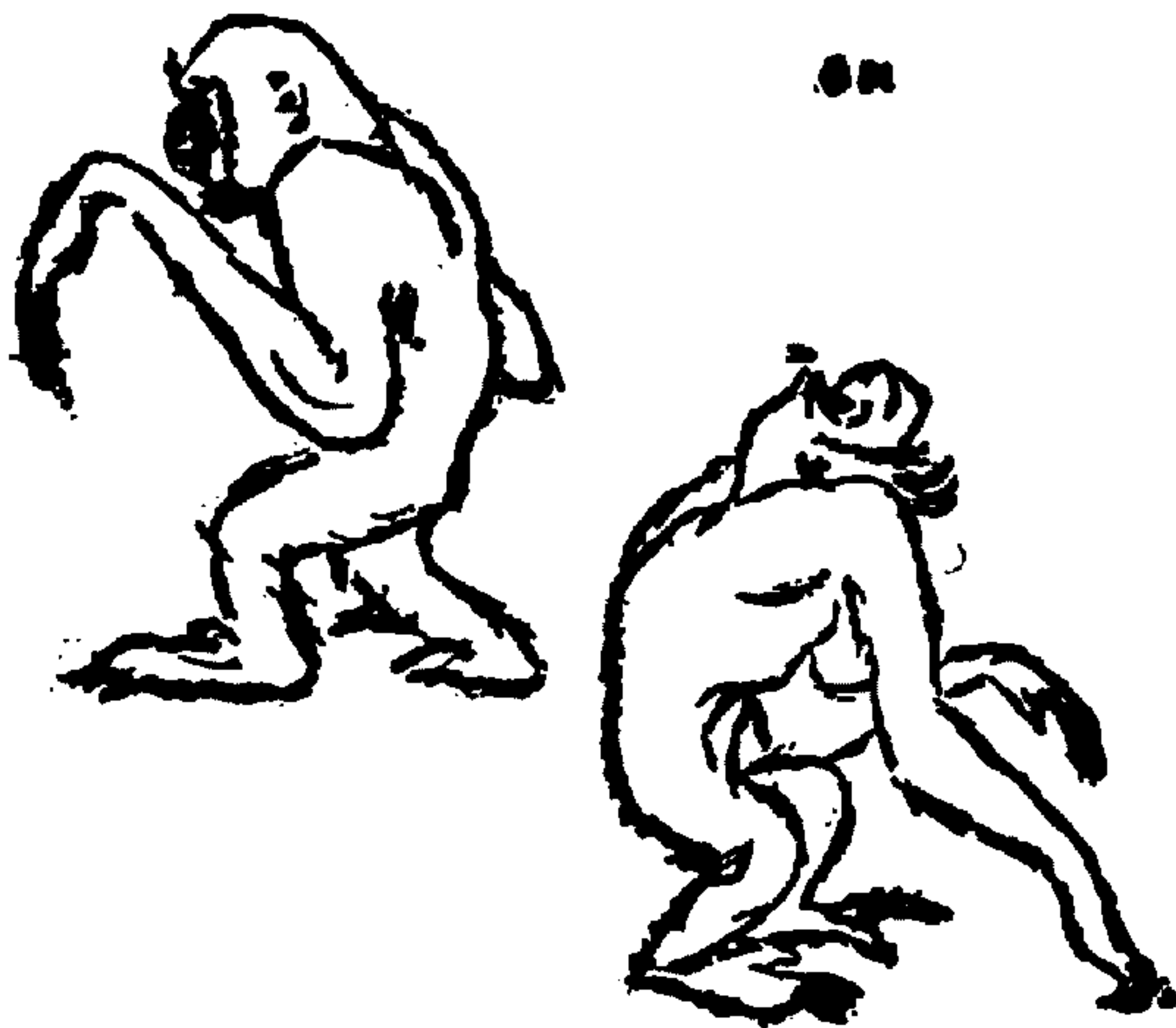
\*) Siehe auch Nr. 33/34, 35/36, 39/40, 41/42.

<sup>1)</sup> Wenn man die Wappen der verschiedenen Länder und Provinzen durchsieht, so findet man ungefähr: Adler 30mal — Stiere 5mal — Leoparden, Greife und Pferde je 3mal kurz, etwa 70mal sind Tiere offenbar ihres wehrhaften oder zum Kriege geeigneten Charakters wegen gewählt — der Marder von Slavonien, das Zobel von Sibirien und der Rabe von Galizien sind zwar auch Raubtiere, aber offenbar aus anderen rein lokalen Gründen gewählt —, ebenso darf auch der Stockfisch von Island, der Bock von Färöer, die Ziege von Istrien und der Widder von Schaffhausen nicht etwa auf eine friedliche Tendenz schließen lassen, sondern hat ebenfalls lokale Ursache. Diese Wappentiere wären aber das einzige, was Europa an „friedlichen Wappen“ bieten könnte, soweit es sich um Tiere handelt. Die Amerikaner und Asiaten dagegen haben häufiger friedliche Tiere, meist allerdings nur, weil sie Landesprodukte ins Wappen setzen.

vorhanden sind, wird diese Unterscheidung sinnlos. Denn nun kann das Tier sich ebensogut an seinen neuen Interessen bilden, und der Räuber ist nicht mehr notwendigerweise intelligenter als der Beraubte.

Dieses neue nicht mehr rein egoistische Interesse stellt sogar höhere Anforderungen an die Intelligenz, als die alten Raubinstinkte. Wenn z. B. der Hahn nicht mehr alles selbst frißt, was er findet, sondern auch dafür sorgt, daß die Hennen genug bekommen, die des Futters mehr bedürfen, als er, weil sie die Eier zu erzeugen haben, so ist das ein sozialer Instinkt. Das Vorhandensein des Instinktes selbst braucht nicht bewußt zu sein; um ihn aber in die Tat umzusetzen, müssen die betreffenden Tiere gewisse höhere geistige Eigenschaften besitzen. Der einzelne muß vor allem irgendwie seinem Willen Ausdruck geben können, d. h. er muß eine Art von Verständigungsmittel (Sprache) haben, und er muß den Willen des anderen respektieren, ihn also verstehen, d. h. er muß lernen können. Sprache, Verstand und Lernfähigkeit sind nunmehr die Faktoren, die allmählich in immer steigendem Maße ausgebildet werden. Sie sind es, welche den Intellekt bilden, und neben ihnen kommt die Unterscheidung zwischen Raub- und Beutetieren gar nicht mehr in Betracht. Daher rührt es, daß von einem gewissen Moment an die sozialen Wesen (Affe, Biber, Elefant, Wolf usw.) unabhängig davon, ob sie jagen oder gejagt werden, einen höheren Grad von Intelligenz erreichen, als vordem die Raubtiere, und der Grad dieser Intelligenz richtet sich im wesentlichen nach der Ausbildung der Gemeinschaft.

Die Affen insonderheit haben eine außerordentliche Lern- und Nachahmungsfähigkeit, ein gutes



Osio Koffler

Zeichnung

Sprachverständnis und auch eine offenbar nicht ganz unentwickelte Sprache, die man sich in den letzten Zeiten — nicht ganz ohne Erfolg — zu erforschen bemüht hat.

Für die Intelligenz sozialer Wesen ist es also vollkommen belanglos, ob sie Räuber oder Verfolgte sind, die Analogien aus dem niederen Tierreich haben keinen Sinn mehr.

Im Gegenteil, der Einfluß wird eher umgekehrt! — Denn da räuberische Instinkte das Emporkommen sozialer Instinkte und damit auch die Intelligenz hemmen, so muß von einer gewissen Stufe ab der Raubinstinkt schädlich wirken, weil die durch ihn hervorgerufene geringe Vermehrung der Intelligenz den damit unabänderlich verbundenen Nachteil der sozialen Hemmung nicht mehr aufwiegt.

Nun sind aber, wie bemerkt, Raubtiere nicht schlechthin kriegerisch.

Wenn der Wolf das Schaf oder der Löwe die Gazelle angreift, so ist das mit keiner Gefahr verbunden, wie überhaupt die Beutetiere ihren Verfolgern nur in Ausnahmefällen gefährlich werden. Wenn aber ein Tier seinesgleichen angreift, so ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß der Angreifer dem annähernd gleich starken Gegner unterliegt. Mit seinesgleichen Händel anzufangen, ist also kein ganz gleichgültiger Vorgang, und da jedes Tier instinktiv den Schmerz flieht, ist es nicht verwunderlich, daß Kriege oder Kämpfe zwischen gleichartigen Tieren so außerordentlich selten sind, daß man fast sagen kann, der Krieg ist, wie so vieles andere, eine menschliche Erfindung, wofür auch die zuerst von dem Engländer Pye-Smith ausgesprochene Hypothese sprechen würde, daß die nur bei den Menschen vorkommende Rechtshändigkeit eine Folge kriegerischer Gewohnheiten sei. (Man kämpft mit dem rechten Arm, um mit dem linken Arm „die linke Seite, in der man das erregt pochende Herz spürte, schützen zu können“.) Diese auffällige Friedfertigkeit der Raubtiere ist schon den Alten aufgefallen. So sagt z. B. Lukrez:

„Quando leoni

„Fortior eripuit vitam leo? Quo nemore unquam  
„Expiravit aper majoris dentibus apri?“ —

(Wann hat dem Löwen

Der stärkere Löwe das Leben entrissen? In welchem Haine

Endete je ein Schwein durch den Zahn des größeren Schweines?)

Auch Montaigne ist dieser Meinung und sagt in seiner Apologie des Raimund Sebondus, wo er die geistigen Qualitäten der Tiere mit denen der Menschen vergleicht: Der Krieg sei zweifellos eine spezifisch menschliche Eigenschaft, allerdings dürfe man kaum ohne weiteres behaupten, daß dies nun gerade ein Vorzug sei.

Ebenso weist Shaftesbury darauf hin, daß der Satz „homo homini lupus“ (der Mensch ist gegen seine Mitmenschen wie ein Wolf) recht unge reimt sei, wenn man „bedenkt, daß Wölfe gegen Wölfe sehr sanfte und liebreiche Geschöpfe sind.“

## AUS FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK

Ich möchte die Leser der AKTION auf ein wichtiges Ereignis vorbereiten: in den nächsten Tagen wird, im Insel-Verlag zu Leipzig, Nietzsches vielumstrittener Briefwechsel mit Overbeck erscheinen. Es ist eine von den notwendigen Publikationen der letzten zehn Jahre

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Genf, 11. April 79.)

Lieber Freund, wir haben jetzt wieder einen Wunsch gemeinsam: daß Jemand das überreiche Philosophieren des Alterthums über Freundschaft zusammenfasse und wiedererwecke. Es muß einen Klang wie von hundert verschiedenen Glocken geben. — An die Züricher liebwerthe Gastfreundschaft hatte ich für Pfingsten gedacht (falls ich lebe). — Den Hamburger Brief hebe mir auf: er enthält das bestellte Loos, für das ich in Basel noch die Einzahlung gemacht habe. — Ein Brief des Hr. Fuchs wird den Poststempel „Danzig“, einer des Hr. Rée den „Tütz“ tragen. — Ceterum censeo Basileam esse derelinquendam. Ich habe Urtheile aller Stände aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz: man stimmt überein, daß Basel eine schlechte drückende, zu Kopfleiden disponirende Luft habe. Ich habe dort nie, seit Jahren, einen ganz freien Kopf, wie ich ihn z. B. hier seit einigen Tagen habe. Sodann: ich vertrage Lesen und Schreiben nur bis zu 20 Minuten. Ergo: Academia derelinquenda est. Was sagst Du? Von Herzen grüßt

Euer F. N.

Ich bleibe hier so lange ich irgend kann.

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Genf, 12. April 79.)

Danke schön, lieber Freund. Ach der arme Dr. Fuchs, mit seinen 36 Klavierstunden! — Sende mir nur den Münchener „Eventuellen“, ich will's wagen. —

Ich sandte gestern eine Karte an Dich ab. — Befinden heute nicht gut. Schlechtes Wetter. — Treulich der Deine.

(Samstag.)

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Genf, 18. April 79.)

Darf ich Dich, lieber Freund, bitten, für mich den Anschlag am schwarzen Brett zu machen, genau nach dem Lektions-Katalog, doch mit den Schlußbemerkungen: „Anmeldungen am Schlusse der ersten Vorlesungen. Anfang Samstag den 26. April um 9 Uhr, in Auditorium III.“

Ich will nächsten Montag zurückkehren (ungefähr nachmittags um 5, denke ich). Vielleicht sagst Du der Frau Bessiger ein Wort davon. — Das Wetter seit Samstag höchst ungünstig, sehr kalt, immer Regen. Ich war krank und lag ein paar Tage zu Bett. — Der Brief aus München war vom guten Seydlitz. — J. Burckhardt schickte mir am Palmsonntag einen Brief, der ein wahrer Palmenzweig war. — Ich bin nun bald wieder der Eure (wäre es nur nicht in dem verfluchten Basel, vor dem ich eine wahre Gespensterfurcht habe!!)

Von Herzen Dein Freund.

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Genf 3. Mai 79.)

Ja, lieber Freund, Du hast Recht, und ich würde sofort kommen, hätte ich nur nicht die Basileophobie, eine wahre Angst und Scheu vor dem schlechten Wasser, der schlechten Luft, dem ganzen gedrückten Wesen dieser unseligen Brütestätte meiner Leiden! So glaube ich doch, aushalten zu müssen, wo ich bin: ich habe alle Bedingungen des Badener Aufenthaltes mir allmählich hergestellt, ich lege alle Vernunft in diese Aufgabe, die Ferien zur Gesundheit zu benutzen. Nur darf ich nichts Unmögliches von mir fordern. — Eben von einem höchst schmerzhaften zweitägigen Kranklager erstanden. —

Euch herzlich grüßend.

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Wiesen, 8. Juni 79.)

Lieber Freund, eigentlich geht es so schlecht, als es nur gehen kann; aber die Moral: „in allen neuen Verhältnissen abzuwarten, was draus wird,“ hält mich in der Höhe fest. Ort, Haus, Zimmer, Bett, Kost, Pflege, alles ist übrigens sehr gut und mir zusagend. (Immermann's haben sich gestern angemeldet: kannst Du unter der Hand erfahren, wann die „Familie“ einrücken will? und wer etwa sonst?) — Dein Wink über die regulating-Pillen ist Wasser auf meine Mühle der äußersten Vorsicht: hoffen wir auch hier auf die „Höhenluft“. Bedenke dabei zu Deiner Beruhigung, daß ich jetzt in diesen Dingen „Kenner“ bin, wie irgend ein Arzt und zehnmal behutsamer als z. B. unser trefflicher Ma. (den ich ja ausführlich genug darüber befragt habe!) — — — — Schmerz, Einsamkeit, Spazierengehen, schlechtes Wetter — das ist mein Kreislauf. Keine Spur von Aufregung. Vielmehr eine Art gedankenlosen betäubten Übelbefindens — Lebt wohl meine lieben Freunde! Es denkt Eurer auf das Dankbarste

F. N.

Nietzsche an Overbeck

(Postkarte, Poststempel Wiesen 13. Juni 79.)

Der Zustand, lieber Freund, hat sich eher verschlimmert. Wie viel war ich zu Bett! usw. Freitag will ich nun nach dem Engadin: ich führe das Programm durch, freudlos und hoffnungsarm. Bitte, sende jetzt den Koffer ab, damit ich ihn vorfinde: „Campfer, Oberengadin, poste restante.“ Der liebe K. hat zwei eigenhändige Bildchen vom Lido geschickt, er verweist auf einen Brief an Dich, um sich nicht zu wiederholen. — Hr. Dr. Kretzer hat sich nun auch losgesagt, (—) wie sich denken ließ. — Hr. Schmeitzner berichtet über einen abscheulichen Mißerfolg meines Hauptbuchs (M. Allz.), nach der Ostermessen-Abrechnung. Es sind, statt 1000 Ex., wie er erwartet, nur 120 Ex. verkauft. (Er wird wohl daran zu Grunde gehen!) — Fr. Rée, bei sehr schwacher und bedenkli. Gesundheit, sendet doch den Capitel-Entwurf seiner Historie des Gewissens. Ihr habt meiner Schwester so hülfreich und gut beigestanden: sie schrieb jedesmal, daß erst bei

Euch und durch Euch ihr Muth und Heiterkeit wiederkäme.

In herzlicher Liebe und Dankbarkeit F. N.  
Bitte, bitte, bitte, nehmt den Notenständer aus meinen Händen, ich bin so glücklich, wenn er Euch nicht mißfällt!

Nietzsche an Overbeck

(1879.) Adr. St. Moritz in Graubünden,  
poste restante.

Nur Worte, lieber Freund! Die Gedanken wirst Du suppliren. Vieles Gute kommt und kam von Dir; die Art, wie ich entlassen und ersetzt worden bin, war mir eine rechte Freude. Alles habe ich empfangen. Die Vorschläge betr. das Geld führe aus poste rest. St. M. (Kannst Du die frcs 1000 viell. unter Deinem Namen der Handwerkerb. übergeben? Bitte.) — Rechnungen habe ich alle bezahlt, 2 ganz kleine ausgenommen (Memel und die goldene Apotheke — willst Du es abmachen?) Mit Hamburg (nach 35tem Mißerfolg) alle Beziehung abgebrochen. —

Seit meiner letzten Karte die meiste Zeit zu Bett gelegen: dies ein Commentar, zu dem ich mir den Text ersparen darf. Aber nun habe ich vom Engadin Besitz ergriffen und bin wie in meinem Element, ganz wundersam! Ich bin mit dieser Natur verwandt.

Jetzt spüre ich die Erleichterung. Ach, wie ersehnt kommt sie!

Verbirg meinen Aufenthaltsort vor Jedermann, namentlich vor Jederfrau, Deine ausgenommen. (Dafür ist sie eben eine „Ausnahme“ in hundert Stücken.)

Rohde hat nicht geschrieben. Was für Scrupel quälen ihn? Giebt es für ihn noch „Scrupel“!

Rohde hat nicht geschrieben. Was für Scrupel Anbei der liebe Köselitz als Lidograph.

Lebwohl, lieber lieber Freund

F. N.

Montag. Von Zürich wirst Du noch Einiges hören. Es hängt so viel Gutes mit Dir zusammen.



Beye

Komposition

AUS DEN VIERUNDVIERZIG SPRÜCHEN  
DES LANDSTREICHERS LAURENTIN

Von Franz Werfel

V. Spruch

Die Vollkommenen

Sie haben sich zusammengetan auf der Wiese und  
sagen: Wir sind schön.

Innerlich ist ihr Morgen, Gottes Schritt ihr Tanz.  
Unentwirrbar glücklich ihre Augen!

Ihre Augen scheinen: Wir sind vollendet!

Von seligem Gesetz geflügelt die Hoboe ihres  
Atems,

Ihr Atem spielt: Wir sind vollkommen!

Aber warum jetzt dieser Schauer auf ihrem  
Tanz?

Diese Angst, diese dünne Bosheit?

„Warum wird hochmütig eure Stirn, ihr  
Schönen,

Warum hart und gebieterisch euer Nacken!

Warum läßt euer Fuß den entzückten Schritt?“

„Siehst du denn nicht, du Tor, es ist ein Schatten  
auf uns.

Siehst du denn nicht, sie schleicht um unsre Voll-  
endung!

Sie trübt den Teich unseres Gleichmuts mit  
Mangel.

Siehst du sie dort? Am Rasenhang sitzt sie.

Sie zieht zu uns her, die Unvollkommene, die  
häßliche Agnes.

Sehnsüchtig verschränkt sie die Hände ums Knie.“

Geh von uns, geh von uns!

Du kannst nicht mit uns sein:

Hörst du uns, geh doch!

Du dort, du! Geh fort, du!

Wir leiden, wir scheiden, wir stoßen dich aus.

Ja, geh nur, geh du nur, Agnes, den wehmütigen  
Weg hier hinab,

Wo die Pappeln schon scharf werden, Geh!

Geh in deinen bitteren Tag, dort wo die lauten  
Höfe schon dampfen.

Meine Torheit aber wendet sich ab.

Meine Torheit aber fragt meine Weisheit:

Ist das Vollendung, ist das Vollkommenheit, was  
ausstößt und abscheidet?

Meine Weisheit aber sagt zu meiner Torheit:

Einzig nur das ist Vollendung, einzig nur  
das ist Vollkommenheit, was ausstößt und  
abscheidet!

Meine Torheit aber greift sich ans Herz, meine  
Torheit aber ruft:

Wehe denn also der Vollendung,

Fluch denn über die Vollkommenheit!

VI Spruch

Lobpreisung

Wenn aber die Vollkommenheit ihr Kleid zer-  
reißt,

Und niedersteigt in den Dunst der Küchen,

Wenn aber die Vollendung, unendliche Charis,

Sich legt zu des Schreibers Armseligkeit,

Wenn aber die unantastbare Fürstin

Den Aussatz küßt und lächelt den Mißgeburten ...

Dann werfe ich mich zur Erde, dann weine ich,  
dann lobpreise ich.

Denn ich bin ein Prediger der rasenden Span-  
nungen.

Ich reiße die Pole auseinander um des feurigen  
Stromes willen.

Über alle Triebe preise ich den Durst,

Über alle Elemente das Feuchte,

Über alle Bewegung das Strömen!

VII. Spruch

Die Meister

Seht, es gibt so viele Antlitze!

Hört, es gibt so viele Beschaffenheiten!

Aber die Meister haben nur eins gelehrt.

Aber die Meister sind eine gewesen.

All Lebensschlaf ist Vielfalt!

Hört mich, ihr babylonischen Träumer,

Ihr Tausendtoren, ihr Auseinandersprecher, ihr

Charaktere und aufgeblasenen Babeltürmer!

Verbissen in verständige Tollheit,

Was wißt ihr vom Auge der Pferde,

Was von der sinkenden Hand des Kranken,

Was vom Hinwandel der Frauen,

Ihr Gewaltamen, Fischäugigen!

Da glaubt ihr zu besitzen, wo man hineinstößt,

Da glaubt ihr zu haben, wo man herausäuft!!

Aber dennoch, ihr Bluthunde, —

Nur ein Hauch, nur ein Haar, nur ein Schritt,

Euer Auge hat Schein zum Scheinen —

So wenig fehlt zur Erlösung.

Aller Schlaf ist Babel und Vielfalt,

Aber Erweckung ist Einfalt!

Das wissen die Meister,

Wanken einfältig trunken,

Kennen die Augen der Pferde,

(Ihr Auseinanderwisser!)

Folgen mit hohem Lobspruch

Der Einfalt des Werkes, dem Wandel der Frau.

DIE HÄSSLICHE

Aus den vier Ecken der Finsternis

aufwärts steigt die Schale meines Gesanges

voll jauchzender Trauer

herbrausend über die Inseln deiner Sehnsucht.

Du auch liebtest es

dein rauhes Haar zu bekränzen,

deiner zerklüfteten Lippen

stetes metallisches Lachen

bricht zwischen Lichtern

und weint vor häßlicher Schönheit.

Sieh, es hüllte

der Gott in Geberden dich

gleich einem Mißton für die Verständnislosen,

oft auch senkst du die Stirn

in talentsprossene Dunkelheit

oder schminkst deine Wangen

mit staunendem Kindergelächter.

Denn unmündig sind vor dir,

die einerschreiten auf lärmenden Völkerstraßen,

Wer nicht einmal gebar das Unergründliche,

der begreift dich nicht.

Ich aber bin  
deinen Lippen gut  
den immer enttäuschten  
und will deine Häßlichkeit  
hinjauchzen über die Firmamente,  
und singen ein Hundertopfer  
dir Pilgerin unter den Menschen.

*Johannes Urzidil*

#### KLAGE WIDER DIE STUMME ERDE

Die Schritte wachsen und vergehn  
Wie Hoffnung wächst, Enttäuschung stirbt.  
Der Tag liegt satt, die Winde wehn  
Verhaltenen Hauches; keines wirbt  
Von all den Dingen um mich her:  
Das Korn steht hoch, die Wiese blank.  
Kein Flecken ist für Sehnsucht leer.  
O ihr seid reif, und ich bin krank!  
So überschüttet, mild gefaßt,  
So gütig fremd und ohne Leid  
Wie bist du Schönheit mir verhaßt,  
Du tiefe Selbstgenugsamkeit.  
Hier brennt ein Herz, hier sehrt ein Sinn,  
Hier schreit ein Rasender nach Glück!  
Was gibst du, da ich elend bin,  
Mir nur den Widerhall zurück.  
Brich auf wie jener Pelikan,  
Tränk mit dem Herzblut meine Sucht  
Wie Christus einst für uns getan:  
Sonst sei verdammt, verflucht, verflucht!  
Die Menschen werden, welken fort,  
Zwei Speichen ganz vermischt im Schwung  
Des raschen Rads, wie Klang des Worts  
Aus Straßenlärm in Dämmerung.  
Gib mir mein Recht, gib mir dein Herz,  
Zerschmilz wie ich vor dir an dir.  
Klatt auf und ströme deinen Schmerz  
In mich wie ein verendend Tier.  
Nicht bin ich schwach, nicht bin ich zag,  
Wenn unser Herzblut sich vermischt.  
Im Opfer glühe Hochzeitstag,  
Geläutert tritt aus Flammengischt.

*Max Pulver*

#### ENTÄUSSERUNG

Oft brüllt Alleinsein halberstickt aus Wänden  
Die taumelnd sich vergessen. Jäh der Schreib-  
tisch stöhnt.  
Irrsinnig balanciert zeretzter Raum.  
Oh —: Explodieren! Schießen auf zu Bränden!  
Ruf sein! Schrei! Stimme! knallend hoch dem  
Baum  
Belächelter Erkenntnis grell verhöhnt!  
Gen Milliarden Seelen anschwillt Herz

*Ines Wetzel*

Zerdrängter Liebe. Oh — sich steil entsendend  
Fanatisch aufgereckt blind erdenwärts  
Zerrinnen! Brücken rätselhafter Sinn  
Demütig sein — Kraft Bogen sich verschwendend  
Gesammeltes Bewußtsein —: Ich bin!

Du bist! Gen Kameraden Aufbruch Stürme  
Sengender Liebe ja! Erweckung Glocke flamm!  
Du bist! Mensch! Bruder!! Gipfelan dich türme!  
Es brechen Wände, Trennung jauchzend birst!  
Du bist! Urahne unerhörtem Stamm  
Lebendiger auf Hauses steilstem First!

Der Menschheit Sohn in dir vollendet grüßt!  
Oh — Einigung verbißnem Haß! Gemeinsamkeit!  
Zersprengt die Fessel — Opferung bereitet —:  
Daß segnend ström die heilige Schar der Zeit!  
Daß dröhn die Stimme Orgel strotzend wüst:  
Du bist! Dir neuer Menschheit Strahl entgleitet!

*Walther Rilla (Breslau)*



*Gesichte*

## MUSIK

Ich habe, ein Kind, durch Fensterscheiben  
gesehen  
Und sah das Leben von Männern, Frauen und  
viele von mir,  
Und Steine zu Straßen gefügt, Wagen, Lärm,  
Tier  
Und Eile, Kasten, Geschwätz und mühsam, mühsameres Gehen.

Aber am liebsten tanzten meine Blicke auf dem  
Bunten  
Von jungen Frauen, und oft bin ich ihnen vorher-  
gesunken,  
Teppich, durchwirkt mit kinderblutvollen Adern,  
Funken  
Fielen aus ihren Augen, achtlos aus viel zu  
Vielem, Bunten,

Sengend glimmen die Adern zu mir zurück — —  
Es ist eine große Wehmut in meinem Gesicht,  
Und meine Träume sind nebelverhangen, grau-  
dicht,  
Und alle fürchten sie mich, ich habe den bösen  
Blick.

*Ludwig Bäumer*



*Erich Gehr*

*Landschaft (Holzschnitt)*

DURCH'S ERLINHOLZ KAM SIE ENTLANG  
GESTRICHEN — — — —

Die Schnepfe nämlich, — erzählte der Pfarrer. — :  
Da traten kahle Äste gegen die Luft: ehern.  
Ein Himmel blaute: unbedenkbar. Die Schulter  
mit der Büchse,

Des Pfarrers Spannung, der kleine Hund,  
Selbst Treiber, die dem Herrn die Freude gönnten :  
Unerschütterlich.

Dann weltumgoldet: der Schuß:  
Einbeziehung vieler Vorgänge,  
Erwägen von Möglichkeiten,  
Bedenkung physikalischer Verhältnisse,  
Einschließlich Parabel und Geschößgarbe,  
Luftdichte, Barometerstand, Isobaren — —

Aber durch alles hindurch: die Sicherstellung,  
Die Ausschaltung des Fraglichen,

Die Zusammenraffung,  
Eine Pranke in den Nacken der Erkenntnis,  
Blutüberströmt zuckt ihr Plunder  
Unter dem Begriff: Schnepfenjagd.

Da verschied Copernikus. Kein Newton mehr.  
Kein drittes Wärmegesetz —

Eine kleine Stadt dämmert auf: Kellergeruch,  
Konditorjungen,

Bedürfnisanstalt mit Wartefrau,  
Das Handtuch über den Sitz wischend  
Zum Zweck der öffentlichen Gesundheitspflege;  
Ein Büro, ein junger Registrator  
Mit Ärmelschutz, mit Frühstücksbrödchen  
Den Brief der Patentante lesend. —

*Gottfried Benn*

## WODIANER

*Von Albert Ehrenstein*

Der junge Baron Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein betrachtete sein himmelan starrendes Haar, das über seine Stirn, früh verwelkend, endlich grau hereingebrochen war in diesem dreißigsten Jahr seines ziellosen Lebens. Der Spiegel trug nicht die Schuld, der hatte Generationen von Wodianern in der Wiege strampeln und etwas stiller auf der ihr folgenden Bahre liegen gesehen und jedem in durchaus zuverlässiger Art ein Bild des veränderlichen Körpers gezeigt, über das in manchen Fällen sogar ein Abglanz der recht unsterblichen Seele gebreitet war. Nun saß Albrecht Wodianer als letzter vor dem treuen Möbel und ärgerte sich über ein Stück Materie, das ihn langen Atems überdauern würde, unerblindet ihm die Unreinheiten seines Geistes wies: die weiß angelaufene Speere seiner Haare. Albrecht Wodianer ertrug den Anblick des Spiegels schließlich nicht länger; da er aber allen Freunden gegen-

über sanften Gemütes war, zertrümmerte er ihn nicht, sondern trat den Rückzug ins Café „Prag“ an. Er selbst, wiewohl verarmt, kam sich dort etwas deplaziert vor, ein Achtelliter Raubritterblut empörte sich in ihm gegen die spitzfindige Luft dieses Literatenbeisels. Doch der Umstand, daß es sich trotz einer ärmlichen Schlichtheit über zahllose Stilepochen hinweg unversehrt im zwanzigsten Jahrhundert geborgen hatte, beruhigte ihn sonderbarerweise, obwohl seine Nervosität und Zeitzerlebenheit sonst sich gegen die Dauer der Gegenstände empörte.

Wodianer bestellte im leeren Café irgendwas und ging dann wieder nach Hause, froh, niemanden getroffen zu haben, denn das Öffnen des Mundes zu formellen Reden und Antworten, zu dialektischen Wortkrämereien, die nichts von seinem erschütterten Seelenzustande offenbaren durften, weil Haltung unter Egoisten Ehrensache war — dieses ganze, immer wieder nur einen konventionellen Schein liefernde Gebaren war ihm verhaßt. Und doch mußte er täglich, täglich ins Café trotten, er konnte die Zeit vor Mitternacht nie zu Hause verbringen, gewohnheitsmäßig warf er diese Stunden an den nächstbesten Frauenleib, oder ließ die Worte nahe hockender und doch weltweit entfernter Literaten und Intellektbestien wie Fliegen in die Melange fallen, die er dann nicht austrank.

Während des Heimweges empfand Wodianer eine seltsame Blutleere im Schädel und empfand sie ungern, denn sie erinnerte ihn an den Tag, da der Tod zum letzten Male sich in seiner Nähe aufgehalten hatte, eine Stirnwunde hinterlassend und kuriose Schwächen. Folgen eines Duells mit dem Hauptmann Orbenhayn, der eine Bemerkung Wodianers — was auf dem rötlichen Beteigeuze den Mädchen der Erde entspräche, müßte dort schöner sein — auf seine Braut bezogen hatte. Albrecht Wodianer sah vor sich liegen den sterbenden Orbenhayn, dessen blutschäumender Mund rötlicher glänzte als der Stern Beteigeuze. Und spürte, in der Erinnerung wieder Leib an Leib mit Ex-Orbenhayns Braut, abermals die Wahrheit seiner Bemerkung.

Auf einem winterkahlen Baume vor der Universität schwirrte es in kleinen Flügen von Ast zu Ast, um nicht zu erfrieren. Zweigauf, zweigab glatt verschluckbare weiße Flaumenbälle: Spatzen, die in Scharen über den Baum versammelt waren. Hie und da sauste, den Baum erschütternd, eine Elektrische vorbei; die in sich verkrochenen Klümpchen, wärmehungernd, versuchten am Stamm

kleben zu bleiben. Wodianer fühlte mit ihnen kein Mitleid: er wußte, in den Tierchenschwangen die Seelen ungeborener oder abgeschiedener Mädchen, denen es bisher mißlungen war, in die Universität zu laufen, und die nun hier, nahe der Wissenspforte, der nächsten Wiedergeburt harrten. Wodianer haßte Frauenstudium, seine schwarzhaarige Männerfaust fuhr hinab zu den Kieselsteinen der Reitallee, und eine Faustvoll ergoß sich über rasch aufschwirrende Sperlinge. „Viel Leben um nichts!“ murmelte er, zerrte an seinem Bart und fluchte schon lauter: „Nicht erwarten können sie es, die idiotischen Dinger! Stellen sich da in Nacht und Nebel an, als wäre so ein flaches Kolleg eine gute Burgtheatervorstellung. Und nicht früher werden sie aufhören, die zudringlichen Ludern . . . bis sie von Logarithmen ganz verwandt sein werden. Pfui Teufel!“ Sehr unvermittelt erklang in seinem Gehirn die Stimme seiner toten Mutter: „Bubi, das darf man nicht!“ Albrecht schlug mechanisch die Hände gegeneinander, daß von den Handschuhen die schuldweisenden Steinkörnchen glitten. Hernach ward er doppelt unwirsch, krächzte heiser: „Das lebt



Hans Richter

Porträtskizze

noch immer in mir! Als ob so eine alte tote Baronin Wodianer - Bruckenthal - Sarmingstein wüßte, welche Gesetze heute im Leben gelten. Es war doch meine Pflicht, möglichst vielen dieser lebensschwängern Tierchen die nächste Wiedergeburt abzutreiben!“

Seine Augen noch baumwärts gerichtet, strauchelte er über hervorstehende Straßenbahnschiene, fühlte sich plötzlich im Besitze zweier Knie. Die leicht kitzelnden Schrammen bluteten stark, und indem er die eine gerechte Strafe Gottes behauptende Stimme seiner Mutter abwies, beschloß er, diesmal kein Mädchen zu frequentieren, da er spürte, er könne diesen Abend mit dem einen sanften Kräfteverlust ganz gut auskommen.

Wieder in sein Zimmer ausgespien, fragte er sich, ob er den intriganten Spiegel weiß oder schwarz verhängen solle. Die Antwort darauf gab ein Knall, irgend etwas, Stein oder Kugel, durchschlug Doppelfenster und Spiegel. Wodianer riß erfreut die Fenster auf, lehnte sich über die Brüstung, und seine Augen bohrten sich in die nächtigen Parks, aus denen her das Feindselige zu ihm gedrungen war. Dann verfolgte er, bei jedem Schritt Glassplitter zermalmend, die Flugbahn des Geschosses, fand eine abgeplattete Revolverkugel . . . und nannte schließlich diese Begebenheit irrsinnig, da ihm bis zum Überdruß bekannt war, daß er außer etlichen imaginären Halunken und Ausgeburten seines Hirnes keinen realen Freund oder Feind auf der Erde besaß. Die Schrammen der Knie bluteten noch immer im leisen Rhythmus eines kleinen Schmerzes. Er legte keinen Verband an. Schmutz in der Wunde? Wenn ein lächerlicher Sturz die Macht hatte, ihm durch Blutvergiftung das Leben zu nehmen, dann piff er überhaupt auf diese dumme Errungenschaft . . .

Irgendwer hatte also nach ihm geschossen. Er ahnte dumpf und immer heller die altruistische Verpflichtung, den wohlgemeinten Versuch des Unbekannten endwärts zu führen, lud, am Fenster stehend, die abgeplattete Revolverkugel mechanisch in den Lauf eines Schießinstruments, die Sache ging zielgerecht in seine duellalte Schläfennarbe los. Und mit der Hand nach den Sternen greifend, als wolle er diese Steinchen auf irgendwen werfen, hörte er noch, gegen den zertrümmerten Spiegel fallend, verzweifelt als letztes Wort in der Sprache der alten Welt die bekümmerte und eines tschechischen Akzentes nicht entbehrende Stimme des Ewigkeitsschaffners: „Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein umsteigen!“

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK. Band 2 der Sammlung DIE AKTIONS-LYRIK (Verlag Die Aktion) gebunden M. 3.—.

Prag: Angeweht vom zauberischen Hauch düsterprächtiger Vorzeit gestaltet sich hier, wo die seltsamste Zweifelt waltet, in doppelter Weise Leben und Traum. Zwiefach die Verführung, zwiefach jede Erlebnismöglichkeit. Kein Gefühl, das nicht sein eignes Widerspiel im Denkenden entfachte. Zweierlei Frauen, zweierlei Bühnen, zweierlei Straßenbilder reizen den Blick. Beide, der Eingeborene wie der Eingebürgerte, fühlen hier Heimat und Fremde in einem. Und die Dichter dieser Stadt, dieses Landes ahnen kaum, daß doppelgängerisch verwandte Entzückung in ihrer lebendigsten Nachbarschaft träumt und schafft. Man möchte sich einen stillen Dritten denken, der klaren Blickes die im Unendlichen sich begegnenden Bahnen solcher Träume beobachtet. Einen Dritten, der etwa dabei ist, wenn ein tschechischer und ein deutscher Dichter die abendliche Silhouette des Hradschins bewundern. Da könnte dem Dritten unvermittelt einfallen: Die beiden Dichter zu einer Bank auf dem Quai zu führen und zu sehen, wie sie sich setzen, und nun, an der Schwelle des rauschenden Stromes, in unbewußt inniger Einmütigkeit, nebeneinander verweilen wie vor ihrer Behausung schlichte Landleute, die in beredtem, gleichgerichtetem Schweigen in die Baumwipfel blickend die Nacht erwarten.

So bestehen deutsche und tschechische Dichtkunst in Prag, in Böhmen nebeneinander. Es irrt, wer von wechselseitiger Beeinflussung reden möchte. Aber gemeinsam sind manche Brunnen, aus denen geschöpft wird. Die Luft, die man hier atmet, ist herber als sonstwo in Österreich und das Klima nicht jedermann zuträglich.

Die Lyrik der jungen Tschechen. — Literaturhistoriker werden eine merkwürdige, sie verwirrende Wahrnehmung machen: Zur Zeit, da in Deutschland Naturalismus und soziale Lyrik im Schwange waren, blühte Otokar Březinas kosmische Hymnik in Böhmen auf. Und ein Jahrzehnt später, als die deutsche Dichtkunst sich metaphysisch zu färben und die Verse zarter zu tönen begannen, da war in der tschechischen Literatur eine Periode sozialer Anklagelyrik angebrochen.

Historisch betrachtet, haben die tschechischen Dichter den Anschluß an die europäischen Literaturströmungen zumeist ganz eigenwillig vorgenommen, einmal verfrüht, dann wieder verspätet. Es ist Tatsache, daß Verhaeren und Claudel, Jammes und Laforgue bereits ins Tschechische übersetzt waren, als in Deutschland nur ganz Wenige diese Namen kannten. Vielfach aber hat fremde Dichtung, früher gekannt als bei uns, auf die tschechische Literatur später zu wirken begonnen als auf die deutsche. Die tschechische Lyrik ist in gewissem Sinne konservativer und eigenwilliger. Es gibt vortreffliche Gedichte, die eine seltsame Mischung von konventionellen und durchaus neuartigen Wendungen aufweisen. Dabei ist die tschechische Lyrik selten experimentell im Sinne etwa der frühern Gedichte Max Brods. Versucht sie, es zu sein, so bricht entweder die ursprüngliche Gestaltungskraft des Dichters ungestüm hindurch oder es entstehen naive Mißverständlichkeiten, die immerhin ehrlich gemeint sind. Exhibitionistisch sind die tschechischen Lyriker mit Maß.

Die heutige Lyrik der Tschechen ist modern im schönsten Sinn. Březinas göttliche Kraft der Verkündigung findet uns ergriffen wie vor Gedichten Whitmans und Werfels. Wir fühlen hier wie dort den ahnungsvollen Drang, die Welt — erkannt in ihrem irdischen und göttlichen Wesen — zu umfassen, Sehnsucht nach dem Paradiese, Trauer um irdische Verwirklichkeit und einen wunderbaren Glauben an die Erlösung durch die Liebe.

Hymnische Töne finden sich manchmal auch bei Sova, einem Dichter, dessen musikalischer Sinn sich am deutlichsten in wohlklingenden Romanzen offenbart hat. Im allgemeinen ist in der neuen tschechischen Lyrik ein aktivistischer Zug vorherrschend. Gerade die Dichter mit der „weichen slawischen Seele“ drängt es, gewaltige Anklagen zu donnern. Wie Posaunen des jüngsten Tages schmettern die Schlesischen Lieder des Petr Bezruč. Einzelschicksale entfachen in Dichtern wie Toman und Šrámek die heilige Liebe zum leidenden Mitmenschen. Die Strophen von „Ada, Minka und Marta“ überdröhnen den Kabarettbimbim von Jahrzehnten. Unverbrauchte Kräfte des Volkstümlichen werden jetzt in den tschechischen Dichtungen lebendig.

Was man so „Gedankenlyrik“ nennt, bekommt hier durch die



Frische und Anschaulichkeit jedes Bildes eine besondere Bedeutung. Zumeist im Realen fußend, schwingen sich die jungen Tschechen, ohne die Gefahr einer Überspannung ihres kräftigen Organs, zu jenen Höhen dichterischer Ausdrucksform empor, wo eine neue Realität im Traumgebiet waltet.

Diese Auswahl von Übersetzungen, die eine vorläufige Andeutung des Vorhandenen gibt, läßt erkennen, wie mannigfache Kräfte und Fähigkeiten in Böhmen unbeirrt den göttlichen Zielen zustreben.

Oktober 1916

Otto Pick

ALFRED DÖBLIN: Die drei Sprünge des Wang-Lun. Ein chinesischer Roman. Berlin 1916. S. Fischer Verlag.

In einer Art ungläubigen Staunens las ich den Anstieg, bis zum Naukupaß. Und läßt sich gleich nicht sagen, daß das Buch von 500 Seiten Umfang sich stets auf der Höhe des Beginnes hielte, so bleibt es auf jeden Fall eine Leistung, die mit gewöhnlichem Maße nicht gemessen werden soll. Ich sage vorweg, was mir nicht gefällt: eine gewisse poetische Betulichkeit in den elegischen Reden der letzten Abschnitte, die an Florian Geyer-Romantik erinnert (Marei, schwarze Fahne, „Bruder“, trotziges Singen am verzweifelten Ausgang); eine napoleonisierende Bedeutsamkeit à la Eulenberg in manchen Khien-Lung-Szenen und eine gelegentlich verstimmende Fixigkeit der Schilderung, die aus einem Erzählen ein Reportieren werden läßt. — Kleine Sünden, von ganz seltenen Vorzügen überragt. Es wäre ein Leichtes, einige Stellen zu wählen als rühmliche Beispiele einer Erzählungskunst, die mit vollendeter Präzision und in runder Sinnlichkeit Landschaften, Straßen, Menschen, Tiere (ein Prachtstück die Schildkröte vor dem Kaiser), Lichter und Wolken anschüttet — gewonnen durch kein anderes Mittel, als eine leidenschaftliche, oft jubelnde Hingabe. Aber die ist auch freilich alles! — Nach diesem großen Roman erwarten wir von Alfred Döblin ein Meisterwerk. Auf so fruchtbarem Boden wird eines wachsen.

Es handelt sich weder um einen psychologischen Roman (obwohl man den Nervenarzt nicht nur aus dem Gegenständlichen heraushört), noch um einen historischen oder gar ethnographischen Roman, sondern um ein Kunstwerk. Dieser Roman läuft notwendig in China ab. Deshalb darf man hervorheben, wie wahr dieses China namentlich am Beginn da ist — und muß man jene Entgleitung ins Schlesierhafte am Ausgang bedauern. China ist hier nicht „Milieu“, auch nicht der sogenannte künstlerische Reiz des Ganzen, sondern ein Bekenntnis! Für das, was verhandelt wird, ist China die seelische, menschliche Heimat. Sagen wir also ruhig: Döblins Roman ist uns Heimatkunst. Hineinzuspringen in diese chaotische Welt, während deutsche Meistererzähler in den Promenaden fürstlicher Residenzen peinlich, genau und akkurat spazieren gehen — das will schon etwas heißen.

In einem schönen Buche „Die Türkei“ (Delphin-Verlag München) sagt Franz Carl Endres von Mohammed, er zeige 2 Stufen der Entwicklung: „Die erste, auf der er lediglich als Lehrer auftrat, und mit dieser seiner Lehre Schiffbruch litt, die zweite, auf der er mit der Hand des Organisators die weltlichen Verhältnisse seiner Anhänger ordnete, insofern als er ihnen kriegerischen und politischen Erfolg verschaffte. Als dies gelungen war, fand auch seine Lehre die gebührende Beachtung.“ Soll man aus dem Erfolge der Organisation den Schluß ziehen, daß Organisation gut ist?

Dem täglich tausendfachen Rechts-Unrecht ihres Staates entziehen sich chinesische Gewissensmenschen, machen sich vor der Organisation der Macht immun durch waffenlose Güte und durch Geduld. Gemeinsames Fühlen führt viele zusammen. In der Not, sich vor sinnloser Niedermetzelung durch die empörte Macht zu bewahren, erliegen sie — dem Gifte der Organisation. Sie finden Waffen in ihre Hand gedrückt und führen sie mit einer Wut, wie sie nur aus der Tiefe der Geduld so vulkanisch hervorbrechen kann.

Es ist das nicht Fabel und Moral des Romans — es ist nur eine Saite; aber jene, die zurzeit am intensivsten für mich klingt.

Adolf Behne

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXXIV

Wandermüde hängen die grauen Wolken zu Hauf und aus ihren zusammengeflossenen Leibern rinnt der Regen. Alle Farben sind erloschen und aller Lärm ist verstummt. Wenigstens scheint es einem so nach gestern, als Hunderte von Geschützen brüllten und die Menschen in der Wut des Kampfes gegen einander die Handgranaten schleuderten und die Kolben schwangen. Nur dann und wann fällt von unserer Seite ein Kanonenschuß, und der Russe antwortet vom anderen Ufer der Narajowka.

Wir stapfen durch den tiefen Morast der schwarzen Erde. Es klackert unter unseren Füßen. Langgestreckte Höhen lassen wir hinter uns und sanfte Kuppen — gestern noch heiß umstritten, des Blutes vieler Tausender wert, heute gleichgültig geworden, wie die Kulissen eines abgesetzten Stückes . . .

Anfang eines Aufsatzes, den das „Berliner Tageblatt“ von seinem Kriegsberichterstatter Wilhelm Hegeler den 2. 11. 1916 veröffentlichte.

### KLEINER BRIEFKASTEN

Münchener Leser. Daß Herr Scheler schon wieder eine zeitgemäße „bedeutsame Neuigkeit“ geschrieben hat und im Buchhandel erscheinen läßt, hat mir sein Verlag nicht verheimlicht. Tja, diese rührigen Denker!

Hannah B. Zum Vorzugspreise können Sie Herzens Erinnerungen nur direkt vom Verlage beziehen, nicht durch den Buchhändler. Der Preis ist für Abonnenten der AKTION noch ermäßigt worden: die beiden Bände des Werkes kosten broschiert M. 5,—, gebunden M. 8,—.

Freunde, es bleibt wichtig, für die Bücher der AKTION etwas zu tun! Je mehr dafür getan wird, umso schneller können neue Bände folgen. Neuerschienen sind:

FRANZ JUNG, Saul. Ein Drama

(Band 4 der AKTIONSBÜCHER DER AETERNISTEN)

und die ersten Bände der Sammlung DIE AKTIONSLYRIK:

1914—1916. Eine Anthologie

JÜNGSTE TSCHJECHISCHE LYRIK. Eine Anthologie

Jede dieser Anthologien kostet in Halbpergament gebunden M. 3,—, Franz Jungs Saul kostet gebunden M. 2,—. In Vorbereitung sind diese Lyrikbände: Gottfried Benn, Wilhelm Klemm, Kurd Adler, Ludwig Bäumer, Otto Pick, eine dritte Anthologie (mit Beiträgen von allen AKTIONSLYRIKERN). In der AETERNISTENREIHE folgen: Gottfried Benn: Ein Drama, Heinrich Schaefer, Theodor Däubler: Der Hahn. Vorbereitet wird der Almanach

### DAS AKTIONSBUCH.

Geplant: Alfred Wolfenstein, Franz Werfel, ein Buch von Ludwig Rubiner. Mithin: an die Arbeit, Freunde!

F. R. Die nächsten Sonderhefte der AKTION werden gewidmet sein: Albert Ehrenstein, Ludwig Rubiner, Ines Wetzels, Max Oppenheimer, Richter-Berlin.

### BÜCHERLISTE

(Nur wichtige Werke werden hier registriert)

ARISTOPHANES. Neu herausgegeben von Th. von Scheffer. (Georg Müller, Verlag, München.) Zwei Bände. M. 8,—

FRITZ BRUPBACHER. Marx und Bakunin. Ein Beitrag zur Geschichte der Internationalen Arbeiterassoziation. (Verlag G. Birk & Co., München.) M. 2,—

FRANZ MEHRING. Gesamtausgabe des literarischen Nachlasses von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. (Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart.) Vier Bände gebunden M. 20,—

FRANZ MEHRING. Die Lessing-Legende. (Dietz, Stuttgart.) Neue Ausgabe. Geb. M. 3,—

ARNO HOLZ. Phantasia. (Insel-Verlag, Leipzig.) Große Ausgabe. Halbleinen M. 24,—, Halbpergament M. 30,—

GEORG KAISER. Von Morgens bis Mitternachts. Stück in zwei Teilen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) M. 3,50

ALBERT STEFFEN. Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman. (Ebenda.) M. 4,—

INHALT DER VORIGEN NUMMER (FRANZ WERFEL-HEFT): ARTHUR SEGAL: LANDSCHAFT (TITELBLATT) / Franz Werfel: Trinklied / Pablo Picasso: Zirkusartisten (Zeichnung) / Franz Werfel: Memnons Gesang; Aus den vierundvierzig Sprüchen des Laurentin; Geistige Freude; Gang Traum: Ballade von Traum und Tod; Couplet eines Verdammten an die seligen Geprüften der Erde; Ein dramatisches Stück aus der Festkantate mit Szene und Tanz; Die Geliebte (eine Novelle); Ex abrupto; Ein Nachwort zu allen Nachworten / Kurt Pinthus und Otto Pick: Ueber Franz Werfel / Georg Tappert: Aus dunklem Winkel (Zeichnung) / E. L. Kirchner: Zeichnung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{47}{48}$

INHALT: Georg Tappert: Original-Holzschnitt (Titelblatt) / Jean Moréas: Der Tod und die Freundschaft / Hellmuth Wetzel: Die Ingenieure der Sentimentalität / Josef Capek: Tuschzeichnung / Theodor Däubler: Munch / W. Schmidt: Salome (Zeichnung) / Richter-Berlin: Macedonisches Mädchen (Holzschnitt) / Franz Werfel: Aus den vierundvierzig Sprüchen des Landstreichers Laurentin / Franz Werfel: Verlust / Otokar Březina: Der Besuch / Albert Ehrenstein: Verse / Paul Adler: Abend / Paul Boldt: Badende Mädchen / Hermann Kasack: Gespräche / Georg Schrimpf: Holzschnitt / Carl Einstein: Drei Negerlieder / J. Eberz: Zeichnung / Kurt Kersten: Morgen / Franz Werfel: Die andere Seite / Alexander Herzen: Im Vorüberfahren. Ein Fragment / R. Janthur: Zeichnung / Rudolf Fuchs: Ueber Max Brods Roman / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN · WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

## AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTEIN  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

FRANZ JUNG  
O p f e r u n g  
Ein Roman

Band 4:

FRANZ JUNG  
S a u

Band 1, 2 und 4 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

## DIE AKTIONS-LYRIK

Band 1:

1 9 1 4 — 1 9 1 6  
Eine Anthologie

Band 2:

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK  
Eine Anthologie  
Jeder Band gebunden M. 3,—

WILHELM KLEMM  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

FRANZ JUNG  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Gebunden M. 3,—

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS  
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

## KUNST-SONDERHEFTE D E R A K T I O N

„Neue Seceession“ / Richter-Berlin / Schmidt-  
Rottluff / K. J. Hirsch / Hans Richter /  
Wilhelm Morgner / Egon Schiele / Georg  
Tappert = Heinrich Schaefer / Else von  
zur Mühlen

## DICHTER-SONDERHEFTE D E R A K T I O N

Franz Blei / Gottfried Kölwel / S. Fried-  
laender / Alfred Lichtenstein / Paris von  
Gütersloh / Heinrich Schaefer / Theodor  
Däubler / Paul Adler / Franz Werfel

## SONDERHEFTE „DIE VÖLKER“

„Rußland“ (mit Geleitworten von Maximilian  
Harden) / „England“ / „Frankreich“ / „Bel-  
gien“ / „Italien“ / „Böhmen“ / „Deutschland“

## DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Jedes Sonderheft, gewöhnliche Ausgabe,  
kostet 50 Pfg.

Die Dichterhefte Heinrich Mann, Carl Ein-  
stein, Schickele und die Erste Lyrische  
Anthologie sind vergriffen und nur in com-  
pletten Jahrgängen enthalten. Von allen  
übrigen Sonderheften ist eine kleine Zahl  
(etwa je zehn Exemplare!) der Bütt-  
enausgabe erhältlich. Jedes Heft kostet  
nummeriert M. 2,—

## KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 80 verschiedene Drucke erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César  
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /  
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Else von zur  
Mühlen / Hans Richter / Josef Čapek / Morgner u. a.

100 Stück M. 3,—

portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

VERLAG DIE AKTION

## POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

Erstes Werk:

ALEXANDER HERZEN  
E r i n n e r u n g e n  
D e u t s c h v o n O t t o B u e k  
Zwei Bände. (446 und 338 Seiten.) Mit  
drei Porträts

Gebunden M. 12,50, broschiert M. 10,—

Für Abonnenten der AKTION nur direkt vom  
Verlage: M. 8,— geb., M. 5,— broschiert

VERLAG DIE AKTION

„Uebrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen: „Aus  
den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen.  
Höchst lehrreich und schrecklich!“

*Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.*

Dies unvergängliche Memoirenwerk von einem der glän-  
zendsten und anziehendsten Geister, die Rußland je  
hervorgebracht, ist von einer inneren Kraft durchdrungen,  
wie sie nur echten Dichterwerken eigen ist. Als Völker-  
psychologe und Menschenkenner offenbart Herzen eine  
Feinheit und Elastizität des Begreifens, die nicht nur  
auf Erfahrung, sondern auch auf Genialität beruhen. Über  
Rußland und das russische Volk erfährt man aus diesen  
Memoiren Wesentliches und Unvergeßliches.

„Neuland“ Monatsblätter.

Das Leben Herzens ist ein Roman, nicht nur die Tra-  
gödie eines der machtvollsten Publizisten, sondern ein  
Zeitroman . . . Ein wichtiges, interessantes Werk.

*Neue Freie Presse, Wien.*

Alexander Herzen tritt in der vollen Kraft seiner Persö-  
nlichkeit heute wieder vor uns hin, gleich als wolle er  
der Idee, die sich an seinen Namen knüpft, zum Siege  
verhelfen.

„Die Hilfe“, Berlin.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 25. NOV. 1916

## DER TOD UND DIE FREUNDSCHAFT

Von Jean Moréas

In meiner frühesten Jugend trug das Schulviertel noch Spuren seiner ererbten Züge. Um Saint-Séverin, vor Cluny war es erlaubt, gewissermaßen die Zeiten der Geistlichen und der scholastischen Doktoren wachzurufen.

Der Maubert-Platz blieb unberührt mit seinen schrägen Straßen, die gegen die Seine und den Platz vor Notre-Dame hin flohen.

Ein malerisches Labyrinth wurmzerfressener Giebel verwirrte sich auf der Seite des Platzes Saint-André-des-Arts oder genauer gesagt der „Bogen“. Ich erinnere mich, einmal nachts am Ende einer verlassenem Sackgasse vor einem monumentalen Tor eine alte Trinkerin mit einem Rinnsteingesicht getroffen zu haben, im dicken Schnee ausgestreckt, unter dem blassen Mond.

In der Umgebung der Sorbonne hingen Krambuden an den löcherigen Wänden. Gewölbe voll von einem schwankenden Halbdunkel führten von einem Gäßchen zum andern.

Hier öffnete sich ohne Zweifel die enge und düstere Passage dieser Rue Neuve des Poirées, wo Jules Janin eine Cholera Geschichte von düsterer Tragikomik spielen läßt.

Ich habe in Paris zwei Choleraepidemien erlebt. Die letzte, die vor ungefähr siebzehn Jahren, hatte die Phantasie, sich in Puteaux zu versuchen, bevor sie die Hauptstadt erreichte.

Ich erinnere mich, damals in diesem Ort gespeist zu haben, bei einem Freund. Wir hatten den Platten und Weinen Ehre angetan. Beim Kaffeetrinken waren wir alle recht guter Laune.

Wir sprachen von den Kranken und Sterbenden ohne Übertreibung, scheint mir.

Eine Epidemie kehrt schnell und natürlich in die tägliche Unterhaltung ein. Gewiß arbeitet die Einbildungskraft vor der Bedrohung, doch der Tod macht nicht gar zu sehr zittern: selbst bei den Allerglücklichsten ist eine Lebensmüdigkeit vorhanden. Indessen eine übermäßige Sehnsucht nach dem Tod kann ohne Anmut sein, wie ein gleiches Übermaß an Leidenschaft zum Leben.

Man findet in den Essays von Montaigne eine ganze Enzyklopädie über das Ende unserer Freuden und unserer Mühen: Inwiefern es uns von allen unseren Verpflichtungen entbindet, als ein-

ziger Richter über das Glück der Menschen; wie wichtig es ist, auf den Tod vorbereitet zu sein; welches die heilsamsten Todesarten sind; der Tod nimmt Teil an der Ordnung des Weltalls; man kann ihn nur einmal versuchen, und wir alle sind Lehrlinge, wenn wir erst so weit sind, usw. usw. Montaigne führt die Philosophen und Dichter an, und er sagt das Für und das Wider der Meinungen, er häuft die Beispiele und Anekdoten.

Wie er gesteht, war er in der Blüte des Alters schon von Todesvorstellungen heimgesucht. Inmitten der Tänze und Spiele nährte er derartige Gedanken. Doch dies ließ ihm keine bitteren Falten auf die Stirn kommen: er hatte die Gewohnheit angenommen, vor den Verhängnissen des menschlichen Daseins ruhig zu bleiben. Er sagte sich, daß ein langes und ein kurzes Leben von dem Tod gleichgemacht werden, denn Lang und Kurz existieren nicht für Dinge, die nicht mehr sind. Dann erinnerte er sich dessen, was Aristoteles von gewissen kleinen Tieren sagt, die nur einen einzigen Tag leben: dasjenige, welches um 8 Uhr morgens stirbt, kommt in der Jugend um, das, welches um 5 Uhr abends stirbt, im Greisenalter.

Der Tod ist nach Montaigne kein Heilmittel für ein einziges Übel, sondern für alle Übel.

Er urteilt, daß der freiwilligste Tod der schönste ist, und wenn es Schwäche sei, den Leiden nachzugeben, so sei es Torheit, sie noch zu nähren.

Und er erinnert daran, wie Diogenes eines Tages einen Philosophen traf, der seit langem von einer grausamen Wassersucht befallen war und sich auf einer Bahre tragen ließ. Der Philosoph rief ihm zu:

— Heil dir, Diogenes! —

— Dir keinen Gruß, erwiderte er ihm, der du das Leben erduldest und in einem solchen Zustand bist. —

Doch bald ändert Montaigne seine Ansicht und sagt, daß es verdienstlicher sei, die Kette abzunutzen, die uns festhält, als sie mit Gewalt zu zerbrechen und daß in Regulus mehr Stärke sei als in Cato.

Wenn man von einem vornehmen Gleichmut dem Tod gegenüber spricht, vergißt man niemals Sokrates.

Ich denke oftmals, daß die Heiterkeit und die Geistespiele eines Sokrates ihm die Bitterkeit und die Mühe des Lebens wohl verbergen konnten.

Wie aber hatte Nietzsche dann recht, als er be-

hauptete, Sokrates hätte sterben wollen und die Athener gezwungen, ihm den Schierlingsbecher zu trinken zu geben?

Mänander, ein Poet und Moralist, hielt den Menschen für begünstigt von den Göttern, der auch nur den Schatten eines Freundes hätte finden können. Montaigne erinnert an diese Worte, und Montaigne verstand sich auf Freundschaft.

Die Neigung, die La Boëtie und den Autor der „Essays“ verband, ist berühmt. Es war eine ganze und vollkommene Freundschaft, wie sie sehr selten ist in der Geschäftigkeit dieser Welt.

„Es bedarf, sagt uns Montaigne, um sie aufzubauen, so vieler glücklicher Umstände, daß es viel ist, wenn das Schicksal es in drei Jahrhunderten einmal dazu bringt.“

Und er gesteht, daß nach La Boëties Tod sein ganzes Leben, obwohl sanft und voller Ruhe, nur mehr Rauch gewesen wäre und finstere Nacht.

Montaignes und La Boëties Seelen waren ohne Zweifel derartiger Gefühle fähig, doch wohnen sie auch — recht oft — in sehr mittelmäßigen Naturen. Dann ist das nur der Wunsch, sein Herz auszuschütten und eine Art Nachgiebigkeit gegen sich selbst. Und all dem kann die Vornehmheit mangeln.

Die Liebe, die eine blinde Leidenschaft bleibt, wie sehr wir sie auch ausschmücken, ist nicht so spitzfindig! Die Freundschaft ist empfindlicher, und sie muß ihre Bedenken hören.

Deshalb kostet ein wahrhaft großes Herz, wofern es mit einem widrigen Geschick zu tun bekommt, am Ende den bitteren Genuß der Einsamkeit aus.

Ach ja, die Schauspielerei ist nötig im Leben, besonders für die außergewöhnlichen Menschen; sonst bricht das Herz schnell in Stücke.

Bei Ronsard wie bei Corneille nahm eine rührende Bäuerlichkeit die Stelle der Schauspielerei ein. Malherbe war ein durchtriebener Schauspieler und trotz seines Verdienstes ohne weiten Blick.

Hugo schauspielerte in Hemdärmeln, um mich eines Ausdrucks zu bedienen, den Nietzsche auf Michelets Begeisterung anwendet.

Chateaubriand und Lamartine sind Helden der feinen Schauspielerei zu Anfang des Jahrhunderts. Der erste machte daraus ein in Bronze gegossenes Meisterwerk; der zweite hatte Lücken.

Es gibt keinen Schatten dieses Lasters oder dieser Tugend bei Racine: drum war er auch in der Kraft seines Lebens schon von seiner Kunst und der Welt angeekelt.

(Deutsch von August Brähler)

## DIE INGENIEURE DER SENTIMENTALITÄT

Von Hellmuth Wetzell

Unsere größten Gefahren liegen in uns selbst. Nichts vernichtet uns gründlicher als unsere Freiwilligkeit, die der Derwischrausch des Fanatismus als ersehntes Ziel und adelnde Handlung malt. Bezaubert, glauben wir zu handeln und werden dabei gehandelt, und der Unsinn unserer

Vernichtung verbirgt sich im Pomp posthumer Kränze. Mit einer „schönen Leiche“ bezahlt die angebliche Allgemeinheit unsere realste Forderung. Dem Betrachter wird es plötzlich zur durchaus nicht mehr banalen und abgegriffenen Tatsache, daß gerade ein Feldhauptmann den Jesuitismus erschuf, auch wir finden uns Jesuiten einer weltlichen Kirche, in geistlichen Exerzitien und unsere Gedanken — in Linie formiert, schwenken auf Kommando; die Macht des Ordens ist die einzige Lösung — der wir uns selbst durchaus zum Opfer bringen. Das Kraftlager, das stark genug ist, trotz des Widerstands unseres intellektuellen Egoismus diese Arbeit zu leisten, ist in uns. Es sind unkontrollierbare Begriffe. Sache der Ingenieure, die darauf vereidigt sind, ist es, es anzubohren, und sie verstehen sich darauf, die ergiebigen Fettkohlenflöze der Sentimentalität anzuschlagen. Unkontrollierbare Begriffe sind solche Begriffe, die schon frühzeitig eingepflegt, in der Folgezeit durch künstliche oder natürliche Umstände der Überprüfung von seiten des reifenden Intellekts entgangen sind. Als gültiger Bestand ruhig angesehen, lagern sie ungestört in beträchtlicher Menge im Motivevorrat des Lebens. Mit dem Moment, wo das Gebiet ihrer Beziehung durch irgendwelche starken oder bestärkten Umstände gestreift wird, machen sie sich ohne weiteres zu Herren des Gesamtorganismus mit Inbegriff der gedanklichen Funktionen, die zur Konstruktion logischer Scheingründe veranlaßt werden, und bewirken mit Leichtigkeit Ketten von Bestätigungen, deren Sinn und Erfolgsmäßigkeit entweder gar nicht oder sehr nachträglich in Betracht gezogen werden. So ungeheuer ist diese Suggestionskraft. Alle dergleichen Begriffe arbeiten mit dem Animalischen — die Reste der Phantasie, die selbst der Banalste zur Ausfüllung seiner animalischsten Lebensbezirke benötigt, sind ihnen zu Diensten, ihre malende Blitzhaftigkeit erfüllt mit Rausch, die von früh an mit künstlicher, geschickter Glorie immer wieder frisch vergoldete Größe der Pose verheißend. Dergleichen Begriffslager sind also nicht ganz nach Belieben von außen züchtbar. Nur die vorhandenen Keime lassen sich kultivieren. Da sind fossile Überreste aus der Gesamtkindheit des Menschen, unbesehen vererbt und tief im Blute schlummernd, und aus der Kindheit des Einzelnen, wo die ganz unbegrenzt vertraute Annahmehereitwilligkeit die Aussaat leicht macht. Denn jede Kindheit ist der Rausch vor dem gänzlich Unerfaßbaren und dem lastenden sich Türmen neuer Eindrücke. Da ist weder Zeit noch ein experimentell erprobter Maßstab zur Kontrolle, jeder geliehene wird freudig übernommen. Riesig ist die Beeinflussbarkeit durch jeden, der im Chaos der Dinge Führer zu sein verspricht, und durch jedes — noch so gefärbtes — Wort, das zur Begründung und zur Bedeutung beizutragen verheißt. Unausrottbar also die Ansteckung: Der Vater überträgt sie auf das Kind; in gutem Glauben übernimmt es, was der Vater in gutem Glauben übernommen, guten Glaubens wegen ehrfürchtig ihm übergibt. Sorgfältig und

mit autorisierter Geste kultiviert man in der Brutwärme des Animalischen das uralte Myzel, aus dem die Champignons der vereinzelt persönlichen Vorteile herausprießen. Denn die geschickt geleitete Aufstapelung der unkontrollierten Gefühlsworte in entgegengesetzter Potentiale führt zu Entladungen, die Einzelnen oder Gruppen Vorsprünge und Vorteile bringen — überzeugten Anhängern des ersäufenden Hochwassers, da es ihre Mühlen treibt; Alte vom Berge gibt es viele, Haschisch ist überall, und gläubig sterben die Assasinen.

Zwar das „Es — soll — sein“ bedingt den Eigennutz. Eigennutz ist die wirksamste Kraft im Einzelnen. Aber die Ingenieure der Sentimentalität verachten ihn bereits. Mit der Glut unkontrollierter Gefühlsworte heizen sie ihre Kessel, da funkelt der Ruhm, da sprüht das Große, in blauen Flammen verzehrt sich das Edle. O diese Anweisungen auf einen durchaus imaginären Goldschatz, die ohne Kritik durch den Intellekt willig mit der eigenen Existenz, mit dem persönlichen Glück und Wohlergehen honoriert werden: Willig — nein — fanatisch, der Rausch des Opfers wird kraftspeicherndes Schwungrad — Karthager stehen, in Gebeten verückt, und wohlgefällig dampft Baal Opferrauch aus seinen sieben Höhlen.

Es ist einleuchtend, nur die Existenz der Masse berechtigt die des Individuums, die Existenz des Individuums, sein persönliches Glück und sein Bestehen ist allein theoretischer Zweck der Masse. Doch ist der Einzelne mit unkontrollierten Begriffskulturen verseucht, befindet er sich dem Interesse der durch die entsprechenden Begriffe nicht mehr Gebundenen gegenüber, in der der Vernichtung geweihten Lage eines Kartellmitglieds, das allein noch die Höhe der Preise hält, die andere nur noch fingieren. So, im Einzelinteresse anderer absolut suggestibel und die Ansteckung weitverbreitend, schadet er durch seine Selbstvernichtung dem Gemeinwohl. Nichts, nicht der klarste verstandesgemäße Nutzen vermag solche Massen auch nur annähernd mit gleicher Leichtigkeit in einer Richtung in Bewegung zu setzen, eine gleich unaufhaltsame Flut zu sammeln, die bewußtesten Fähigkeiten sich zu verpflichten, wie eine Spekulation auf dieses Pulvermagazin von falschem Instinkt, das in den dunkelsten Kellern des Bewußtseins ein sorgfältig gepflegtes Dasein inkognito führt. Nur Meinungen gibt es hier, aber kein Betrachten, gläubig händigt man sich durchaus verhüllte Heiligtümer. Das eigene Sein ist nicht tief genug gewurzelt und aus der Tiefe des Triebes wieder geboren, um gleichstarke antagonistische Energieaufwände auszulösen; zu leicht ermißt man die Reichweiten und den Inhalt, zu wenig Mystik ist da, sorgsam gepflegtes Tier zu wenig. In der Ausbeutung des Tieres ruht die Macht umfassender Aktion, Sentimentalität macht die Städte brennen, steckt farbige Gefühls-Tücher aus, und die Chimäre einer großen Idee berechnet mit Mathematik die Parabeln der Zerstörung.

## MUNCH

Von Theodor Däubler

Zur Erinnerung an Albert Kollmann

I

Dem Norden wurde seine Kunst geboren. Das geschah in großer Erotik: eine herrliche Gewitterentladung ging nieder: Edward Munch. Eine gespenstige Erotik wurde geschaut, das geschah mit prachtvoller Kunstentfaltung: Edward Munch. Feenhaftes Wetterleuchten zieht über Land: eine grüne Karawane Tannen ist für einen Augenblick zum Atemholen stehn geblieben. Aber sie hört nicht auf zu brennen, grün zu brennen, grün ihre Äste zum Gebet aufzurichten. Sie besinnen sich ihrer Herkunft im stillen Tal der Kristalle, die guten Nadelbäume. Noch fabeln sie zueinander: als ich Obelysk war; einige alte, versponnene, ganz verwitterte Greise unter ihnen sagen, als Pyramiden wären sie da gestanden. Sie hoffen bestimmt alle miteinander auf das Tal der Kristalle.

Ein paar Bäume, außerordentlich prägnant, bloß auf den Ausdruck hin, drauflos gezeichnet: trianguliert. Doch dort müssen Eichhörnchen sein: und überdies ein großes Wunder! Aber kein



Josef Čapek (Prag)

Tuschzeichnung

Untier. Vielleicht tragen es erst zwei Liebende hinein. Ob's die schweren Äste fühlen?

Ein erotisches Rosa, eine immer noch neugierige Sonne: wohl als unstillbares Loch in der Welt! So ist der langschleichende Sommerabend im Norden. Dazu priapische Reflexe im liebesdurstigen Stromwasser. Zwei Liebende am Strand, immer noch verschlungen, einander in den Armen. Munch ist stark erotisch, aber nicht sinnlich; schon seine expressionistische Technik verbietet das. Eine Hauptfarbe, ein Hautton, riesenhafte Schwarzwirkung.

Und immer wieder die gleiche Erscheinung: ein tränenblaß gewandetes Mädchen steht allein am Strand. See und Ufer lilaeingeschleiert. Eine goldne Kundenkugel lange, lange überm Horizont: und im Meere ihre weltgeschlechtlich tiefen Spiegelungen: Sinnbildhaftigkeit der Männlichkeit in Gold und Glut. Fabelhafte Bluterschütterungen tropfen, knospen im Abendangehn in den atemgehaltenen Liebesfarben durch das Wasser, auf das Mädchen in der goldnen Haarbekleidung zu: aber alles das ist zart. Endlich nähert sich das Taggestirn so weit dem Abendrand, daß es breit und kupferglutig anglimmt. Und ein Kreuz erscheint um Sonnentotgang. Aber die Sonne selbst ist ja kupferköpfig, und ihr Liebesschwur im Wasser herzt sich eng an sie heran und funkelt kupferkronig. Das Mädchen sieht und versteht das Geheimnis nicht: doch es weiß es. Das lodernde Geschlecht, das bedrohliche, das andre, das bloß gespiegelt, vorgetäuscht wird, stürzt mit dem warmwohligem wirklicheignen Geschlecht ineinander: O Sonne! Sie fallen zusammen: die Leibhaftigkeit, das Weib, und sein Traum im Wasser und sein Beträumer in Alge und Pflanze, sein Umwittern: das Tier. Eine Tragödie: dort erhebt sich die Kreuzigung, Sonnenhaupt und gespiegelter Scheinleib strecken die nämlichen Arme, den rechten und den linken, weit aus, eröffnen den Horizont, begaben leidreich und sterbend den anhauchenden Abend mit Gestirnthet. Die Hände selbst krampfen sich als Schmerzsterne auseinander. Das Mädchen sieht das.

Wenn Munchs Farben Erotik, Geheimnis voll Feierlichkeit sind, so gehn sie doch nie auf den Weltgrund: der ist schwarz. Gerade bei ihm tragisch-schwarz, — verhängnis-weiß. Ein Mädchen wendet sich von der Sonne ab, um mit dem Schatten allein dazustehn. Ihr Haar kann nun auch die schwarze Last der flügelnden Seele sein. Willkürlich in der Technik, unweigerlich an ihrer Stelle, sind ein paar Ritzchen mit dem Nagel ein-

gesetzt, damit wir Haar vom Gesichtsausdruck unterscheiden. Denn alles ist überschattet, emporschweifend umdunkelt. Der Sonnentod scheint weißglühend gedacht. Des Mädchens Augen bleiben als der Sonne Vertreter, unter Schwarzhhaar, im Schattengeblätter. Der Mund ist der Durst des Meeres. Eine ovale Opalbrosche das Sinnbild von Sonne, Mund und Augen: ein Tropfen Stein in den Tagesfarben und Meerverzückungen mit einer feinen Hoffnung auf den Mond. O die Komposition! Das Sonnenrund immer noch oben überm Wasser, dann die Augenbogen, der volle Mundschlitz und darunter die vollkommene Kunst-elypse: ein opalisierendes Geschmeide.

Ein Mädchen schreitet durch die Dämmerung: noch wirft sie aber, das unerfahrene, hilflose Kind, mit sich selber, einen Schatten. Ja, er ist da, wissender als die Seele im Dämmerchein: ithyphallisch rhythmisiert wird er der Großgeschlechtliche! Daheim wirft die Seele alle Schattenleichtigkeiten ab, um allein zu bleiben mit dem eignen Haar, dem langen, schlangenhaften um die Evanacktheit. Hier ist kein Heimschleicher, oder Nebengänger, kein Vorbedeuter daneben. Die Nackte tritt ans Fenster. Der Nackte wird kommen. Dort unten, durch die Straßen gespenstert er. Auf einmal, und das wird das höchste Aufeinmal, wird er da sein. Er der Abglanz und die Freude ihres Weibwerdens. So warm wie davontaumelnde Abendsonne. So sommerlich wie eine frische Frucht. Die Haare müssen sich verwogen; die Haare beider sollen ein Haarkatarakt sein. Die Haare müssen sich spühren, ihre Pflanzlichkeit wiederwerden. Die Lichter draußen mögen gepaart erklingen, ein drittes will mitschimmern.

Die zwei Menschen werden versinken: ein anderer Kuß muß aber Munchs Hand entblitzen. Schwarz davonziehn. Ein bloßer Ausdruck: ungeheures Einzigschwarz, darin wenige Ritze, die Kunde wissen von dem Grenzenwittern in der Erotik. Ein paar Weißflammen: Hände und das Zweigesicht: beinah Filippo Zambonis Kuß im Mond. Bleibt still, es regen sich weiße Geheimnisse im unterweltlichen Grundschwarz!

Schwarze Räume tun sich um Kinder auf. Schwarzbäume gehn über Kinder hinaus: der Raum bäumt sich wißbar empor. Die Unterlage des Erkundbaren ist schwarz: sie sei schwarz, bloß hier und da weiß beschmerzt. Weiß bescherzt. Schmerzbeschneit. Immer deutlicher. Ein Schmerzenszufall: weiße Figuren auf unnahbar Schwarz. Und drüber Rauhreif: Kunst muß umglasen.



Abermals die Nackte. Die Junge im Zimmer. Erwartend? Schon erfüllt? Auch da: ein Baum räumt sich empor. Erdschwarz das Nachtgehaben. Denn der Baum ist nachträchtig. Weißlicht eine künftige Lagerstatt: da neben der Nackten? Er bäumt sich noch immer empor. Er. Der Baum aus Schatten. Er wird sich mit Wissensbissen verwurzeln. Er wird. Weiße Lichter sollen kommen; weiße Schmerzen werden werden; er muß erotisches Obst tragen.

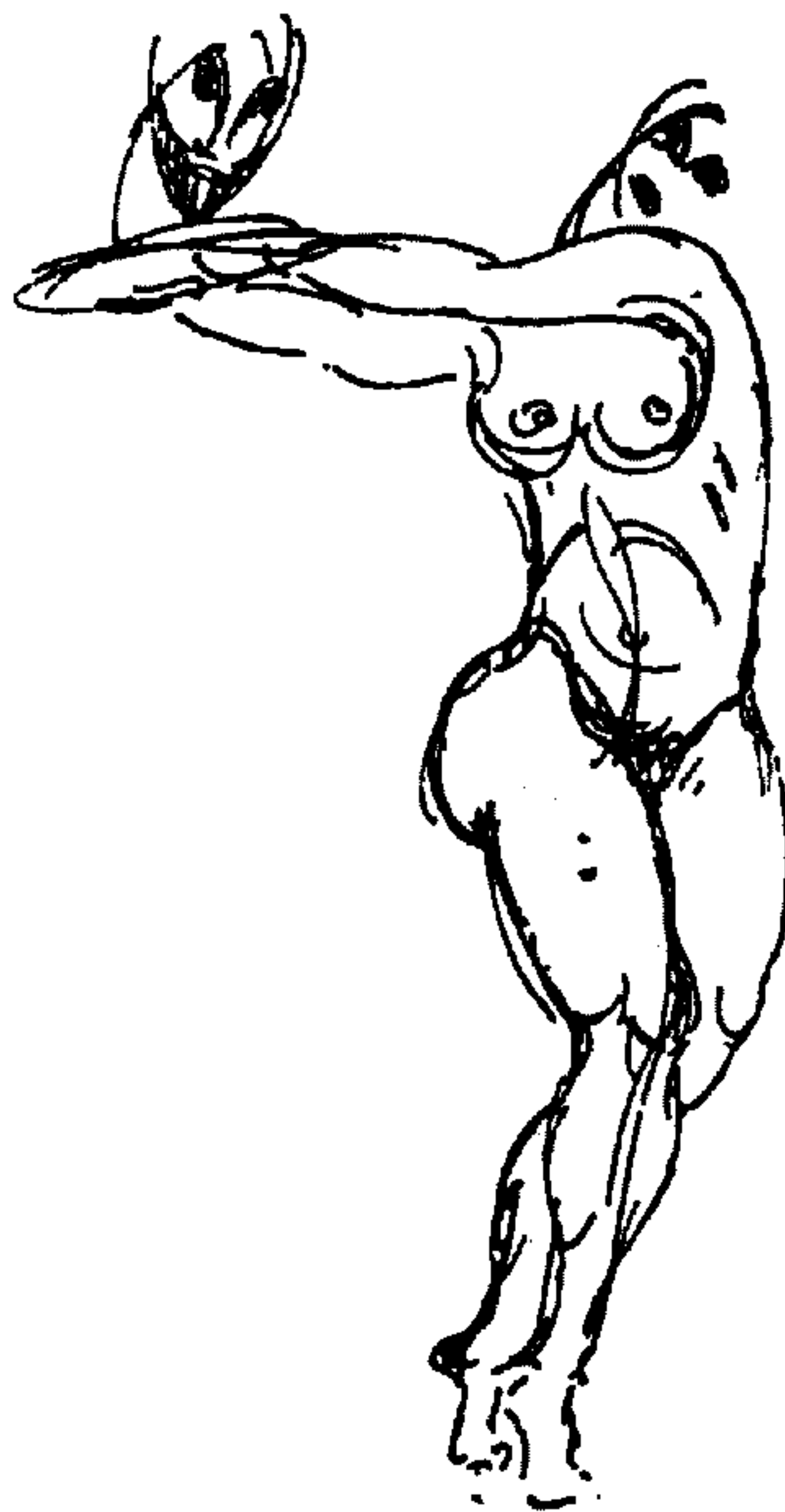
Weiß ist die Wäsche; wir sind weiß eingehüllt und verstecken das Weiß. Wir tragen feine Wäsche unter dunkeln Kleidern. Munch weiß es uns zu sagen. Überall blitzt Weiß hervor: das Reinweiß. Unser Leib ist nicht weiß. Die Wäsche, die unsre unheimliche Zierde ist, die einem Unsichtbaren zugewendet ist, wie steinerne Bildwerke auf gotischem Münster, die kein Sterblicher gewahrt, bricht auf einmal hervor, überschäumt der Leute Buntfluten. Wir sind im Norden: die weiße Jubelzeit stellt sich ein. Schon Berlin macht sich weiß zurecht, darum liebt es Munch: weiße, schaumweiße Mädchen, blumenweiße Kinder, schwanweißes Blühen, wunderweiße Tage, zauberweiße Nacht. Auch Munch sagt, daß die Welt mondrund, eihaft weiß sein kann. Wissen und Wittern davon sind seine Köpfe: Van der Veldes Ausdrucksbildnis von seiner Hand hat sogar Schattenphasen; die Nase gibt sie an und schreibt sie vor.

Munchs Atemgang bedarf der Flächenhaftigkeit: er beherrscht sie, indem er ihr ein Sternbild gibt. Alle Sternbilder hat er auf den vielen Kompositionen festgestellt. Oft, sehr oft, sind die einzelnen Sterngevierte im Bild ein Weißerglühen, oft ein Rotmittun, hie und da sogar blaubleiches Sichselbstbegnügtsein.

Ist das Gestorbensein weiß? Die Kissen unter einem Kind, das stirbt, sind nimmer weiß genug. Dieses Zerschmerztwerden ist so noch viel mehr. Der Tod schneit herein. Das anders Vorhandensein rauhreift hervor, lichter als die schaumweißen Kissenbezüge. Noch ist's Goldwachs, das süße Totenwachs, nicht ganz vorgeglommen: das Mädchen atmet noch. Die liebe kleine Nase ist immer sichtbar da. Aber kaum merkbar. Weißer Friede legt sich vom Kissen auf das zitterliche Gesichtchen. Die Mutter bleibt weinend dabei. Weißes Weltlicht wellt sich übers Haar. Es ist, als ob sich der jungen Mutter Flechten an ihrem Kindessterbebett weiß strähnten, begrauten. Das tut aber nur das Weltlicht. Das wischt sich gleich von selbst weg. Wir verbleichen, werden weiß

durchs Innenlicht, das sich hervormüht. Die Medizinflasche ist gespenstweiß. Das Wasserglas, mit dem Durstschluck fürs fiebernde Mädchen vielleicht blutglutig. Vielleicht ganz schneeweiß. Das Kindchen, das stirbt, wird's wissen. Nicht wir, die wir bloß dabei sind. Des Mädchens Haar wird noch lang im Sarg goldgütig und blutgoldig bleiben. Der schöne Sarg: unterm Hügel ein liebes begrabnes Kometchen.

Oft wissen Spiegel, Gläser, Kristallscheiben sehr viel von Tod und Mord. Blaß priapisch greift des Nachthimmels Lilageburt ein in unser Dasein, streckt die Geschlechtsfänger einer mordenden Gespensterwelt ins Zimmer: zittert und wittert ums Fieberkranke. Soll unter uns ein ekstatisches Geschlecht gepflanzt werden, das hinauswächst aus dem Maß der Rotationen? Denn der Mond rundet bloß auf, um eine Möglichkeit der Abnahme anzubedeuteten. André Suarès sagt von den gotischen Gräbern von San Zanipolo bei Venedig, sie seien wie heroische Blumen. Die Särge, sagt er, sind die kleinen Wiegen der Unsterblichkeit. Der antike Sarkophag, so sagt er, sei nicht mehr an die Erde gefesselt. Diese Särge, er nennt sie Archen, stellen den Neugeborenen des Todes einem geometrischen Gott vor. Suarès fährt fort: gegen Abend scheint uns dieses Grabmal in mondlichem Dunst zu zittern, wie eine große Trauerblume



W. Schmidt

Salome

mit starren Blättern; und die verborgne Mumie ist der Stempel dieses grausigen Kelches. Das ist Metaphysik der Kunst.

Bei Munch viel Eisblumiges! Wirkliche Blumen sind oft urnenhaft oder schwärmerisch wie Algen; Spermatozoën werden Fangarabesken. Urnen be-raschen sich wie Kelchpflanzen, höllische Schling-gewächse beflackern den hellen Angstausdruck der Zur-Flamme-gewordnen. Die Menschen rings-umher sind dann Embryos. Blumen tragen aber oft Gesichter; immer lächelnde, zu uns verpflanzte Gesichte aus einer Zone unaufhörlicher Rund-lichkeiten. Einmal aber streckt eine Blume mit vermenschten Blätterhaftigkeiten, mit einem Stiel aus Leuchten, mit ihrem Schatten aus Schwarz-grau, einen schwarzen Kristallsarg hoch empor in die unsichtbar ragenden Kristallentfaltungen, von denen wir bloß wissen.

Oh, der Tod bei Munch! Einmal fällt ihm ein Mädchen jugendhaft, voll, üppig gezeichnet wie nie, in die Arme. Diesmal ist er Knochenmann, der böse Senserich: sie, blühende Fleischlichkeit. Sie streiten, ringen miteinander: der Ausgang ist das Immerunentschiedne.

Ein Sterbezimmer: alles einfach: still und noch selbstverständlicher als beim Eindringling von Maeterlinck. Literatur? Nein, tragisches Schwarz. Furchtbare Schwarzverteilung. Der Dahinwehende im Lehnstuhl, im Totenthron, ist uns abgewandt. Die Dahierbleibenden sind die eigentlichen Gespenster. Wie oft ist man bei Munch halb Em-bryo, halb Erscheinung. Das Sterbebett: ein Kind liegt drin, schaut auch schon fort von uns. Wir sehn bloß seine verkrampften Fäustchen, ein klein wenig vom Köpfchen. Das Kindlein muß schwer kämpfen, um uns los zu werden, alle die bleich Nahebeigewesnen endlich weg zu lassen. Nabel-schnüre werden unsichtbar zerrissen. Nun bettet sich's ins große Weiß; das Sterbebett hier ist bloß ein Vorkommen unter uns. In diesem Schwarz-Weiß wird aber Munch sehr tief andeutend. Zwei Nachkommen werden: viel menschlicher, als sie auf Erden Bestand haben können. Über dem Kinde, aus und durch das Kind erwirbeln sie sich: alterlos: Zwei Erzeuger von des Sterblings Leib-haftigkeit gab's. Zwei Bezeuger der Beseeltheit bestehn. Also eine Spaltung! Entbuchtung? Virgil glaubt an die Splittung des Ichs. Der Triumph des Todes im Campo santo zu Pisa spricht von einer Zweiwertung. Davon weiß auch Goethe in seiner Lemurenszene.

Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, sehn sich in die Augen. Vielleicht ihr Zufallspunkt in einem

langen Leben. Zwei getrennte Wege gehn von beiden aus, ganz gleichspurig auf einen Felsen zu. Dort, sehr fern, warten zwei Schatten; zwischen ihnen entsteht eine Kelchurne. Sind sie's? Sie lehnen dort an einem Zahnstakett. Eigentümliches Totenkopfbegebnis. Aber es spukt durch die ganze Bildfassung. Der Fels ist wohl der Schädel; die Kinder sind doch die Augen? Aber alles ist voneinander getrennt. Um wieviel unheimlicher, künstlerisch erfundner als Böcklins Porträt mit dem Knochenrecken, oder der später übermalte Holbein mit dem Sichelherrn in München.

Der Tod trennt Mutter und Kind: die Alte stirbt, soeben ist es wahr geworden: eine Mondmaske liegt nun im Bett, in der unendlichen Horizontalen. Auch das Töchterchen erstarrt zur Maske, zur Daseinsgrimasse. Der tragische Ausdruck tritt auf: es ist also wahr!

Die Strindbergsche Sphinx ist auch da: das große Nordische. Sie herrscht auf Erden: ein Weib. Mit ihren goldnen Schlangen hält sie uns beiein-ander, die Sphinx. Fabelhaft fallen sie ihr vom Kopf herab, der Langhaarigen, immer weiter her-ab. Wir jubeln, wir himmeln durch Goldkatarakte. Sie fallen herab, immer tiefer herab, vom Kopf kommen sie herab.

Infernolandschaften: so etwas wie bei Strindberg, Dornach in Österreich. Jeder Fels ein Verhängnis, mancher Baum ein Verständnis. Die unendliche Trostlosigkeit in den Dingen. Alles war einmal Krampf: alles wird demnächst Schrei. Ich höre das große Schreien in der Natur, sagt Munch. Als Pan starb, haben die Bäume geschrien und sind verdorrt: sie wurden zu Kreuzen. Auch die Tiere wurden ihr Urschrei. Steine beschrien ihre Ohnmacht. Danach hörten's Schiffer an der Küste Hellas'! Sie kamen aus Alexandria. Schon bei Kap Peleda sollten sie rufen: Pan ist tot. Eine Stimme hatte sie dazu aufgefordert. Sie über-hörten's aber halb, oder vergaßen's. Als sie aber zum zweitenmal aufgefordert wurden, schrien sie: der große Pan ist tot. Er war's. Menschen mußten ihn totrufen, denn in dem Augenblick starb der Menschensohn auf Golgatha. Er überwand das Sterben. Aber der Golgatha breitet sich seitdem aus. Die Wüste wuchs sich sehr bald aus. Der Karst begann, von Hellas über Illyrien bis zum Isonzo. Das war damals. An der Küste Norwegens gibt's jedoch noch jetzt ein Kind, das hört immer das große Schreien. Munch hat's einmal getroffen.

(Teil II folgt.)



*Richter-Berlin*

*Macedonisches Mädchen (Original-Holzschnitt)*

AUS DEN VIERUNDVIERZIG SPRÜCHEN  
DES LANDSTREICHERS LAURENTIN

Von Franz Werfel

XII. Spruch

Unwandelbar

Da hilft kein Wasser aus dem Versiegen schöpfen,  
Da hilft kein Feuer aus dem Verlöschen schlagen,  
Da hilft keine Erkenntnis vom Himmlischen,  
Kühnen, Reinen!

Da bist du, da bist du!

Deine Stimme ist nicht lauter, als sie laut ist,  
Dein Mut nicht mutiger, als er Mut hat.

Je mehr du schreist, je weniger Gesang!

Je mehr du tobst, je weniger Tat!

Was übertreibst du? — Die Rampe wankt, aber  
die Seelen bleiben unerschüttert.

Ich weiß, ich weiß,

Es tönen unterm Himmel noch Heilige, noch  
Anmutige, noch Vollender!

Wo bist du, wo bin ich?!

Ja, friß die Erkenntnis,

Verzweifle,

Aber kniee, wirf dich hin, bete an!!

XX. Spruch

Die Lerche

Ich springe aus dem nächtigen Laub auf.

Ich spanne mich wie einen Bogen in den Morgen,  
Näher donnert die Sonne, noch unterirdische  
Pauke,

Näher dem Gekrah!

Auf frühen Schollen frühen Lebens finde ich die  
Lerche . . .

„Geliebter kleiner Vogel, irdener Vogel, bist du  
da und gleichst an Farbe und Einfalt dieser  
Erdenscholle?“

Ich gleiche der Erdenscholle, mein Freund, ich bin  
sie selbst, ich bin Erde, geistige Erde, Erde,  
die über sich ansteigt.“

„Steigst du an und bist trunken ohne Trunk?“

„Ich steige an, mein Freund, und bin trunken, Ich  
ward, als der Geist innehielt im Flug und  
rückwärts sah in den Morgen.“

„Bist du so hoher Abkunft, und falb doch, und  
ohne Ansehn?“

„Ich bin gering und falb von Ansehn, denn zu-  
sammengedrückte Leichte bin ich, Gestalt des  
Geistes, Seele, Überwindung, Aufbruch, Auf-  
schwung, Anstieg!

Ich bin armselig, damit gewaltig unter dem Feuer  
mein Gesang sei.

Ich bin Verheißung, Tröstung, Hochamt, unver-  
löschliches von Unten nach Oben!“

„O kleiner geliebter Vogel!“

„Ein Gleichnis bin ich, mein schwerer Freund, wie  
du selbst.“

XXIII. Spruch

Schicksal

Die Siege des Großen, gesiegte, werden vor  
ihm hinfällig und nichtig

Die Gebirge des Großen, überstiegene, werden  
vor ihm niedrig und nichtig.

Er ächzt, weil alle Höhe gleich tief ist,  
Er seufzt, weil keine Tat ihn übertrifft.

Er wächst,

Aber ewig gleich ist der Abstand. —

Das ziellose Herz zweifelt, wütet an sich,

Wohin es auch versucht, wohin es auch gelingt! —

— Aber die Götter höhnen. —

VERLUST

Dich noch verlieren,

Der ich dich schon verlor in vieler Mitternacht!

Dich noch verlieren,

Der ich dich fahren ließ in vielem frühen Fünf-  
Uhr-Licht,

Ich liebte dich,

Also starbst du mir stündlich.

Ich bin vertraut mit dem Schreck meines Er-  
schreckens,

Vertraut mit meinem Wanken im Traum.

Noch glänzt du über den Weg dahin,

Ich aber sah dich sinken schon zur Seite.

Noch dämmst du wandelnd den Sommer mit  
deinem Sommer,

Ich aber saß schon an deiner Stätte.

Noch lachst du über die Treppe,

Ich aber füllte schon die öde Lampe auf.

Noch bist du da, noch schiedest du nicht ab, noch  
odmest du das liebe Zugeteilte,

Ich aber verlor dich oft in strengen Frühen, ich  
kenne mein Witwertum.

So überaus ertönst du mir noch,

Ich aber schüttete schon die Schale über dein Gras.

*Franz Werfel*

DER BESUCH

Ich sprach: Schwester, den Blick vom Glanz er-  
loschener Sonnen durchglüht,

verweil, und zu wärmen die Hand, laß die Kühle  
in meinen.

Es war Abend und Duft von bang Vergangenen  
schwebte in der Dämmerung müd,

schluchzte in der Glocken metallischem Weinen.

Und ich sah meine Seele, vom Schamrot der  
Jugend umspielt,

wie sie einst hervortrat in meines Morgens däm-  
mernde Helle:

ein vergessenes Kind, das vor dem Gewitter lächelt  
und spielt

an verschlossenen Hauses Schwelle.

In weißem Schleier, ein Kind, das im Leichenzug  
lacht,

glücklich wie durchs brennende Haus Atemzüge  
der Schlafenden gehen,

Braut, betend in der letzten jungfräulichen Nacht  
an Betten, wo Menschen vergehen.

Hauchte mich an, wie Duft verblühter Rosen  
herüberschwebt  
aus fernen Gärten und zum Kusse versüßt an die  
Lippen sich drängt,  
und hat den Vorhang östlichen Lichts, aus reinsten  
Strahlen gewebt,  
meiner kranken Sehnsucht in die Zelle gehängt.

*Otokar Březina*  
(Deutsch von Otto Pick)

## LEID

Wie bin ich vorgespannt  
den Kohlenwagen meiner Trauer!  
Widrig wie eine Spinne  
bekriecht mich die Zeit.  
Fällt mein Haar,  
ergraut mein Haupt zum Feld,  
darüber der letzte  
Schnitter sichelt.  
Schlaf umdunkelt mein Gebein.  
Im Traum schon starb ich,  
Gras schoß aus meinem Schädel,  
aus schwarzer Erde war mein Kopf.

*Albert Ehrenstein*

## ABEND (Berliner Vorort 1911)

Die leise Trauer der Mengen  
Rührt an der Kiefer  
Braunen Ast. Den Wind engen  
Neue Steine und Schiefer.  
Die Zeilen bewohnen  
Die Versteinten und Engen.  
Sind es die Millionen,  
Die noch Westwärts verdrängen?  
Das Land ist nicht zu erlernen:  
Der Sand täuscht wie eine Tafel.  
— Dort ein Rot, wie von Laternen.  
Brennt das Land? . . .  
Hitzt sich die Havel?

*Paul Adler*

## BADENDE MÄDCHEN

Einmal gezeugt. Aus Haar und Zehen-  
spitze  
Fliegen die Rücken, Kniee, Bäuche,  
Nacken.  
Und händchengroß entfliegen rote  
Backen.  
Der Antlitzstern zerfliegt in Hand-  
antlitze.  
Zu der Figur flattern hinaus Neufrauen.  
Das Licht zerstreut Bauch-Bild und Brüste-  
fältchen.  
Im Sand beisammen leuchtet Muskel-  
wäldchen,  
Zopf-Zoppot, jung mit Näbeln, Kinn,  
mit Brauen.

*Paul Boldt*

## GESPRÄCHE

Brücken sind alle Gespräche, nie zu Ende  
gegangen,  
plötzlich saugt uns ein Abgrund auf — sanftes  
Gleiten

in tiefe Fauteuils: Blaues erfüllt uns.

Oder ein Sprung in Ekstase, Paradies des Ge-  
hirnes,

einsamer Monolog, nie begriffene Gebärde —  
und das Chaos, das ewige, brodelte uns an.

(Nie also wirst du begreifen, was ich dir sage,  
denn alle Worte erfrieren bei hohem Verstehn —  
traue nur dem gemeinsamen Schweigen:

Ausdruck des Körpers in reiner Vollendung,  
Flehen der Hände, Not der Augen, Aufschrei  
des Leibes,  
wortlose Fluten im ungebändigten Da-Sein.)

*Hermann Kasack*



*Georg Schrimpf*

*Holzchnitt*

## DREI NEGERLIEDER

*Nachdichtung von Carl Einstein*

Tanzlied. Baluba

Mond

Mond

vielleicht stirbst auch Du  
 doch heute sehe ich Dich  
 So will ich Dir den Kopf schmücken  
 mit Federn roten Bluts

Tanzlied. Bahololo.

Ich sah den schlankgeschürzten Burschen

Kahulu He

Die Biene singt

yololo

das Bett ist weich wie die Fischotter  
 der Feldherr redet nicht mehr und steht allein  
 ich sterbe, mein Herz fällt.

Yololo

Schwingt die Glocke  
 und der Strauchelnde fällt  
 Der Kuckuck senkt den Schweif  
 Ich erwarte den Regen nicht  
 gleite längs den Baumstümpfen

Tanzlied. Bahololo.

Im Dickicht kein Tier

Schlimm das Dickicht

Ein Baumstumpf am Ufer Mutter

Ich tanze federnbunt betrunken

Doch ich sehe mit den Augen.

Die Sonne schläft ich bin zu tanzen müde

Ich heiratete ein Weib unersättlichen Leopard

Der Abendvogel weint

Kehren wir zurück

He He

Anmerkung: Baluba: Stamm im Kasaigebiet.  
 Bahololo: aussterbender Stamm beim Tanganika.



J. Ebers

## MORGEN

*Von Kurt Kersten*

Wütende Windstöße wälzen plötzlich das Licht  
 in die Welt und erwürgen die Nacht.

Niemand sieht zu. Für wen geschieht es?

Ein Betrunkener torkelt über den Fahrdamm,  
 blökt und gröhlt wie besessen. Niemand hört  
 auf ihn. Aber ihm gehört die Stunde.

Die Häuser durchbrechen stumm fahle, fast  
 schleimige Schleier, schwanken noch und finden  
 sich nicht zurecht.

Müde Huren humpeln mühsam wie flügelahme,  
 zerrupfte Raubvögel in ihre enge, schmutz-  
 tiefende, verdammte Kammer.

Jemand kann in einem verhängten Zimmer nicht  
 mehr mit, wälzt sich wie unter unsichtbaren  
 Peitschenhieben umher, tritt gegen die stöhnen-  
 den Pfosten, wirft blutbeschmierte Laken aus  
 dem Bett, flucht und brüllt, hält plötzlich inne,  
 schnappt hastig nach Luft, würgt und wird blau.  
 Sein Blick frißt das huschende Licht, erstarrt.

Lange, lange Straßen werden verdrossen in den  
 rotgelb bespritzten Himmel gequält. Durch trübe  
 Fensterscheiben stiert gebückt ein verlassener  
 Armer. Seine fiebernden, blutunterlaufenen Augen  
 suchen. „Die Geschichte geht schon wieder los.“  
 Schreilend rasseln die Jalousien herab.

Der Tag verströmt sein krankes, mattweißes  
 Blut.

## DIE ANDERE SEITE

*Von Franz Werfel*

Ich erinnere mich, einmal als Kind in einem Haus  
 gewohnt zu haben, an dessen Gärten vorbei ein  
 rascher kleiner Gebirgsstrom floß. Man konnte,  
 wenn man geschickt war, das untiefe Wasser  
 leicht auf großen Blöcken überqueren. Wir Kinder  
 durften das natürlich nicht. Es war uns kaum  
 erlaubt, am Flußufer zu spielen. Ich sehe diesen  
 Fluß noch vor mir, ich höre ihn noch durch mich  
 spielen, sein Name war dem Worte Traum be-  
 nachbart. In sein anderes Ufer fiel ein niedriger  
 Berghang hinab, in dessen Schatten wir mit Steinen  
 warfen und den Forellen zusahen. Kein Weg  
 schien dort gebahnt zu sein, die struppige Wal-  
 dung schien niemand betreten zu haben seit den  
 Zeiten des Paradieses, über die almhaft weiche  
 Hochebene, die sich in kleiner Höhe bog, schwebte  
 ein anderer baunenderer Himmel. Was es dort  
 für Dinge gab, es wäre kaum zu erzählen!

Dort war Urwald, ein Wort, bei dem man das  
 Gesicht in die Hände barg, dort wuchsen meter-  
 hohe Blumen, wirkliche Höhlen gab es dort,  
 Amethyste, wenn man tiefer in den Bezirk ein-  
 drang unentdeckte Rassen, Schildkröten auf jeden  
 Fall und Totenkopffalter. Jeden Morgen und  
 wenn mittags die Sonne das Leben mit weißen  
 Gewichten behängt, konnte man in das nahe und  
 ungeheure Geheimnis hineinstarren. Die Welt,

nur damals war sie so unendlich, als sie es wirklich ist.

Eines Abends, noch vor Sonnenuntergang, wagte ich es. Über die Steine des Fließchens schwankend, hängte ich mich an das Gebüsch der anderen Seite. Ich blieb, ohne zehn Schritte weit zu kommen, vielleicht eine Viertelstunde drüben. Alles, alles war so, wie es war, und wie ich es gehant hatte, so war es. Ja, bei weitem gewaltiger noch fand sich meine Ahnung bestätigt.

Ich kam zitternd, mit geschlossenen Augen und wie in ein Netz verfangen nach Hause. Mein Butterbrot und die Äpfel rührte ich nicht an, denn ich lebte in tiefer sättigender Gnade. Über die sanfte Alm drüben auf der Höhe der anderen Seite sah ich einen seltsam geformten vergoldeten Wagen fahren. Ich wußte alles! Auch von jenen einsamen, edlen zurückgezogenen Völkern, alles!

Ich wandte mein Auge ab, weil meine Kindheit soviel Wunder und vor allem soviel Glauben kaum mehr ertrug.

Mehr weiß ich von der anderen Seite nicht zu berichten.

#### IM VORÜBERFAHREN

*Ein Fragment von Alexander Herzen*

*(Deutsch von Malwida von Meysenbug)*

— Ich kam von meinem Landgut nach Moskau und blieb unterwegs zwei bis drei Tage in einer Provinzialstadt. Am ersten Morgen erschien bei mir die Frau eines Bauern von meiner Besetzung, der hier in der Stadt einen Handel trieb. Die Frau war in Verzweiflung: ihr Mann saß seit sechs Monaten im Gefängnis, und das Gerücht war zu ihr gedrungen, daß man ihn nächstens bestrafen werde. Ich erkundigte mich nach der Sache, sein Vergehen war ganz unbedeutend.

Ich kannte den damaligen Kollegen des Präsidenten als den ehrlichsten Menschen von der Welt und als ein großes Original. Ich ging direkt zu ihm in das Lokal des obersten Gerichtshofs. Die Sitzung hatte noch nicht angefangen; mein Alter, mit seinem gutmütigen Gesicht und seiner blauen Brille vor den Augen, saß ganz allein und las Akten von fürchterlicher Dicke durch. Wir hatten uns seit drei Jahren nicht gesehen. Er freute sich, mich zu sehen, und ich freute mich, ihn zu sehen, nicht deshalb, daß wir uns einer den andern so besonders geliebt hätten, sondern nur, weil der Mensch sich immer freut, wenn er nach langer Zeit einmal wieder bekannte Züge sieht. Ich erzählte ihm die Veranlassung meines Besuchs. Er ließ sich die Akten der Sache bringen. Das Urteil war fertig, ich bat ihn, seine Aufmerksamkeit auf einige mildernde Umstände zu richten. Er gestand die Möglichkeit zu, die Strafe zu mildern.

Ich dankte ihm, konnte mich aber nicht enthalten, ihm, indem ich freundschaftlich seine Hand nahm, zu sagen: „Wladimir Jakowlewitsch, wenn ich nun nicht gekommen wäre, um Sie zu bitten, die Sache noch einmal durchzulesen, nicht wahr, so würde der Bauer strenger, als nötig war, bestraft worden sein?“

„Was ist da zu machen, mein Wertester,“ antwortete der Alte, indem er seine blaue Brille auf die Stirn zurückschob; „mein Gewissen ist rein, da ich nie ein Protokoll unterschreibe, ohne vorher den ganzen Prozeß zu lesen. Aber ich bekenne, daß ich mich wie vor dem Feuer davor fürchte, mildernde Umstände aufzusuchen.“

„Nun, in der Tat, es ist unmöglich, Sie zu vieler Nachsicht oder eines besonderen Wunsches, das Schicksal des Verurteilten zu erleichtern, anzuklagen.“

„Ach — ganz im Gegenteil! Ich diene seit zwanzig Jahren in diesem Gerichtshof, und jedesmal, wenn es mir begegnet, ein strenges Urteil unterschreiben zu müssen, so überläuft mich ein Schauer.“

„Warum fürchten Sie sich denn aber so, mildernde Umstände aufzusuchen?“

„Das zu erklären führt zu weit — ja! ja! wahrhaftig, ihr Menschen von heute faßt die Sache immer nur beim Zipfel — nun! wahrscheinlich dienten Sie auch irgendwo im Ministerium und nahmen die Sache niemals wirklich in die Hand — ja! ja! für Solche sind das alles böhmische Dörfer. Wollen Sie sich nicht bei uns im Archiv beschäftigen? Lesen Sie die Akten etwa der zwei letzten Jahre durch, das wird Sie vorwärts bringen, und Sie werden das Gerichtswesen und auch die Menschen näher kennenlernen. Dann werden Sie verstehen, was es heißt: mildernde Umstände aufzusuchen und wozu es führt.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rat; jedoch ehe ich für zwei Jahre in Ihr Archiv gehe — denn



R. Jantow

Zeichnung

schneller kann man zwei Repositorien voll Akten nicht durchlesen — wäre es viel besser, Sie erklärten mir selbst Ihre Abneigung gegen mildernde Umstände, die mir jetzt noch viel unbegreiflicher ist. Oder macht es Ihnen zu viel Mühe und haben Sie keine Zeit, auf die Sache einzugehen?“

„Gott verzeih' mir meine Sünden! Bin ich denn ein solcher Türke oder Jakobiner in Ihren Augen, mein Bester, daß Sie glauben können, ich werde aus Trägheit die Leiden der Unglücklichen verdoppeln? (Es ist zu bemerken, daß die Jakobiner alles möglichen beschuldigt worden sind, daß aber erst Wladimir Jakowlewitsch die Ehre vorbehalten war, sie auch der Trägheit zu beschuldigen.) Ich sage Ihnen: es führt zu weit.“

„Nun, wie Sie wollen; ich bin bereit einzugestehen, daß ich ein unverzeihlicher Dummkopf bin — aber — ich verstehe Sie nicht.“

„O — o — — o — — — das sind mir die Petersburger Beamten mit dem saffianenen Portefeuille mit goldnem Schloß unter dem Arm, aber dabei schlechte Geschäftsleute. Na erlauben Sie, nehmen Sie doch irgendeinen beliebigen Fall und fangen Sie an, mildernde Umstände zu suchen; von dem ersten Umstand kommen Sie zum zweiten, vom zweiten zum dritten und so fort, bis Sie am Ende überhaupt keine Schuldigen mehr finden. Was wäre denn das für eine Ordnung?“

„Nun, um so besser.“

„Das wär' wohl so ganz gut, allen die Köpfe zu streicheln! Das mag da in einer „Philadelphia“ gut sein, wo sich die Leute einer den andern aufessen, aber wie soll man denn in einer wohlgeordneten Gesellschaft die Schuldigen nicht bestrafen?“

Ja, wieso denn: Schuldige? wenn Sie selbst ihre Rechtfertigung auffinden?“

„Nun ja, man könnte wirklich einen jeden rechtfertigen, wenn man sich auf Sophistereien einlassen wollte. Bin ich aber deshalb hierhergesetzt, ich Mensch nach altem Schnitt? Meine Aufgabe ist die Erfüllung des Buchstabens. Ja es ist auch nicht gut anders; z. B. wenn man nun sieht, daß ein Mensch stiehlt, daß er wirklich ein Dieb ist und man begreift, wie er dazu kam, nun — z. B. — daß er vor Hunger zum Dieb wurde, daß die Mutter krank ist, daß ihm der Vater starb, als er drei Jahre alt war, daß er seit der Zeit in der Welt umherlief und sich an das Vagabondieren gewöhnte — ach! solcher Geschichten gibt es ja in Unmasse — und am Ende bliebe der Dieb ganz unbestraft! Nein, mein Verehrter, hat man die Kenntnis der Sache — sind Beweise da — nun — ich bitte um Vergebung — so sieht man in den fünfzehnten Teil der Gesetzsammlung, Paragraph soundso und damit Punktum. Deshalb sind die mildernden Umstände für mich wie ein scharfes Messer; sie verderben mir das klare Verständnis der Sache. Jetzt, wissen Sie, bin ich schon daran gewöhnt, aber im Anfang — lieber Gott! da brachte es mich in eine fatale Stimmung. Nachts gingen mir die Dinge im Kopf herum, ich untersuchte, urteilte und bedachte sie noch einmal und fand keine wirklichen Beschuldigungen — es ging fast bis ins

Lächerliche, wie es mich nicht schlafen ließ. Und warum beunruhigte es mich eigentlich? Alle diese Menschen hatten ja weiter kein Interesse für mich, es waren weder Bekannte noch Verwandte, im Gegenteil: ein Vagabund, ein schlechter Kerl, ein Herumstreicher — und dennoch blutet mir das Herz. Nun, wenn man den einen rechtfertigt — den andern rechtfertigt — dann einen Dritten — einen Vierten — was soll denn das werden? Ich will mich nicht im Dienst entehren, ich will meinen ehrlichen Namen bis an das Grab bewahren. Was würde die Regierung dann sagen? „Alle rechtfertigt er! Na, das ist doch wirklich ein Narr!“ — Ja — und auch selbst mein eigenes Gewissen! — Ich dachte und dachte und zuletzt hörte ich auf, mildernde Umstände zu suchen. Unser Dienst ist sonderbar — das ist nicht so wie im Zivilhof. Da werden Prokurationen legalisiert, Kaufbriefe zugeschrieben, Testamente bestätigt, Freilassungsbriefe ausgefertigt, und bei alledem schläft man ruhig. Aber bei uns denkt man immer: da — hier — stand vor zwei Wochen ein gewisser Jeremias — erzählte und erzählte und jetzt — ist er auf seinem Wege nach Wladimir; und dort stand eine gewisse Akulina, sie ging auch — ha! und Sie wissen — zu Fuß — um — und das tut einem leid. Verstehen Sie jetzt?“

„Ich verstehe, ich verstehe, guter, ehrlicher Wladimir Jakowlewitsch. Leben Sie wohl, ich werde dieses Gespräch nicht vergessen.“

„Aber ich bitte, mein Verehrtester, daß Sie solche Torheiten nicht in Petersburg erzählen! Was würde der Minister oder dergleichen hohe Personen sagen — das ist ein altes Weib und kein Gehilfe für den Präsidenten.“

„Ach nein! Sie können überzeugt sein, ich spreche überhaupt mit ‚hohen Personen‘ nichts.“

(Moskau. Im Mai 1846.)

## LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

MAX BROD: „Tycho Brahes Weg zu Gott“. Roman. Leipzig, Kurt Wolff Verlag.

Da eben erst das Nebengeräusch dieser Zeit, die Zeitkouplets, sich dem Gehör entzogen hat, tritt gleichsam in der Stille ein Roman mit bedeutendem Anspruch an uns heran. Ein historischer Roman. Aber dieses Beiwort muß umgolt werden, da wir rückwärtschauend die Seele Tycho Brahes nur wie ein utopisches Land erblicken.

Einen historischen Roman schreiben, heißt wohl: verschiedene Jahrhunderte auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Sein zeitlich bedingtes, naives, stüchtiges Ich zur Voraussicht anderer Zeiträume auszuwirken. Hier bedeutet es auch: gegen den Strom schwimmen. Die Richtung unseres Romans und sein heute nicht mehr einzler Ruf: Selbst-Verständlichkeit und Inbrunst.

Nie war das Leben so entwertet, wie in unseren Tagen. Selbst noch der Schmerz legt Orden an und das Mitleid, da es doch darauf ankommt, es in sich zu ertönen, wo war es denn je gewesen? Warum geschieht uns so, da alles doch nur aus dem freien Willen geschieht, der sich mitten durch uns seiner Welt einverleibt hat?! Da wir das vorgeschobenste Kap der guten Hoffnung waren?!

Weil das Buch die Demokratie des Geistes aufruft, hat sich seine Sprache für die äußerste Zucht und Eindringlichkeit entschieden, überall, ob uns nun Tycho den Duft der Wälder von Hvenna atmen heißt, oder ob er (in der bedeutsamsten Szene) beim Saufgelage der Söldner sein Innerstes erschließt.

Woher kommt aber dennoch dies Zwielficht, das über alles Geschehen in diesem Buche gebreitet ist? Warum begegnen uns nur Erscheinungen und kaum Gestalten?



Die Zwiespältigkeit der Welt trägt es in sich, daß jede Entscheidung für und wider fällt. Daß wir zum Beispiel nur dem und jenem die Hand zu bieten brauchen, um schon der anderen bohrende Feindschaft im Rücken zu fühlen. Tycho Brahe versucht sich also in die unüberbietbare Allgemeinheit der Welt zu retten. Müßte aber am Ende, fragen wir uns, nicht auch dieses Amen jemandes Urteil sein? Und werden uns innerlichst bewußt, daß es die Trümmer des eigenen Selbst gilt auf diesem Wege. Die Kohle brennt und verbrennt. Im Schachte freilich behält sie das schwarze, glänzende Gefüge, eine Zierde ihrer Art. Es gibt keine Ausnahme davon und kein Mittel, den Himmel auf diese Erde herabzureißen, bevor sie verginge. Tycho Brahe denkt aber nicht daran, sich selbst aufzugeben. Er will den Weg so machen: mit kurz geschorenem Haar, damit man das Alter nicht merke, und niemand bracht ihn unter dem Arm zu halten. Weg da, er geht allein! Seinen Weg, seinen einzigen vorgeschriebenen Weg. Und noch am Totenbett, da sein Atem schon um die Sterne schweift, hält er das Dasein beim letzten windigen Zipfel fest und seine Lippen ordnen sich zur Frage, ob er, Tycho Brahe, auch wirklich nicht umsonst gelebt habe.

Die Bedeutung dieses Werkes liegt jedoch in dem ungeheuren Ernst, mit dem ein Zeit-Alter an der Brust gepackt und gerüttelt wird. Niemand bleibe dabei müßig stehen. Wir alle wollen helfen. Das ist die Bedeutung dieses Buches.

*Rudolf Fuchs*

## ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

### XXXV

Der Kranz der englischen Flieger für Boelcke. Berlin, 13. Nov. (Amtlich.) An der Somme-Front wurde am 11. November von einem feindlichen Flieger hinter unserer Linie ein Kranz abgeworfen, dem eine Handschrift und ein Begleitschreiben beigelegt waren. In der Übersetzung lautet die erstere:

„Zur Erinnerung an Hauptmann Boelcke, unserem tapferen und ritterlichen Gegner. Vom königlich englischen Fliegerkorps.“ Das Handschreiben hat folgenden Wortlaut: „An die vor dieser Front tätigen Offiziere des deutschen Fliegerkorps. Wir hoffen, daß Sie diesen Kranz finden, bedauern jedoch, daß er so spät kommt. Das Wetter hat uns gehindert, ihn früher zu schicken. Wir trauern mit seinen Angehörigen und Freunden. Wir alle erkennen seine Tapferkeit an. Grüßen Sie bitte den Hauptmann Evane und Leutnant Long vom Moräne Squadron.“

Gezeichnet I. Seaman Green Lt.“

Das betreffende Armeekommando hat den Eltern des Hauptmanns Boelcke den Kranz und die zwei Schreiben übersandt. (W. T. B.)

*Von sämtlichen deutschen Zeitungen veröffentlicht.*

Ein Leipziger.

Einer der bekanntesten Leipziger Industriellen, Kommerzienrat Paul Sack, Mitinhaber der Firma Rudolf Sack, hatte die Freundlichkeit, einen Vertreter unseres Blattes usw.

„Ich begrüße die Einführung der Zivildienstpflicht außerordentlich. Damit werden dann wenigstens die Leute, die sich das Leben in dieser arbeitsüberlasteten Zeit noch reichlich bequem machen konnten, verpflichtet, fürs Ganze etwas zu leisten. Sie ist aber auch ausgezeichnet, weil dadurch viele Bummler, die der öffentlichen Fürsorge zur Last fielen, sich endlich nützlich machen müssen. Wir brauchen für die Bewältigung unserer Aufträge sehr viel Kräfte. Nicht nur Granaten und Geschützteile, auch Pflüge und Säemaschinen hat mir die Heeresverwaltung in Auftrag gegeben. Wir haben auf 5 bis 6 Monate hinaus zu tun, um alle Bestellungen ausführen zu können. . . . Ein Zuwachs von tüchtigen Arbeitskräften wäre mir daher sehr willkommen. Freilich, unerlässlich ist, daß diese Kräfte auch ordentlich mit zupacken, damit die Arbeit rascher gefördert werden kann und die Produktionsmöglichkeiten wachsen. Vor Faulenzern und Arbeitsunwilligen möchte ich bewahrt bleiben.“ usw.

*„Leipziger Neueste Nachrichten“, 14. 11. 1916.*

## KLEINER BRIEFKASTEN

Liebe Freunde, er ist nun ganz zuhause, der Verantwortliche des heutigen „Simpli“, Herr Peter Scher. Den 18. 11. 1916 durfte er sogar im Feuilleton der „Deutschen Tageszeitung“ auftreten. Die „D. T.“ hatte (immer mal wieder) gegen die AKTION und gegen mich einen Artikel gedruckt: „Das geistige Deutschland und der Krieg“. Herr Peter Scher schreibt ihr dazu: „In diesem Artikel bin ich im Zusammenhang mit dem Berliner Vorortblatt „Die Aktion“ genannt, dergestalt, daß der fernstehende Leser folgern muß, ich sei — zum mindest im Jahre 1913 — politisch (wenn man einem Kaffeekränzchen gegenüber von Politik reden darf) mit diesen Leuten eines Sinnes gewesen. Demgegenüber stelle ich fest, daß ich zu den politischen Hanswurstiaden des „Aktions“-Herausgebers von Anfang an lediglich die Beziehung hatte, daß ich sie, wenn nicht lächerlich, so doch kindlich fand.“ — Wenn ein Gegner wie die „D. T.“ meine Lebensarbeit für den Völkerfrieden bekämpft — so ist das selbstverständlich. Was aber soll man sagen, wenn so ein Herr, der sich auf seine aktuellen politischen Hanswurstiaden etwas einbildet, wenn so einer, dem Massenschicksale nur Kuplettstoffe bedeuten, sich hervorwagt, um zu beschimpfen, was er ehemals pries? — Denn der Herr Peter Scher hat der Redaktion der „Deutschen Tageszeitung“ ausschließlich Unwahres mitgeteilt! Stolz bin ich darauf heute wirklich nicht, aber ich muß es aussprechen: Herr Scher war — zum mindest im Jahre 1913 — politisch mit meiner Arbeit sehr eines Sinnes gewesen. Die „D. T.“ möge den Jahrgang 1913 der AKTION zur Hand nehmen: sie wird überrascht sein, wie eifrig damals Herr Scher den politischen Kampf der AKTION — der sich naturgemäß stets auch gegen die „D. T.“ richtete — mitkämpfte. Mitarbeiter seit 1911, hat er — zum mindest im Jahre 1913 — auch als er „weit von Berlin auf dem Lande lebte“, zu meinen eifrigsten politischen Mitarbeitern gehört. Die Hefte der AKTION aus jener Zeit beweisen es. Und für die Eifrigkeit des Scher spricht auch dieses Zitat aus einem Brief aus Daubitz in Böhmen vom Februar 1913: „L. H. Fr. Pf. — obgleich Sie meine Eilsendung in Sachen: Geist der Zeit . . . trotz m. wiederholten dringenden Bitte um umgehenden Bescheid seit fast einer Woche ohne jede Nachricht gelassen haben, schicke ich Ihnen hier noch drei Glossen für die AKTION . . . Ihr Schweigen in der Bethmann-Sache kann ich mir nur so erklären, daß Sie mit so heftiger Begeisterung den Versuch unternahmen, die Sache als Extra-Ausgabe herauszubringen . . .“ (Was folgern „fernstehende Leser“?) Als ich ernstlich krank darniederlag, hat Herr Scher, vom „Lande“ heimgekehrt, gerade im Jahre 1913, in meiner Redaktion gearbeitet und politische Artikel, Glossen und Reime geschrieben! — Also Herr Scher war — zum mindest im Jahre 1913 — mit „diesen Leuten“ eines Sinnes gewesen — oder er hat, weil's damals „zeitgemäß“ war — wenigstens so getan. Auch alle sonstigen Behauptungen des Herrn sind erweislich falsch. Ich hätte, sagt er der „D. T.“, seinen Namen „mißbräuchlich“ unter den Protest des geistigen Deutschland gesetzt —: niemals stand sein Name darunter! „Mir war“, fabelt er weiter, „nicht das Geringste von der Sache bekannt.“ Der Protest erschien 1913 im zweiten Aprilheft der AKTION. Herr Scher bestätigte mir den Empfang der Nummer in einem Brief vom 20. April 1913: „Die letzte „Aktion“ war sehr gut . . . so jung . . . und keß!“ — — — Das genügt vielleicht. Ich möchte den Gegnern in der Deutschen Tageszeitung empfehlen, ihrem neuen Zeitgenossen mit mehr Mißtrauen zu begegnen . . .

F. B. Als Band 2 der POLITISCHEN AKTIONSBIBLIOTHEK erscheint: Ludwig Rubiner: Die Änderung der Welt. Ein unpolitisches Buch.

Nina Einstein. Sagen Sie Ihrem Onkel: die AKTION beschäftigt sich jetzt nicht mit aktuellen politischen Dingen, sondern nur mit Literatur und Kunst.

Renate. Unser Almanach DAS AKTIONSBUCH erscheint in den ersten Dezembertagen. Mit Beiträgen von Ludwig Rubiner, Carl Einstein, Werfel Hardekopf, Georg Fuchs, Franz Pfemfert und allen Mitarbeitern der AKTION.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Janthur: Die Menschen (Titelzeichnung) / Franz Werfel, Paul Adler, Aldo Palazzeschi, Stanislav K. Neumann, Theodor Däubler und Ferdinand Hardekopf: Sieben Balladen / G. Stursa (Prag): Zeichnung / G. F. Nicolai: Ueber Intelligenz und Friedfertigkeit der Tiere / Osio Koffler: Affen (Zeichnung) / Aus Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck / Beye: Komposition / Franz Werfel: Aus den vierundvierzig Sprüchen des Landstreichers Laurentin / Johannes Urzidil: Die Häßliche / Max Pulver: Klage wider die stumme Erde / Walther Rilla: Entäußerung / Ines Wetzel: Gesichte (Zeichnung) / Ludwig Bäumer: Musik / Gottfried Benn: Durchs Erlenzholz . . . / Albert Ehrenstein: Erzählung / Erich Gehre: Holzschnitt / Hans Richter: Porträtskizze / Otto Pick: „Jüngste tschechische Lyrik“ / Adolf Behne: Ueber Döblins Roman / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzb. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{49}{50}$

INES WETZEL-HEFT. INHALT: INES WETZEL: SELBSTPORTRÄT (TITELBLATTZEICHNUNG) / EMILE VERHAEREN ist tot! / Emile Verhaeren: Revolte / Ines Wetzel: Studie / André Suarès: Über Stendhal / Kurt Kersten: Dostojewski in seinen Briefen / Ines Wetzel: Ernte / Theodor Däubler: Munch / Ines Wetzel: Studie / Franz Werfel: Das Gebet Mosis / Ines Wetzel: Zwei Zeichnungen für Steindruck / Iwan Goll (Lausanne): Noemi. Dithyrambe / Ines Wetzel: Drei Porträts / Max Herrmann (Neisse): Opfer / Paul Adler: An den Stern / Werner Hahn: Kalt / Wilhelm Klemm: Ruhe / Ines Wetzel: Zwei Landschaften / Celestina Tucher: Die Puppe. Eine Novelle / Ines Wetzel: Brief / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTEIN  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

FRANZ JUNG  
O p f e r u n g

Ein Roman

Band 4:

FRANZ JUNG  
S a u

Band 1, 2 und 4 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

DIE AKTIONS-LYRIK

Band 1:

1 9 1 4 — 1 9 1 6  
Eine Anthologie

Band 2:

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK  
Eine Anthologie

Jeder Band gebunden M. 3,—

WILHELM KLEMM  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

FRANZ JUNG  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Geb. M. 3,—, geh. M. 2,—

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS  
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

KUNST-SONDERHEFTE  
DER AKTION

„Neue Seceession“ / Richter-Berlin / Schmidt-  
Rottluff / K. J. Hirsch / Hans Richter /  
Wilhelm Morgner / Egon Schiele / Georg  
Tappert = Heinrich Schaefer / Else von  
zur Mühlen

DICHTER - SONDERHEFTE  
DER AKTION

Franz Blei / Gottfried Kölwel / S. Fried-  
laender / Alfred Lichtenstein / Paris von  
Gütersloh / Heinrich Schaefer / Theodor  
Däubler / Paul Adler / Franz Werfel

SONDERHEFTE „DIE VÖLKER“

„Rußland“ (mit Geleitworten von Maximilian  
Harden) / „England“ / „Frankreich“ / „Bel-  
gien“ / „Italien“ / „Böhmen“ / „Deutschland“

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Jedes Sonderheft, gewöhnliche Ausgabe,  
kostet 50 Pfg.

Die Dichterhefte Heinrich Mann, Carl Ein-  
stein, Schickele und die Erste Lyrische  
Anthologie sind vergriffen und nur in com-  
pletten Jahrgängen enthalten. Von allen  
übrigen Sonderheften ist eine kleine Zahl  
(etwa je zehn Exemplare!) der Bütt-  
enausgabe erhältlich. Jedes Heft kostet  
nummeriert M. 2,—

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 80 verschiedene Drucke erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / Schrimpf  
/ Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /  
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Else von zur  
Mühlen / Hans Richter / Josef Čapek / Morgner u. a.

100 Stück M. 3,—

portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

VERLAG DIE AKTION

POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

Erstes Werk:

ALEXANDER HERZEN  
E r i n n e r u n g e n  
D e u t s c h v o n O t t o B u e k

Zwei Bände. (446 und 338 Seiten.) Mit  
drei Porträts

Gebunden M. 12,50, broschiert M. 10,—

Für Abonnenten der AKTION nur direkt vom  
Verlage: M. 8,— geb., M. 5,— broschiert

VERLAG DIE AKTION

„Uebrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen: „Aus  
den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen.  
Höchst lehrreich und schrecklich!“

*Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.*

Dies unvergängliche Memoirenwerk von einem der glän-  
zendsten und anziehendsten Geister, die Rußland je  
hervorgebracht, ist von einer inneren Kraft durchdrungen,  
wie sie nur echten Dichterverken eigen ist. Als Völker-  
psychologe und Menschenkenner offenbart Herzen eine  
Feinheit und Elastizität des Begreifens, die nicht nur  
auf Erfahrung, sondern auch auf Genialität beruhen. Über  
Rußland und das russische Volk erfährt man aus diesen  
Memoiren Wesentliches und Unvergeßliches.

„Neuland“ Monatsblätter.

Das Leben Herzens ist ein Roman, nicht nur die Tra-  
gödie eines der machtvollsten Publizisten, sondern ein  
Zeitroman . . . Ein wichtiges, interessantes Werk.

*Neue Freie Presse, Wien.*

Alexander Herzen tritt in der vollen Kraft seiner Persön-  
lichkeit heute wieder vor uns hin, gleich als wolle er  
der Idee, die sich an seinen Namen knüpft, zum Siege  
verhelfen.

„Die Hilfe“, Berlin.

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 9. DEZ. 1916

REVOLTE (Aus: „Die Verführung der Städte“)  
Von *Emile Verhaeren*

Emile Verhaeren ist tot!

Die Straße im wogenden Treiben von Füßen,  
Von Leibern und Schultern, draus Arme auf-  
schießen

Wildfuchtelnd wie Äste, dem Wahnsinn entge-  
gen —

Im Fluge scheint sie vorüberzufegen.  
Und all ihrem Wüten sind Haß und Geschrei  
Und Hoffnungsregen untrennbar verkettet —  
Die Straße im Goldglanz, die Straße in Rot —  
Die Straße tief in den Abend gebettet.

Aufreckt sich der Tod, der leibhaftige Tod,  
Wuchs aus Träumen empor  
Zu der Sturmglocken dröhnendem Chor,  
Kommt mit Feuer und Schwert,  
Wie ein Henker bewehrt,  
Trägt Köpfe auf stählernen Spitzen,  
Die wie Blumen an grausigen Stielen sitzen.

Das Schnauben aus dumpfer Kanonen Schlund,  
Die schweren Schluchzer aus erzenem Mund  
Bemessen allein  
Der Stunde Geheul und Gegrein':  
Die Uhren der schrägen, sich kreuzenden Gassen,  
Wie Augen in Lidern, groß und weiß,  
Stehn ausgeschlagen im leeren Gehäus':  
Denn für die Raserei der Massen,  
Für Herzen, irr und zu Taten bereit,  
Erlosch der natürliche Gang der Zeit.

Die Tollwut hat sich der Erde entrungen,  
Einen Hügel von Pflastersteinen ersprungen,  
Laut brüllend und gewaltig sich bäumend,  
Mit Adern, wild vom Blute schäumend,  
Außer Atem und bleich  
Und an Schrecken so reich,  
Daß ihr Aufschwung allein die Zeit aufwiegt,  
Die sonst ein Jahrhundert in Hoffnungen liegt.

Was je die Herzen im Traum erschaut,  
Die kühnsten Stirnen ins Blaue gebaut,  
Die Seelen gläubig in Lüften schwangen,  
Die Augen erlehten im Sehnsuchtsbängen,  
Was der ganze treibende Menschensaft  
Jahrlang verschlossen in schweigsamer Haft:  
Steigt nun als Gebräu aus Schmach und Hassen  
In den tausend bewehrten Armen der Massen.

Das Blutfest hat sich aufgerollt  
Als Freudenfahne, von Schrecken umgrollt.  
Unersättlich, gleich der geilen Natur,  
Blindlings, ein Ziel mit den Zähnen erraffen,  
Vom Wahnwitz gepeitscht der Sekunde nur;  
Töten, oder sich opfernd sterben  
Und sterbend um siedendes Leben werben!

Da brennen Brücken und Häuser: Fassaden  
Auf der Dämmerung Grund wie in Blut sich baden.  
Der Kanäle Gewässer spiegeln in satten  
Reflexen die rauchenden Herrlichkeiten,  
Schräggoldener Türme Riesenschatten  
Wie Balken fern die Stadt durchschneiden.  
Totbringend schnellen feurige Arme  
Glühkohlen über den dunkelnden Plan,  
Und fessellos springen in wildem Schwarme  
Glutherde der Dächer wolkenhinan.

Dort drüben knallt man die Menschen zuhauf!

Mit dem eisern klappenden Finger fällt,  
Im raschen, trockenen Schuß der Gewehre,  
Der Tod um die Mauern der Gassenquere  
Die Leiber, von krampfigen Gesten entstellt.  
Wie Kegeln sinken die Reihen um  
Und bleiern Schweigen lastet ringsum.  
Die Leichname nur, von Kugeln zerschunden,  
Barrümpfig, zeigen grotesk ihre Wunden.  
Und zum Lachen verzerrt der Tanz von den  
Lichtern  
Den letzten Schrei auf den Totengesichtern.

Stoßweis läutet die Glocke vom Turm,  
Setzt aus, läutet wieder — ein Herz im Sturm!  
Da mit eins wird es still: der Turm steht in  
Brand —

Und die Stimme, der man die Luft entwand,  
Und die eben so schrill  
Noch erklungen —  
Die Stimme hat ausgesungen.

In die ehrwürdig-alten  
Paläste dringt man hinein,  
Wo die goldenen Schöffen einst herrschend  
gesessen.

Rückstauend die Flut, die so gierig gefressen —  
Mit Hammer und Meißel sprengt Tür man und  
Schrein.

Die Schlüssel springen, die Schlösser reißen,  
Auf tun ihre Tiefen die Schränke von Eisen,  
Und Red' und Gesetz, die so traulich hier stehn —

Eine Fackel läßt sie in Brand aufgehn,  
Und ihr dunkles Dereinst fliegt auf und  
zerstaubt —  
Dieweil man noch Keller und Speicher ausraubt  
Und Menschen schleudert aus irren Altanen,  
Die mit mähenden Armen die Lüfte durchbahnen.

In den Kirchenverließen  
Die Fenster, die nach den Märtyrern hießen —  
Wie Rohstroh liegt zertrümmert ihr Glas.  
Ein Christus, lang und gespensterblaß,  
Hängt zerfetzt und zerstochn von Eisen und Stahl  
Noch am letzten Nagel vom Baum seiner Qual.  
Der Altarschrein, drin das Heiligste wohnt,  
Von Fausthieb steht er, von Lästung entthront,  
Ins Antlitz schlägt man die Heiligen zur Seit' —  
Und durchs Langschiff der Kirche, wie Schneefall  
verstreut,

Allüberall liegen die Hostienscheiben,  
Die wütende Stiefel zu Staub zerreiben.  
So blinken unter dem Sternenlauf  
Kleinodien von Mord und Verwüstung auf.  
Hell leuchtet die Stadt von oben und unten,  
Ein Goldland, scharlachflammenumwunden.  
Grell reckt sie der eigenen Krone Schein  
Spätabends in wogende Fernen hinein.  
Und Tollwut und Wahnwitz in rasendem Lauf  
Brauen Leben so stark und von unten herauf,  
Daß es augenblicklang  
Erscheint, als müsse der Boden erzittern,  
Der Luftraum gewittern  
Und der Rauch in zerzausenden Flügelschlägen  
Wutschnaubend den kalten Himmel fegen.

Töten, um jung und neu zu schaffen!  
Nimmer ums eigene Leben sich kümmern!  
Bändigen — oder die Stirn sich zertrümmern!  
Und ob nun grün ihr Frühling, ob rot:  
Geht sie nicht stets durch die Welt, unentwegt,  
Die atemberaubende, zeitendurchschauende  
Urgrundentstiegene, seinüberdauernde  
Macht, die bewegt? . . .



Inos Watzel

Studie

## STENDHAL

Von André Suarès

Er ist ein Mann, den man sich immer im reifen Alter denkt, stark für das Leben und schon verbraucht, nicht alt, doch sich ein wenig gegen das Altern wehrend. Er hat zuviel Stoff für einen jungen Mann; und die schweigsame Würde der großen Greise hat er nie besessen. Ich sehe ihn mit 45 Jahren, ein wenig dick, untersetzt, braun, mit rotem Gesicht. Er ist bis aufs letzte Tüpfelchen zurechtgemacht, doch zum Unglück passiert ihm immer etwas, wenn er die Treppe der Scala hinaufgeht; und der Elegant wird ein kleines Bißchen lächerlich. Er gibt sich einen kavalierrmäßigen Anstrich und er ist ängstlich. Er spielt den Frauenjäger und hat nur Geschmack an den langen Liebschaften. Er lehrt, daß man die Frauen kühn nehmen müsse, und ein spöttischer Blick liefert ihn der Todespein aus. Er macht sich über die Keuschheit lustig und gesteht doch, daß seine schönsten Leidenschaften Frauen gegolten haben, die er nicht gehabt hat. Er scheint nur auf greifbare Tatsachen sein Augenmerk zu richten; und er kennt alle Verzögerungen und alle Qualen der Einbildungskraft . . . Stendhal, das ist die schärfste Zeichnung, fast ohne Schatten und ohne Farbe. Sein Griffel ist aus Stahl mit der schärfsten und feinsten Spitze. Weder Bilder noch Perioden. Weder Lyrik noch Beredsamkeit. Er ist nackt wie die Linie. Er erinnert mich an Lysias und die attischen Redner, wenn die Athener, anstatt zu plaidieren, die Analyse des Menschen machten. Um alles zu sagen, er ist Grieche. Jeder Satz Stendhals ist voller Sinn und von einem klaren Feuer, das Licht gibt ohne zu wärmen. Alle diese Sätze zusammen fallen wie Funken: die, welche nicht für dieses Feuer des Verstandes empfänglich sind, werden sagen, daß sie wie der Regen fallen.

(Deutsch von August Brücher)

## DOSTOJEWSKI NACH SEINEN BRIEFEN.

Von Kurt Kersten

Dies war ein Leben voller Angst und Pein, Hast, Not und Qual. Seelisch und körperlich leidend, wütet ein armer, mißtrauischer, sehnsüchtiger, innerlich gehetzter Mann umher.

Die Frühjahre seines Lebens verbringt er bald ohne Mutter, vaterfremd und mittellos.

Schon jetzt ist er in eine ihm weit unterlegene Umgebung eingesperrt, die ihn nie begreifen kann. Gegen die Schatten seines Charakters hilft keine beschwörende Reflexion. Rasch entfliehen viele

Träume und Zukunftshoffnungen. Er sieht ein, daß er unabhängig sein muß, verläßt das Militär und wird Schriftsteller, um nun gerade in noch schlimmere Not zu geraten.

Das Geld zwingt ihn zur hastigen Arbeit und zur Demütigung vor Verlegern, denn der Hunger wartet nicht. Und dann überwältigt ihn stets das Martergefühl: Die Welt und die Menschen sind langweilig, Arbeit ist ein Fluch, die Aussicht auf Änderung gering, und am Ende steht nur der Tod.

Das Leben zeigt heute seinen Rücken, auf dem Schlangen wimmeln, morgen strahlt es wie die Königin von Saba.

Die ersten Arbeiten erregen Widerspruch, aber die Begeisterung ist stürmischer. Der junge Dichter läßt sich von den Wellen des Glücks tragen. Er hat kurze, frohe Tage. Die zerrütteten Nerven sind vergessen. Mit Leichtigkeit überwältigt er viele Ideen. Er kann hoffnungsfroh in Zeitschriften rebellieren und sein Programm der analytischen Kunst verkünden.

Aber es geht wie in seinen Romanen: auf wenige knappe Seiten, in denen alle Gipfel der Menschenkunst enthüllt werden, folgen hundert und mehr langweilige, gequälte, störrische, müde, nervös fahrigte Blätter. Ohnmächtig bäumt sich jemand auf.

Er fühlt seine Unrast, Unzufriedenheit und Unfertigkeit. Um sich vor sich selber zu retten, überstürzt er die Arbeiten, betäubt sich und schreit in dieser Wüste verzweifelt nach Ruhe. Obwohl er mit dem Herzen gar nicht beteiligt ist, wird er in die revolutionäre Bewegung gedrängt und in die Festung gebracht.

Der Regen schlägt ewig gegen das kleine Fenster. Alle Tage sind einsam und düster. In schlaflosen Nächten quält diese ungewisse Angst. Irgend etwas will sich entladen, aber die äußeren Eindrücke fehlen und machen jede Komposition unmöglich. Auch diese innere Leere und dies verzweifelte Wollen. Die Verwandten, meint er, hätten ihn verlassen, und nur einige Male hat der Himmel ein Einsehen und zeigt ein heiteres Fleckchen, von dem Gesundheit und Laune eines Weltgefangenen abhängen. In den Abendstunden gibt man ihm sogar eine Kerze. Aber was wird nun?

Plötzlich wendet man das Blatt und liest, er habe zum Tode verurteilt auf dem Semjonow Platz in Petersburg gestanden. Der nächste Brief datiert fünf Jahre später.

Ein anderer Mensch spricht in diesem furchtbar

ernsten, objektiven Schreiben. Alles, was war, scheint nur Unreife. Der Tod mußte kommen und einen Mann vollenden, einen unerbittlichen Weltenernst heraushämmern und nur zur Klarstellung von Sachlagen zwingen. In diesen Jahren kommt Dostojewski zu sich selbst.

Sie schleppen ihn gekettet nach Sibirien und sperren ihn ins Zuchthaus. Dort, im tiefsten Elend, leuchtet die Idee seines Lebens auf.

Allen, die in der Finsternis über die Erde rasch hinirren müssen, gibt das Leben ironisch tröstend eine Idee oder einen Beruf. Wer zaudert, wird nach Umständen zum Hamlet oder Peer Gynt, vielleicht aber erzählt er sich im Alter nur Zoten wie Flauberts François. Wer gar nichts ergreift, wird zum Mörder oder Selbstmörder.

Dostojewskis Idee ist das russische Volk. Kunst allein ist ihm zu gering. Das ganze Leben des Volkes zieht dumpf vorüber, und er forscht in seinen unbekanntesten Tiefen. Hier unter der Hefe trifft er edle Menschen, für die sich Arbeit lohnt. Und diese Aufgabe ergreift er mit einem ungeheuren Ernst und einem heiligen Fanatismus, einer verhaltenen, überwältigenden Liebe, einer hadernden Ungeduld, einer finstern Gewalt und einer starken Hoffnungsfreudigkeit. In Nacht, Schnee und Eis — fern von aller Kultur — in Ketten und Qualen wird ein christushafter Don Quijote geboren. Alle Dämmerung des Menschenlebens umfließt ihn, aber auch alle Weltironie zuckt auf.

Fortan arbeitet das Leben, sein Slawophilentum zu stärken. Die Tragikomik wird in den letzten Konsequenzen verfolgt. Nirgends konnte er an Rußland gebunden werden wie im Ausland. Noch einmal erfährt er wie einst in der Festung, daß



Ines Wetsel

Ernte

er ohne das slawische Milieu nichts schaffen kann. Meint es — aber er schreibt den „Idiot“. Seelisch, körperlich und materiell geeinigt, führt er ein unstetes Dasein, verliert sein Kind, wird von Gläubigern gedrängt, bricht mit dem westeuropäisch gewordenen Turgenjew, verhöhnt den internationalen Sozialismus und hat das große Heimweh.

Er haßt die Aufklärung und unreligiöse Kultur Westeuropas, bekämpft den Atheismus und verkündet, ohne Glauben sei kein Nationalismus möglich. Die Kunst scheint ihn fast kaum noch zu interessieren. Alles gipfelt in der großen slawischen Frage, an deren nahe Zukunft er fest glaubt. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“

Hinter ihm erhebt sich sein weites russisches Land. Dunkel und rätselhaft soll es sich in die fernste Zukunft hineinrecken und nichts von seiner Eigenart preisgeben. In ihm liegt „Europas Abschluß.“

Man kann Nietzsches Europäertum nicht fremder gegenüberstehen wie hier Dostojewski. Was verwirrt, ist nicht einmal sein bloßer Glaube an eine slawische Zukunft. Aber was unbegreiflich wirkt, ist dieser zähe Fanatismus, der sich fast besessen opfert, und es handelt sich doch nur um einen vorübergehenden Zustand. Auch die schönste Slawenzukunft wird einmal gleichgültigste Vergangenheit sein . . . .

Was uns nahegeht, ist nicht dieser „Wahn“, nicht diese Schwärmerei für die Orthodoxie.

Was uns nahegeht, ist sein Leid und sein Ernst, sein Wissen und seine schlimmste Not, seine Liebe und sein Mitleid.

Hier bricht das Menschliche durch und hier gehört Dostojewski nicht rasch verschwindenden Bewohnern eines Erdenteils, sondern der ganzen Welt.



es Wetzel

Studi

## MUNCH

Von Theodor Däubler

Zur Erinnerung an Albert Kollmann

II

Es gibt einen eschatologischen Munch, wir sahen es. Das letzte Geheimnisvolle ist für ihn aber immer schon im Menschen vorhanden. Er weiß etwas vom kommenden dritten Reich: er ahnt bestimmt Verwandtschaftliches mit Ibsen in „Kaiser und Galiläer“. Schon das entsetzliche nicht mehr Vorhandensein der Götter, wo Julian Apostata das Feuer auf dem Altar anschürt, das panische Schweigen, der Schreck ohne Pan, um ihn ist Witterung wie um Munch.

Zuerst trieb der Mensch Abgötterei mit Sonne und Gestirnen, bei Quellen und im Wald. Er sah kein Geistiges: ihn faßte bloß die Macht seines Außerdem. Dann kam die Entgeistrung der Dinge: der Gott über der Welt. Der herrlich Ausführende. Das dritte Reich wird in Dingen den Ausdruck ihres Geistigen sehn. Seine Kunst muß die Dinge ausdrücklich machen: Expressionismus. Wer wird noch die Sonne anbeten? Wer aber wird nicht die Sonne loben, als den Ausspruch, die Umwurzelung, den Spund aller Sonnigkeiten. Sie ist die Rechte des Schöpfers, sie übernimmt den Pulsschlag seines Herzens. Für uns ist Sonne die Überfülle der Belebungen; ohne sie keine Erhebung, denn ein Morgen in der Seele ist der Mensch.

Vor ein paar Jahren hätte man noch geschrien: zu viel Literatur bei einem Bildner. Heute unterscheiden wir bereits zwischen Niederschrift einer selbständigen Lebenserschauung und anekdotischem Hin- und Herfaseln, oder gar philosophischen, längstbekanntesten Bekenntnissen eines schon besser erbrachten Überkommenen. Übrigens spreche ich über Munch, der immer darstellt, darbringt; sollte ich das nicht dürfen? Schreibt man Bände von Deutungen über Städte, Felder, Bäume, Steine, warum sollte es verwehrt sein, Ausdrückliches über einen Künstler zu sagen, vielleicht durch ihn weiterzuerfinden!

Christiania-Bohème: wie ganz anders als bei Toulouse-Lautrec. Dort tatsächlich die Dekadenz, der Tod von Montmartre unter letzter Leuchtkraft japanisierender Farben. Hier das Embryonale in uns: denn der Mensch ist bis er stirbt Embryo. Dort der Dämon, sichtbar in der Absynthflasche, im Absynthgesicht; lauter Egoisten beieinander, die sich bloß auf eine Stunde begehren. Hier bei Munch, bei Hans Jäger, Zigarettenrauchverwirbelungen, die überhaupt erst mikrokosmisches Chaos



werden möchten. Vielleicht eine erste Bowlen-dampfschnecke, nur erhaschbar an seltenen Abenden, an Geburtstagen eines unvorhergesehenen Gemütsausdrucks. Das sind fast unnahbare Einzelnheiten eines unverhofften Stiles: dort in der Ecke etwas wie eine Zickzackmamsell, geheimnisvoll miteinbezogen in das Gährerische vom Stamm-tisch. Durch die Herumsitzer ein einziges Gespenst. Viel mehr als Tischrücken: geistige Untereinkunft, überbewußt, schicksalforderisch. Auf einem andern Blatt panisches Zueinandersein-müssen: ganz vorn kein Sträuben mehr gegen die Lust.

Seine Madonna ist das ganz vermenschlichte Vollweib. Ihr prachtvoller Leib wurde die Säule für sich selbst; sie trägt bloß das Haar, das luftige Lusthaar, rauschhafte Freudenträumereien. Was ist ein Mann daneben: das Embryo, panisch geschreckt. Seine Gedanken sind auch Spermatozoen. Riesengroße. Emporalgendes. So wird bluthaftiges Tanggewässer. Fieberbraune Blutbrühe: alles ein Rahmen um das Weib.

Doch die Eifersucht: meine Einsicht, daß du, ich meine mich, bloß ein Gespenst bist, abhängig von einer Laune, überhaupt nur dazu aus dem Schwarz des Nichts beschworen. Ja, nun wisse es: Du bist ein Gefäß im Dunkel, das Liebe, Erleuchtetwerden aufnehmen soll. Und dein (mein) Kopf ist nur voll von bösen Gedanken, nur voll von ihnen, die doch deine besten sind. Ein Topf ist er mit zwei Ohrenhenkeln. Oh, wie du an den Henkeln hin und her gezupft wirst. Denn sie spricht dort, ganz nahe, die Glutgewandete, die Großrote mit den jungen Tropf; wenn sie nur nicht zu lispeln anfängt.

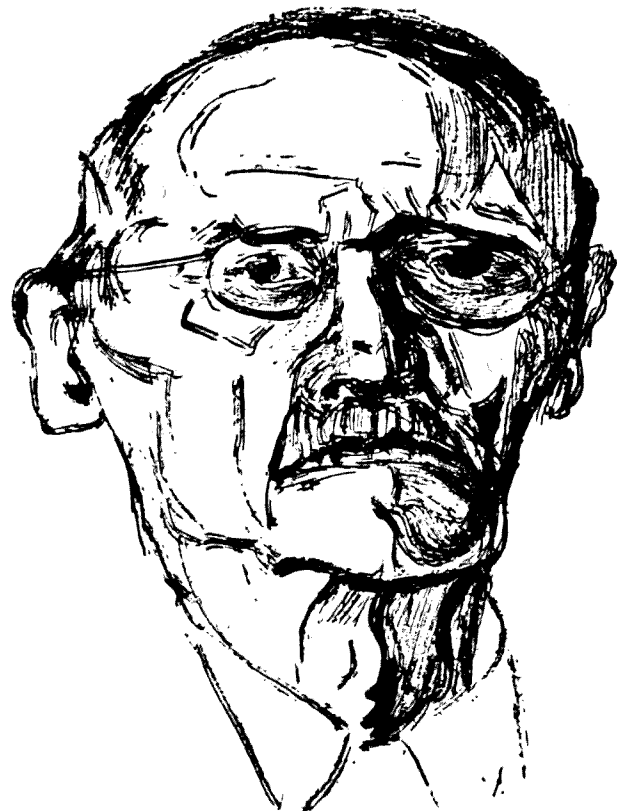
Bin ich denn kein Tier? Eine Wirklichkeit! Der Zyklus A und O sagt: du kannst es sein. Das Tier bricht bei Munch durch, als ein voller Ausdruck seiner ganzen ungebrochenen Wesensart. Die Impressionisten wußten nicht viel damit anzufangen. Nun sind wir abermals Tierbestimmtheiten auf der Spur. Vor allem, welche Monumentalität: jedes Tier ein unbestrittner Griff ins Leben. Eine ergebnisreiche Selbstbeschlossenheit. Die Rückkehr zum Tier durch die Kunst ist unsre Entscheidung zum Expressionismus.

Munch gibt eine Erläuterung zu Alpha und Omega; uns beschäftigt vor allem das Ausdrückliche, das beseeligt Gleichnishafte im Werk.

Ein einsamer Strand: verliebte Wellen, spielender Sand, sanfter Wind, ein nacktes Paar neckt sich, bleibt wie herbestimmt liegen. Immer liegen, balgend liegen, lange liegen. Der Wind verfangt sich in den Haaren, der Sand soll durch die Finger

sieben. Alle Spiele der Welt können sich in zwei menschlichen Wesen nie genug tun. Das Weib, es heißt Omega, kugelt sich im Wellensand unter gutem Sonnenschein. Da kommt eine große Schlange auf Omega zu. Gutmütig, schlüpfrig, langgezogen wie eine Freude vor vielen, vielen Jahren: die Schlange. Das Weib erschrickt nicht. Es küßt sogar die Schlange, herzt sie. Alpha, der andre Mensch auf dem Eiland, ist zugegen. Dort im Wald, doch zugegen. Wie sehr Omega das Tier, das lange, lange Tier liebt. Es ist länger als die eignen Haare, viel, viel länger. Alpha begegnet der Schlange. Er kämpft mit ihr. Sie schließen beim Sichttöten einen Kreis. Alpha verkrümmt sich nämlich wie eine Schlange und siegt. Diesmal war Omega dabei: sie schaute zu, hingestreckt wie ein Seehundweibchen. Und Omega begegnete dem Bären. Nun wollte sie sich balgen. Sie machte Alpha die Schlangenverkrümmung nach: es war aber ein Bär. Und der war ebenso stark wie das Weib.

Die Hyäne, der Omega begegnet, soll ein Dichter



Inos Wetzel

Porträt

sein: ein struppiger, wohl einer, der in alten Texten herumstöbert. Er gefällt Omega gar nicht, sie ist aber eitel und setzt ihm einen Kranz auf den Kopf.

Aber Omega hatte die Angst vor den Tieren verloren: sie spielte sogar mit dem Tiger.

Der aber war bereits schleichend und zugleich wild wie ein Laster. Als er dem Bären begegnet, fletscht er ihn an. Fordert ihn zum Kampf heraus. Beide verrecken zerfleischt.

Omega und Alpha lehnen wieder beieinander: Omega an Alpha geschmiegt. Viele Tiere sind zugegen und verstehen einander nicht.

Aus Omegas Herz stiegen Blumen: oft wundersam zart, oft giftig betäubend. Wenn sie dann ihres Busens Blüten an die Lippen preßte, so lachte sie zuweilen katzig, tigerlich.

Ein Esel kam zu Omega: er wollte geküßt sein. Alpha brachte ihr alle ihre Blumen, sie aber bemerkte Alpha gar nicht.

Omega, ganz ins eigne Haar gemantelt, unterhielt sich gern mit einem Schwein: sie fühlte sich ihm verwandt. Wurde dem Schwein geradezu ähnlich. Nachts kam's anders. Omega wurde romantisch und floh bei vollem Mondschein auf einem Hirsch übers Wasser.

Um Alpha war's einsam geworden: da kamen die Tiere alle zu ihm, die Kinder Omegas. Er

verzweifelte: komisches Geschrei erfüllte Seele und Dinge. Als Omega wiederkam, tötete er sie. Dafür zerrissen ihn die Halbtiere der Insel, um ihre Mutter zu rächen.

Munchs unermeßnes Können hat auch sehr große Weichheit zu erbringen gewußt. Zumal in den letzten Werken, in vielen seiner herrlichsten Porträts gibt er dem Seelischen einen wundervoll anmutigen Ausdruck im Fleisch. Übrigens verbürgte sein phallisches Sonnenumgangssymbol am Meer von allem Anfang an eine prachtvolle Pinselschöpfung. Die Sonne wird da zur Uridee zum Hoden: ihr Spiegelbild zum Gluteingriff kosmischer Liebe in die besamungssüchtige Welt. Auf einer Sonnenuntergangslandschaft zwei Frauen: die eine vor dem Phallus, die andre nachher. Zeichnung und Farblichkeit sind vollkommener Ausdruck des gleichnishaft Empfundnen: höchst moderne Strich- und Farbensymbolik. Der fortwährende Phallus neigt sich aus Vorliebe leicht vom Weib zur liebeichen Jungfrau.

Munch hat auch die Sonne, der man nicht ins Gesicht sehn kann, gemalt. Aus sich selbst herausbrechend, überschwenglich spendend, soll sie von einer offenen Halle zu Christiania hinausleuchten übers Meer. Groß und erhaben ist die erotische Sonne, die aus der Menschenseele aufgeht.



*Ines Wetzel*

*Steindruckzeichnung*

## DAS GEBET MOSIS

Nicht vierzig Tage, vierzig Nächte,  
 Nicht vierzig Jahre und aber vierzig!  
 Nein vierzig Leben, vierzig mal vierzig Leben!  
 Dies noch zu wenig. Ich will mich rühren nicht!  
 O Söhne, Knechte, stützt mir die Arme auf,  
 Die Arme mir empor, hört ihr, Knechte Söhne!  
 Die Arme stemmt mir empor, stürmt mich hinauf.  
 Hörst du, ich bin kein Bittender, ich bin der  
 Alte Furchtbare, dein alter Kampfhahn bin ich,  
 Dein Türeinschläger, dein Gläubiger-Ungestüm!  
 Ich lasse nicht ab, ich rüttle an dir, ich renne dich  
 ein!  
 Ich bin der alte Festungsstürmer, du zitterst, du  
 kennst mich,  
 Verrammle dich, versammle nur um dein Haupt  
 die Diener der oberen Feste und der unteren  
 Feste,  
 Die Engel der Lehre, die Engel der Voll-  
 streckung, sie taugen dir nicht.  
 Ich lasse nicht ab, ich zerschmeiße deine Wälle,  
 ich saufe deine Gräben aus, ich schleife dich.  
 Ich fahre in deine Ordnung, ich werfe mich kopf-  
 über in dein Walten, du widerstehst mir nicht.  
 Ich beiße mich in deine Brust, ich flechte mich in  
 dein unbildliches Feuer, ich hämmere mich  
 mit Fäusten an deinen Mund!  
 Ihr Söhne Knechte werft mich empor! Fühlt ihr  
 den brüderlichen Orkan!

*Franz Werfel*

## NOEMI

*Dithyrambe*

I

Ich trage so schwer an der Schicksalserbschaft  
 Meiner Bibelmütter,  
 Meiner Prophetinnen,  
 Meiner Königinnen,

Es rauschen so mächtig aus dunklen Jahr-  
 hunderten

Die Gottesjahre,  
 Die Tempeljahre,  
 Die Ghettojahre,

Es singen so wirr in meiner geborstenen Seele  
 Die Jahrzeitenfeste,  
 Die Himmelfeste,  
 Die Totenfeste,

Es schreien so tief in meinem tollen Blut

Die Patriarchen,  
 Die Helden,  
 Die Söhne!

Hör Israel, Adonoi war dein Gott, Adonoi war  
 einzig!

II

Ich bin die Tochter des Frühlingsvolks!  
 Andacht und Opfer vergeudend  
 Reiß ich die Erde in meinen Wirbel.  
 Mein Gebet war das menschliche Echo  
 Der Asphodelengesänge,  
 Der Ölbaumsymphonien.



*Ines Wetzel*

*Steindruckzeichnung*

Mein Himmel war wolzig erbaut  
 Über den weißerblühten Gebirgen,  
 Und die goldenen Sternenzeichen  
 Waren in dunklen Seen nachgebildet.  
 Jeder Mann trug stolz sein Zedernhaupt.  
 Jeder Jüngling glich einer wandelnden Akazie.  
 Israel war fromm wie ein Frühlingshügel!  
 Salben und Öle dufteten um seine Glieder,  
 Und in seinen großen Augen  
 Lächelte Gott.

Opfer war die Sprache der Patriarchen,  
 Und die Engel waren die Antwort des Himmels.  
 Jede Mädchenklage war ein Taubenpaar,  
 Jede Frauenbitte blondes Lämmchen,  
 Und des Kriegers unwirsch Kampfgelübde  
 Rauchte dumpf im Blut der Stiere auf.  
 Aber die Feste auf den Mandelhügeln,  
 Und die Tänze im süßen Weinberg,  
 Zymbel jubelnd kränzten sie das Jahr.

III

Ich bin die Tochter des Talmudvolks!  
 O Tempel, in dem die Kupferleuchter  
 Wie Bäume ihre Siebenzweige entfaltetten,  
 Wo statt der naiven Märchensterne  
 Ewige Ampeln die mystische Nacht  
 Beunruhigten.



Ines Wetzels

Porträt

In goldenen Bechern hielt man Gott gefangen.  
 Brokat und Purpur ziemte seinen Priestern.  
 In Porphyarkaden versargt  
 Lag der sterbende Himmel.  
 Als Israel von seinen Hügeln gestiegen,  
 Zerschlug es sich an Felsenschluchten  
 Sein grauendes Lockenhaupt,  
 Zerrieb an Fliesen seine zerflachten Knie.  
 Die Sonne hing verkohlt und schwarz in der  
 Straße.

Ein Lämpchen nur bestrahlte das Tempelvolk.  
 O Israel, verwitterndes Gebirg,  
 Alternder Gletscher,  
 In Schrift und Zeichnung und Kabala  
 Erörtertest du kalt  
 Den Prozeß des Himmels.  
 Versteint war deine Seele,  
 Vereist dein Herz!

IV

Ich bin die Tochter des Ghettovolks!  
 Der schnarrenden und schnorrenden Rabbis,  
 Der Waisenkinder und der Totengräber.  
 In dumpfen Kellern, tiefenden Gewölben,  
 In spanischen Türmen, rumänischen Höhlen  
 Hab ich geschmachtet.  
 Wo ist Elohim,  
 O ihr Kodoschim?  
 Oi, oi, oi,  
 Und wo ist Adonoi?  
 Am morschen Altar schüttelt ihr die Palmen,  
 Mit faulen Zähnen kräht ihr Klagepsalmen.  
 Mit Litaneien und Schreien  
 Wollt ihr Gott befreien.  
 In klebrigen Kaftanen  
 Imitiert ihr die Geste der Ahnen;  
 Beim blutigen Pogrom, in der Kerkerkette,  
 Im Mordviertel der Cyklopenstädte,  
 Nennt ihr euch Erben  
 Und wollt nicht sterben;  
 O Volk der duftenden Schwestern und denkenden  
 Brüder,  
 Auferstehe, mein Volk, und lasse die Lieder  
 Und lasse den Gott der Schriften und Klagen  
 Begraben.

Hör', Israel!

Höre!

Du hast einen Geist,  
 Du hast einen Geist, mit Blut und Gott gespeist,  
 Du hast einen Geist, in allen Feuern der Schöpfung  
 reingeschweißt,  
 Du hast einen Geist, auf allen Meeren und allen  
 Landstraßen weitgereist,

Du hast einen Geist, von allen Philosophien  
 Poesien, Geometrien, Industrien der  
 Menschheit umkreist,  
 Du hast den einen, einzigen, ewigen Geist.  
 Hör, Israel!  
 Dein Geist erleuchte die fünf Kontinente,  
 Dein Geist bemeistre die vier Elemente,  
 Dein Geist erobre die drei Reiche,  
 Dein Geist befreie die zwei Menschen,  
 Dein einer GEIST!  
 Hör, Israel!  
 Mit deinem Geiste wirst du alle Tode der Welt  
 verlebendigen.  
 Dein Geist ist die Pforte zum Eden,  
 Dein Geist ist die Flucht nach Nirwana,  
 Dein Geist ist die Barke gen Elysium,  
 Dein Geist! Deine Erkenntnis! Dein Alleswissen!  
 Hör, Israel!  
 Dein Geist ist die glänzende Neugeburt,  
 Dein Geist ist der alte Gott,  
 Zum Sohne der Menschheit verjüngt.  
 Dein Geist ist des Leben!  
 Hör, Israel, dein Geist ist dein Gott, dein Geist  
 ist einzig!

V  
 Zu Neumond will ich auferstehen!  
 Die schwarzblauen Flechten salben mit dem Öl  
 der Nuß,  
 Und den Geliebten empfangen mit sternklarem  
 Kuß.  
 Zu Neumond will ich wandern gehen!  
 Und über den Himmel das Glück meiner Liebe  
 verkünden,  
 Und auf der Erde den Sieg meiner Liebe gründen.  
 Zu Neumond will ich tanzen gehen.  
 Die Menschen aus ihrem Traume wecken,  
 Über den Städten das neue Licht anstecken.  
 Zu Neumond will ich auferstehen!  
 Den hohen Geist wie Phönix aus der Asche heben,  
 Dem alten Glauben den Namen in Erkenntnis  
 geben.

VI  
 O Genesung aus der Langeweile,  
 Labsal für der Menschheit Durst,  
 Die nun endlich von der Ammenbrust  
 Der Geschichte sich befreite!  
 Endlich unsre Puppe Gott zerbrochen,  
 Unser Kerker Schicksal eingestürzt.  
 Wind, wo Sternenduft gewürzt,  
 Komm und reinige die Lichtepoche!

Auferstehung aus den Grabzypressen!  
 Bis zum Himmel bäumt sich unser Kreis.  
 Unser Hosiannah ist „Ich weiß!“  
 Und das wollen wir nicht mehr vergessen.

Unser Sturm ist endlich ausgefochten,  
 Unser Gletscher schmilzt und schluchzt sich aus:  
 Ozeane feiern mit Gebraus  
 Israel, der Menschheit Muttertochter!  
*Iwan Goll (Lausanne)*

OPFER ICH DER UNSTILLBAREN SINTFLUT  
 Bin ich nicht in meiner Zagheit zahllos,  
 Ohne Namen und wie ausgesetzt  
 Von der großen Sintflut, welche wahllos  
 Dieses kümmerliche Fleisch zerfetzt!  
 Überschattend mit den Riesen-Schwingen  
 Raum und Zeit und Bündnis und Geburt  
 Tat sie mich zu den entseelten Dingen,  
 Zu dem Schellentand an ihrem Gurt.  
 Gläsernes zerbrechlich mir zu Seiten  
 Daß ich mich erkannte: welken Wind  
 Meine Klage, Schreck mein rhythmisch Schreiten,  
 Und mein Werk ein fremdes, totes Kind.  
*Max Herrmann (Neisse)*



Ines Wetzel

Porträt

## AN DEN STERN (Flüelen 1909)

Du mußt schlafen noch vor Wachen,  
Eh du schimmerst, niedergehn,  
Löschen erst und auferstehn,  
Stillerrudern deinen Nachen.

Trink ihn aus, den Trank der Schwachen  
Und der Müden, die nicht gehn,  
Schweren Trunk vor Schlafengehn,  
Wein der Rudrer in dem Nachen.

Eh die Sonne sich ergangen,  
Bist du selbst zum Strahl bestellt,:  
Glanz der Brandung, unzerschellt,  
Spiegel, drin die Nacht zergangen.

Warst du gleich in Nacht vergangen,  
Hat sich doch dein Schein erhellt;  
Licht der Tiefe und der Welt,  
Kelch in Wolken, Glut in Prangen.

*Paul Adler*

## KALT

Fliederstrauch zerreißt die Luft,  
In den Zweigen bunte Fetzen.  
Schnelle kleine Winde hetzen  
Morsche Blätter durch die Luft.

Schmale Fledermäuse hängen  
Unterm Dachfirst spitz und braun.  
Frierend ragt verfallner Zaun.  
Eisige Gestirne hängen . . .

Hilflos in die nahe Nacht  
Hohe schlanke Hunde bellten. —  
Feuer fährt mit roterhellten  
Flammen in die kalte Nacht.

*Werner Hahn*



*Ines Wetzel*

*Studie*

## RUHE

Der Ozean des Blutes kreist ruhig  
Die Geister Verschollener kehren zurück.  
Ein ewiges Auf und Ab großer schwerer Glieder  
Lang und unausdehnlich ist das Heute.

Positionen werden verloren, Zufall schenkt sie  
wieder

Gleichmut wiegt uns ein — von grauen Rosen  
Ein Kranz duftet leise und stark,  
Durch lange Schlippen sieht man auf Wälder.

*Wilhelm Klemm*

## DIE PUPPE

*Von Celestina Tucher*

Dieser Moment: Man öffnet, von einer langen  
Reise zurückgekehrt, die Türe seines alten Zim-  
mers — ist immer spannend. Es gibt eine kleine  
Beklemmung in der Herzgegend, es könnte einem  
etwas sehr Liebes fortgetragen worden sein oder  
die Minna hat gerade die Vase fallen lassen.  
Aber es könnte ja auch ein ganz großer bunter  
Strauß Blumen auf dem Tisch stehen, oder es  
können Briefe da sein, Visitenkarten von wieder  
abgereistem Besuch — — — Sonderbarerweise  
erscheint auch der bekannte Raum vorerst stets  
irgendwie verändert, eine köstliche Sekunde lang.  
Dann ist enttäuscht alles wieder beim gewohnten  
alten.

Diesmal nicht. Das Erschrecken beim Öffnen der  
Türe ist tief und dann stehe ich minutenlang  
starr, allein mit dem sonderbaren Wesen, das in  
meinem Lehnstuhl sitzt und mir ein schiefes Köp-  
fchen beobachtend entgegenstreckt. Wo sah ich  
schon diese unangenehme aufgeblasene Dame?  
Dann ist es eine Porträtpuppe von mir, lebens-  
groß, in einer meiner alten Roben. Eine Sommer-  
überraschung Meister Kilians. Sie ist sicher  
meisterlich gelungen. Dieses Gesicht muß die  
Erwiderung auf seine Liebeserklärung gewesen  
sein. Der Ärmste! Ich hatte es mir nicht so  
schlimm vorgestellt.

Als ich sie erkannt habe, ist sie mir bedeutend  
sympatischer. Hauptsächlich, weil sie keine  
Fremde ist, die ich hätte bestehen müssen. Es  
ist schon am besten, ich bin es selber.

Es ist sonderbar, sich vor seinen eigenen Augen  
zu entkleiden. Sie behält ihre große Toilette und  
ich bin im Hemd. Ich lege ihr einen Band Do-  
stojewski vor die Augen; doch die schielen spöt-  
tisch und aufmerksam über den Rand auf meine  
nackten Beine. Ich wechle das Meisterwerk mit  
einer Tageszeitung. Um meine beschämliche Ge-  
bahung wieder gutzumachen, höhne ich sie.  
„Ihnen kann es ja gleich sein, ob Sie hier hinein-  
gucken oder in einen Roman von Dostojewski.  
Ihre Augen werden ja doch nicht feucht vor  
Demut für diesen Titanen und das Niveau der  
allgemeinen Gesinnung ist Ihnen viel zu gleich-  
gültig, als daß Sie vor diesen Blättern ärgerlich  
würden. Wie Sie mir leid tun!“

Aber ihr spöttischer Blick behält recht. Ich nehme

mein Buch ins Bett und vergesse sie. „Gute Nacht,“ sage ich noch, als ich den Kontakt ausschalte.

In der Dunkelheit murmle ich mein Nachtgebet. Mir schneidet ein Kichern die Worte ab. Da ich nachsehe, ist der hölzernen Dame mein Lorgnon entfallen.

„Sie müssen vorsichtiger mit meinen Sachen umgehen.“

Ein neues Kichern. Sie hat auch das Handtäschchen fallen lassen. Ich hebe beides auf und krieche unter meine Decke.

Immer weckt und erschreckt mich der Mond, wenn er sich zu mir ins Bett legt. Aber da ich heute hochfahre, ist er noch gar nicht so weit, nur der Puppe Gesicht liegt in seinem Licht. Und da lacht es ganz unverhohlen. Ein unverschämtes Grinsen, daß einem die Gedärme erfrieren.

„Warum lachen Sie?“ frage ich streng.

„Ach,“ kichert sie mit ihrer kleinen hohen Puppenstimme, „ach, weil Sie mir so ähnlich sehen, lache ich.“

„Finden Sie das so komisch?“ Ich bin irgendwie beleidigt. „Das ist doch Ihre einzige Existenzberechtigung, daß Sie mir ähnlich sehen. Darüber haben Sie gar nicht zu lachen.“

Sie hält sich mein feinstes Taschentuch vor die Lippen, um leise zu sein, kann aber ihre Heiterkeit nicht bändigen. „Nein, wie Sie doch sonderbar sind! Wie Sie die Situation doch ganz verkennen. So komisch!“

Ich bin ehrlich empört. „Hören Sie, Sie sind ein arrogantes Frauenzimmer!“

„Wirklich?“ fragt sie sanft und blinzelt mit ihren belustigten Augen. „Ich habe auch wem nachzugeraten.“

So etwas Unausstehliches war mir noch nie vorgekommen. Ich habe auch noch nie jemanden so sehr nicht leiden können.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam,“ sage ich ganz ernst und drohend, „daß ich Sie jederzeit zerbrechen kann.“

„Sie glauben?“ meint sie mit mokant vorgeschobener Unterlippe. „Sie irren aber. Ich kann Sie zerbrechen.“

„So,“ mache ich. „So, Sie können mich zerbrechen. Sie, eine hohle Wachspuppe, mich, einen lebenden Menschen, der eine Seele hat, Muskeln, ein Nervensystem und einen elektrischen Klingelzug nach der Dienerschaft. Wer sind Sie denn, wenn ich fragen darf? Ein festgehaltenes Spiegelbild, weiter nichts, verstanden?“

„Eben!“ plärrt sie, erstickt im Fett ihrer guten Laune. „Eben, ein festgehaltenes Spiegelbild. Ein Spiegelbild, das die seltene Ehre genießt, ein Original zu sehen, wenn es allein ist.“

„Allein? Seltene Ehre? Blödsinn!“

„Gar nicht. Alle anderen Spiegelbilder dürfen Sie nur dann sehen, wenn Sie sich von ihnen beobachtet wissen. Sie wissen dann sehr wohl, was Sie ihnen schuldig sind und haben die entsprechende Pose, Grimasse und den Gedanken, die gerade zu dem Spiegelbild passen. Ich aber

bin die Pose und die Grimasse und der Gedanke eines vergangenen Tages und Sie passen nicht mehr zu mir.“

„Vielleicht verlassen Sie mich nach dieser Erkenntnis? Ihre Rhetorik mißfällt mir und Ihre Heiterkeit langweilt mich.“

„Oh, Sie sollten mich nicht wegschicken, meine Liebe. Bedenken Sie, wie sehr ich Sie kompromittieren kann. Ich könnte einen Ihrer Verehrer aufsuchen und mich ihm anbieten. Sie fänden ihn dann morgen merklich kühler.“

„So?“ Ich erzwinge gerade auch noch ein spöttisches Gesicht. „Sie sind eben doch nur aus Holz.“

„Allerdings. Aber das schädigt nur Sie, denn ich habe ja keinerlei Ambitionen.“

Ich schweige eine Weile, weil mir's graut.

„Sie sind ja wirklich eine gefährliche Person. Ich wollte, Sie wären nie geboren.“

„Und doch haben Sie dies selbst besorgt, meine Gnädigste, ohne zu bedenken, daß es für eine Dame mit einer Seele, Muskeln und einem Nervensystem gar nichts Gefährlicheres gibt als ein Ebenbild aus Holz.“

„Wann bitte habe ich Sie geboren? Mir ist nicht bekannt, daß dies je in meinen Intentionen gelegen hätte.“

„Ach, das liegt nie in den Intentionen von Damen Ihres Schlages. Dennoch taten Sie es in jener Sekunde, als Meister Kilian den bösen Gedanken auf Ihrem Gesichte erriet. Oh, er ist ein großer Meister!“

Ich hocke schon ganz kleinlaut unter der Decke. „Sie sind ihm wohl recht dankbar, wie es scheint.“

„Das will ich meinen. Es gibt ja nichts Schöneres für meinesgleichen als hübsch stille sitzen und jemanden so herrlich quälen.“ Sie zwinkert sieghaft mit ihren unausstehlichen Augen. „Warum läuten Sie nicht Ihrer Dienerschaft?“

„Sie haben recht,“ sage ich entschlossen und drücke die Klingel. Minuten vergehen, während derer wir uns wortlos in die Augen sehen. Dann geht die Tür auf und Minna erscheint, mürrisch, schlaftrunken, in Hemd und Unterrock.



Ines Wetzol

Studie

„Minna,“ beginne ich, doch meine Stimme geht unter in der ihren die ruft: „Ach Minna, öffnen Sie mir doch rasch die Taille!“ Und sie gähnt dabei laut und Minna steht hinter ihr und sieht mich nicht.

„Minna,“ fange ich neuerdings an, ganz leise vor dem Schreck, der in meine Glieder gefahren ist, und wiederum übertönt sie mich.

„War das eine tolle Nacht!“ Sie schluckte heftig. „Zu schwer war der Wein.“

Minna kniet vor ihr und öffnet die Schuhe. Mir erstickt das Wort im Mund. Mir ist, ich schrumpfe zusammen, ich bin nur mehr so klein wie mein Kopf.

Sie aber setzt sich an den Bettrand und löst die Haare.

„Minna,“ versuche ich es ein letztes Mal, doch meine Stimme ist nur mehr so schwach wie das Surren einer Fliege. Ich selbst bin nur mehr ein Auge, eine Pupille, ein Sehnerv.

Sie legt sich in mein Bett. Minna geht. Sie dreht das Licht ab. Ich bin fort, ausgestoßen, entkörper — —

„Nun?“ kichert es da wieder, und sie sitzt, wie früher, voll angezogen im Lehnstuhl, während ich im Bette liege, tausendfach der neugeschenkten Schwere meiner Glieder mir bewußt.

„Nun, haben Sie jetzt etwas mehr Achtung vor meinesgleichen, obwohl ich aus Holz bin und mich die Werke Ihres Dostojewski ebensowenig tangieren wie die allgemeine Gesinnung Ihrer öden Nation?“

„Keifen Sie nur,“ stöhne ich, doch ganz resigniert, ohne zu wagen, einen Finger zu rühren.

„Morgen werde ich Sie schon irgendwie aus der Welt zu schaffen wissen.“

Sie lächelt, den Kopf tief im Nacken. „Sie überschätzen sich noch immer gewaltig. Es gibt nichts, das so schwer aus der Welt zu schaffen wäre, als ein böser Gedanke. Bemühen Sie sich nicht umsonst. Wie Sie mir leid tun!“

Mir ist jämmerlich zumute. Ich suche vergeblich nach etwas Menschlichem in ihren verhaßten Zügen. Aber da ist der Streifen Mondlicht von ihnen abgeglitten und liegt quer über meiner Bettdecke. Ich erwache.

Die Puppe im Lehnstuhl lächelt suffisant und eckelerregend mein eigenes Lächeln.

#### EIN BRIEF

Mir ist die Technik des Sich-selbst-anzeigens etwas zu kompliziert, aber ich will versuchen, Ihnen kurz zu sagen, was ich will.

Arbeiten. Unbekümmert um „Richtung“, „Mode“ und „Kunstmandat“ arbeiten.

Ich will fortschreiten, d. h. einfacher werden in der Ausdrucksform, ich will die Vision immer unabhängiger und reiner zum Niederschlag bringen; ich will primitiv sein ohne Betrug.

In Ruhe ertragen will ich jede Ablehnung, die in meinem Geschlecht oder in der Betriebsamkeit des spekulativen Kunsthandels ihre Ursache hat.

Ich will, daß mein Leben ende, wenn physische

oder psychische Hemmungen dem täglichen Fortschritt meiner Arbeit Halt gebieten.

Ich will nie die Grenzen meiner künstlerischen Bestimmung zu überschreiten suchen, nie Kompromisse eingehen, die mir die Freiheit der Darstellungsform (und die Freiheit überhaupt) beschneiden.

Ich weiß, daß aller Lebensinhalt, alle Lebensaffekte mir nur einen Sinn haben sollen: Entwicklung zur Auswirkung.

Ich brauche die Freiheit. Ein paar Freunde. Musik. Bücher. Kunst aller Könner. Und den Frieden!

*Ines Wetzel-Mai*

#### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

##### XXXVI

Goldanlieferung. Bei der gestrigen Aufführung der »Meerjungfrau« sind bereits acht Goldstücke abgegeben worden. So wirkt der Schwank nicht nur auf die Lachmuskeln, sondern erweckt auch gute patriotische Gesinnungen.

*Münchener Zeitung, 15. 11. 1916.*

Aus dunkler Erdflut emsig gestochene  
Perle des deutschen Bürgerhauses,  
Du sehnend beschworene, flammend besprochene,  
Stillende Amme bescheidenen Schmauses,  
Kartoffell

Um Dich wird heute in lechzendem Lieben  
Beraten, gerungen, geschrien und geschrieben,  
Du wirst von Millionen bedürftiger Zungen  
In Weiheliedern feiernd besungen,  
Wie nie eine Frucht,  
Wie selten ein atmendes Wesen,  
Und bist in aller Erlebnisse Flucht,  
Bleibend zur Heil'gen des Volkes erlesen,  
Kartoffell

Nicht Feigen, Bananen, nicht zarte Oliven,  
Nicht Wunder des Südens, die Süßigkeit triefen,  
Haben so brausend die lauschende Welt,  
Mit ihrem Ruhme jemals durchgellt,  
Wie Du, Kartoffell

Nicht Austern, Forellen, nicht würzige Trüffel,  
Nicht Rippenstücke von saftigen Büffeln, usw.

*Anfang einer „Hymne“, verfaßt von dem Herrn  
Emil Claar, gedruckt im Feuilleton von der „Frankfurter Zeitung“, 28. 10. 1916.*

#### KLEINER BRIEFKASTEN

L. G. Dostojewski läßt, im »Idioten«, den sterbenden Hippolyt sagen: »... Indem Sie Ihre guten Gedanken, Ihr ‚Samenkorn‘ in irgendeiner Form austreuen, geben Sie einen Teil Ihrer Persönlichkeit hin. Sie treten in die engste Beziehung, in ein untrennbares Verhältnis von Wirkung und Gegenwirkung zu dem andern... Die Samenkörner aber, die Sie ausgestreut haben und die vielleicht von Ihnen selbst vergessen worden sind, werden wachsen und Frucht tragen und die andern beglücken. Wie können Sie wissen, welchen Anteil Sie an der einstigen Entscheidung der Geschicke des menschlichen Geschlechts haben werden? Wenn Sie der Menschheit auch nur einen einzigen guten Gedanken als Ihr Vermächtnis hinterlassen, dann haben Sie nicht umsonst gelebt.« — Hippolyt ist ein völlig unzeitgemäßer, sentimentaler Knabe. Aber auch dieses »Es wird die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen« ist schöne Deklamation, nichts weiter? Wo sind die Früchte der guten Gedanken?

B. in Rostock. Wie man die „große“ Presse zwingen kann, sich ernster mit den Dingen der Kunst und Literatur zu beschäftigen? Sie haben Sorgen! Immerhin weiß ich einen Weg: die jungen Dichter und Maler sollten jeden Sonntag weitaufen. Wenn auf dem Rennplatz überdies ein Totalisator errichtet wäre, würde jede Zeitung durch sachverständige Redakteure vertreten sein.



J. F., München. Theodor Lessings Erfahrungen sind Ihnen doch nicht unbekannt geblieben, Sie haben die Broschüre „Erinnerungen an ‚berühmte Zeitgenossen‘“ gewiß gelesen; Sie dürfen sich über den Herrn Jakobsohn also nicht mehr wundern. K. O. Der Almanach DAS AKTIONSBUCH ist noch nicht erschienen; die Buchbindereien arbeiten jetzt nicht so fix, wie ich es sehen möchte.

F. W. Wie gefällt Ihnen dieser Dichter:

„... denn wer nur am Worte reibt sich,  
wird gedruckt bei Drugulin in Leipzig“

—? Leo Leipziger? Nein. Der Kerr des „Tag“? Neiner! Also eine zweite Probe (vielleicht kommen Sie dann auf die richtige Spur):

„aus dem Orkus in das Café Arco,  
dort, Freunde, liegt der Nachruhm, stark o“

Na, wer? Herr Karl Kraus! Nach diesen Darbietungen bedaure ich sehr, ihm je ein böses Wort gesagt zu haben. Er könnte ja direkt bei Drugulin in Leipzig erscheinen!

Nina und Renate. Ich soll den Lesern der AKTION wieder eine Reihe von Büchern nennen, die „man“ zu Weihnachten schenken kann? Es werden nicht viel Neuerscheinungen aus den letzten 30 Monaten geeignet sein, den Spender zu ehren. Die „zeitgemäße“ Literatur hat jedenfalls ängstlich zu meiden, wer nicht übers Jahr sich seiner Schenkung schämen will. Dies gilt ganz besonders für Jugendbücher. Schon der Titel „Jugend-schriften“ sollte schrecken. Ich habe im Vorjahre einem zwölf-jährigen Jungen diese Bücher geschenkt: Tolstois „Krieg und Frieden“, Charles de Costers „Tyll Ulenspiegel“, Krapotkins „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und in der Menschenwelt“, Suarez „Italienische Reise“, Knut Hamsuns „Hunger“ und Michelet „Die Frauen der französischen Revolution“, einem fünfzehnjährigen Mädchen: Tolstois „Und das Licht leuchtet in der Finsternis“, Johannes v. Jensens „Madame D'Ora“, Charles Louis Philipps „Marie Donadieu“ und Heinrich Manns Werk „Die Göttinnen“. Die Beschenkten sind besser geworden und sind auf den Besitz stolz. Also kein gutes Buch ist für die Jugend zu gut. Man schenke der Jugend außer den genannten Werken: Swift: Gullivers Reisen (in der einzigen vollständigen Ausgabe des Verlages Erich Reiß), Oskar Wildes „Märchen“ (Insel-Verlag), Lemonnier: „Der eiserne Moloch“ (Verlag Axel Juncker), Laurids Bruuns „Van Zantens glückliche Zeit“ und „Van Zantens Insel der Verheißung“, von dem 1914 verstorbenen Dichter Madelung: „Jagd auf Tiere und Menschen“, Krapotkins „Memoiren“ und „Geschichte der französischen Revolution“, Emil Strauß: „Freund Hein“, Defoes „Robinson Crusoe“ (in der Ausgabe des Insel-Verlages), Spittlers „Olympischen Frühling“ (Eugen Diederichs), Dickens „Weihnachtsgeschichten“ (Langen Verlag), Tolstois „Erzählungen“ (bei Diederichs erschienen). Man schenke der Jugend, was man selbst liebt. „Geeignet“ ist nur das Schlechte nicht.

Und hier noch Bücher für Jung und Alt. Da noch Gräben die Welt zertrennen: Stendhal: „Römische Spaziergänge“ und „Reise in Italien“ (Verlag Diederichs); Lafcadio Hearn: „Japan, ein Deutungsversuch“ und die „Studien aus Japan“ (Verlag Rütten und Loening); Masaryk: „Rußland und Europa. Studien“ (Verlag Diederichs); André Chevrillon: „In Indien“; Dobonek: „Die weite, weite Welt“ (beide Werke im Hyperion-Verlag, Berlin); Karl Otten: „Die Reise durch Albanien“; Theodor Däubler: „Hymne an Italien“ und „Wir wollen nicht verweilen“ (beide bei Georg Müller, München); das Sammelwerk: „Zeitalter der Renaissance“ (Diederichs); Wieglers Büchlein über Paris.

Verbücher: Band 1 und 2 der AKTIONSLYRIK recht oft zu verschenken, wird für jeden Freund der AKTION selbstverständliche Pflicht sein. Man schenke ferner sich selbst und anderen: Albert Ehrensteins „Der Mensch schreit“ und „Die weiße Zeit“; Verhaerens Gedichte (aus dem Insel-Verlage); Oskar Wildes „Zuchthausballade“ in der Übersetzung von Arthur

Holitscher (Axel Juncker, Charlottenburg); Gedichte von Däubler; Johannes R. Becher „An Europa“ (Kurt Wolff Verlag); Georg Heym: „Umbra vitae“ und „Der ewige Tag“; Alfred Wolfenstein: „Die gottlosen Jahre“ (S. Fischer, Berlin); die Bücher von Franz Werfel; Ludwig Rubiner: „Das himmlische Licht“ und die „Kriminal-Sonette“ (Wolff, Leipzig); Ernst Stadler: „Der Aufbruch“; Schickele: „Mein Lied, mein Land“ (aber erst nachdem man die Seiten 99—102 herausgerissen hat) und „Die Leibwache“; Scheerbart; Max Herrmann; Rilke; Boldt: „Junge Pferde!“, Max Brods Verbücher; Brezinas „Hymnen“; Francis Jammes „Gebete der Demut“; Rimbauds Gedichte; Baudelaire und Verlaine. Wer Altes wünscht: Hölderlin; Herweghs Gedichte aus den siebziger Jahren (nur diese!); von Freiligrath sollte man das Gedicht vom „Birkenbaum“, sauber abgeschrieben, verschenken.

Ein paar wichtige Prosa-Werke: Franz Mehrings „Lessing-Legende“ und „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ (die Verfallgeschichte ist darin noch nicht behandelt); Stirner: „Der Einzige und das Eigentum“; „Die Juniusbriefe“ (Insel-Verlag); Lassalle; Dostojewskis „Politische Schriften“; natürlich Herzens „Erinnerungen“ (der Preis, 5 M. für Abonnenten der AKTION, erreicht kaum die Herstellungskosten!) Otto Rühle: „Das proletarische Kind“ (Langen); Mach: „Analyse der Empfindungen“; Theodor Barths „Politische Porträts“; Hardens „Köpfe“; Laotse: „Vom Sinn des Lebens“ (Diederichs Ausgabe); Tolstois „Religiös-ethische Flugschriften“; die Bücher von Otto Groß; Franz Bleis „Menschliche Betrachtungen zur Politik“; die Kulturdokumente Eberhard Buchners: „Das Neueste von Gestern“ und die „Kriegsdokumente“ (das Wirksamste, was die Presse je gegen sich unternommen hat); Rosa Mayreders „Kritik der Weiblichkeit“; Seignobos „Politische Geschichte Europas“; Landauers „Sozialismus“; Jaurès letztes Werk „Die neue Armee“ (Verlag Diederichs; aber man lasse die Hand von dem „zeitgemäßen“ Auszug!) Ku Hung-Mink: „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ (der Verfasser hat jetzt neue Argumente geliefert erhalten); Webb: „Das Problem der Armut“ (Diederichs); da man sich jetzt für Heeresführer interessiert: Stendhal: „Napoleon“ (Verlag Albert Langen, München).

Verhaerens „Rubens“ und „Rembrandt“ (Insel-Verlag); Klossowskis Buch über Daumier (mit guten Reproduktionen, Piper, München); Däubler: „Der neue Standpunkt“ und „Lucidarium in arte musica“ (Hellerauer Verlag); Carl Einsteins „Negerplastik“ (Verlag Weiße Bücher); van Goghs „Briefe an seinen Bruder“ (von Einstein übertragen); Delacroix „Literarische Werke“; Michel: „Max Oppenheimer“ (Müller, München); Franz Blei: „Über Wedekind, Sternheim und das Theater“; Glaser: „Kunst Ostasiens“ (Insel-Verlag); Rilke: „Rodin“; Bergson: „Schöpferische Entwicklung“; W. Fred: „Margarethe von Valois“ (Insel-Verlag); die Bücher von Solowjew; die Bücher von Müller-Lyer; Beardsleys „Letzte Briefe“; Pascal; Carpenter; der heute fehlende Aristophanes; Pinthus' Buch der Wiederholungen (unter dem Titel „Kriegsreden“ bei Müller erschienen); Jean Pauls „Kriegserklärung gegen den Krieg“ (Hempels Klassiker-Ausgabe); Eeden: „Glückliche Menschheit“ (S. Fischer); Gustavus Myers: „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen“ (ein sehr wichtiges, bei S. Fischer erschienenes Buch, trotzdem es von dem Herrn Schippel eingeleitet und empfohlen wird); Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck (Insel-Verlag). — Doch meine Liste wird mir zu lang. Also nur noch wenige Namen: Heinrich Mann (vor allem: „Die kleine Stadt“!); Paul Adler; Carl Sternheim; D'Annunzio (Insel-Verlag); Zola; Strindberg; Flaubert (das letzte Werk „November“!); Turgeniew; Tolstoi; Gogol; Dostojewski; Maeterlinck; Claudel; Jammes „Hasenroman“; Däublers „Nordlicht“; Döblins „Drei Sprünge“ (Fischer); Gottfried Benns Novellen „Gehirne“; Max Brod; Seyerlein: „Die schmerzliche Scham“; Musils Bücher; Holitscher (S. Fischer). — Genug. Jedem Geschenk füge man bei: Tolstois „Besinnet Euch“, es kostet 30 Pfennig (durch die AKTION zu beziehen), ist mithin billiger als Schokolade.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Georg Tappert: Original-Holzschnitt (Titelblatt) / Jean Moréas: Der Tod und die Freundschaft / Hellmuth Wetzel: Die Ingenieure der Sentimentalität / Josef Čapek: Tuschzeichnung / Theodor Däubler: Munch / W. Schmid: Salome (Zeichnung) / Richter-Berlin: Macedonisches Mädchen (Holzschnitt) / Franz Werfel: Aus den vierundvierzig Sprüchen des Landstreichers Laurentin / Franz Werfel: Verlust / Otokar Brezina: Der Besuch / Albert Ehrenstein: Verse / Paul Adler: Abend / Paul Boldt: Badende Mädchen / Hermann Kasack: Gespräche / Georg Schrimpf: Holzschnitt / Carl Einstein: Drei Negerlieder / J. Eberz: Zeichnung / Kurt Kersten: Morgen / Franz Werfel: Die andere Seite / Alexander Herzen: Im Vorüberfahren. Ein Fragment / R. Janthur: Zeichnung / Rudolf Fuchs: Ueber Max Brods Roman / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf. Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
VI JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR.  $\frac{51}{52}$

SONDERHEFT „FRIEDE AUF ERDEN“. INHALT: RICHTERBERLIN: DIE HIRTEN AUF DEM FELDE (TITELBLATT) / Rembrandt: Die Anbetung der Hirten (Zeichnung) / Ein andächtiger Weihnachtsgesang (XVII. Jahrhundert) / Heinrich Fischer: Weihnacht / Max Elskamp: Für die Beklammerten. Deutsch von Paul Adler / August Strindberg: Eine Legende / Leo Tolstoi: Ein Märchen / Albrecht Dürer: Die Anbetung (Holzschnitt) / Rembrandt: Die Flucht nach Ägypten. Nachtstück / Patmore: Das Spielzeug. Deutsch von August Brücher / Josef Capek (Prag): Die Botschaft (Zeichnung) / R. de La Fresnaye (Paris): Friede auf Erden (Holzschnitt) / Simon Kronberg: Chamlam erzählt sich Märchen / K. L. Heinrich: Weihnachtsträumerei (Zeichnung) / G. K. Chesterton: Weihnachten / Hans Richter: Weihnachtsmusik (Zeichnung) / Franz Schulz: Der Weg zum Religiösen / Strohmeier: Sentimentalität (Holzschnitt) / Arthur Segal (Ascona): Holzschnitt / Hellmuth Wetzel: Der große Exquisite vom Jahr danach / Wilhelm Klemm: Verwundeter (Tuschzeichnung) / Werner Hahn: Weihnachtsfahrt / Joh. Urzidil: Erneuerung / Stelnicke: Vers / Wilhelm Klemm: Religion / Carl Einstein: Negergebet / Däubler: Der Schwur / Herbert Kühn: Wir / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Inhaltsverzeichnis des VI. Jahrgangs



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN

Band 1:

FERDINAND HARDEKOPF  
L e s e s t ü c k e

Band 2:

CARL EINSTEIN  
A n m e r k u n g e n

Band 3:

FRANZ JUNG  
O p f e r u n g  
Ein Roman

Band 4:

FRANZ JUNG  
S a u

Band 1, 2 und 4 kosten gebunden je M. 2,—

Band 3 kostet gebunden M. 3,—

DIE AKTIONS-LYRIK

Band 1:

I 9 I 4 — I 9 I 6  
Eine Anthologie

Band 2:

JÜNGSTE TSCHECHISCHE LYRIK  
Eine Anthologie

Jeder Band gebunden M. 3,—

WILHELM KLEMM  
V e r s e u n d B i l d e r  
Luxusausgabe M. 15,—

FRANZ JUNG  
Sophie. Der Kreuzweg der Demut  
Ein Roman. Geb. M. 3,—, geh. M. 2,—

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER  
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem  
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer  
Preis M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

KUNST-SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N

„Neue Seceession“ / Richter-Berlin / Schmidt-  
Rottluff / K. J. Hirsch / Hans Richter /  
Wilhelm Morgner / Egon Schiele / Georg  
Tappert = Heinrich Schaefer / Else von  
zur Mühlen / Ines Wetzel

DICHTER - SONDERHEFTE  
D E R A K T I O N

Franz Blei / Gottfried Kölwel / S. Fried-  
laender / Alfred Lichtenstein / Paris von  
Gütersloh / Heinrich Schaefer / Theodor  
Däubler / Paul Adler / Franz Werfel

SONDERHEFTE „DIE VÖLKER“

„Rußland“ (mit Geleitworten von Maximilian  
Harden) / „England“ / „Frankreich“ / „Bel-  
gien“ / „Italien“ / „Böhmen“ / „Deutschland“

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Jedes Sonderheft, gewöhnliche Ausgabe,  
kostet 50 Pfg.

Die Dichterhefte Heinrich Mann, Carl Ein-  
stein, Schickele und die Erste Lyrische  
Anthologie sind vergriffen und nur in com-  
pletten Jahrgängen enthalten. Von allen  
übrigen Sonderheften ist eine kleine Zahl  
(etwa je zehn Exemplare!) der Büttlen-  
ausgabe erhältlich. Jedes Heft kostet  
nummeriert M. 2,—

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 80 verschiedene Drucke erschienen  
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / Schrimpf  
/ Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /  
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Else von zur  
Mühlen / Hans Richter / Josef Čapek / Morgner u. a.  
100 Stück M. 3,—

portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

VERLAG DIE AKTION

POLITISCHE AKTIONS-BIBLIOTHEK

Erstes Werk:

ALEXANDER HERZEN  
E r i n n e r u n g e n

Deutsch von Otto Buek

Zwei Bände. (446 und 338 Seiten.) Mit  
drei Porträts

Gebunden M. 12,50, broschiert M. 10,—

Für Abonnenten der AKTION nur direkt vom  
Verlage: M. 8,— geb., M. 5,— broschiert

VERLAG DIE AKTION

„Uebrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen: „Aus  
den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen.  
Höchst lehrreich und schrecklich!“

*Friedrich Nietzsche an Erwin Rohde.*

Dies unvergängliche Memoirenwerk von einem der glän-  
zendsten und anziehendsten Geister, die Rußland je  
hervorgebracht, ist von einer inneren Kraft durchdrungen,  
wie sie nur echten Dichterwerken eigen ist. Als Völker-  
psychologe und Menschenkenner offenbart Herzen eine  
Feinheit und Elastizität des Begreifens, die nicht nur  
auf Erfahrung, sondern auch auf Genialität beruhen. Über  
Rußland und das russische Volk erfährt man aus diesen  
Memoiren Wesentliches und Unvergessliches

*„Neuland“ Monatsblätter.*

Das Leben Herzens ist ein Roman, nicht nur die Tra-  
gödie eines der machtvollsten Publizisten, sondern ein  
Zeitroman . . . Ein wichtiges, interessantes Werk.

*Neue Freie Presse, Wien.*

Alexander Herzen tritt in der vollen Kraft seiner Persön-  
lichkeit heute wieder vor uns hin, gleich als wolle er  
der Idee, die sich an seinen Namen knüpft, zum Siege  
verhelfen.

*„Die Hilfe“, Berlin.*

# Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST  
6. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 23. DEZ. 1916



Rembrandt

Anbetung der Hirten

## EIN ANDÄCHTIGER WEIHNACHTSGESANG

(XVII. Jahrhundert)

Ein große Freud verkünd ich euch  
Und allen Völkern auf Erdenreich.  
Auf, auf, keiner sich säumen soll,  
Denn Himmel und Erd sind Freuden voll.  
Lauft mit den Hirten, säumt euch nicht,  
Der Welt Heiland wird heut geschickt.  
Das ewige Wort ist worden Fleisch,  
Empfangen von dem Heiligen Geist.  
Bei Mitternacht ins Krippelein  
Kommt er zum Öchslein und Eselein.  
Auf, lobet ihn mit Freudenschall  
Im spißigen Heu und kalten Stall.  
Auf, auf, keiner heut trauern soll,  
Denn Himmel und Erden sind Freuden voll.  
Gebt Gott die Glorie im Himmelreich,  
Er gibt uns den Frieden auf Erdenreich.  
Auf, Sünder, lauf nach Bethlehem,  
Wach auf, zu Joseph und Maria renn.  
Dort wirst du finden das höchste Gut,  
Wie uns der Engel verkündigen tut.  
Mit Lob, mit Glorie wirst wiederkehrn,  
Ein tugendsam Leben beim Kindelein lern.  
Auf, auf, lauf, lauf, eil, lieber Christ,  
So lieb dir Christus Jesus ist!

## WEIHNACHT

Uns, lauten Tagen leidvoll angekettet,  
Entfesseln Finger sanfter Dunkelheiten.  
Atem trinkt Leere. Ströme Sinnens gleiten  
Zielschwangerm Schweigen restlos eingebettet.

Wachküssen Winde uns wie linde Frauen.  
Und Arme öffnen sich von allen Bäumen;  
Die große Güte greift aus fernen Träumen  
Nach Sternen, die uns tröstend übertauen.

Zu einem dunklen Klang laßt uns verrauschen  
In dieser Harfe letzter Seligkeiten!

Wer löst das Lied aus rätselstillen Saiten,  
Daß wir gebannt ihm durch die Tage lauschen?

*Heinrich Fischer (Karlsbad)*

## FÜR DIE BEKÜMMERTEN

I  
Doch kam die Zeit nun wieder schwerer Leiden.  
Drum, Heilige Jungfrau, nimm den Schwarzen-  
Schrecken-Schleier.

Es kam die Zeit ja an jetzt, aller Leiden.

Dort in den Häusern nähren sie die Schleier,  
Die Trauerkleider, die von Hoffnung scheiden.  
So, Heilige Jungfrau, kleide du den Schwestern-  
schleier.

Denn krank ist alles hier bis in das Beten  
Der besten Männer; und sie hörn auf keine  
Frauen.

Schwer krank ist alles bei uns bis ins Beten.

Und schau, wie jetzt der feinen Alten Schauen  
Tropfend verlischt, nach Jahren ausgetreten  
Von Nahrungskummer und der Kindbettnot der  
Frauen.

So ward denn Zeit, nicht alle zu verderben.  
Drum, selige Jungfrau, nimm den Schwestern-  
schleier

Nimm du die Handschuh der betrübten Erben.

Und dein Altarkleid laß mit Schwärze färben,  
Denn toll sind alle Frauen, krank die Freier  
Und ihre Wunden, groß im Nachtverfärben

Der Fiebers, suchen Finger stiller Orden.  
Einschlafen wollen sie in deiner Wolke  
Als wie im Kinderbett bei Kinderworten.

So kam die Zeit zur Abkunft aus der Wolke  
 Drum, heilige Jungfrau, nimm den Schwarzen  
 Orden.  
 — Vielleicht ward Christus krank hier in dem  
 Volke.

## II

Denn da sind ganz unsägliche Seelen  
 In ihren Häusern von Fleisch und Brot,  
 Und Seelen, bekümmert zum Tod.  
 So viel unaussprechliche Seelen

Und dann Augen, zum heiligen Christ  
 Ärmlich leuchtend, mit kleinen Scheinen  
 In die Nacht, gleich Christengemeinen.  
 So viel Augen, zum heiligen Christ

Heut weinend, in Himmelsbegier,  
 In die Hände mit schwachen Geberden;  
 So viel Füße, unsicher auf Erden,  
 Doch ganz sicher zur Himmelstür.

Und all armen Hunger hinzu  
 Hunger, beißend auf hungrige Zähne  
 Um ihr Brot, wie zwei hungrige Hähne.  
 Und all armen Dürste dazu!

Denn ich weiß ganz unsägliche Fraun  
 In solchen Leibern, daß Gott sich erbarme;  
 Und viel Männer kenn ich — zwar arme  
 Kranke, doch schöner als Fraun.

*Max Elskamp*

Berechtigte Übertragung von Paul Adler



Albrecht Dürer

Die Anbetung

## EINE LEGENDE

*Von August Strindberg*

Vorm Tempel des Jupiter Latiaris in Rom trafen sich zwei Männer aus der Mittelklasse. Sie blieben beide stehen, um den neuen Tempel zu betrachten, der von allen andern verschieden war und aussah, als habe er ein Erdbeben durchgemacht. Der Sockel war nämlich wie ein Dachfirst gebaut, die Säulen standen auf dem Kopf der Kapitäle, und das Dach war wie eine Grundmauer mit Kellerfenstern gemacht.

— So treffen wir uns hier wieder, hebräischer Mann, sagte der eine, der einem römischen Händler glich. War es nicht in Jaffa, wo wir uns zuletzt sahen?

— Jawohl, antwortete der Hebräer. Den Römer trifft man überall, er ist jetzt überall zu Hause; den Hebräer trifft man auch überall, aber er ist nirgends zu Hause. Doch sag mir: wessen Tempel ist dies?

— Das ist der Tempel des wilden Tiers, des Kaisers, des Caligula, des Verrückten, des Mörders, des Blutschänders; er hat ihn sich selbst errichtet; sein Abbild steht drinnen, und der Verrückte kommt jeden Tag, um sich zu verehren.

Dabei machte der Römer ein Zeichen auf seiner Stirn, den Zeigefinger der rechten Hand zuerst von oben nach unten, dann von links nach rechts führend.

Der Hebräer betrachtet ihn erstaunt.

— Bist du nicht Römer?

— Doch, ich bin römischer Christ.

— Wo wohnst du?

— Hier unter Rom, in den Felsengängen.

Er zeigte auf eine Luke im Boden, die denen glich, die zu den Kloaken hinunterführten.

— Wohnst du hier unter der Erde?

— Da wohnen wir Christen, dort liegen wir wie Samen in der Erde und keimen.

— Das sind ja Grabgewölbe dort unten.

— Ja, wir sind mit Christus begraben und warten auf die Auferstehung.

— Habt ihr einen Tempel dort unten?

— Wir halten unsern Gottesdienst dort ab, und heute feiern wir die Geburt Jesu.

— Es kommt jemand oben in der Gasse, sagte der Hebräer.

Der Römer öffnete die Luke im Boden, um hinunter zu steigen.

Da war aus dem Innern der Erde ein Chorgesang zu hören:

Es braucht die Stadt nicht Mond noch Sonne,  
 denn Gottes Herrlichkeit erleuchtet sie,  
 das Lamm ist ihr Licht!

— Wer ist das Lamm? fragte der Hebräer.

— Jesus Christus, der Erlöser der Welt.

— Findest du, daß die Welt erlöst ist, wo dieser verrückte Caligula . . .

— Die Welt wird erlöst werden, wenn wir still in der Hoffnung sind.

— Ihr habt also Israel die Verheißung genommen?

— Nein, wir haben die Verheißung geerbt, denn Christus war vom Stamm Israels.

— Es kommt jemand!

— Dann leb wohl! Wir treffen uns immer, denn die Erde ist unser!

(Deutsch von Emil Schering)

### EIN MÄRCHEN

Von Leo Tolstoi

Assarhadon, der König von Assyrien, hatte das Reich des Königs La-i-li-e erobert, alle Städte zerstört und niedergebrannt, alle Einwohner mit Gewalt in sein eigenes Land gebracht, die Krieger getötet und König Lailie in einen Käfig gesetzt.

Als König Assarhadon zur Nacht auf seinem Lager ruhte, sann er darüber nach, wie er Lailie zu Tode bringen sollte. Da hörte er plötzlich ein Geräusch in seiner Nähe. Er öffnete die Augen und sah einen Greis mit langem grauen Bart und milde blickenden Augen.

Du willst Lailie hinrichten? fragte der Greis.

Ja, antwortete der König. Ich habe nur noch nicht ausfindig gemacht, auf welche Weise ich ihn vom Leben zum Tode bringe.

Aber Lailie, das bist du ja selbst, sagte der Greis.

Das ist nicht wahr, sagte der König. Ich bin ich, und Lailie ist Lailie.

Du und Lailie, ihr seid eines, sagte der Greis. Du irrst, wenn du glaubst, du seist nicht Lailie und Lailie nicht du.

Ich irre? sagte der König. Liege ich nicht hier auf weichem Lager, umgeben von Sklaven und Sklavinnen, die mir gehorchen? Werde ich nicht morgen wie heute mit meinen Freunden schmausen, während Lailie wie ein Vogel im Käfig sitzt und morgen mit herausgestreckter Zunge am Pfahl hängen und sich krümmen wird, bis er verreckt und sein Leib von Hunden zerrissen wird.

Du kannst sein Leben nicht vernichten, sagte der Greis.

Und die vierzehntausend Krieger, die ich getötet habe und aus denen ich einen Hügel aufgeschüttet habe? sagte der König. Ich lebe, und sie sind nicht mehr. Du siehst, ich kann Leben vernichten.

Woher weißt du, daß sie nicht mehr sind?

Ich sehe sie nicht. Vor allem aber: sie haben Qualen gelitten und ich nicht. Ihnen ist es schlecht ergangen und mir gut.

Auch darin irrst du. Du hast dir selbst Qualen bereitet, nicht ihnen.

Das verstehe ich nicht, sagte der König.

Willst du das verstehen?

Ja, ich will es.

Tritt hier heran, sagte der Greis und zeigte auf ein Becken voll Wasser.

Der König stand auf und trat an das Becken heran.

Entkleide dich und steige hinein in das Becken.

Assarhadon tat, wie ihm der Greis geboten hatte.

Und jetzt, sobald ich beginne, dieses Wasser über dich zu gießen, sagte der Greis und schöpfte Was-

ser in einer Schale, tauche hinunter mit dem Kopf.

Der Greis neigte die Schale über das Haupt des Königs, und der König tauchte unter.

Kaum war König Assarhadon untergetaucht, da fühlte er, er sei nicht mehr Assarhadon, sondern ein anderer Mensch, und in dem Augenblick, in dem er sich als der andere Mensch fühlte, sieht er sich auf einem reichen Lager liegen, neben ihm ein schönes Weib. Nie vorher hatte er dieses Weib gesehen, aber er weiß, es ist seine Gattin, und dieses Weib erhebt sich und spricht zu ihm: Mein teurer Gatte Lailie, du bist müde von der Mühsal der letzten Tage, darum hast du länger geschlafen als gewöhnlich, aber ich habe deinen Schlummer bewacht und dich nicht geweckt. Jetzt aber warten dein die Fürsten im hohen Saale. Lege deine Kleider an und gehe hinaus zu ihnen.

Assarhadon begriff aus diesen Worten, daß er Lailie war. Er wunderte sich auch nicht deshalb, er wunderte sich nur darüber, daß er das bisher nicht gewußt hatte. Und er erhebt sich, kleidet sich an und geht in den großen Saal, wo die Fürsten ihn erwarten.

Die Fürsten grüßen ihren König Lailie mit tiefen Verbeugungen, dann richten sie sich auf und nehmen auf seinen Befehl vor ihm die Plätze ein, und der älteste der Fürsten beginnt zu reden: man könne nicht länger die Demütigungen des bösen Königs Assarhadon dulden, und man müsse ihm den Krieg erklären. Lailie stimmt ihnen aber nicht zu. Er befiehlt, Gesandte zu Assarhadon zu



Rembrandt

Die heilige Familie auf der Flucht

schicken, die ihm ins Gewissen reden sollen, und entläßt die Fürsten. Dann ernennt er einige von den Vornehmen zu Gesandten und prägt ihnen alle Einzelheiten ein, die sie dem König Assarhadon als seine Botschaft überbringen sollen.

Nachdem das vollbracht war, zieht Assarhadon, der sich als Lailie fühlt, ins Gebirge zur Jagd auf wilde Esel.

Das Jagdglück lächelt ihm, er tötet selbst zwei Esel, dann kehrt er heim, schmaust mit seinen Freunden und schaut den Tänzen der Sklavinnen zu.

Am folgenden Tage geht er, nach seiner Gewohnheit, in den Hof hinab, wo ihn Bittsteller, Angeklagte und Klagende erwarten, und hält Gericht ab. Dann zieht er wieder hinaus zur Jagd, die sein liebstes Vergnügen ist, und es glückt ihm an diesem Tage, eine alte Löwin zu töten und ihre zwei Jungen zu fangen.

Nach der Jagd tafelt er wieder mit seinen Freunden, unterhält sich bei Musik und Tanz und verbringt den Abend mit seiner geliebten Frau.

So gehen Tage hin und Wochen. Er harret der Wiederkehr der Gesandten, die er zu dem König Assarhadon geschickt hat, der er selber einst gewesen.

Die Gesandten kommen erst nach einem Monat zurück mit abgeschnittenen Nasen und Ohren.

König Assarhadon läßt Lailie sagen, was seinen Gesandten geschehen sei, würde auch ihm geschehen, wenn er nicht unverzüglich einen bestimmten Tribut an Silber, Gold und Zypressenholz schicken, und wenn er nicht selbst vor ihm zur Huldigung erscheinen würde.



Josef Čapek (Prag)

Die frohe Botschaft

Lailie, der früher Assarhadon gewesen, beruft wieder die Fürsten zur Versammlung und berät mit ihnen, was zu tun sei. Alle meinen einmütig, man dürfe nicht erst den Überfall Assarhadons abwarten, sondern müsse ihn mit Krieg überziehen. Der König stimmt ihnen bei, er stellt sich an die Spitze des Heeres und zieht ins Feld. Sieben Tage sind sie unterwegs, tagtäglich mustert der König sein Heer und feuert den Mut seiner Krieger an. Am achten Tage trifft sein Heer mit Assarhadons Mannschaft im breiten Tale am Ufer des Flusses zusammen. Lailies Truppen halten sich tapfer, aber Lailie, der früher Assarhadon gewesen, sieht, die Feinde kommen wie Ameisen von den Bergen herab, überschwemmen die Täler und überwältigen sein Heer. Da stürzt er sich auf seinem Kriegswagen mitten in die Schlacht und führt Hieb und Stich gegen die Feinde. Aber Lailies Krieger zählen nach Hunderten und Assarhadons nach Tausenden, und Lailie fühlt, daß er verwundet ist, daß sie ihn gefangen nehmen.

Neun Tage hindurch marschiert er gefesselt mit anderen Gefangenen inmitten der Krieger Assarhadons. Am zehnten Tage wird er nach Ninive gebracht und in einen Käfig gesetzt.

Lailie leidet Qual von Hunger und schmerzenden Wunden, aber größer noch ist die Qual, die ihm die Schmach und seine ohnmächtige Wut bereiten. Er fühlt, er ist machtlos, dem Feind all das Böse heimzuzahlen, das er erduldet. Eines nur vermag er, dem Feinde nicht die Freude zu gönnen, seine Leiden zu sehen; und so faßt er den mannhaften Entschluß, ohne Murren alles zu ertragen, was über ihn kommen würde.

Zwanzig Tage sitzt er im Käfig und sieht seiner Hinrichtung entgegen. Er sieht, wie man seine Verwandten und Freunde zum Richtplatz führt, er hört das Stöhnen der Gefolterten, denen Hände und Füße abgeschlagen werden, oder die bei lebendigem Leibe geschunden werden, und er äußert weder Unruhe noch Mitleid noch Furcht. Er sieht, wie die Eunuchen seine geliebte Frau gefesselt abführen, er weiß, sie führen sie als Sklavin zu Assarhadon. Und er trägt auch das ohne Klage.

Jetzt aber öffnen zwei Henker den Käfig, binden ihm auf dem Rücken die Hände mit einem Riemen und führen ihn auf die blutgetränkte Richtstätte. Er sieht den spitzen, blutigen Pfahl, von dem man eben erst den Leichnam seines Freundes heruntergerissen, und er weiß, daß man den Pfahl nur freigemacht hat, um Lailie hinzurichten.

Die Kleider werden ihm vom Leibe genommen. Lailie schaudert über die Magerkeit seines einst so kraftvollen, schönen Körpers. Zwei Henker ergreifen diesen Körper an den Hüften, heben ihn und wollen ihn auf den Pfahl herunterfallen lassen.

Der Tod steht vor mir, die Vernichtung! denkt Lailie. Er vergißt seinen Entschluß, mannhaft die Ruhe zu bewahren bis ans Ende. Er schluchzt auf und bittet um Schonung. Aber niemand hört ihn.

Aber das ist ja nicht möglich, denkt er, ich schlafe



wohl. Das ist ein Traum. Und er macht eine gewaltsame Bewegung, um zu erwachen. Ich bin ja doch nicht Lailie, ich bin Assarhadon, denkt er.

Du bist Lailie, und du bist auch Assarhadon, hört er eine Stimme sagen, und er fühlt, daß die Hinrichtung beginnt. Er schreit auf und taucht in diesem Augenblick mit dem Kopf aus dem Becken hervor. Der Greis steht über ihn geneigt und gießt ihm den letzten Rest Wassers aus der Kanne über den Kopf.

O, welche entsetzlichen Qualen habe ich erlitten! Und wie lange! sagt Assarhadon.

Wie lange? fragt der Greis. Du hast eben erst den Kopf hineingetaucht und hast ihn sofort wieder emporgehoben. Sieh, das Wasser in der Kanne ist noch nicht ganz ausgeflossen. Hast du jetzt verstanden?

Assarhadon antwortet kein Wort, er blickt nur entsetzt den Greis an.

Hast du jetzt verstanden, fährt der Greis fort, daß Lailie und du eines sind, und daß die Krieger, die du dem Tode überliefert hast, eins sind mit dir, und nicht nur die Krieger, auch die Tiere, die du auf der Jagd erschlagen und bei deinen Schmausereien verzehrt hast, eines sind mit dir? Du hast geglaubt, nur in dir sei Leben, aber ich habe dir den Schleier der Täuschung heruntergerissen, da hast du erkannt, daß du das Böse, das du andern tatest, dir selbst angetan hast. Ein Leben ist in allen, und du stellst in dir nur einen Teil dieses einen Lebens dar. Und nur in diesem einen Teile des Lebens, in dir, kannst du das Leben verbessern oder verschlechtern, vergrößern oder verkleinern. Verbessern kannst du das Leben in dir nur dadurch, daß du die Schranken niederreißest, die dein Leben von dem der anderen Wesen trennen, indem du die anderen Wesen als dein Selbst betrachtest und sie liebst. Das

Leben in anderen Wesen aber zu zerstören, liegt nicht in deiner Macht. Das Leben der Wesen, die du getötet hast, ist deinen Augen entschwunden, aber es hat nicht aufgehört zu sein. Du vermeintest das eigene Leben zu verlängern und das Leben der andern zu verkürzen, aber das zu tun vermagst du nicht. Für das Leben gibt es weder Zeit noch Raum. Das Leben ist ein Augenblick, und daß Leben ist ein Jahrtausend, und dein Leben und das Leben aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen in der Welt sind eines. Man kann das Leben weder vernichten noch umgestalten, denn es gibt nur ein Leben. Alles übrige ist Täuschung.

So sprach der Greis und verschwand.

Am andern Morgen gab König Assarhadon Befehl, Lailie und alle Gefangenen freizugeben, und ließ niemanden mehr hinrichten. Dann aber wanderte er als Pilger durch Städte und Dörfer und predigte den Menschen, daß das Leben nur eines sei, und daß die Menschen sich nur selbst Böses zufügen, wenn sie anderen Wesen Böses zuzufügen vermeinen.

(Autorisierte Übertragung von Raphael Löwenfeld)

#### DAS SPIELZEUG

*Von Coventry Patmore*

Mein kleiner Junge, dessen Augen einen nachdenklichen Blick haben und der in seinen Bewegungen und Worten das gelassene Wesen einer großen Persönlichkeit hat, hatte zum siebenten Male meinem Gebot nicht Folge geleistet; ich schlug ihn und hart schickte ich ihn fort, ohne ihn zu küssen; doch seine Mutter, die nachsichtig war, war gestorben. Dann fürchtete ich doch, sein Kummer möchte ihn am Schlafen hindern und ging zu ihm ans Bett, wo ich ihn in tiefem Schlaf fand, mit verweinten Augen, die Wimpern noch feucht von seinem letzten Schluchzen. Und



Roger de La Fresnaye (Paris)

Friede auf Erden

ich küßte ihn, ließ an der Stelle seiner Tränen die meinigen zurück. Denn auf einem Tisch, der ans Kopfende des Bettes herangezogen war, hatte er in Reichweite einen Kasten mit Spielmarken gestellt und einen Kiesel mit roten Adern hingelegt, ein am Strand gefundenes rundes Stück Glas, eine Flasche mit Glockenblumen und zwei französische Soustücke, alles sorgfältig angeordnet, um sein trauriges Herz zu trösten! Und diese Nacht, als ich zu Gott betete, weinte ich und sagte ihm: „Ach, wenn wir schließlich daliegen und der schwebende Atem dir keinen Ärger mehr macht im Tode und du dich erinnerst, mit welchem Spielzeug wir uns unsere Freude gemacht haben und wie schwach wir deinen großen Befehl zur Güte aufgenommen haben, dann wirst du nicht weniger väterlich als ich, den du aus deiner Erde gebildet hast, deinen Zorn lassen und wirst sagen: „Ich habe Mitleid mit diesen armen Kindern.““

(Übertragen von August Brücher)

### CHAMLAM ERZÄHLT SICH MÄRCHEN

#### I

Ich übertölpelte, Junge in einer Jugend, ein „es war einmal“ und sagte laut vor mich hin „es wird sein“ — Braun ist mein Wort und man muß es doppelt hüten. In eine Senkung bette ich es, man kann von dort viele Lichter sehen. Ich hebe



K. L. Heinrich

Weihnachts-Träumerei

es an die Sonne des Feldes, die ist glänzender und versteht die Sorge. Ich trage es gehütet durch lange Straßen der Stadt im Regen; von den Laterne fällt flüssiges Licht zum Putz; ich glaube es. Lange Alleen veratmen zu ihm laufende Ruhe; um ihn ist ein Besehn angesammelter Rücksichten; seine Fahne hat die Farbe eines Frühlingsgelächters — Kinder erkennen es — Greise gönnen es; es wird sein, daß ich liebe!

#### II

##### Chamlam erkennt ein Wort

Prachtvoll bauscht sich das Gewesene; weiß denn niemand um ein altes Gesetz?, es ziert sich für uns, — für die Früheren erkannte es zum Tod. Wir sind gekitzelt ihm die Perücke zu stauben — da war früher ein Punkt der Welt und konnte verriegeln zur Not. Vor dem Wächter rennt der Bub nach Hause, vor dem Gesetz der Mörder in ein Vaterland. Man hört nie Bescheid, man schreit; nur Hunger gilt ein Wort, roter Mohn — Liebe gilt ein Wort, Weihnachtsschnee — —. In der Vergangenheit gärt mein Gehütetes. Dort ist die Sonne voll auf Blatt, Blüte, Frucht und ich weiß nun, woher das Licht rückwärts fällt. Alte Tage stehen auf wie weitgeöffnete Grabburgen und sind gezwungen vom Geheimnis zu geben.

Ich sitze in der Sprache des Waldes und höre dem „es war einmal“ entgegen; sein Anker ist zu meinen Tagen gelichtet.

Die Sage ist ein Wort in Sammet.

#### III

##### Chamlams Lanzenspitzen

Mein Weg führt von den festen Sonnenstrahlen zu Tal. Hinter mir tuschelt der Gedanke, ich soll mir leid tun und ich kann nur betäuben, was zur verzerrten Person hält — so trete ich mit Nagelschuhen sich sonnende Tierchen. — Gehirn erstirbt an einer Vertikalen; an einem Nebeltag hockt die Müdigkeit, bleierner als die abgefallenen Rufe.

Wenn der Abend anschleicht, weine ich und muß mich schämen; denn ein Traum ist nur von der Knospe: Wille am Ende einer Nacht, Wind zum Morgen, Hahnenruf Verletzter und es gackern die Hennen.

Die Nacht schließt ein Kapitel mit sehender Schwärze und darin kann ich an mein Unfertiges, nahe daran Wort für Wort.

Ich bin in den Klang gespießt.

Simon Kronberg

## WEIHNACHTEN

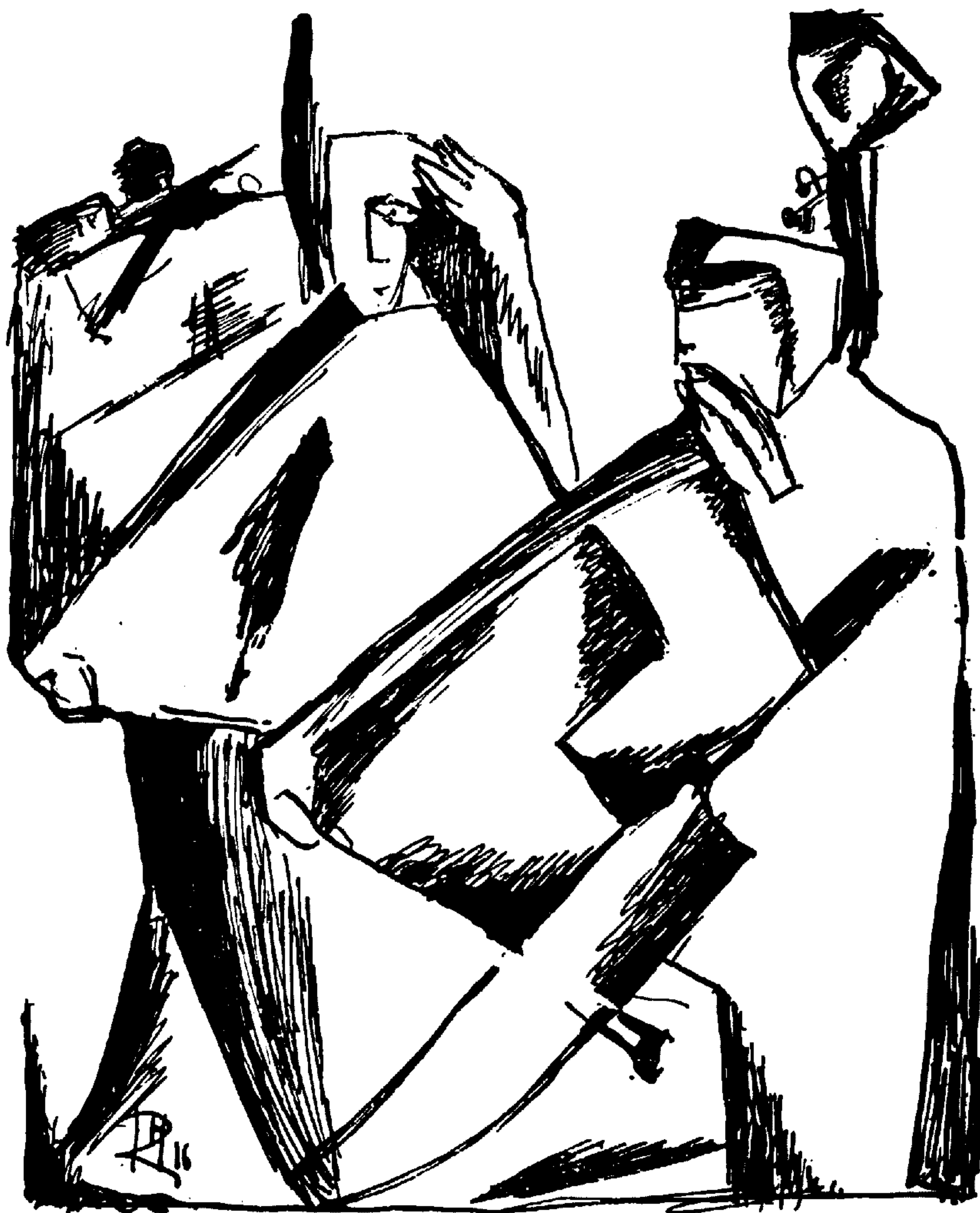
Von G. K. Chesterton (London)

Ein Fest allein blieb in dem rationellen, freudlosen Jahr übrig — Weihnachten! Um uns an die heidnischen wie die christlichen Zeiten zu erinnern, wo die Menschen Poesie trieben, statt sie zu schreiben. In dem langen Winter unserer Wälder blüht nur ein Baum, die Stechpalme.

„Feiertag“ sagt der Sinn. Ein Bankfeiertag ist offenbar ein Tag, der den Bankleuten heilig ist. Ein halber Feiertag ein Tag, an dem der Schulknabe nur zum Teil heilig ist. Es ist aufs erste nicht so leicht einzusehen, warum so menschliche Dinge wie Muße und Übermut immer einen religiösen Ursprung haben sollen. Es wäre absolut nicht sinnwidrig, wenn wir am Geburtstage

Michelangelos oder am Gedächtnistage der Eröffnung einer Eisenbahnstation uns Geschenke machen und Lieder anstimmen. Allein es läßt sich nicht durchführen. Tatsache ist, daß die Menschen ihr gefräßiges Naturell zur Entfaltung bringen, wenn sie geistliche Begebenheiten feiern. Laßt das Nicäische Glaubensbekenntnis und ähnliches wegfallen und die Wursthändler erlitten großen Schaden. Nehmt die sonderbare Schönheit der Heiligen weg und es bliebe uns nur die sonderbare Häßlichkeit eines Wandsworth. Nehmt das Übernatürliche und es bleibt uns das Unnatürliche.

Und jetzt komme ich auf einen traurigen Punkt zu sprechen. Es gibt in der modernen Welt eine bewundernswerte Klasse von Menschen, die für



Hans Richter

Weihnachtsmusik

die „antiqua pulchritudo“ sind, von der Augustinus spricht; die Sehnsucht haben nach den alten Festen, nach den Formen der Welt, als diese noch in den Kinderschuhen stak. William Morris und seine Anhänger bewiesen uns, wie viel heiterer die alten Zeiten waren als das Manchester Zeitalter. W. B. Yeats gefällt sich in den prähistorischen Tanzrhythmen, aber niemand stimmt mit ihm in Klänge ein, die er allein hört. George Moore sammelt das kleinste Fragment irischen Heidentums, das die Vergeblichkeit der katholischen Kirche übrig gelassen oder ihre Klugheit bewahrt hat. Es gibt unzählig viel Menschen mit Brillen und grünen Togen, welche für die Rückkehr des Maibaumes und der Olympischen Spiele beten. Aber ein beunruhigendes beklemmendes Gefühl schleicht sich mir bei ihrer Persönlichkeit ein: daß es gar nicht unmöglich wäre, daß sie Weihnachten ungefeiert lassen. Es ist schmerzlich, die menschliche Natur in dieser Beleuchtung zu schauen, aber mir scheint es dennoch wahrscheinlich, daß George Moore weder seinen Löffel in der Luft herumschwingt noch zu schreien anfängt, wenn der Pudding angezündet wird. Es ist sogar möglich, daß W. B. Yeats nie Knallbonsbons zieht. Verhält es sich so, worin liegt der Sinn all ihrer Träume von festlichen Traditionen? Das gute Geschäft am Weihnachtsmarkt, das das alte Fest traditionell nach sich zieht, sie finden es gemein. Verhält es sich so, so bin ich nur eines sicher, daß gerade diese Menschen zur Zeit des Maibaumes den Maibaum gewiß gemein fanden, und zur Zeit der Canterburyschen Pilgerfahrten diese sicherlich ordinär fanden, und zur Zeit der Olympischen Spiele die Spiele gewöhnlich

fanden. Und höchst wahrscheinlich waren sie gemein. Laßt uns offen sein: wenn wir mit ordinär die rohe Ausdrucksweise, die Roheit der Formen, den Klatsch, das Pferdewettrennen und Kneipen verstehen, so können wir uns sagen, daß, wo immer Ausgelassenheit, Götterglaube und Götterfreude herrschten, auch Vulgarität mitspielte. Wo immer Glaube war, da herrschte Freude, wo immer Freude und Ausgelassenheit, da lauerten Gefahren. Und wie Glaube und Mythologie, Roheit und Kraft volles Leben erzeugt, so erzeugt Kraft und Roheit Glauben und Mythos. Wenn wir je die Engländer auf das Land zurückbrächten zur Natur, würden sie wieder ein religiöses Volk, und wenn es gut geht, ein abergläubiges Volk werden. Die moderne Zeit, die weder die höchste noch die niedrigste Glaubensform kennt, verdankt diesen ihren Mangel an Einfalt ihrer Trennung von Natur, Bäumen und Wolken. Wenn wir keine Rübengeister mehr haben, so kommt es daher, daß wir keine „Rübenstülzchen“, keine Rüben mehr bauen.

#### DER WEG ZUM RELIGIÖSEN

Von Franz Schulz (Prag)

Je sens que je puis n'avoir point été, car le moi consiste dans ma pensée; donc moi qui pense n'aurait point été, si ma mere eût été tuée avant que j'eusse été animé. Donc je ne suis pas un être nécessaire. Je ne suis pas aussi éternel, ni infini, mais je vois bien qu'il y a dans la nature un être nécessaire, éternel et infini. Pascal.

Die Scheidung von notwendig und nicht notwendig bedingt ein sich über die Dinge Stellen, welches das Resultat menschlicher Reflexion ist; das Tier, dessen Instinkt von den Erscheinungen



Strohmeyer

Bürgersentimentalität

nur die mehr oder minder unmittelbaren Beziehungen zu sich selbst erfaßt, und ebenso der wesentlich auf demselben Stadium stehende Geist des Kindes in erster Entwicklung weiß die Dinge nicht unter diese Wertung zu setzen.

Den ersten Anfängen kindlicher Reflexion zeigen Notwendigkeit nur die Teile der Außenwelt, die in unmittelbarer Berührung mit dem Ich stehn: die Mutter, die den Brei reicht, den Brei, der den Hunger stillt. (Auch kommt hier nur die Notwendigkeit des Seins in Frage, nicht die des Soseins, welche der Unterscheidung der logischen Kategorien Ding und Eigenschaft bedarf.) Nicht notwendig erscheint ihm der Vater, der ihm kein Bedürfnis befriedigt, die Geschwister, der Baum vor dem Fenster, die Sonne, der Mond; die Zusammenhänge, die es diesen verbinden, sind ihm noch nicht bekannt.

Doch sein sich weitendes Verstehen läßt das Kind immer mehr Ursächlichkeiten bemerken; so begreift es — zunächst mit reiner Tatsache sich begnügend — daß zu eigener Existenz die des Vaters irgend notwendig sei und ist dieses kausale Begreifen vorläufig noch wesentlich egozentrisch, und nur durch Aufdeckung der folgenden Posten derselben direkt zu sich hinführenden Reihen das ursprüngliche erweiternd, beginnt es bald, solche Zusammenhänge auch außerhalb seiner zu erblicken; nun erfaßt es die Notwendigkeit von Sonne und Regen, die die Pflanzen wachsen lassen, — die Notwendigkeit dieser Pflanzen wird es, wenig erschöpfend, wieder nur in persönlichsten Zusammenhängen erkennen —, des Mondes, der die Nacht erleuchtet, der Geschwister, um seinen Eltern zu gehören — weiter weiß es hier nicht zu forschen —, anderer Eltern, um andere Kinder zu bekommen; und so jede Erscheinung unter die Frage nach wodurch und wozu stellend, tastet es allorts einige wenige Glieder der Kausalitätskette nach oben und unten ab.

In der selben Richtung geht nunmehr die fernere Entwicklung und in notwendiger Konsequenz führt sie den Knaben schließlich zur Erkenntnis einer unendlichen, geschlossenen Kausalität, wo alles, Ding, Eigenschaft und Relation nach Ursache und Wirkung bestimmt ist; wo diese Zusammenhänge ihm nicht erkennbar sind, beschuldigt er die Beschränktheit menschlicher Mittel und glaubt unter das erkannte allumfassende Prinzip selbstverständlich subsumieren zu dürfen. Seinen Glaubenssatz, auf den jede neue Erkenntnis aufgebaut wird, hat Wolff ausgesprochen: *Nihil est sine ratione, cur potius sit, quam non sit.* — Und da alles an rechter Stelle steht, erscheint jedes Sein und jedes Sosein notwendig, allein durch seine Beziehungen.

In diesem Stadium ist der Knabe dann reif und interessiert für die Naturwissenschaften; er ist stolz auf die lückenlose Kette des entwickelten Darwinismus und der monistischen Philosophie, die in, aus einander entwickelten, Kapiteln von „Allgemeiner Erkenntnistheorie“ über „Logik, Mannigfaltigkeitslehre und Mathematik“ und „Die physischen Wissenschaften“ zu den „Biologischen

Wissenschaften“ schreitet. (Ostwald Naturphilosophie).

Die Monisten sind die, welche an dem Orte stehn bleiben, den der Geistige als etwa Sechszehnjähriger streift; sie konstatieren und beruhigen sich darüber, daß Naturphilosophie — die einzige Philosophie — „der allgemeinste Teil der Naturwissenschaft“ sei; das menschliche Wissen aber ist „immer ein Teil jenes großen Netzes und hat daher die Beschaffenheit, daß sich die andern Teile ohne weiteres anschließen lassen, sobald sie in das Bewußtsein und die Kenntnis des einzelnen gelangen.“

Nach demselben Prinzip, einer Analogie zum biogenetischen Grundgesetz, hier hinsichtlich des Parallelismus der aufsteigenden Stufen einer ethisch-ästhetisch gewerteten Menschheit und der Stadien in der Entwicklung einer entsprechend aufnahmefähigen Einzelseele, ließe sich das Stadium erster Kindheit dem Zustande des Bürgers vergleichen, der ohne Frage nach gut und schlecht, notwendig oder nicht die Welt ruhesuchend hinnimmt, frei von der Präntention eines Geistes in oder über ihr; es sind dieselben, die bei Heine den Gedanken hervorriefen, wie entsetzlich es wäre, fiele einem von ihnen plötzlich ein, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauerhaften Irrtum vergeudet habe.

Hoch zu werten ist nur die Menschenklasse der Suchenden: (Pascal: *Il n'y a que deux sortes de*



Arthur Segal

Holzschnitt

personnes, qu'on puisse appeler raisonnables; ou ceux, qui servent Dieu de tout leur coeur, parce qu'ils le connaissent, ou ceux qui le cherchent de tout leur coeur, parce qu'ils ne le connaissent pas encore).

Zu solcher Art gelangt nun auch der Geist des jungen Menschen, der nicht selbst satt in der Erkenntnis universaler Kausalität ruhen bleibt, beim Denken der „technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der Menschheit“ stolz sich in die Brust werfend.

Die Vorstellung der Welt ist ihm immer greifbarer, kompakter geworden: Eins greift ins andere über, um selbst wieder ergriffen zu werden; weder Materie noch Geist geht je verloren, Geisteskraft wird meßbar an der Wirkung in der Materie, deren ja der Geist nur ein Teil ist; nirgends Endzweck, Entwicklung ins Unendliche, kein Gut, kein Böse, nur Entwicklung, die aus sich selbst nicht heraus kann, sich selbst verschlingt. — Und kaum erwehrt er sich der Vorstellung einer Kugel, die ewig sich dreht und dreht und dreht . . . —; dieses selbe Bild — er weiß um seine Unsinnigkeit, wo bliebe denn seine Bildung! — zeigt ihm aber auch einen Raum, innerhalb dessen die Kugel ist, ein Noch-etwas außer der Welt, dieser Welt der Einheitlichkeit, der Folgerichtigkeit, ein Etwas, das ihr schließlichen Zweck geben, ihr Zweck sein müßte.

Dieses seine Vorstellung bedrängende Bild läßt ihm eine Wahrheit ahnen, zu der er schließlich auf anderm, sicherem Wege gelangt, dem Wege, der ihm von der Frage des unbefriedigten Geistes nach Sinn und also einer Wandlung des Begriffes Notwendigkeit gewiesen wird:

Der diesen Zeilen vorangesetzte Gedanke Pascals ist inkonsequent insofern, als er die hier geltenden zwei Arten von Notwendigkeit zu unterscheiden unterläßt. Als Syllogismus der er eigentlich ist — ich bin nicht notwendig, Notwendiges aber muß es geben, also liegt es außerhalb meiner —, verwendet er den allen drei Gliedern gemeinsamen Begriff in der ersten Prämisse in diesem, der zweiten und der Konklusion in jenem Sinne: Insofern ich nämlich das Ich als durch die Geburt kausal begründet ansehe, berücksichtige ich — in Schopenhauers Terminologie — die physische Notwendigkeit nach dem Gesetz der Kausalität, vermöge welcher, sobald die Ursache eingetreten ist, die Wirkung nicht ausbleiben kann; der Gegensatz zu diesem Notwendig wäre zufällig und nicht denkbar. —

Hat nun der junge Mensch bisher die Notwendigkeit, nach der er fragte, und die er allen Erscheinungen der kausal geschlossenen Welt jedenfalls zusprechen mußte, als physische gedacht, gelangt er nun zur logischen; jene ist hypothetisch, nur im Verhältnisse, dialektisch, diese kategorisch, unmittelbar evident; und begnügt sich jene zu konstatieren, tritt diese, als auf einem Glaubenssatze fußend — Notwendiges gibt es — wertend auf. Diese Wertung ist es, die ihn seinen neuen Dualismus schaffen läßt: nichtnotwendig

gegen notwendig, zeitlich gegen ewig, endlich gegen unendlich, relativ gegen absolut.

Hier ist er zur Schwelle des Religiösen gelangt: er weiß es gibt Notwendiges, Ewiges und sucht es; er hat seinen Gott nicht, den er erst sucht und doch ist vielleicht gerade er — auch leugnet er es — eben schon der Religiöse. Zumindest ist er im Begriffe, am besten Wege es zu werden. (Wie sollte hart geschieden werden an ihm, der — endgültiger Formulierung schamvoll widerstrebend — dem latenten Zustande unruhigen Suchens hundert Nichtigkeiten zu Gründen unterlegt.)

Eine Sünde gibt es: nicht religiös sein, das heißt: nicht suchen, das heißt: mit sich zufrieden sein, sich für endgültig, für gerecht halten;

religiös sein aber bedeutet: die Ruhe hassen, aller Beschaulichkeit abhold sein.

Es sagt uns Kierkegaard: Gleichgültig gegen die Äußerlichkeit . . . in dem Resultat verschmäht das Religiöse etwas solches und verkündigt ein für allemal, daß, wer glaubt fertig zu sein . . . — verloren hat.

Geistesexistenz, besonders die religiöse, ist nicht leicht, der Gläubige liegt beständig über der Tiefe, hat 70 000 Faden Wasser unter sich.

#### DER GROSSE EXQUISITE VOM JAHR DANACH

*Von Hellmuth Wetzel*

Ich bin alt und müde, mein Leben ist nicht mehr rein, zerschunden ist es von der täglichen Mühsal; und ich werde ihn nicht mehr sehen vor meinem Tode, auf den ich hoffe. Aber er wird kommen, und kommt er heute nicht, so kommt er das Jahr danach, hoffen muß man auf ihn, denn er ist das große Vorbild der Glückseligkeit, er ist der große Exquisite. Auserlesen wird er sein, verachtet wird er Geld und Gelderwerb, verachtet wird er auch die Bettelmönche im Geistigen. Er kommt, um die große Harmonie zu werden. Er kommt zu kosten und zu verstehen, und er wird allen verzeihen, und alle verachten. Ich weiß von ihm und von seinen Kleidern. Er wird seine Kleider ein wenig lieben und so werden sie sehr ruhig sein, er wird die Gecken hassen und dennoch wird er ein stiller Geck in seinen Kleidern sein, über die sie spotten, und die sie nachäffen werden. Wenn seine Handschuhe, sein Hut und sein Stock zusammen in einem Vorzimmer liegen, wird es schon wie ein kleines Fest sein, sie werden von Menschen und Abenteuern erzählen. Ein ruhiges Bild wird er sein, da er das Schreiende und den falschen Glanz hat. Er wird nicht reden und nichts zu erzählen haben, dennoch hat er vieles gesehen und erfaßt und ausgekannt, aber die große, die kühle Bescheidenheit läßt ihn nicht davon reden. Denn er hat die Unterhaltung um des Sprechens willen und weiß, daß man alles entblättert, über das man allzugerne redet. So sitzt er im Sessel, betrachtet die Bänder seiner Schuhe, und um ihn herum sind sie geistreich. Wenn er aber einmal reden will und er redet, so wird es den anderen unanständig scheinen oder anmaßend oder sie

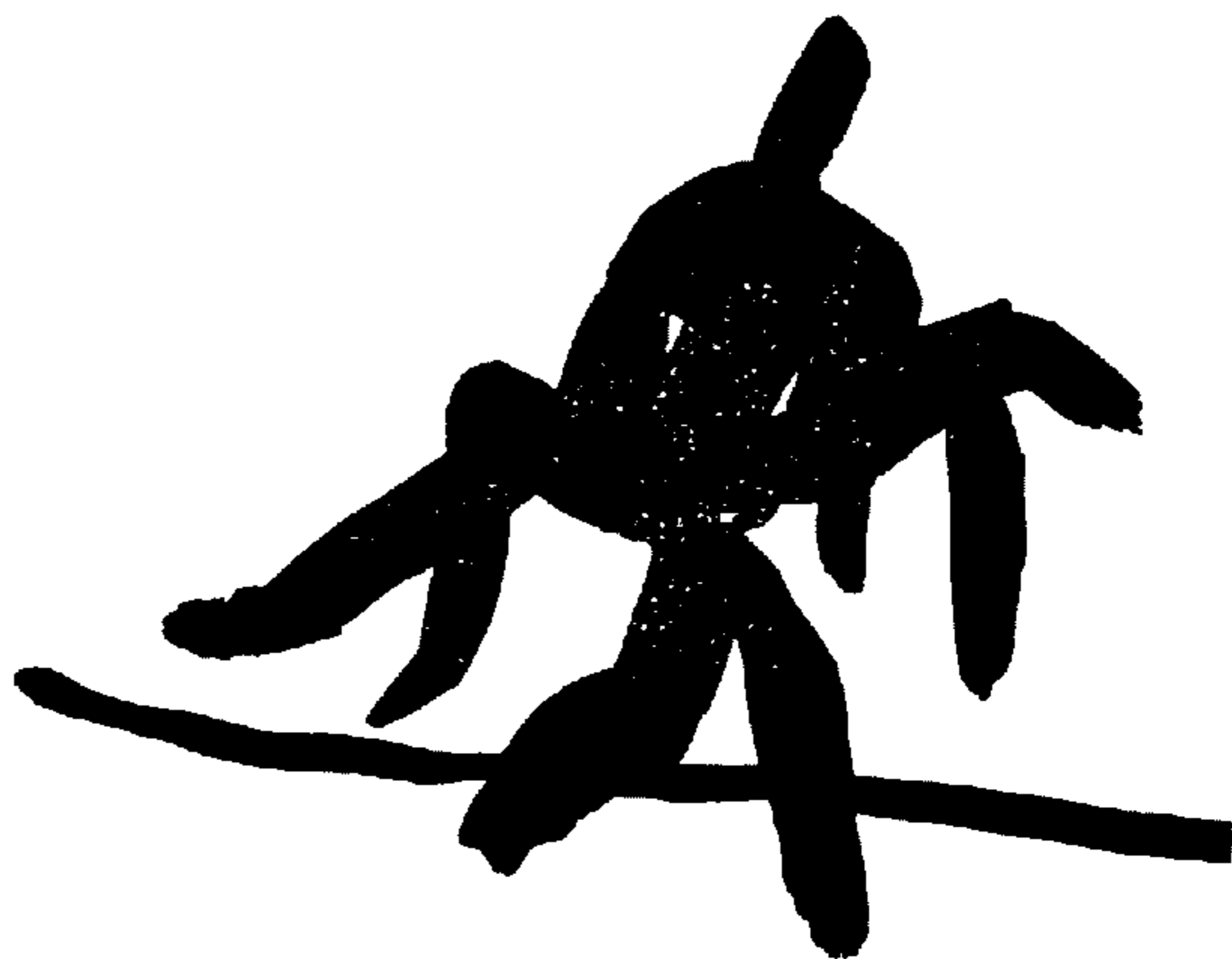
werden gähnen; denn niemand hat allzuviel Interesse und sie wollen schon zu anderem gehen. Er wird nicht begreifen, warum sie immer wieder das Alte reden und nie gründlich und warum die alten Gedanken gar so unsterblich sind in ihrer Dummheit, und er wird einsehen lernen, daß niemand ihn will und ihn braucht, und daß sie sich alle recht wohl fühlen in dem, was sie sich gegenseitig vor die Augen gaukeln und die verstaubten Worte immer wieder mögen, die sie verschimmelt in den Ecken hüten, und die sie doch einander stehlen, wie die kleinen Knaben auf der Straße ihre Murmeln. Er aber wird das Neue lieben bis zum Exzeß, und das Ausgesuchte. Und obwohl er es nie zur Schau tragen wird in ihr Gesicht, werden sie es wittern und ihn heimlich darum hassen. Sie werden ihn versuchen zu ihren Festen zu ziehen und er wird sich das einmal nicht langweilen können im Glanz der Satttheit und des Neids, und das andre mal sich nicht erniedrigen, wenn sie ihr Tier loslassen und unter sich sind: Umso schlimmer werden sie ihn hassen. Viel Gerede wird um ihn sein, unter den Bäumen am Fluß werden sie des Morgens zusammenstehen in Klumpen und ihn von ferne mit den Augen bedecken, als ob sie die schmierigen Lappen ihm anmessen wollten, in die sie ihn wickeln und er wird es sehen und wissen, wenn er daher kommt und sein Stock ihm nachschleift, und er wird ein Lächeln für sie haben, wenn er allein vorbeigeht; und das Lächeln wird sich bei ihnen in neue Wut verkehren. Nicht immer wird er die Menschen begreifen und das, was ihnen Ziel und Erfüllung zu sein scheint, und dennoch wird er zu verzeihen suchen und erst recht gehaßt sein. Seine Frauen werden ihn nicht lieben und seine Freunde werden ihn verraten. So wird er den Glanz der Märtyrer sich erwerben, und unter solchem Ruhme gekrümmt gehen und seufzend in seiner Einsamkeit. Er wird zu den Frauen zärtlich sein und sie schonen, so werden sie ihn äffen, er wird stolz sein, so werden sie von ihm gehen; alles soll er lieben und alles soll ihm zum Schmerz werden, er wird die Weisheit kennen wollen, und merken, daß sie ihn zerstören will, wenn sie aufrichtig ist, und daß sie ihn gängeln will, wenn sie von der alltäglichen ist. Alles wird er kennen lernen und die Vollendung bleibt ihm nicht erspart. Und er wird mitteilen wollen von den Früchten, die er pflückt und allen Zungen werden sie zu sauer sein, da sie verklebt sind vom Zuckerwerk des Markts. Und er wird die große Blindheit sehen, er, der mitten in der Sonne seines Jahrhunderts steht, das er so sehr liebt und wird Mitleid mit den Maulwürfen haben, trotz seines großen und edlen Zorns. Er wird sie sich fressen sehen und mit Flüchen bewerfen und einander verfluchen in die Ewigkeit hinaus, daß die Schwüre ihres Hasses die Sonne verdunkeln, und er wird wissen müssen, daß sie die Größe selbst ihres Zorns sogar verraten werden den nächsten Tag oder das nächste Jahr um eines Nutzens willen.

Aber ihm wird die Freude selbst des Hasses verwehrt sein, da er zu verstehen verurteilt ist.

Irgendwie wird ihm da ein jüngster Tag reifen und die letzte Erkenntnis wird sein, daß er verurteilt ist. Und daß die Anklage in ihm ist, und es ihm verwehrt bleibt, sich zu verteidigen. Daß es zu fliehen gilt vor der Ausbalanciertheit des Seins, da er es nicht angreifen will, und er wird schon nicht mehr wissen, ob es sein Mitleid ist, das ihn davon abhält oder die Schwäche; denn er sieht das Wohlleben auf dem Mist. Er sieht die Sanftmütigkeit, mit der die Kameele ziehen unter ihren Bündeln, eines dem Schwanz des andern folgend, und sieht den geprügelten Hund, der um sie keift und den Herrn verteidigt, der ihn geprügelt hat. Und so sehr und unendlich er die Welt liebt, sie wird ihn doch töten. Einsam wird er sein, wie ein Held, und ist es vor sich doch nie gewesen. Einsam wird er sich sein Reich erobert haben und den großen Ausgleich, wenn sie ihn des Morgens finden. Und wenn sie von ihm sprechen unter den Bäumen am Wasser, die Tiere, die sich kraftvoll glauben, da sie brutal und unverschämt sind, werden sie ihn bemitleiden, sie, die des Mitleids so bedürftig sind. Lachen werden sie und mit den Köpfen schütteln und auf das Wasser hinausgrinsen, das unter einem wendenden Segler aufbraust. Aber von der Unverschämtheit ihres Mitgefühls wird er befreit sein. Er aber ist dann gewesen und das ist viel. Er ist gewesen dann, und der Adel seines Daseins hat gestreift, was er berührt. Den Adel der Dinge hat er gesucht und nichts erschachert. Für alles hat er bezahlt, was ihm wert war, und um das Ganze seiner Größe gab er den ganzen Preis. Und er liebte das Leben, das ihn nicht wieder liebte, voll Liebreiz und Abgründen nannte er es wie eine Frau.

Aussuchend das Edle wird er der große Exquisite.

Und ich rate euch, liebt ihn, ihn, der da kommen wird das Jahr danach.



Wilhelm Klemm

Verwundeter

**WEIHNACHTSFAHRT IN DER TROIKA**

Drei wiehernde Pferde vor fliegendem Schlitten,  
In Schneesturm verschwirrt, von Geschirren um-  
schellt.

Durchläutete Sternnacht ist golden erhellt,  
Ein Baumschattenblau hat die Steppe zerschnitten.  
Die Luft ist so bunt und die Sterne erschauern . . .  
Zerflitterter Schnee überblättert die Nacht.  
Die starren Gestirne entschleiern sich sacht, —  
Jetzt wärmt gar der Winter die fröhlichen Bauern.  
Jetzt werden die Flocken zu glühenden Lampen.  
Wie trunken die blonden Sarmatinnen jubeln!  
— Und funkelnde Lichter verlieren sich weit . . .  
Die krachenden Kufen beginnen zu tanzen:  
Nun dürfen die Hufe die Schneenacht durch-  
trubeln.

Die klingelnden Schimmel sind silberbeschnit . . .

*Werner Hahn*

**ERNEUERUNG**

Nun haben meine Hände alle Not umschlungen,  
auftanzet meiner Freude lichtumflatterter Delphin,  
daß ich, emporgeschreckt aus diesen Niederungen,  
wieder ein Mensch, hinjauchzendes Gottier ge-  
worden bin.

Auftakt des Weltalls ist in meine Brust gestiegen.  
Die toten Träume, die in ausgebläster Nacht  
am Horizont wie schwärzliche Gehölze liegen,  
sind schweren Atems nun in meinen Tag erwacht.

Weintriebender Kentaur sind meine Sinnlichkeiten,  
Gedanke ätherfarben faßt mich in Gestalt,  
auch kann ich über Wasser ungefährdet schreiten,  
Windstrahl sein und Gelächter auf einem Mund  
geballt.

Von meiner Stirn umlaubt sitzt ihr, erstaunte  
Gäste,

und jegliches in mir wird tausendfach verwandt,  
wenn ich mich, Baum, erlösend ob Erdenzwiespalt  
veräste,

Urtrost bin, nachbarlicher Bruderdruck der Hand.

*Johannes Urzidil*

**IM SCHREITEN**

Ich großes, wesenloses Tier fühle wie Rhythmik  
und Inbrunst früher Gesänge in mir modern.  
Tausend Gewißheiten sterben in meiner Schatten-  
qual.

Die Jagd nach Vollkommenheit greift über ewige  
Sterne.

Alles Blut der Würdigen wird zu einem  
triumphalen Regenbogen,  
Knisternd über steilem Gespräch.

*Otto Steinicke*

**RELIGION**

Eigenartige Gefühle verfilzen sich  
Gründe blähen sich auf und schwellen an,  
Gegengründe zerflattern. Motivmassen verschie-  
ben sich.

O häßliche Lebenszähe und wilder Gleichmut!

Zwei Köche zankten sich, zänkisch wie alle Köche.  
Ein Esel brüllte, als ob er erstickte.  
An einem riesigen schwarzen Kreuz  
Hing Christus dünn wie Spinnweben.

Ich sah eine Säule, die Ohren trieb.

Die Kapuzineräffchen gaukelten an der Grenze  
der Sichtbarkeit.

Ein Gourmand trat auf und zeigte seinen Körper:  
Der war überzogen mit Zungenhaut und Ge-  
schmackswarzen.

Schön. Eine kolossale Schlange, die bei warmen  
Quellen

Überwintert hat, erscheint. Aber warte mal  
Wovon sprachen wir doch? Religion, nicht wahr,  
Ist eine vereinfachte Taschenausgabe der Philo-  
sophie.

*Wilhelm Klemm*

**NEGER-GEBET**

Feuer nachts im Augapfel des Menschen. Ver-  
senkte Nacht.

Feuer das brennt nicht hitzt,  
loht nicht glüht.

Feuer fliegt ohne Leib ohne Halt. Weiß nicht  
Hütte noch Herd.

Feuer von Palmen durchzuckt. Ein Furchtloser  
nennt dich.

Zauberisch Feuer. Wo dein Vater, wo deine Mut-  
ter, wer dich stillte?

Du dein Vater. Du deine Mutter. Gleitest ohne  
Spur.

Trocken Holz zeugt dich nicht. Asche ist dir nicht  
Tochter. Stirbst ohne Tod.

Zauberisch Feuer. Geist der Wasser unter der  
Erde.

Geist der Luft über Wolken.

Lichtglitzer, Glühwurm im Sumpf.

Vogel ohne Flügel, körperloses Ding, Geist der  
feurigen Kraft.

Höre meine Worte. Ein Furchtloser nennt dich.  
Feuer des unterirdischen Herds. Feuer des Herds  
über Wolken.

Licht, das den Mond durchweiß. Sonne zerblitzt.  
Stern in Nacht.

Stern zerspaltest Licht.

Geist des Donners. Gleißendes Auge des Sturms.  
Lichtschenkendes Feuer der Sonne.



Sühne erschreie ich. Feuer. Feuer.  
 Feuer wanderst. In deinem Schweif gebreitet  
 stirbt All.  
 Feuer wanderst. Im Rücken deiner Glut lebt All.  
 Bäume sind Brand. Asche. Asche.  
 Kräuter wachsen. Kräuter fruchten.  
 Freund des Menschen. Ich rufe um Sühne.  
 Du überwanderst Häupter Zerbrochener.  
 Gespitztes Scheitelhaar rührt nicht an dich.  
 Sühne schreie ich. Feuer.

*Stamm der Bena Kanioka, östlich des Kasai*  
 (Deutsch von Carl Einstein)

#### DER SCHWUR

Der Gipfel hat die Männer aus dem Tal ver-  
 sammelt.  
 Sie wollen sich der Himmelsabendheit ergeben.  
 Dann fangen Herzen an im Silberwind zu beben.  
 Von ihrem Greise wird ein Beten angestammelt,  
 Der blaue Abendbaum wird aufgerichtet.  
 Noch bleibt er unsichtbar ins Blau der Nacht ge-  
 dichtet.  
 Doch halten Schwüre Männerhände roterhoben,  
 Damit die Abendblüten ihren Glückverkünder  
 loben.  
 Die Schwüre züngeln über den versternten  
 Fingern.  
 Und schweben flackernd, wo ermüdet Arme  
 sinken,  
 Die Schwüre bleiben, wenn die Seelen blau zer-  
 blinken,  
 Denn Sternebringer ziehn zu frühern Sterne-  
 bringern.  
 Der blaue Baum belaubt sich mit dem Hang zu  
 trauern.  
 Die Schwüre sternern, um das Geistern einzu-  
 gittern.  
 Die Mondfrucht keimt, sie kommt durch unser  
 Gut zu dauern.  
 Den Windhauch werden Sterne, Herz und Blatt  
 erzittern.  
 Der Schaum sind Zicklein vor dem Schattenrand  
 Der sonnenüberthronten Grottenruft der Riesen.  
 Sie kommen nicht hervor: wir hören ihre Schritte.  
 Sie scheinen Kupfersärge oft zu hämmern.  
 Ein Herzfeuer zertzüngelt unter ihrer Augenmitte:  
 Sie sternern auf, und ihre Leiber schleichen zu  
 den Lämmern.

*Theodor Däubler*

#### WIR

Wir aber sind die Ausgesonderten des Tages.  
 In uns zerkrampfen sich der Welten Falten  
 Und Zeit zerspringt. Wir sind geschaffen,  
 Um den Tag den Schädel zu zerspalten.

Und unsere Schreie gellen laut durch blutige  
 Nächte.

Die Zähne krallen sich in Welten ein.  
 Das Blut zerflammt. Es brachen Dämme.  
 Durch Meere, Berge, stößt sich unser Schrein.

Das Leben sprühen wir empor an Firmamente.  
 Wir reißen Wahnsinn nieder, Haß und Neid.  
 Die Sonne klirrt. Es flammen heiße Strahlen.  
 Wir stoßen Tore durch die Not der Zeit.

*Herbert Kühn*

#### ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XXXVII

Das Friedensangebot und die Börsen.

In Berlin übte das freudig begrüßte Friedensangebot der ver-  
 bündeten Mächte zunächst darin eine Wirkung aus, daß sich das  
 Interesse fast nur auf die sogenannten Friedenswerte  
 lenkte, während Rüstungswerte wenig beachtet und zum  
 Teil stark angeboten waren. Im Vordergrund standen heute  
 bei sehr regem Verkehr Schiffsaktien und die Aktien von  
 Schiffswerften, die prozentweise im Kurse gebessert waren. Ins-  
 besondere wurden auch Kaliaktien und Kalikuxe in diese Be-  
 wegung mit hineingezogen. Außerdem waren noch verschiedene  
 Automobilaktien im Kurse befestigt. Angeboten war dagegen  
 eine ganze Reihe von Waffen- und Dynamitaktien, ferner  
 zahlreiche Montanwerte. Hervorzuheben ist noch, daß von aus-  
 ländischen Renten besonders die Bukarester Stadtanleihen,  
 ferner einzelne russische Renten sowie russische Bankaktien  
 gesucht waren.

*Beilage des „Berliner Tageblatt“ ,Mittwoch, 13.12.1916 (Abend.)*

#### KLEINER BRIEFKASTEN

Freunde, Leser, mit diesem Heft ist das sechste Jahr der  
 AKTION abgeschlossen. Über die Arbeit dieser sechs Kampf-  
 jahre brauche ich heute nichts zu sagen; sie erspart mir auch  
 jedes Vorwort zu der Arbeit des neuen Jahres. Ich danke den  
 Treuen. Und nun: weiter!

Nina und Renate. Ich lege euch auf den Weihnachtstisch  
 diese Zitate:

„Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten  
 lieben und deinen Feind hassen.

Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch  
 fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so  
 euch beleidigen und verfolgen. Ev. Matth. V. 43—45

Wie gering ist der Einfluß, den die Religion auf die Menschen  
 hat, oder wie fern sind wir noch von der wahren Religion!  
 Es gibt schlechterdings keine andere Art Gott zu verehren, als  
 die Erfüllung seiner Pflichten und Handeln nach Gesetzen, die  
 die Vernunft gegeben hat. Lichtenberg

Die Gesellschaftsordnung, die Jesus begründet: Sehen wir sie  
 in der Welt? Herrscht diese Lehre auf Erden? Sind die  
 Fürsten in unserer Welt der Völker Diener oder Herren? Acht-  
 zehnhundert Jahre hindurch hat ein Geschlecht dem anderen  
 die Lehre Christi überliefert, und Alle haben behauptet, an sie  
 zu glauben, und was hat sich in der Welt verändert?

Lamenais

Ich sehe eine neue Religion, die sich auf das Vertrauen zum  
 Menschen gründet; die die unberührten Tiefen, die in uns leben,  
 anruft; die daran glaubt, daß man das Gute lieben kann ohne  
 den Gedanken an einen Sohn und daran, daß im Menschen ein  
 göttliches Prinzip lebt. Voltaire

R. N. Was ich zu der Reklame sage, die der Verlag der so-  
 genannten „Lustigen Blätter“ für das Buch des Herrn Queri macht?

„Georg Queri hat als Kriegsberichterstatler  
 des Berliner Tageblatts Weltruf. Seine  
 meisterhaften Schilderungen lesen sich  
 wie der spannendste Roman. Noch  
 spätere Geschlechter werden in fieberhafte  
 Erregung geraten bei der Lektüre dieser

lebenswahren Berichte von der hämmernden  
Front, die ein Meister der Feder . . .“

Warten wir also die „fiebrhafte Erregung“ der „späteren Geschlechter“ ab und sprechen wir uns dann, also im nächsten Monat etwa.

L. O. Ludwig Rubiners Buch, das zweite Werk der POLITISCHEN AKTIONS-BIBLIOTHEK, heißt endgültig: DER MENSCH IN DER MITTE. Es gibt: Sätze für ein Zeitalter des Unmittelbaren. Das Buch erscheint in den ersten Tagen des Januar. Mit ihm erscheinen auch die Bände 3 und 4 der Sammlung DIE AKTIONS-LYRIK: Gottfried Benn: „Fleisch“ und Wilhelm Klemm: Verse“, erscheint auch: DAS AKTIONS-BUCH (endlich). — Daß die Bücher mit Ungeduld erwartet werden, ist schön, aber meine Arbeitskraft ist nicht unbegrenzt. J. W. René Schickeles „Kriegsziel“, das ich nun schon an vier verschiedenen Stellen proklamiert fand, ist natürlich nicht mein Friedensziel.

B. in Rostock. Bitte, lesen Sie Nietzsches Briefe an Overbeck, die soeben im Insel-Verlag erschienen sind. Mein Protest gegen Frau Elisabeth (Nr. 26 des vorigen Jahrgangs) wird durch diese Briefe sehr unterstützt.

DAS ABONNEMENT FÜR DAS NÄCHSTE QUARTAL muß sofort erneuert werden, falls in der Zustellung eine Unterbrechung nicht eintreten soll. Unsere Leser im Auslande werden gebeten, den Abonnementsbeitrag per Postanweisung einzusenden. Soll die AKTION ungeknifft (in Rollen) versandt werden, so erhöht sich der Bezugspreis um M. 1,30 für das Vierteljahr. Wer die Arbeit der AKTION fördern will, subscribiere auf die Büttenausgabe (Jahrespreis M 40); Interessenten erhalten auf Verlangen Probehefte zur Ansicht.

#### BÜCHERLISTE

FRANZ KAFKA. Das Urteil. Eine Geschichte. (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig) M. 1,50  
CHRISTIAN REUTERS WERKE. (Insel-Verlag, Leipzig) 2 Bände in Halbpergament M. 30  
GEORG BÜCHNER. Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe. (Insel-Verlag) Pappband M. 4  
CHARLES DE COSTER. Die Hochzeitsreise. (Ebenda) Geb. M. 3  
VICTOR HUGO. Notre Dame von Paris. (Insel-Verlag) M. 3  
AUGUST STRINDBERG. Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. (Georg Müller, München) M 1 50

INHALT DER VORIGEN NUMMER. (INES WETZEL-HEFT): INES WETZEL: SELBSTPORTRÄT (TITELBLATTZEICHNUNG) / Emile Verhaeren ist tot! / Emile Verhaeren: Revolte / Ines Wetzel: Studie / André Suarès: Über Stendhal / Kurt Kersten: Dostojewski in seinen Briefen / Ines Wetzel: Ernte / Theodor Däubler: Munch / Ines Wetzel: Studie / Franz Werfel: Das Gebet Mosis / Ines Wetzel: Zwei Zeichnungen für Steindruck / Iwan Goll (Lausanne): Noemi. Dithyrambe / Ines Wetzel: Drei Porträts / Max Herrmann (Neisse): Opfer / Paul Adler: An den Stern / Werner Hahn: Kalt / Wilhelm Klemm: Ruhe / Ines Wetzel: Zwei Landschaften / Celestina Tucher: Die Puppe. Eine Novelle / Ines Wetzel: Brief / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

## INHALTSVERZEICHNIS DES VI. JAHRGANGS DER AKTION

ALTER WEIHNACHTSGESANG	685	PETR BEZRUCĚ. Drei Gedichte	249
KURD ADLER. Wiederkehr	354	Hrabín	356
Dämmerung	395	Wirbitz	404
Der Dichter	411	URIEL BIRNBAUM. Geschichte	391
Verse vom Schlachtfeld	412	FRANZ BLEI. Briefe von Rops	74, 186
Verse vom Schlachtfeld	437	Aus Suarès	105
Mai-Phantasie 1916	493	Offener Brief an Herrn Paul Schlenther	178
KURD ADLER getötet!	411	Für Freundinnen	380
PAUL ADLER. Sechs Lieder von Elskamp	60	ERNST BLUMBERG. An die Zeit	39
Übertragungen	82, 84, 95, 123	PAUL BOLDT. Freundin Hörerin	440
Glauben aus unserer Zeit	287	Badende Mädchen	649
Das Einhorn	294	RUDOLF BORSCH. Traum	23
Aus dem Drama „Gregorius“	306	Ekstase	193
Ihr Wälder	305	Gespräche	409
Drei Gespräche	308	Angst	436
Lied	334	MAXIMILIAN BRAND. Getrennt	546
Aufzeichnungen zu „Nämlich“	359	HANNS BRAUN. Wir	335
Tod des Prometheus	369	ULRIK BRENDEL (Wien). Über Egon Schiele	499
O harter Tod!	609	Über Schönheit und Kunst	243
Abend	649	Wieder spricht . . .	247
An den Stern	677	Wir grüßen den Frühling	275
GABRIELE D'ANNUNZIO. Anrufung	93	Die höchste Gerechtigkeit	399
CHARLES BAUDELAIRE. Seifenblasen	116	OTOKAR BREZINA. Die Schlangenhöhlen	115
Abendharmonie	566	Strophe	442
PETER BAUER. Sommerland	333	Die Propheten	451
LUDWIG BAUMER. Notiz über Karl J. Hirsch	337	Agonie der Sehnsucht	542
Lied der Dichter	352	Der Besuch	648
Einmal	394	MAX BROD. Tschechische Musik	235
Verfallen	438	Dichter waren Hirten	388
Die Stadt	465	Der Komponist Weinberger	551
Musik	625	AUGUST BRÜCHER. Aus de Costers Werken	64
BAPUM. Um zu erheitern	189	Guérins „Bachantin“	159
JOHANNES R. BECHER. Krankenhaus	541	Aus Mallarmé	547
ADOLF BEHNE. Bahrs letzte Leistung	473	Kloster Weingarten	548
Alfred Döblins Roman	631	JULES VANDER BRUGGHEN. Die Weihe des Pontius Pilatus	215
MARIA BENEMANN. Sühne	353	HANS FLESCHE VON BRUNNINGEN. Die Heilung	45
GOTTFRIED BENN. Lyrik	277	Flucht aus der Welt	413
Aufblick	392	EBERHARD BUCHNER. Telepathie	197
Kretische Vase	441	J. v. BÜLOW. 1794	403
O, Nacht	544	ERHARD BUSCHBECK. „Mit silberner Sichel“	155
Karyatide	569	Däublers „Hesperien“	362
Durchs Erlenholz	626	PAOLO BUZZI (Rom). Kleine Nachtbilder	84
ALEXANDER BESSMERTNY. Spuk	570		

LOIS CENDRÉ. Christi Wiederkunft	220	FERDINAND HARDEKOPF. Eine Novelle des	
G. K. CHESTERTON (London). Weihnachten	697	frühen Zola	8
CHARLES DE COSTER. Legende	64	Sublimierung	16
THEODOR DAUBLER. Aus Palazzeschi	27, 87, 183	Das Café Sonett	17
Übersetzung aus Verhaeren	53	Franz Bleis „Logik des Herzens“	51
Über die Kunst in Italien	103	Maeterlinck „Alte Lieder“	72
Autobiographisches	131	Aus Camille Lemonnier	70
Futuristisches Lied	137	Anmerkung zu „Princesse Malaine“	77
Flug	142	Brief an Albert Ehrenstein	129
Vier Gedichte	145	Ein Vermächtnis Donald Wedekinds	173
Dämmerungen	146	Vorwort zu den „Lesestücken“	192
Der Ausbruch	149	Übersetzung aus Suarès	227
Erste christliche Musik	151	Liebeslied	414
Der Maler Hans Richter	181	Abneigung	546
Zu „Was ihr wollt“	233	Ballade nach Maeterlinck	614
Sang an Amalfi	261	HENRIETTE HARDENBERG. Der Flüchtling	38
Die Taube	328	Abendnähe	545
Der kurze Tag	393	GEORG HECHT. Die Tochter Jephtas	354
Die Saat	440	JAKOB HEGNER. An Theodor Daubler	155
Der Reiter	544	EMMY HENINNGS. Aus dem Gefängnis	24
Gespenster	570	MAX HERRMANN (Neiße). Opfer ich	676
Der Raub der Sabinerinnen	613	ALEXANDER HERZEN. Über Proudhon	453
Munch	638, 666	Eine Novelle	653
Der Schwur	709	OTTO ERNST HESSE. Zuruf	333
ARNO DVORAK. Prolog zu „Der Volkskönig“	249	ARTHUR HOLITSCHER. Scham und Läuterung	376
VIKTOR DYK. Die Liebste der Banditen	253	ANGELA HUBERMAN. Trommler Okerlo	120
Das Trauermahl. Ein Akt	339	RICHARD HUELSENBECK. Stramm-Parodie	123
Lied der Mutter	411	J. K. HUYSMANS. Blick auf Paris	107
ALBERT EHRENSTEIN. Flöhe zwitschern . . .	11	STEFANO INFESSURA. Tagebuch	101
Ausflug	319	H. J. B. Otto Kaus' „Dostojewski“	578
Der Mensch schreit	369	FRANCIS JAMMES. Über den Schnee	7
Wodianer	626	HANNS JOHST. Fromm	276
Leid	649	FRANZ JUNG. Zu meinem Roman „Opferung“	388
CARL EINSTEIN. Über Bleis Theaterbuch	128	Die Stephanie Gavotte	444
Paul Adlers „Nämlich“	208	GEORG KARASEK. Spleen	541
Für Zurückgebliebene	268	HERMANN KASACK. Der Automat	324
Gedicht	369	Weg der Jahre	391
Snobb	405	Alle Toten kamen	465
Drei Negerlieder	651	Gespräche	650
Neger-Gebet	708	J. T. KELLER. Der Pfad der Erlösung	12
MAX ELSKAMP (Paris). Sechs Lieder	60	Die Front	117
Weihnachtslied	686	HUGO KERSTEN. Verse	568
CARL FIGDOR (Wien). Aus dem Drama Abraham	467	KURT KERSTEN. Morgen	652
KURT FINKENSTEIN. Schicksal	413	Dostojewski	662
HEINRICH FISCHER. Weihnacht	686	WILHELM KLEMM. Erscheinung	11
OTOKAR FISCHER (Prag). Ein Augenblick	334	Mittagsstunde	39
Aus den Tiefen	441	Wolken	116
GUSTAVE FLAUBERT. Eine Wagenfahrt	331	Der Falter	194
LUCIANO FOLGORE. Der Marsch	91	Die Fülle	275
JOMAR FORSTE. Wiederleben	395	Mitternacht	335
VICTOR FRAENKL. Von Buddha zu Mach	483	Trotz	355
Die Menschenliebe im Buddhismus	537	Im Vorübergehen	392
W. FRED. Ernst Mach	430	Zwischen zwei Herzen	440
S. FRIEDLAENDER. Sylvesterrede vor Schwerhörigen	20	Unheimlicher Abendgang	446
Herrn Schelers „Abhandlungen“	282	Entsagung	493
Polaritische Gedanken	368, 402	Fieberfürst	447
RUDOLF FUCHS (Prag). Skizze zu einem Gedicht	15	Verse vom Schlacht-Feld	572
Moses am Sinai	119	Ruhe	678
Benamins Karawane	277	Religion	708
Romanze vom Betrug der Welt	350	HANS KOCH. Der Nonnenbruch	118
Max Brods „Tycho Brahe“	656	Der Mondsiedel	316
HANS GATHMANN. Vision	333	Das Steinhaus und der Rosenbusch	358
Blühende Kastanienallee	389	Der Maler	386
Am Morgen	439	Zwei Schicksale	436
Jüngster Tag	463	EDLEF KÖPPEN. Verse vom Schlachtfelde	393
Die Nacht trägt . . .	543	Tote Stadt	467
VALÈRE GILLE. Die Kunst	71	M. MORAX-KORSCHOLT. Schuld	353
ARTURO M. GIOVANNITTI. Der Käfig	494	PAUL KRAFT. Vor der Fahrt	15
JWAN GOLL (Lausanne). Gebirge	39	SIMON KRONBERG. Nacht	332
Schöpfung	194	Chamlam erzählt	695
Die letzten Tage von Berlin	422	JAROSLAV KVAPIL. Die Fremde. Ein Akt	417
Strophen	569	HERBERT KOHN. Landschaft	336
Noemi	672	Wir	709
CORRADO GOVONI. Seele	94	ALPHONSE DE LAMARTINE. Tassos Kerker	193
MAURICE DE GUERIN. Die Bacchantin	159	HANS FRIEDRICH LANGE. Verse	569
MARTIN GUMPERT. Der Alternde	37	FR. LANGER. Tod zur rechten Zeit	467
PARS VON GÜTERSLOH. Anrufung	350	ELSE LASKER-SCHÜLER. Rudolf Schmied	551
Entschlossen . . .	396	IWAN LASSANG. Klementine	194
WERNER HAHN. Nachdichtung aus Baudelaire	566	CAMILLE LEMONNIER. James Ensor	70
Kalt	677	J. M. R. LENZ. Shakespeares Geist	232
Troika	707	CHARLES LERBERGHE. Die goldene Barke	72
THEODORE HANNON. Offertorium	73	HANS LEYBOLD. Konfusion	195



## Verzeichnis der künstlerischen Beiträge

MIKOLAS ALES. Der Tod	244
BALDO. Zwei Tänzer	123
BANGERTER. Der Dichter Däubler	143
BEYE (Berlin). Komposition	620
FR. BILEK. Titelblatt der Nummer „Böhmen“	Heft 18/19
MENACHEM BIRNBAUM. Halluzination	542
FRANZ BLEI. Selbstporträt	379
JOSEF ČAPEK (Prag). Aktstudie	240
Der Bettler	248
Tuschzeichnungen	638, 691
DAUMIER. Studie	185
Im Frühling	188
Don Quijote	221
Vorm Café	278
ANDRÉ DERAÏN. Holzschnitt	196
Zeichnung	274
DÜRER. Holzschnitt	687
J. EBERZ. Johannes	214
Aktstudie	367
Flucht	442
Pferdebändiger	460
Akt	651
JAMES ENSOR. Federzeichnung	62
Napoleons Abschied	70
JOMAR FÖRSTE. Zeichnung	18
R. DE LA FRESNAYE (Paris). Zeichnung	693
EHRICH GEHRE. Original-Holzschnitt	625
VINCENT VAN GOGH. Titelblattzeichnung	Heft 1/2
GEORG GROSZ. Café	378
Neger	438
Café	543
MAX GUBLER. Kreuzabnahme	217
F. A. HARTA. Porträt Egon Schieles	482
K. L. HEINRICH. Zeichnung	695
KARL JAKOB HIRSCH. Holzschnitt	109
Selbstporträt.	Titelblatt 24/25
Holzschnitte	317, 321, 325, 328, 334
Aktstudie	370
HOERLE (Köln). Zeichnung	394
VLASTISLAV HOFMAN (Prag). Häuserreihe	255
LOTHAR HOMEYER. Selbstporträt	386
Mädchen	446
R. JANTHUR. Die Menschen.	Titelblatt Heft 45/46
Zeichnung	654
E. L. KIRCHNER. Studie	382
Zeichnung	599
CÉSAR KLEÏN. Aktstudie	420
WILHELM KLEMM. Landschaft	418
Verwundeter	706
OSIO KOFFLER. Affen	616
JOH. KUBICEK. Piétá.	210
ALTER KUPFERSTICH: Platz von San Marco	87
PAUL LASKER-SCHÖLER. Der Klavierspieler	126
Rudolf Schmied	551
MARIE LAURENCIN (Paris). Titelblattzeichnung	Nr. 3/4
MARIE-ELISABETH LINDNER. Zeichnung	412
GEORG A. MATHÉY.	Titelblatt Heft 22/23
Brennende Stadt	299
HENRI-MATISSE. Studie	408
Selbstporträt	430
Aktstudie	538
GEORGES MINNE. Trauer. Titelblatt der Nummer	
Holzschnitt	„Belgien“ 5/6
WILHELM MORGNER. Kains Opfer	282
Selbstporträt	Titelblatt Nr. 26
Dem Tode	344
Paris' Urteil	348
Das verlorene Paradies	352
Russischer Bauer	356
Das Kind Jesus im Tempel	360
Der Sohn	371
Polnischer Jude	Titelblatt 39/40
ELSE VON ZUR MÖHLEN. Nachzeichnungen zu	
Leonardo da Vinci	84, 100
Das Abendmahl	Titelblatt 16/17
Segelboote	Titelblatt 31/32
Pferde	Titelblatt Heft 41/42
Fahrende	560
Hügelmotiv	564

Kartenspieler	568
Landschaft	572
MAX OPPENHEIMER. Rosinante	227
Gegenwartskultur	Titel Heft 20/21
Musik	Titelblatt Heft 27/28
Porträt Heinrich Manns	366
PABLO PICASSO (Paris). Aktstudie	44
Zeichnung	534
Artisten	586
ADYA VAN REES.	Titelblattzeichnung 9/10
REMBRANDT. Zeichnungen	685, 690
RICHTER-Berlin. Tuschzeichnung	40
Frühlingslandschaft	Titelblatt 14/15
Theodor Däublers Porträt	266
Macedonier	Titelblatt 29/30
Studie aus Macedonien	434
Bazar in Macedonien	Titelblatt Nr. 33/34
Macedonisches Mädchen	645
Weihnachten	Titelblatt Heft 51/52
HANS RICHTER. Studie	10
Theodor Däubler	Titelblattzeichnung 11/12
Selbstporträt	Titelblatt Nr. 13
Akt	157
Studie	162
Nonne	166
Musik	169, 170
Hund	177
Ferdinand Hardekopf	192
Musik	375
S. Friedlaender	546
Porträt F. P.	628
Weihnachtsmusik	697
ROPS. Zeichnung	74
MEDARDO ROSSO. Titelblatt zur Nummer „Italien“	7/8
Das kranke Kind	92
ANDRÉ ROUYEYRE. Porträt Verhaerens	55
R. SACHS. Tänzerin	387
ARTHUR SEGAL (Ascona). Titelblatt Heft 43/44	
Holzschnitt	702
M. SLODKI (Zürich). Original-Holzschnitt	35
ARDENGO SOFFICI. Der Spiegel	Zeichnung 96
V. SPALA. Der Sommer	252
CHRISTIAN SCHAD. Messe	270
EGON SCHIELE (Wien). Studie	390
Studie	464
Selbstporträt	Titelblatt 35/36
Studie	486
Das Kind	487
Mutter und Kind	490
Porträtstudie	494
Porträt des Malers Harta	498
Original-Holzschnitte	502, 550
W. SCHMID. Salome	642
SCHMIDT-ROTTLUFF. Original-Holzschnitte	113, 415
GEORG SCHRIMPF. Im Urwald	374
Original-Holzschnitt	650
STROHMEYER. Holzschnitt	699
STURSA (Prag). Zeichnung	612
GEORG TAPPERT. Holzschnitt	391
Dunkle Winkel	468
Selbstporträt	Titelblatt 37/38
Landschaft	504
Brücke	508
Aktstudie	509
Original-Holzschnitte	511, 515, 519
Erwachen	521
Dunkle Winkel	524, 525, 594
Original-Holzschnitt	Titelblatt Heft 47/48
TOTENTANZ. Holzschnitte aus dem XV. Jahrhun-	
dert	293, 304
VALLOTTON. Porträt Maeterlincks	58
Porträt Max Elskamps	63
Porträt der Louise Michel	404
Porträt Alexander Herzens	456
INES WETZEL. Landschaft	383
Gesichte	624
Selbstporträt	Titelblatt Heft 49/50
Ernte	664
Porträts	668, 673, 676
Steindruckzeichnungen	669, 672
Studien	77, 661, 665, 680

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695. Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover. Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonnements kosten vierteljährlich durch die Post, durch Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50. Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—. Büttenausg., 100numerierte Exempl., jährl. M. 40,—. Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.**  
**Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Alle Rechte vorbehalten.**

